Lenau

1850

83
N554

Nicolaus Niembsch von Strehlenau

Nikolaus Lenaus

sämtliche Werke

in zwei Bänden.

Mit Bildnis, Lebensgeschichte und Würdigung des Dichters.

Herausgegeben

von

Eduard Castle.

Erster Band.

Inhalt: Nikolaus Lenau. Der Mensch und sein Werk. — Gedichte. Erstes und zweites Buch. — Größere lyrisch-epische Dichtungen.

Leipzig.

Hesse & Becker Verlag.

Main
PT
2393
.A1
1900
Nikolaus Lenaus
sämtliche werke in zwei
bänden.
(83 L54)

HOFFMAN MEMORIAL LIBRARY
BARD COLLEGE
ANNANDALE-ON-HUDSON, NEW YORK

Inhalt.

Einleitung.

Nikolaus Lenau. Der Mensch und sein Werk . . . . . Seite VII–LX

Gedichte.

(Die Ziffer hinter dem Titel bezeichnet das Jahr der Entstehung, die eingeklammerte Ziffer das Jahr des ersten Druckes.)

Erstes Buch.

Seite

Sehnsucht.

An meine Rose (1832) 1
Reise-Empfindung 1832 2
Nach Süden (1832) 3
Frage 1822 4
Dein Bild (1832) 5
Ghasel 1822 6
Das Mondlicht (1832) 6
Nächtliche Wanderung (1832) . . 7
Das Posthorn 1831 8
Bitte (1832) 9
An die Ersehnte (1832) 10
Meine Braut (1832) 10
In der Wüste (1832) 11
Schilflieder 1832 12
Winternacht 1832 14
Stumme Liebe (1834) 14
Wandel der Sehnsucht (1834) . . 15

Erinnerung.

Leichte Trübung 1827 15
Das tote Glück (1832) 16
Der trübe Wanderer (1832) . . . 17
Unmut (1832) 18
Zu spät! (1832) 18
Vergangenheit (1832) 19
An Fr. Kleyle (1832) 19
Einst und Jetzt (1832) 21
Die Jugendträume 1826 22
Die Felsenplatte (1832) 22
Nebel (1832) 24
An meine Guitarre (1832) . . . 24
An einen Jugendfreund (1834) . . 25

Seite

Frühling.

Der Lenz 1832 27
Liebesfeier (1832) 28
Der Gefangene 1831 28
Asyl 1833 31
Trauer (1834) 32
Frühlingsblick 1833 32
Frühlingsgedränge (1834) . . . 33
Liebe und Vermählung (1834) . . 34
Der Baum der Erinnerung (1834) 35
Frühlings Tod 1832 35

Herbst.

Herbstgefühl 1831 36
Herbstklage (1832) 36
Scheiden 1833 37
Die Wurmlinger Kapelle 1832 . . 38
Sommerfäden 1827/8? 39
Herbst 1833 39
Herbstentschluß 1833 40

Phantasieen.

Die Zweifler 1831 41
Glauben. Wissen. Handeln 1830 43

Heidebilder.

Himmelstrauer 1831 47
Robert und der Invalide 1831. . 48
An die Wolke 1831 50
Die Heideschenke 1831 51
Ahasver, der ewige Jude 1833 . . 55

Polenbilder.

In der Schenke 1831 59

Seite

Der Maskenball 1832 60
Der Polenflüchtling 1833 . . . 62

Oden.

Abendbilder (1832) 65
Zuruf an meinen Geist (1832) . 66
Sehnsucht nach Vergessen (1832) . 66
Am Bette eines Kindes (1832) . 66
An der Bahre der Geliebten (1832) 67
Am Grabe Höltys (1832) . . . 67
Primula veris 1833 68

Reiseblätter. I.

Wanderung im Gebirge 1830 . . 69
Die Heidelberger Ruine 1832/3 . 73
Die schöne Sennin 1832/3 . . . 76
Auf ein Faß zu Öhringen 1832 . 77
Der Postillon 1832/3 78
Die Rose der Erinnerung 1832/3. 80
Der Indianerzug (1834). . . . 81
Die drei Indianer (1834) . . . 84

Reiseblätter. II.

Der Urwald (1836) 85
An einem Baum (1836). . . . 87
Verschiedene Deutung 1833/4? . 87
Niagara 1834 88
Das Blockhaus 1833/4? 89
Meeresstille 1833/4? 91
Sturmesmythe 1833/4? 91
Wanderer und Wind 1832 . . . 92
Das Wiedersehen (1836). . . . 93
Die Sennin 1830 94
See und Wasserfall 1840 . . . 94
Herbstgefühl 1840 95
Ein Herbstabend (1840) 95

Atlantica.

Die Seejungfrauen 1832 . . . 96
Meeresstille 1832/3. 98
Seemorgen 1834 99
An mein Vaterland 1832/3. . . 100
Der Schiffsjunge (1834). . . . 101

Leben und Traum.

Die Werbung 1829/1830. . . . 103
Der Schifferknecht (1832) . . . 105
Marie und Wilhelm (1832) . . 106
Begräbnis einer alten Bettlerin 1832. 109
Die Waldkapelle 1831 110
Der Raubschütz 1832 112
Warnung im Traume 1834 . . 114

Vermischte Gedichte.

Die Thränen (1832) 117
In der Krankheit 1825 118

Seite

An die Melancholie (1832). . . 119
Einem Freunde ins Stammbuch (1832) 119
Vergänglichkeit 1827 120
Zögerung (1832) 120
An eine Dame in Trauer (1832) 121
Einem Knaben (1832) 121
Abschied 1832 122
Am Grabe eines Ministers 1832 . 123
Der Indifferentist (1832) . . . 124
In das Stammbuch einer Künstlerin 1831. 124
Unmögliches 1822 125
Einem Ehrsüchtigen (1832) . . . 125
Frage (1834) 126
Mein Stern (1832) 126
Der Selbstmord (1832) 127
Reiterlied (1832) 128
An J. Klemm (1832) 128
Zuflucht (1832) 129
Der Greis (1832) 129
Der Unbeständige 1822 130
Abendheimkehr (1832) 131
Vanitas (1832) 132
Fragmente 1821? 133
Theismus und Offenbarung 1832 134
Abmahnung 1832/3 135
Warnung und Wunsch 1832/3. . 135
Waldestrost 1832/3 136
Der Unentbehrliche 1832/3 . . . 136
An Fräulein Charlotte von Bauer (1834) 137
Schwärmer (1834). 137
An einen Langweiligen (1834) . 138
Stille Sicherheit (1834) 139
Waldgang 1833 139
Scheideblick (1834). 140
Bestattung 1833 140
Lebewohl an Eugenie (1834) . . 140
Aus! (1834). 141

Vermischte Gedichte.

Neue Folge.

Laß mich ziehen! (1844) 141
Zweifel und Ruhe (1844) . . . 142
Mein Herz 1842 143
Lenz (1844) 143
Das Kreuz (1844) 144
Nüchterner Blick (1844) 144
Einem Autographensammler (1844) 145
Der Räuber im Balony 1842 . . 145
Das Dilemma 1843 146
Einem Freunde 1844. 146
Auf eine holländische Landschaft (1844) 147
Die Korybanten 1844 147

Zweites Buch.

Seite

Gestalten.

Der ewige Jude 1832/3 149
Heloise 1838? 154
Der Schmetterling 1834 155
Auf meinen ausgebälgten Geier 1838 156
Der gute Gesell 1838 159
Zwei Polen (1838) 162
Der traurige Mönch 1835? . . 165
Weib und Kind 1835 167
Der Steyrertanz 1835 168
Die drei Zigeuner (1838) . . . 172
Die nächtliche Fahrt (1838) . . . 173
Vision 1838 176

Liebesklänge.

Am Rhein 1838? 177
An * 1836 179
Der schwere Abend 1836 . . . 179
Traurige Wege (1838) 180
Einsamkeit 1836 180
Wunsch 1834 181
Neid der Sehnsucht 1836 . . . 182
Meine Furcht 1836 183
Wunsch (1838) 183
An den Wind 1837 185
An die Entfernte (1838) . . . 185
Meine Rose (1838) 186
An * 1838 187
Kommen und Scheiden 1840 . . 187
Liebesfrühling 1840 187
Frage nicht 1840 188

Sonette.

Frage 1837 188
Jugend und Liebe (1838) . . . 189
Der Salzburger Kirchhof (1838) . 189
Nachhall (1838) 190
Die Asketen (1838) 190
Der Seelenkranke 1836 190
Stimme des Windes (1838) . . 191
Stimme des Regens (1838) . . 191
Stimme der Glocken (1838) . . 192
Stimme des Kindes (1838) . . . 192
Doppelheimweh (1838) 193
Einsamkeit 1840 193
Palliativ (1840) 194

Vermischte Gedichte.

Zueignung (1838) 195
Traumgewalten (1838) 196
Einem Greis 1838 196
An die Biologen 1837 197

Seite

Kruzifix 1836 198
Scheu 1838 198
Heimatklang (1836) 198
Zuflucht 1834 199
Zeiger (1836) 199
Frühlingsgrüße (1838) 200
An Luise 1835 200
Täuschung (1838) 202
Tod und Trennung (1838) . . . 203
An die Verstockten (1838) . . . 204
Herbstlied (1838) 205
Schlaflose Nacht (1836) 205
An eine Witwe 1838 206
Auf eine goldene Hochzeit (1838) . 207
An den Tod 1836 208
Herbstlied (1838) 208
Vorwurf (1838) 209
Der Jäger (1838) 209
Lied eines Schmiedes 1834 . . . 210
Ohne Wunsch (1838) 211
Mein Türkenkopf 1835 211
Der Hagestolz (1838) 212
Der Schmerz (1838) 213
An den Frühling 1838 (1838) . . 214
Das Lied vom armen Finken 1834 215
Hypochonders Mondlied (1838) . 217
Der offene Schrank (1838) . . . 220
Prolog (1838) 221
An eine Freundin (1836) . . . 223
Thränenpflege 1838 225
An den Frühling (1838) 225
An ein schönes Mädchen (1838) . 226
Der schwarze See 1838 226
Das Roß und der Reiter (1838) . 227
Die Blumenmalerin (1838) . . 228
Husarenlieder 1838 229
An den Ischler Himmel im Sommer 1838 231
Der Kranich 1839 232
Das dürre Blatt (1838) 233
Erinnerung (1840) 234
Gutenberg (1840) 234
An Agnes 1840 235
Im Vorfrühling. Am Grabe E. Mitschiks 1840 235
Bei Übersendung eines Straußes (1840) 235
Der einsame Trinker (1840) . . 236
Frühling (1840) 239
An die Alpen (1840) 239
Die Poesie und ihre Störer (1838) 241
Der Nationalist und der Poet (1838) 242
Passiver und aktiver Beifall (1838) 243

Seite

Form (1838) 243
Irrtum (1838) 243
An einen Dichter (1838) 244
Zweierlei Vögel (1838) 244

Vermischte Gedichte.

Neue Folge.

Einem Gemütskranken (1844) . . 245
An einem Grabe (1844) 245
Veränderte Welt (1844) 246
Naturbehagen 1841 246
Trinksprüche (1844) 247
Studentenreise (1844) 247
Der arme Jude 1842 248
Der kriegslustige Waffenschmied (1844) 250
Der Pechvogel (1844) 251

Seite

Der Kranke im Garten 1841 . . 252
Beethovens Büste (1844) . . . 252
Am Sarge eines Schwermütigen, der sich selbst den Tod gegeben 1841 254
Die Drei (1844) 256
Welke Rose (1844) 256
Der fromme Pilger (1841) . . . 257
Inneres Gericht (1844) 257
Die Nonne und die Rose 1843 . 258
Das Kind geboren, die Mutter tot 1843 258
Die Albigenser (1844) 259
Zweifelnder Wunsch 1844 . . . 259
Die Bauern am Tissastrand 1844 259

Waldlieder.

I—IX 1843/1844 . . . . 262—270

Größere lyrisch-epische Dichtungen.

Seite

Clara Hebert. Ein Romanzenkranz 1832.
Cîteaux 271
Der nächtliche Gang 273
Der selige Abend 275
Blumengruß 278
Die Gewitternacht 279
Der alte Marko 283
Die Botschaft 285
Die Heimkehr 287
Die Sehnsucht 289
Der Ring 292

Seite

Die Marionetten. Nachtstück 1831/2.
Erster Gesang. Der Gang zum Eremiten 293
Zweiter Gesang. Lorenzo . . 295
Dritter Gesang. Antonio . . 298
Anna. Nach einer schwedischen Sage (1838) 303
Mischka.
Mischka an der Theiß 1834/5 . 315
Mischka an der Marosch 1842 . 319
Johannes Ziska 1838/1842.
Bilder aus dem Hussitenkriege 327—342

Nikolaus Lenau.

Der Mensch und sein Werk.

1.

Nikolaus Niembsch von Strehlenau wurde am 13. August 1802 zu Csatád im Banat geboren.

„Deutsch" bedeutet sein Name, deutsch waren seine Ahnen, deutsch ist noch heute das Heidedorf, in dem er zur Welt gekommen.

Aus Atavismus und Heredität seine Anlagen und seinen Charakter zu erklären, dafür fehlen wohlbegründete Thatsachen. Besser sind Einwirkungen der nächsten Umgebung zu verfolgen. Doch wohl nicht aus sich, sondern durch die anderen wird der Sohn das Widerspiel seines Vaters: dieser ein leichtsinniger Lebemann, jener ein schwermütiger Grübler; dieser ein leidenschaftlicher Spieler, jener ein Feind der Karten; dieser das stille Glück der Häuslichkeit mißachtend, jener zeitlebens voll Sehnsucht nach Haus und Herd, nach Weib und Kind. Aber in beiden lebt stürmisch ein Sinn, der auf Liebe und Genuß gestellt ist.

An dem Vater haftet nur eine, noch dazu unfreundliche Erinnerung, mit der Mutter verbinden die zärtlichsten: auch sie höchst erotisch veranlagt und leidenschaftlich-entschlossen, doch immer sich gleich bleibend in unbegrenzter Opferwilligkeit und Opferfähigkeit für ihre Kinder, vor allem für ihren Sohn, alles Entgegenstehende unbedenklich beiseite schiebend oder setzend.

Zu Lebzeiten und nach dem Tode ihres Mannes vollauf von der Sorge des Tages in Anspruch genommen, dann wieder verheiratet wieder in kläglichen Verhältnissen, ließ sie den Knaben gewähren, der, auf der Heide zu Hause, wohl Vögel zu locken und zu fangen, doch sonst nichts verstand. Als er neunjährig war und sie gerade eine Erbschaft gemacht hatte, meinte sie, daß es nun doch an der Zeit sei, ihn etwas lernen zu lassen, und es ward ein Violinmeister und ein Guitarrelehrer aufgenommen. Vom zehnten bis zum vierzehnten Jahr auf dem Gymnasium der Piaristen machte er schnelle

Fortschritte. Mangelte dem Knaben auch noch die Auffassung der ungeheuren Glückswechsel, die sich gerade damals vollzogen, so gewann er doch jetzt einen ersten ästhetischen Maßstab: aus Horaz für alles Zarte und Weise, aus Seneca für alles Furchtbare und Schreckliche. Während man ihn aber hier in dem frommen Glauben befestigt, in dem er erzogen worden, wirft einer seiner Oheime den Feuerbrand des Zweifels in die jugendliche Seele. Den Wachen mit Voltaires aufklärerischen Ideen erfüllend, weckt er mit einem „Es giebt doch keinen Gott" den Schläfer, der sich dann am Tage, über das Welträtsel sinnend, im Orczigarten träumend und schwermütig ergeht. Länger als bei irgend einem anderen Knaben hat diese typische Entwicklungskrise freilich auch bei Niki nicht gewährt. Bald genug kamen neue Eindrücke, drängend und verdrängend nach.

In gegenseitigem Groll waren sich bisher Frau Therese, die eifersüchtig nach der Liebe ihrer Kinder geizte, und die Eltern ihres ersten Mannes, die etwas von dieser Liebe auch für sich beanspruchten, gegenübergestanden. Die wachsenden Schwierigkeiten ihrer Lage und die Besorgnis, die Großeltern könnten, ihre Drohung verwirklichend, ihr Vermögen den Kindern entziehen, zwangen endlich die Mutter, ihren Liebling nach Stockerau (bei Wien) zu schicken (1818). Freundlichst nahmen ihn die Großeltern auf, etwas eigene, aber herzensgute alte Leute: der Oberst Niembsch ein kleiner, dicker Herr, immer ruhig und gefaßt, die Großmama etwas adelsstolz und förmlich, doch beide voll des besten Willens gegen den Enkel. Aber die von der Mutter eingepflanzte und gehegte, durch Berechnung zeitweilig zurückgehaltene, doch bei starker Erregung immer hervorbrechende Abneigung Nikis ließ diese Beziehungen nie zu erquicklichen werden. Als ihn die schwarzen Augen einer Mina nicht mehr fesselten, Steins philologische Künste nicht mehr interessierten, Weintridts schönrednerische Religionsphilosophie nicht mehr seiner Phantasie Nahrung gab, Rembolds philosophische Vorträge den Reiz der Neuheit verloren hatten, da lief Franz, wie er hier genannt wurde, einfach seinen Großeltern davon (Oktober 1821), zurück zu der überglücklichen Mutter. Freilich blieb nichts anderes übrig, als baldigst die Gnade der Großeltern be- und wehmütig wieder zu erflehen. Wirklich erlangte er sie samt der Einwilligung, in Preßburg, wo sich die Mutter gerade aufhielt, ungarisches Recht zu studieren, das er nach nicht ganz einem Jahre mit der Philosophie in Wien vertauschte (1822), um wieder nach einem Jahre (1823), seinem Freunde Kleyle folgend, die Ackerbau-

schule in Ungarisch-Altenburg zu beziehen. Schon nach einem Semester hatte er auch die Landwirtschaft satt, und nun zeigte er sich entschlossen, österreichisches Recht in Wien zu studieren, dem er über zwei Jahre treu blieb (Herbst 1824 bis November 1826). Dann ein neuerliches Abspringen zur Medizin, die er mit Eifer betrieb, bis knapp vor der letzten Prüfung der überangestrengte Organismus den Dienst versagte. Kaum war er von der Erholungsreise ins Salzkammergut zurückgekehrt, als ihm durch den Tod der Großmutter (26. September 1830) ein mäßiges Vermögen zufiel. Nun imstande, ganz sich selbst zu leben, kann ihn nichts mehr länger in Wien zurückhalten; unwiderstehlich treibt's ihn hinaus ins Weite, den Gang zu wagen ins unbekannte Land, zunächst, wie er vorgiebt, um in Würzburg oder Heidelberg zu promovieren.

Ohne unerwartete Wendungen, wie in dem äußeren Lebensverlauf, vollzieht sich Lenaus innere Entwicklung, und diese macht uns jenen erklärlich.

Von ungemein starker Plastizität des Gemüts wird er ein Stimmungsmensch; durch die Mutter unendlich verzogen, behält er maßlose Eitelkeit als Haupttriebfeder des Charakters. Eine angeborene Melancholie ist aber an dem Jüngling auch nicht im mindesten zu bemerken. Im Gegenteil: recht augenfällig trägt er den Stoicismus eines Seneca zur Schau, aus ihm scheinbar unerschütterlichen Gleichmut über Trennungsschmerz und Willenszwang, Liebesglück und Freundestod schöpfend — entschieden allzufrüh, als daß dies echt sein könnte. Die Fröhlichkeit eines ungebundenen Studentenlebens wie die Einsamkeit stiller Stunden auf der Heide erweisen sich nun so als seiner Eigenart gleich gemäß. Faustisch ringt er nach Wahrheit und Erkenntnis, wobei aber jeweils Laune und Sucht, andere zu verblüffen, selber bewundert zu werden, entscheidend eingreifen. Frühzeitig schätzt er „alle Lust, welche Geld, Amt u. s. w. geben können", gering gegen die „Wollust, wenn man seine Welt in sich trägt". Aber „diese Welt in der eigenen Brust schafft man sich nur, wenn man weiß, daß man noch einen Menschen hat, der einen liebt". Es ist ein armes, vaterloses, verlassenes Mädchen von 15 Jahren, ohne eigentliche Bildung, aber mit Anlagen, die sie der schönsten Bildung fähig machen, von anziehender Gestalt, tiefem Gefühl, Hang zu liebenswürdiger Schwärmerei, angeborenem Sinn fürs Schöne und Schickliche, die ihn unendlich glücklich macht, so daß er glaubt, nie so unglücklich sein zu können, daß nicht ein Trost für ihn in ihrer Liebe wäre.

In dieser Zeit jauchzender Freude hat Lenau seine dichterischen Fähigkeiten entdeckt (Sommer 1821), und sofort nach dem obligaten Gymnasiastendrama ist er auf jene Gattung verfallen, die dann zeitlebens seine Domäne geblieben: die Lyrik. Aber nicht Schillers schwungvolle Ideendichtung oder Goethes vielgestaltige Gelegenheitspoesie oder die romantischen Ton- und Klangspielereien, Vers- und Reimkünste werden für ihn maßgebend, sondern durch die Rückständigkeit des litterarischen Geschmackes seines Schwagers Schurz — keineswegs identisch mit dem des gebildeten Wieners in den Jahren, da Grillparzers Genius seinen Aufflug nahm — wird er bis auf Klopstock und die Göttinger zurückgeführt, deren seraphisches Schwelgen in höheren Gefühlssphären ebensosehr der Sentimentalität des Neunzehnjährigen entsprach, wie ihre empfindsame Natur- und Lebensbetrachtung seinem unklaren Idealismus faßlich war. Ausgeklügelte Situationslyrik (An die Ersehnte, Die Mutter am Grabe ihres Kindes), stimmungsvolle Naturbilderchen mit konventioneller Staffage (In einer Sommernacht gesungen, Abendbilder), grausige Tyrannenverwünschungen (An einen Tyrannen) werden jetzt in ihrer Weise gezwungener Form und gesuchter Tiefe gekünstelt, der die tändelnde, spielerische, volkstümlichere Art, welche aus Bürger und Jacobi zu lernen ist (Das Rosenmädchen, Einst und jetzt, Die Jugendträume, Marie und Wilhelm), ein heilsames Gegengewicht hält. Platens eben erschienene „Ghaselen" und „Lyrische Blätter" (1821) eifern zur Nachbildung orientalischer und romanischer Formen an (Ghasel, das Sonett „Frage", die Stanzen der „Fragmente"), und für Lenau wie für die ganze deutsche Lyrik epochemachend wirken die ersten beiden Sammlungen Heinescher Poesien aus den Jahren 1822 und 1823, namentlich als das Verhältnis zu Bertha, dem inzwischen ein Töchterchen entsprossen war, eine unselige Wendung nahm.

Das Mädchen, das sich ihm so schnell geschenkt hatte, that auch nicht spröde gegen andere. Lenau ward von ihrer Treulosigkeit überzeugt, und nun ist es für immer aus mit allem Stoicismus. Eine hoffnungslose Enttäuschung; die Scham, das Reinste, das Edelste an eine Unwürdige vergeudet zu haben; der Ekel vor einer Gemeinheit, die unverzeihlich, weil man selber beinahe in ihr erstickt wäre; Gewissensqualen und Gewissenszweifel bemächtigen sich seiner und hetzen ihn in eine Gemütsverfassung, wo man allem Glauben Hohn spricht, für alle Treue nichts als Spott hat, über dem unnennbaren Weh des eigenen Herzens Welt und Menschen verachten lernt, mit einem Worte einer sich selbst

verzehrenden Melancholie völlig zum Opfer fällt. War Lenau auch keine leichtblütige Frohnatur, die Kraft hätte ihm gewiß innegewohnt, auch diese wiederum ganz typische Entwicklungskrise glücklich zu überstehen, wenn nicht die Eitelkeit die Narbe immer von neuem aufgerissen, die Wunde immer von neuem vertieft hätte. So wurde er seiner Umgebung ein interessanter Mann, und da er das um jeden Preis bleiben wollte, hielt er an seiner Pose fest, bis es ihm endlich mit Weltschmerz und innerer Zerrissenheit heiliger Ernst war.

Für seine Poesien — früher immer nur Formübungen — hatte aber Lenau nun mit einem Mal einen Inhalt gefunden. Treulosigkeit der Geliebten und Wahnsinn des Liebhabers, Leben und Tod, Liebe und Grab werden die oft variierten Themen erzählender und reflektierender Gedichte (Die Waldkapelle, Das tote Glück, Am Bette eines Kindes, Sehnsucht nach Vergessen, Vergänglichkeit), also wie bei Heine erlebter Empfindungsgehalt in erfundenen Situationen. Gemeinsam ist ferner den Dichtungen beider die Dissonanz zwischen Herz und Welt, zwischen Ideal und Wirklichkeit, die Quelle ihres Weltschmerzes, die Rechtfertigung für ihre ironische Auffassung des Menschenlebens. Aber der Metaphysiker in Lenau mochte sich mit diesen moralischen Effekten nicht begnügen. „Scheint es doch," sagt er, „als ob gerade die ironische Auffassung des Menschenlebens und ihre schmerzliche Nichtbefriedigung das Herz des Dichters näher zur Natur dränge, um in einem innigeren Verkehr mit derselben die ideale Befriedigung zu suchen, welche in der einseitigen Dissonanz der Ironie nimmer zu finden ist." Freilich besteht auch zwischen Natur- und Menschenleben ein unlösbarer Konflikt; darum muß eben die wahre Naturpoesie „aus diesem Konflikte ein drittes Organisch-Lebendiges resultieren lassen, welches ein Symbol darstelle jener höheren geistigen Einheit, worunter Natur- und Menschenleben begriffen sind" — also die Natur, verlebendigt und beseelt, menschlich denkend und fühlend, und dabei doch natürlich.

Es sind Gedanken der Schellingschen Naturphilosophie, die Lenau hier vorträgt, deren Bekenntnis ihn zum echten Sohne der Romantik stempelt. Um- und Auswertung aller poetischen Naturmotive ist von da an sein Programm. Poetisch ist ihm aber nur, was durch seine Erhabenheit rührt, was als objektives Symbol zur subjektiven Stimmung jeweils paßt. Lenau ist daher kein Naturschilderer im modernen Sinne wie Storm oder Liliencron, sondern auch hier

Romantiker, wiederum Heine zunächst stehend. Doch was Reichtum an landschaftlichen Nuancen betrifft, hat es ihm keiner seiner dichtenden Zeitgenossen gleich gethan: die ungarische Steppe — ein stilles Meer mit tiefer grenzenloser Einsamkeit, die er als Kind im Alföld, später auf wilden Ritten über die Pußten um Altenburg kennen gelernt hatte (Heidebilder); die anmutig-zerstreuende Umrahmung des Wiener Beckens; die nächstbenachbarte eindruck- und abwechslungsreiche Alpenlandschaft; endlich die Bergschroffen des Salzkammergutes (An die Alpen, Wanderung im Gebirge, Die bezaubernde Stelle, Leichte Trübung) bieten ihm Bilder und Scenerien, wie sie nur etwa noch der Pinsel eines Gauermann oder Pettenkofen festzuhalten verstand. Eine ernstliche Krankheit (1825; In der Krankheit), der Tod der Mutter (24. Oktober 1829; Zuflucht, Der offene Schrank), die Freundschaft mit einem jungen Polen, welche er auf das ganze Volk überträgt, haben späterhin seinen Motivenschatz noch bereichert.*)

Vor die Öffentlichkeit gekommen waren nur „Die Jugendträume" (in der „Aurora" 1828, N. Niembsch unterzeichnet), die „Werbung" (in der „Wiener Modenzeitung" vom 3. April 1830 mit vollem Namen) und der allegorische Traum „Glauben. Wissen. Handeln" (in Spindlers „Damenzeitung" 1830 unter dem Pseudonym Nikolaus Lenau). Alles übrige ward, nicht als der schlechteste Empfehlungsbrief, mit auf die Reise genommen.

2.

Gleich von seiner ersten Station Karlsruhe sandte Lenau, um mit einer litterarischen Großmacht anzuknüpfen, das Terzinengedicht „Der Gefangene" nach Stuttgart an Gustav Schwab, den Redakteur des Cottaschen „Morgenblattes", das in den dreißiger Jahren den ersten Rang unter den deutschen Familienjournalen behauptete. Er mußte sich die Antwort selber holen (9. August 1831), die dann allerdings über Erwarten günstig ausfiel.

Man war sich sofort klar, hier „eine in ungewohnten Kreisen dichterischer Anschauung heimische, in unsere Litteratur frisch eintretende poetische Persönlichkeit" entdeckt zu haben. Sein musikalisches Talent, die geheimnisvolle tiefe Schwermut, die Angehörigkeit zu einer der interessanten Nationen, all das erregte die lebhafteste Teil-

*) Aus derselben Zeit stammt auch das Bruchstück einer nach Tiecks Muster in Angriff genommenen Dramatisierung des Volksbuches vom König Eginhard aus Böhmen („Helena").

nahme, so daß jedermann ihn kennen lernen wollte, er in einen Strudel von Gesellschaften gezogen wurde, wie unwillkommen ihm auch die meisten Einladungen waren. Nur mit Uhland, Mayer, Kerner hat er gern und freudig angeknüpft, sonst war er am liebsten allein mit der Familie Schwab oder wenigen Freunden; da, in trauter Häuslichkeit, wurde er zusehends heiterer, gewann ihm das Leben wieder mehr Wert. War es ihm doch selbst in dieser Zeit recht ernst mit dem Gedanken, sich eine Häuslichkeit zu gründen, lugte er doch schon überall nach einem kleinen Besitztum aus, das er ankaufen, und dem er eine tüchtige Hausfrau vorsetzen könnte.

Und nicht ungern hörte man solche Pläne aus dem Munde des aufsteigenden Genius. Auf der Kuppel der Solitude an einem herrlichen Abend ward der schauderhafte Accord mit ihm gemacht, wenn Schwab und seine Frau an der gefürchteten Cholera, die gerade in jenen Jahren zum erstenmal in Deutschland auftrat, sterben müßten, sollte er ihren Ludwig an Kindesstatt annehmen und dann ihm zuliebe heiraten. Und wen? Das Mädchen war schon gefunden: es war Frau Schwabs Nichte, Charlotte Gmelin.

Am 22. August 1831 hatte Lenau sie zum erstenmal gesehen und einen tiefen Eindruck von ihrem bezaubernden Klavierspiel erfahren. Eine Vorlesung seiner „Waldkapelle", ihr göttlicher Vortrag der Adelaide von Beethoven, seinem Lieblingskomponisten, bringen das Paar näher. Deutliche Zeichen, daß er auch ihr nicht gleichgültig geblieben sei, lassen ihn vollends Feuer fangen. Und nun, überzeugt von dem Ernst seiner Neigung, verhilft ihm Frau Schwab dazu, ihre Nichte öfter zu sehen, „weil sie sonst für die Ruhe des guten Mädchens gefürchtet hätte, da er wirklich etwas ganz Unwiderstehliches hat. Er war überhaupt auch zu gewissenhaft, um etwas von seiner Neigung gegen sie zu äußern, und wünscht, daß sie frei bleiben soll, bis er in der Lage sei, um sie werben zu können." Sein Lebensplan ist, auf fünf bis sechs Jahre in die neue Welt hinüberzugehen und in Philadelphia Vorlesungen über Pathologie und Physiologie zu halten — nur um der Wissenschaft willen, denn man hält ihn für reich. Zunächst will er sich jedoch in Heidelberg (um seinen Lieben näher zu sein, nicht wie ursprünglich geplant in Würzburg) in der praktischen Medizin üben.

Schon während dieser „schönen" Stuttgarter Tage klagt Lenau über verdrießliche Stimmung und Kopfschmerz. In Heidelberg stellte sich nur zu bald Unbehagen ein über das laute, bunte Treiben der

kleinen Universitätsstadt, die ihm wie ein litterarischer Jahrmarkt erschien, und Unmut über das Fehlschlagen seiner Erwartungen, da sich das Klinikum als äußerst arm an lehrreichen Krankheitsfällen erwies; ein finsteres Hofzimmer und völlige gesellschaftliche Isolierung vergrößern die seelische Depression. Schon nach acht Tagen seines Aufenthaltes scheint ihm der Verzicht auf Lotte unvermeidlich; er fühlt so wenig Glück in sich, daß er andern keines abgeben könnte, und es scheint ihm eine Pflicht zu sein, ein Mädchen, welches zu heiraten er nicht entschlossen ist, nicht nur vor der Welt, sondern auch vor seinem Herzen frei zu geben. Sein Innerstes ist durch die Episode mit Bertha tief verletzt; eine Sehne scheint ihm darin gerissen zu sein, die wohl nimmermehr ganz wird. Freilich streckt er nicht kampflos die Waffen: bei dem vermeintlich einzigen Palliativmittel für solche Stunden sucht er seine Zuflucht in der Vertiefung in ein geistreiches Werk — jetzt die Schriften Spinozas, dessen Lehren ihm durch die Naturphilosophie nahe gebracht waren. Aber der Gedanke, daß die Individualität völlig in der Substanz aufgehen solle, wird ihm erschreckend, peinigend. Noch jahrelang später standen diese Tage als ein Schreckbild vor ihm; selbst die durch den Wahnsinn getrübte Erinnerung besann sich auf sie. Begreiflich, daß nun auch seine Körperkräfte merklich zu schwinden beginnen und er sich schon mit einer Art wollüstigen Grauens seinen Untergang denkt. Mit jener Freude am Unglück vergleicht er sie, die ihm seit seiner Kindheit innewohnt. „Ja, ja, ich halte mich für eine fatale Abnormität der Menschennatur; daher meine Furcht, jene himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften.“ Könnte er wenigstens nur schon einfallen in das wilde Affengelächter, das ihn in Amerika von den Bäumen begrüßen wird.

Der Eindruck, den diese Stimmungsbilder in Stuttgart hervorriefen, war der denkbar peinlichste. Schwab und seine Frau glaubten, die Vorsätze und Äußerungen, die er in den letzten Tagen seines Aufenthalts bei ihnen gemacht hatte, reuten ihn und wären nur durch sein großes Wohlgefallen an Lotte herbeigeführt worden. Nach so mancher schlaflosen Nacht kamen sie zu dem Entschlusse, wenn er seine Schwermut nicht bemeistern könne und sie ihm gleichsam über die Liebe gehe, solle durch ihr Zuthun Lotte nicht mehr ihn, er nicht mehr sie sehen, damit des Mädchens Jugend nicht durch rege gewordene Hoffnungen getrübt würde, die nicht erfüllt werden könnten.

Schon zu Weihnachten, als Lenau „mit einem Herzen voll

treuer Liebe gegen die Schwabs und in seinen Gesinnungen gegen Lotte unverändert" auf Besuch nach Stuttgart kam, traf er nicht mehr mit der Geliebten zusammen. Auch durch seine Auseinandersetzungen, daß er sich in seinem Innern nicht glücklich genug fühle, und so lange er es nicht sei, fürchte, Lotte nicht glücklich zu machen, ließ sich Frau Schwab nicht erweichen. Sie blieb dabei: „Gott führe die Sache, wie sie für beide am besten ist, ich kann sie nur ihm empfehlen." Zu noch heftigeren Auftritten verleitete die Entrüstung Gustav Schwab. So gab es am Neujahrstag (1832) in Gegenwart Mayers einen argen Ausbruch, in dem von Schwabs Seite im Tone des Vorwurfs das Wort Liebelei fiel. Lenau setzte der Anklage nicht mehr als edle Ruhe entgegen, und Schlag auf Schlag folgte eine bedauernde Erklärung Schwabs und das Anerbieten, dem Verletzten Genugthuung zu geben, was aber mit tieferer Freundschaft nicht angenommen wurde. Nun konnte Schwab nicht genug Eifer an den Tag legen, sein Unrecht wieder gut zu machen; während Lenau am 2. Januar noch einmal über Mittag zu Mayer nach Waiblingen kam, verkaufte er dessen auf den 3. bestellten Platz im Eilwagen ohne Lenaus Wissen an einen andern, um Raum zu neuen Freundschaftsbezeugungen zu gewinnen. Als sie den letzten Abend zusammensaßen und Glühwein tranken, hob Schwab das Glas und trank es Lenau herzlich zu auf seine Wiederherstellung, und Frau Schwab stieß an, „und der tiefe warme Himmel der Freundschaft grüßte ihn segnend aus ihren schönen Augen".

Mögen die Schwabs immerhin, wie Lenau, durch solche Erinnerungen beschämt, später selbst gestand, ihre ganze Duldsamkeit haben aufbieten müssen, um seine sauertöpfische Qualität zu ertragen, so kann Schwabs Verhalten in dieser Angelegenheit — seinen ehrenfesten, in protestantischer Glaubenstreue gehärteten Charakter unangetastet — nur durch die völlige Unfähigkeit, sich in den Stimmungen einer weicher geschaffenen Seele zurechtzufinden, geschweige denn, sie klug zu leiten, entschuldigt werden. Gewiß kann man Lenau bezichtigen, bezüglich Berthas zu wenig aufrichtig gewesen zu sein; dann muß man aber auch die Schwabs anklagen, Lenaus Persönlichkeit verkannt, sich Täuschungen über seine Vermögensverhältnisse und zuerst einer gewissen Eitelkeit im Hinblick auf die Verbindung des Dichters mit ihrer Familie hingegeben zu haben. Vollends die Forderung, Lenau solle sich binden, bevor er auch nur ein Wort mit der Geliebten gesprochen, ist unglaublich naiv. Welcher Mann,

sei es auch der in sich bestimmteste, wird sich auf diese Weise fesseln lassen?

Weit zartsinniger und taktvoller erfaßte Mayer die Lage. Er wußte nicht, was Lenau in einem so entscheidenden Augenblick hindere, sich einem als Glück erkannten Ziel zuzuwenden; aber er sah, die inneren Schwankungen konnten mit dem Hindernis nicht fertig werden. Und so war es während dieser ganzen Zeit sein unablässiges Bestreben, auf die Gemütsstimmung des Freundes, der ihm so düster und verwildert schien, einzuwirken, ihn durch teilnehmenden Zuspruch für das Leben wieder zu durchwärmen, seine Kraft, sein Selbstvertrauen zu beleben, und er schätzte sich glücklich, da er ihn mit ganz erheitertem Herzen, ja verschönerten Gesichtszügen scheiden sah. Lenau faßte die besten Vorsätze für eine praktische Richtung seiner Thätigkeit; er wollte sich in Wien vorbereiten im Fach der Philosophie, Ästhetik und Poesie, um etwa künftig eine Lehrstelle bekleiden zu können und dann vom Leben den weiteren Erfolg zu erwarten.

Tieftraurig, als würde er aus dem Paradies — dem durch seine eigene Schuld verwirkten — gestoßen, trennte er sich von seinen Stuttgarter Freunden. Er hatte noch einmal Lotte gesehen und einen Eindruck von ihr mitgenommen, der sein ganzes Wesen auf ewig durchdrungen. „So giebt es kein Mädchen mehr," schreibt er nach Wien; „sie hat durchaus eine ideale Richtung, sie ist anbetungswürdig. Genug! ich werde sie ewig lieben, wenn ich anders ewig lebe. O, daß ich ihr nicht entsagen müßte!" Er ist jetzt ernstlich entschlossen, die aussichtslose Neigung niederzukämpfen. Aber bis in seine Träume verfolgt ihn ihr Bild und bringt wieder zeitweilig sein Innerstes in größte Bewegung; doch sind es in Wirklichkeit nur mehr Schwankungen, durch welche sich die empörte Flut allmählich zur Ruhe setzt, was auch die Wiederkehr der dichterischen Fähigkeit beweist. Bis Ende Januar, da er auf zwei Wochen zu Kerner reiste, überwogen die fröhlicheren Stunden; auch in Weinsberg war er recht heiter; sobald er nach Heidelberg zurückgekehrt ist, erklingen wieder schwermütigere Töne, und hauptsächlich die Furcht vor einer neuen Krise mag ihn veranlaßt haben, das amerikanische Reiseprojekt nun energisch zu betreiben, zumal ihm einige glückliche Spekulationen Reisegeld genug zu großen Wanderungen verschafft hatten. Zuvor aber unternahm er noch einmal einen Versuch, den abgerissenen Draht wieder anzuknüpfen (während seines Stuttgarter Aufenthaltes im April und Mai). Er ist vielleicht verliebter denn je: in der Nacht stellt er sich

unter ihre Fenster und blickt hinauf, wo sie schläft, und schüttet ihr heimlich seine ganze Seele zum Fenster hinein. Wie leicht wäre es damals gewesen, den Schwankenden dauernd festzuhalten! Statt dessen blieb man dabei, die Liebenden zu trennen, indem man Lotte auf kleine Reisen schickte. So wuchs die Entfremdung zwischen Lenau und den Schwabs von Tag zu Tag, und desto inniger wurde der Anschluß an die Familie Reinbeck.

Um diese Herzensgeschichte gleich zum Abschluß zu bringen: Lenau verließ mit einem stillen Herzensgruß an Lotte Europa, im Herzen behielt er sie auch in Amerika. Jeder andere wäre durch diese Treue gerührt und überwunden worden, Schwabs verursachte sie Beklemmung. „Wir können ihm nie mehr recht trauen, ob nicht vielleicht gerade die Hindernisse, die wir ihm in den Weg gelegt hatten, ihn beständig machen.(!) Sein unstetes Leben scheint uns trotz seiner herrlichen Eigenschaften doch gar nicht geeignet, um ein einfaches Mädchen, wie Lotte es ist, glücklich zu machen," lautet die etwas konfuse Erklärung. Noch vor seiner Rückkunft aus Amerika schickte man Lotte nach Ulm, damit sie von seiner Anwesenheit gar nichts erfahre. Seither gedenkt er mit keinem Worte mehr ihrer; vollends aus seinem Herzen verdrängt wurde sie bald darauf durch Sophie Löwenthal. Im Kreise Schwabs blieb aber die Tradition bestehen, Lenau habe bei dieser Gelegenheit einen Mangel an sittlicher Zuverlässigkeit und Willensstärke an den Tag gelegt.

Übereinstimmend wird uns Lotte von ihrer Tante Schwab und von Josef Klemm geschildert „als ein liebliches Mädchen, ohne eine Schönheit zu sein; so ist auch ihre Stimme ganz besonders lieblich". Klemm fügt noch lobpreisend ihre Anmut, die jungfräuliche Grazie bei aller Üppigkeit der Formen und den göttlichen Blick hinzu, und Lenau ergänzt: „Edles, deutsches, frommes Gesicht, tiefe blaue Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen; besonders aber ist die Stirne kindlich-frommgütig und doch so geistig." Sie hat später den Oberamtsarzt Hartmann geheiratet und es zeitlebens vermieden, über ihren ersten Roman zu sprechen.

Die Emotionen dieser „stummen Liebe" haben den Kronschatz deutscher Lyrik um ein paar Perlen bereichert: nirgends ist Lenau seinem Ideal von Naturpoesie so nahe gekommen wie in den schwermütig-milden „Schilfliedern". Überhaupt macht sich jetzt eine gewisse stille Resignation bemerkbar (Die Thränen, Die Wurmlinger Kapelle), die wohl ebenso auf das schwäbische Milieu wie auf Spinoza

zurückzuführen ist. Ganz spinozistisch ist z. B. die Schlußwendung des Gedichtes „Der Greis“. Aber dieselbe Wandelung, die sich einst in den Ansichten des Meisters vollzogen hatte, mußte jetzt auch der Jünger der Naturphilosophie erfahren: aus der mathematischen Bestimmtheit Spinozas verlor sich Schelling in den phantastischen Ungrund Jakob Böhmes, bei Lenau sollte die tändelnde, liebesselige Mystik Heinrich Susos, des Lieblings Kerners, bald praktische Anwendung finden. Man hat ja in der That der Eigenart Lenaus von seiten der Schwaben viel Verständnis entgegenzubringen vermocht: Landschaft, Tag- und Jahreszeiten, Wanderung, Gedanken an irdische Vergänglichkeit und Sterben, ein sanftes, melancholisches Ausklingen waren ihnen aus Uhlands Lyrik nichts mehr Fremdes; Leben und Tod, Humor und Wahnsinn reichen sich bei Kerner die Hand; eine subtile Detailbetrachtung der Natur ist die Quelle für Karl Mayers Poesien. Anderseits suchte sich auch Lenau wieder seinen neuen Freunden in Bereichen zu nähern, die ihm früher ferne gestanden waren: er wird jetzt erst Romantiker, liest Dante, hört und erzählt mit Vergnügen Gespenstergeschichten. Stärkeres Interesse faßt er für einen Stoff, der im Geschmacke E. T. A. Hoffmanns und unter starker inhaltlicher und formeller Einwirkung der „Göttlichen Komödie“ ausgearbeitet wird („Die Marionetten“), wobei er sich der von den Schwaben gepflegten Form des cyklischen Gedichtes bedient. Eine andere Vorübung für die größeren Dichtungen dieser Art in späterer Zeit ist der Romanzenkranz „Klara Hebert“, der auf einen Roman aus der polnischen Geschichte von Oppeln-Bronikowski („Der gallische Kerker“*), 1824 in der „Abendzeitung“ erschienen) zurückgeht. Lenau hat ihn völlig frei und nicht ganz glücklich umgestaltet, aber ganz im Sinne der Zeit polnischen Heroismus gegenüber einem verlogenen und verlotterten Regierungssystem gefeiert. Unbewußt traf er auch da mit der traditionellen politischen und polenfreundlichen Richtung der schwäbischen Schule zusammen. Noch in das Revolutionsjahr 1830 gehört dann wahrscheinlich die Übersetzung des hoffnungsvoll-mutigen „Abschieds von Galizien“ aus dem Polnischen seines Freundes N. Bolog von Antoniewicz, am Jahrestage der Revolution (29. November 1831) glückte ihm die ungemein energische

*) Einem anderen Roman dieses von ihm hochgeschätzten Schriftstellers, „Hippolyt Boratinski“ (Dresden 1825), entnahm er den Stoff zu einer Tragödie „Barbara Radziwill“, an der er in Heidelberg arbeitete, von der uns aber nichts erhalten ist.

Apostrophe „An die Heidelberger Burschen“ („In der Schenke“), und im Karneval 1832 verwandelten sich ihm vor seinen Augen in ernste Symbole der Zeit die bunten Bilder eines „Maskenballs“, an die er nicht ganz ungezwungen die Ankündigung der Amerikareise anschloß.

All das, Neues samt Altem, bildet den Inhalt der „Gedichte“, die, Schwab zugeeignet, im Herbst 1832 in erster Auflage bei Cotta erschienen, da sich ihr Verfasser bereits auf hoher See wiegte.

3.

Der Einfluß der Schwaben war kein durchaus günstiger, er wirkte wie Treibhausluft auf Lenau: in demselben Maße als ihm durch ihre Teilnahme und Ermunterung die Sicherheit über seine dichterische Befähigung ward, entfremdete er sich völlig dem praktischen Leben; mit Byron, Novalis, Schelling, Schubert, Görres neu bekannt gemacht, hielt er sich für verpflichtet, mit ihnen allen den Kampf aufzunehmen, sie innerlich zu überwinden und in ihren Werken zu übertrumpfen; die Freundschaft empfindsamer Männer, die Huldigungen bewundernder Frauen stachelten ihn zu einem immer erzwungeneren, immer vermesseneren Steigern seines Könnens an. „Künstlerische Ausbildung wird nun sein höchster Lebenszweck; alle Kräfte seines Geistes, seines Gemütes betrachtet er als Mittel dazu.“ Er ist bereit, sich selbst ans Kreuz zu schlagen, „wenn's nur ein gutes Gedicht giebt“.

Hundertmal hatten sie ihm gesagt, seine Poesie lebe und webe in der Natur. Ganz verständlich, wenn es ihm nun zu seiner Ausbildung notwendig schien, seine Phantasie dorthin zu schicken, wo die Natur schöner, gewaltiger als in Europa wäre, wo ihn ein ungeheurer Vorrat der herrlichsten Bilder erwarten würde, eine Fülle göttlicher Auftritte, die noch daliegt jungfräulich und unberührt wie der Boden der Urwälder — nach der neuen Welt, zugleich auch einer neuen Welt für die Poesie.

Andere Beweggründe kamen dazu: er versprach sich von der Reise eine wunderbare Wirkung auf sein Gemüt, durch Kauf von Ländereien, die er durch andere kultivieren ließe, eine gute Rente, welche man gemächlich in Europa verzehren könnte. Das romantische Ideal des auf unabhängigen Reichtum gestellten Müßiggangnes blendete und lockte.

Auch litterarische Einwirkungen sind nicht zu übersehen: auf die kraftgenialisch-empfindsamen Wallfahrer nach der Natur waren die phantastisch-träumerischen Wanderer nach der Kunst, die zornigliebenden Spaziergänger nach der Tendenz gefolgt. Die vielgelesenen, zum Teil mit Heißhunger verschlungenen Poesien Byrons, Chateaubriands, Lamartines, Victor Hugos, Chamissos, Rückerts hatten das Publikum seit Anfang des Jahrhunderts an exotische Stoffe und exotische Einkleidungen gewöhnt. Mit transatlantischen Perspektiven schloß Lenaus Freund Grün sein cyklisches Gedicht „Schutt".

Für das junge Deutschland war Amerika die Utopia, in dem Jahrzehnt 1831/1840 das Ziel von 150000 Auswanderern, zehnmal so viel als in dem vorhergegangenen Dezennium. Seit der phantastischen Reisebeschreibung des Bonner Arztes Duden (1829), die auch in Lenaus Hände gekommen war, fanden sich fast alle Jahre in allen Teilen Deutschlands Auswanderungsgesellschaften zusammen, die sich aus allen Ständen rekrutierten, nicht zu reden von den politischen Flüchtlingen, den experimentierenden Socialreformern und den Projektemachern auf beiden Gebieten, die in Amerika Freistatt und Versuchsboden fanden. Selbst der deutsche Adel ward von der Bewegung erfaßt, wie zwei Prinzen fürstlichen Geblütes — Herzog Bernhard von Weimar (1825/9) und Prinz Maximilian von Wied (1832/4) — die Reihe der illustren Amerikatouristen eröffnen.

Duden hatte die Auswanderer nach den Staaten am Missouri gewiesen, und dorthin wollte sich auch Lenau wenden.

Seit Mitte März 1832 stand der Entschluß der Amerikareise bei ihm fest, und wie von einem Dämon besessen, traf er seine Vorbereitungen: er trat in eine jener Auswanderungsgesellschaften ein, kaufte Waffen und berauschte sich in Phantasien über Bären- und Opossumsjagden. Seine ursprüngliche Absicht, fünf Jahre drüben zu bleiben, ward aber bald aufgegeben, der Aufenthalt bis zum nächsten Herbst verkürzt und schließlich sogar, noch vor dem Beginn der eigentlichen Reise, wiederholt der Wunsch ausgesprochen, schon wieder zurückgekehrt zu sein.

Infolge mancher Verzögerungen erfolgte erst am 25. Juni in Mannheim die Einschiffung nach Amsterdam. Während die Rheingegenden den Eindruck einer bescheidenen Schönheit auf ihn ausübten, stieß ihn die Kälte Hollands und seiner Bewohner ab. Auf einem ausgemusterten holländischen Ostindienfahrer hat er dann die

lange Überfahrt gemacht (27. Juli bis 8. Oktober), seine Geige streichend, dichtend und in den Anblick des Meeres verloren, dessen Tiefen mit einem neuen Geschlechte bevölkernd (Die Seejungfrauen, Meeresstille, Seemorgen) oder an das ferne Vaterland denkend („An mein Vaterland", stark beeinflußt von Child Harolds Abschiedslied).

Zu den Unannehmlichkeiten der Seereise gesellten sich Unannehmlichkeiten mit seiner Gesellschaft, und als sie in Baltimore landeten, war es nur ratsam, die Stadt möglichst bald wieder zu verlassen, da gerade damals die Cholera fürchterlich dort wütete. Abgestoßen von den Amerikanern — er wohnte in einem Boardinghouse niedrigsten Ranges, aber mit hochtönendem Namen — und mißmutig wollte er nur zum Niagara reisen und dann bei guter Gelegenheit sogleich nach Haus. Deutsche in Baltimore, an welche er empfohlen war, dürften ihn wieder umgestimmt haben, und so trat er etwa am 18. Oktober auf der großen nördlichen Straße die Reise ins Innere an, zunächst über das Badestädtchen Bedford nach Pittsburg, wo ihn die deutschen Honoratioren freundlichst aufnahmen, die er dafür durch sein Geigenspiel entzückte. Man riet ihm hier, sich in dem eben erschlossenen Centralteil Ohios anzukaufen, wohin der Weg über die Harmonistenkolonie Economy führt. Schon am 26. Oktober war Lenau am Sitz des Ländereiamtes in New-Lisbon und kaufte um 500 Pfund 400 Morgen Kongreßland in Crawford County, unweit der jetzigen Stadt Bucyrus.

Da sich die Zustellung der mit dem Regierungssiegel versehenen Verkaufsurkunde in die Länge zog, blieb Lenau den Herbst und Winter in Economy, das ihn genug heimatlich-schwäbisch anmuten mochte. Aber der nüchterne Fleiß und die strenge Zucht unter diesen Kommunisten, ihre ganz auf Wirklichkeit und Nutzen gerichtete Denk- und Lebensart stand in schneidendem Gegensatz zu seinem müßigen Herumschlendern, zeittötenden Geigenspiel und unpraktischen Phantasieren. So in „wahrer Einsamkeit" fiel ihn wieder die Schwermut an, der alte Heidelberger Bekannte. Vor ihm flüchtet er sich hinaus in die Natur: ohne Begleiter durchstreift er tagelang den Urwald; aber er lehrt ihn nur eines: die Herzlosigkeit der Naturkräfte (Die Heidelberger Ruinen). Umsonst sucht das Leben hier hervorzusprossen, die Moderstämme erdrücken und ersticken es schon im Keime (Der Urwald). Greift nicht so auch die kalte Faust der Wirklichkeit an das Menschenherz, gerade da es ein buntes himmlisch-frohes Hoffen — die Jugendträume träumt? (Ahasver, der ewige Jude.) Und

ist vielleicht die Ewigkeit des menschlichen Geistes auch nur ein Jugendtraum? und wenn, wäre dann vergehen nicht besser als solche Vergänglichkeit? (Die Rose der Erinnerung, Waldestrost, Abmahnung, Der Postillon.) Diesen Gedanken nachhängend mag er wohl auf einer hohen Felsenkante, von der sich in die weite, weite Ferne blicken und süß träumen ließ von anderen, besseren Welten, das Haupt ins alte, tiefe Laub gedrückt, drei Tage lang liegen geblieben sein, bis man ihn halb verschmachtet, „dem Tode nah wie nie zuvor gekommen", fand. Es ist dasselbe spinozistische Problem, an dem er sich schon in Heidelberg abquälte.

Mitten im strengen Winter 1832/3, um Weihnachten, fuhr er im Schlitten durch den vereisten Urwald etliche hundert Meilen nach seiner Farm in Crawford County, ein Husarenstück, das er mit einem langwierigen rheumatischen Leiden büßte. Auf dem Weg dahin übernachtete er in der primitiven Hinterwäldlerherberge, die er später in dem Gedicht „Das Blockhaus" gegenständlich und anschaulich beschrieben hat. Ungefähr damals mag ihm die Kunde von den Rückschlägen des deutschen Bundestages nach dem Hambacher Fest und dem Frankfurter Attentat gekommen sein. Er mißbilligte beides und sagte in gleicher Weise den Regierungen wie den „Ultraliberalen in Deutschland" ab (Protest, Der Unentbehrliche, Das Blockhaus). Auch von der amerikanischen Freiheit wollte er nichts wissen. Mit seinen deutschen Nachbarn vermied er zu verkehren; mit dem Amerikaner, bei dem er wohnte, konnte und mochte er sich nicht verständigen. Auf der anderen Seite mußte ihnen der elegante Herr im Pelzmantel und in Tanzschuhen, der mit Glacéhandschuhen an den Händen die Axt ergriff und nach ein paar Streichen wieder hinlegte, wohl als „verrückt" erscheinen. Begreiflich, daß es daher Lenau auf seiner Farm nicht behaglich ward.*)

Schon Anfang Februar 1833 finden wir ihn abermals in Pittsburg und Economy, krank und elend, von Katherine Becker, der Schwester des zweiten Leiters der Kolonie, liebreich und milde gepflegt. Auf sie dürfte das damals entstandene anakreontische

*) Er hat sich auch später wenig um sie bekümmert, und nur dadurch ist er um den Gewinn gekommen, der ihm sonst durch das allgemeine Steigen der Landpreise wirklich ohne Arbeit zugefallen wäre. Nachdem er schon jeden rechtlichen Anspruch auf das Land verloren hatte, zahlten die neuen Eigentümer — Schweizer voll Fleiß und Ausdauer — aus Gerechtigkeitsgefühl und Mitleid den Rechtsnachfolgern Lenaus das aufgewendete Kapital samt den bis zum Tode des Dichters aufgelaufenen Zinsen aus.

Gedicht „Primula veris“ zu beziehen sein. In der ersten Woche des nächsten Monats war er noch einmal in New-Lisbon. Er hatte jetzt Amerika gerade satt, nur den Niagara wollte er noch sehen und rauschen hören.

Am 15. März ritt er von Economy nach dem Fall, Symbole für die Gedanken an Leben aus dem Tode (An einem Baum), Ich und All (Verschiedene Deutung), Gegenwart und Zukunft (Niagara) gern ergreifend. Chippeway-Indianer, die auf Goats-Island allerlei Schmucksachen feilhielten, wurden ihm Helden für Deklamationen im Geschmacke einer verflossenen Epoche (Indianerzug, Die drei Indianer). Auf dem Eriekanal ging's dann von Buffalo nach Albany und den Hudson abwärts nach New-York, wo er etwa Mitte April eintraf. „Sturmesmythe“, ein Muster für jene Heine-Lenau'sche Art der Naturbeseelung, soll hier empfangen worden sein. Zwei Wochen später schiffte er sich auf einem Segler ein, der ihn Ende Juni in Bremen ans Land setzte. Was ihn Meer und Urwald gelehrt, ward ihm in dem Geschick des unglücklichen „Schiffsjungen“ noch einmal vorgeführt.

Der Gesamteindruck der Reise war furchtbare Enttäuschung. Die amerikanische Landschaft, von der sich Lenau so viel erwartet, hatte ihn bis auf drei Dinge kalt gelassen: jenen fast erstorbenen Urwald in Ohio, das Hudsonthal und den Niagara. Das Fehlen der Singvögel — die eben im Herbst nach dem Süden gewandert waren — nahm er als ein Symbol. In den Yankees behauptete er einzig krasse Materialisten ohne alle höheren Ideale kennen gelernt zu haben, an deren uneigennützigen Patriotismus und politischen Idealismus er nicht glauben mochte. Man hat mit Recht in neuerer Zeit von amerikanischer Seite gegen diese ganz subjektiven Urteile protestiert und ihre Haltlosigkeit dargethan: für Lenau und seine Freunde waren sie Dogmen.

Daß der Heimgekehrte von der Reise erschöpft war und noch längere Zeit an den Folgen der Übel litt, die er sich durch sein tolles Herumrasen zugezogen hatte, kann kaum wundernehmen. Aber jedesfalls sind diese physischen Unzukömmlichkeiten nicht zu hoch, ist der dichterische Ertrag nicht zu gering zu veranschlagen. Mochte sich Lenau späterhin auch vorzugsweise als Zögling der österreichischen Alpen und nur in zweiter Linie als Zögling des atlantischen Meeres betrachten, mag auch der Eindruck des Oceans wirklich nicht nachhaltig gewesen sein — er hatte jetzt ein über das Typische hinaus-

gehendes, großes äußeres Erlebnis zu verzeichnen wie nicht viele andere seiner Zeit- und Landsgenossen.

4.

Am 22. März 1832 war Goethe gestorben. Was sein Tod für die Nation bedeutete, konnte Lenau in den Monaten fieberhafter Aufregung, welche seiner Amerikareise vorangingen, begreiflicherweise nicht ermessen. Jetzt zurückgekehrt, scholl ihm auf Straßen und Gassen Name und Werk des Unsterblichen entgegen. Noch im Laufe des Jahres 1832 erschien, woran man fast nicht mehr geglaubt hatte, „Faust. Der Tragödie zweiter Teil" und ward das Gespräch der Salons, die ernsthafte Beschäftigung aller Gebildeten.

Die Art und Weise, wie das Problem hier gewendet und gelöst worden, regte Lenaus ganzen Widerspruchsgeist auf, und indem er geltend machte, „Faust sei zwar von Goethe geschrieben, aber deshalb kein Monopol Goethes, von dem jeder andere ausgeschlossen wäre; dieser Faust sei Gemeingut der Menschheit", ging er ohne Furcht vor einem gefährlichen Vergleiche daran, seinen Faust zu schreiben, von dem nichts feststand, als daß ihn am Ende doch der Teufel holen müsse.*) In anderthalbjähriger Arbeit brachte er dann die Dichtung zu einer Art Abschluß, nachdem er schon zu Ostern 1835 ein großes Fragment im ersten Band eines von ihm herausgegebenen „Frühlingsalmanaches" mitgeteilt hatte. Genau ein Jahr später erschien das Ganze in erster Auflage, 1840 in einer „zweiten, ausgeführteren".

In dem, was uns da entgegentritt, ist Plan und Einheit nicht zu verkennen.

Lenaus Faust ist ein ehrlicher, ernster Wahrheitssucher, aber an ihm nagt „die alte Erbennot: der Zweifel und der bittere Tod". Er kann sich nicht entscheiden zwischen Pantheismus und Theismus, Dualismus und Monismus, und so läßt er sich vom Teufel verführen, „zur Wahrheit kühn zu dringen durch die Schuld", sich von dem geoffenbarten Glauben loszusagen und sich der Hölle zu verschreiben. Das beste Mittel, die Wahrheit zu erfahren, meint der Teufel jetzt, wäre freilich, wenn sich Faust tötete, aber er hat noch nicht des Lebens höchste Lust gekostet: liebend zeugen, hassend morden; dazu scheint er ihm tauglich, und darum nimmt er ihn zu seinem

*) Darin liegt weder eine protestantische noch eine katholische Tendenz, sondern nur die Wiederherstellung des ursprünglichen Schlusses der Sage.

Gesellen. Zu spät eröffnet ein Jugendfreund Faust die Aussicht auf häusliches Glück — er kann kein frommes Weib als Braut umschlingen, er will kein Kind zeugen, das ihm gleich. Mephistopheles' Plan aber ist es, Faust wie vom Glauben so auch von der Natur zu lösen, indem er ihn schuldig werden läßt: „Dann setzt er sich mit seinem Ich allein Und wird ein Skorpion sein eigen Ich erstechen." Darum verstrickt er ihn zunächst in wüsten Sinnengenuß, dessen bittere Frucht die Reue ist, und da sich Faust einer edlen Leidenschaft hingegeben, treibt er ihn zum Mord an dem Nebenbuhler. Nun steht er vor der Wahrheit: „Wer ein Bündnis mit der Hölle schlingt, Den Menschen Fluch mit seiner Liebe bringt." Wo er sich jetzt hinwendet, tönt es ihm klagend und grollend entgegen: „Du sollst nicht morden!" und regt ihn auf zu Hader und sophistischer Anklage seiner Ankläger. Das ist der Moment, da ihm Mephistopheles das Gift einträufen kann: „Warum denn immer aufwärts gaffen, Statt sich im Innern aufzuraffen? — Natur lebt nur für sich verschlossen, Und sie hat nichts mit dir zu kramen; Und wenn sie dir ein Echo schallen läßt, Wirft sie dein Wort zurück dir mit Protest." So kommt Faust dazu, sich gegen seine Reue mit Stolz zu waffnen, die Natur zu verachten, weil sie Kreatur ist, vor der veränderlichen zu fliehen aufs Unveränderliche, das Meer. Noch einmal wird er bis ins Innerste getroffen durch die Erinnerung an Mutterliebe und Jugendunschuld, aber bald hat er das weiche Gefühl zur Flucht gehadert. Immer mehr zieht er sich in sich selbst zurück; da die Natur den äußeren Menschen niederwirft, erhebt sich um so stolzer sein innerer; er stellt sich Gott gleich und verflucht seine Kreatürlichkeit. Damit ist Faust beim Atheismus und Pessimismus angelangt („Ein Herz hat Ruh, das nie geglaubt" — „Der Seligste von allen ist, Wer schon als Kind die Augen schließt"). Wie früher dem Glauben, so entsagt er nun auch der Hoffnung, der Liebe, und jetzt giebt es aus dem vorgebahnten Geleise nur mehr einen Schritt zu thun: auch die Existenz der Natur zu bestreiten, und so abgeschnitten von allem, in vermessenem Stolz sich mit Gott identisch zu erklären — seine Persönlichkeit wie sein Erdenwallen sei nur des Gottbewußtseins Trübung, ein Traum von Gott, wie alles Irdische nur ein Traum sei, wie er sich das Messer in das Herz nur träume, wenn er sich jetzt ersticht. — Der Dichter aber schließt mit einer Rückwendung zur geoffenbarten Religion: „Du warst von der Versöhnung nie so weit, Als da du wolltest mit der fieberheißen Verzweiflungsglut ver-

tilgen allen Streit, Dich, Welt und Gott in eins zusammenschweißen. Da bist du in die Arme mir (Mephistopheles) gesprungen, Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen."

Was uns Lenau schildert, ist nichts Übermenschliches, sondern nur allzu Menschliches: der Durchgang eines nicht ganz unbedeutenden, aber auch nicht ganz großen Individuums durch verschiedene Philosopheme mit all der Unruhe und Unbefriedigtheit, die für einen in der Philosophie dilettierenden Kopf damit verbunden ist, ganz lose angeknüpft an den Faden, welchen das Widmann-Pfizersche Faustbuch und wahrscheinlich das von Below 1832 herausgegebene Puppenspiel bot.*) Es ist Lenaus eigenes Ringen nach einer Weltanschauung, zu der er zeitlebens nicht gekommen ist. Wir haben gesehen, wie er den Stoicismus seiner Jugend später mit Schellings Naturphilosophie vertauscht hat, von dieser auf Spinoza geführt, vom Spinozismus aber in die Verzweiflung, beinahe zum Selbstmord getrieben worden. Sehr viel anderes Autobiographisches, namentlich der Entwicklungsgang, den sein Inneres in Amerika nahm, wie eine Menge von Reiseeindrücken (Abendgang, Abschied, Reise, Traum, Sturm, Görg) ist in das Gedicht verwebt, das sich so in Gehalt und Gestalt nur als eine Fortsetzung der reflektierenden Poesien aus der amerikanischen Periode darstellt. Der Fortschritt besteht darin, daß sich Lenau nötigt, sein zerflatterndes lyrisches Talent zu konzentrieren, „seinen ganzen Höllenstoff auf einen Kerl abzuladen". Ganz individuell, vermag und sollte sein Faust einem Vergleich mit Goethes Menschheitsdrama nimmer standhalten — wie es überhaupt verkehrt ist, an das „Gedicht" den Maßstab des Dramas oder gar den der Tragödie anzulegen. Lenaus Faust geht nicht am, sondern im Erkenntnisdrang zu Grunde; darin eine tragische Schuld zu finden, wäre dem Dichter gewiß nie beigefallen. Dagegen hat er wohl selbst das Überraschende der Finalwendung empfunden. Wie aber auch sie sich ihm mit Notwendigkeit ergeben hat, wird aus dem weiteren Verfolg seines Entwicklungsganges klar werden.

Lenau war, als er Ende Juni 1833 wieder festen Boden unter seine Füße bekommen, sofort nach Schwaben geeilt, wo das „Litteraturblatt" seinen Namen im Lorbeerkranz gebracht hatte, und wo den

*) Diesem entlehnt sind die Motive für die Scenengruppe „Die Lektion" und „Das Lied" (mit einer politischen Satire, welche aus dem strengen inneren Zusammenhang des Ganzen heraustritt) und für die Maria-Episode (Faust als Maler).

neu und rasch berühmt Gewordenen Kerner und Mayer, die Reinbecks und der Graf Alexander von Württemberg in alter und neuer Liebe empfingen. Über Gmunden, um bei Freund Schleifer vorzusprechen, ging dann im September die Reise heimwärts nach Wien. Neben dem „Faust" dichtete er hier in der alten, beifällig aufgenommenen Weise Kleineres: eine Elegie im Stil Bürgers (Der Polenflüchtling), ein paar Strophen aus dem Verhältnis zu Lotte (Der Waldgang), einen Abschied von der Geliebten mit ironischer Schlußwendung (Scheiden), eine Variation des Motivs vom Frühlingstod (Bestattung). Von Januar bis Juli des nächsten Jahres (1834) war er wieder in Schwaben, um eine zweite Auflage seiner Gedichte vorzubereiten, die zur Herbstmesse ausgegeben ward: die erste Sammlung, mit Ausscheidung alles Jugendlich-Unreifen, vermehrt um das in Amerika Entstandene größeren und kleineren Umfangs. Den Monat August verbrachte er mit Georg und Emilie Reinbeck im Salzkammergut, die erste Woche des Septembers in den steirischen Voralpen, und am 11. September traf er nach fast dreivierteljähriger Abwesenheit wieder in Wien ein.

Man kennt das Aussehen einer Großstadt an der Scheide von Sommer und Herbst. Die Freunde, auch seine Schwester, befinden sich noch auf dem Lande. So bewohnt er das Quartier im Schwarzspanierhaus, das etwas düstere, klösterliche, allein und ist daher genötigt, in Stuttgart angenommene, liebgewordene Gewohnheiten wieder abzulegen. Zumal in den Abendstunden fehlt jede Zerstreuung. Das Kaffeehaus ist leer, kein Konzert, keine Oper. Vergebens fragt er nach Journalen. Vergebens versucht er zu dichten. Alles scheint sich beinahe verschworen zu haben, ihn aus Wien bald wieder herauszuärgern. Leere und Unbehagen steigern sich zu einer Schwermut, alsbald nahe an Hypochondrie, gegen welche auch das gewöhnliche Heilmittel, ernstes Studium (diesmal Herbart), versagt.

Inmitten dieser Verstimmungen, noch während der ersten zehn Tage besuchte er nun das Haus Max Löwenthals, eines vielseitig gebildeten, weitgereisten Mannes, welcher, damals Hofconcipist bei der allgemeinen Hofkammer (Finanzministerium), wie die meisten intelligenteren österreichischen Beamten des Vormärz auch schriftstellerischen Ehrgeiz besaß und daher immer bestrebt war, mit den Litteraten seiner Vaterstadt Verkehr zu unterhalten. Er hatte im vorigen Herbst Lenau im „silbernen Kaffeehaus", dem Sammelplatz der Wiener Schöngeister, kennen gelernt, ihn schon damals dringend eingeladen

und dadurch anzulocken gesucht, daß er ihm die Unwiderstehlichkeit seiner Frau Sophie pries, der Cousine von Lenaus Jugendfreund Kleyle. Mehr genötigt als freiwillig, wie er später oft betont hat, folgte Lenau jetzt einer neuerlichen Einladung.

Der erste Eindruck war wenig günstig: der Ton der ganzen Familie, bei ziemlicher Bildung doch mehr auf leichteren geselligen Genuß gestellt, vollends das „recht heitere“ (wir dürfen uns denken: laute) Wesen der Frau Hofrätin, Sophiens Mutter, einer Hausfrau nach derber niederländischer Art, berührte ihn unangenehm, und er gedachte bald wieder wegzubleiben. Als das interessanteste Glied der sehr zahlreichen Hausgenossenschaft — Löwenthals wohnten auf dem Lande gemeinsam mit den Schwiegereltern — erschien ihm noch immer Sophie. Gewohnt, eine Schar von Weibern zu verdunkeln, süß geschwätzig, im Widerspruch gewandt und geistvoll, liebenswürdig bis zum Verwirrenden, so trat ihm die Fünfundzwanzigjährige entgegen. Wie zumeist die schönen Frauen der Gesellschaft, hatte sie vorerst nur das Äußerliche blendend entwickelt, während alle Seelenschwingungen in dem Lärm des Vaterhauses verhallten, untergingen. Als unwiderstehlich gefeiert und gehuldigt, erregte sie durch kokettes Spiel, selbst unbefangen, in jedem, ohne auch nur von einem, nicht einmal dem Gatten, in eine tiefe Leidenschaft gerissen zu werden, Wünsche und Hoffnungen, die zu erfüllen ihr nicht in den Sinn kam. —

Bei seinem ersten Besuche hatte Lenau sie nur im Dämmerlichte des Abends zu sehen bekommen, ein Umstand, der, ihrerseits berechnet oder absichtslos, doch auf ihn als Reiz wirkte, so daß er ganz gegen seine Art eine Einladung zum Speisen auf nächsten Mittwoch annahm. Nun lautet das Urteil schon ganz anders: recht gute, feine Menschen, die ihm sehr zugethan seien. Bereits Sonntag darauf macht er mit ihnen eine Partie nach Nußdorf. Mondhelle Nacht, Fahrt auf der Donau, fröhliches Nachtessen auf dem Balkon, Heimfahrt um zwölf Uhr: das ist nicht übel. Aber einen tieferen Eindruck hat Sophie noch immer nicht hinterlassen. Im Gegenteil: nur die Hypochondrie schlägt immer tiefere Wurzeln, nur der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft alles nichts. Er weiß, es liegt im Körper, aber — aber —. Auch ein Ausflug nach Steiermark, einzig unternommen, um sich dem schwermütigen Dahinbrüten zu entreißen, ist dies nur auf kurze Zeit imstande. Heftige Gemütsbewegungen suchen ihn immer häufiger heim. Da bietet wieder Penzing ein anderes Gegenmittel: man macht bei Löwenthals viel

und gute Musik; namentlich Mikschik spielt mit ungemeiner Tiefe und Energie Beethoven, der auf Lenau wirkt wie kein Geist auf Erden, selbst der große Brite nicht ausgenommen. Da läßt er sein Herz recht durchstürmen, und solche Abende verfließen vergnügt. Dazu noch das behagliche Gefühl, daß man in einem Hause gern gesehen ist, daß sich die Familienglieder einem immer liebenswürdiger erzeigen. Je mehr gewohnt und gefühlt, als gewollt und bewußt, desto unwiderstehlicher wirkt der Reiz geselliger Häuslichkeit auf den unbehausten Junggesellen, während er noch immer glaubt, mit der Unwiderstehlichkeit sei's nicht so arg. Manchmal, beim Geklirr der Teller und Messer, beim wüsten Durcheinanderplaudern einer unharmonischen Menschenmenge, erfaßt ihn wohl wieder der Gedanke des Fremd-, des Vergesellschaftet-Seins, und die Sehnsucht nach einem vergnügten, sich selbst genügenden Zusammenleben mit befreundeten Herzen, nach der Harmonie bei Reinbecks überkommt ihn. Der Gedanke, den Winter über in Wien zu bleiben und recht zu arbeiten, ist ihm gleich vertraut wie der, aufs neue nach Schwaben zu fahren. Doch ist es nicht gewohntes Reisebedürfnis, was ihn umhertreibt. Seine Unruhe ist nichts Mechanisches. Eigentlich weiß er selbst nicht, was er möchte. Es hat keinen Namen. In plötzlichem Entschlusse verläßt er am 19. November Wien.

Die Stuttgarter Freunde, beunruhigt durch die fortgesetzten Klagen über Gesundheit und Stimmung, wunderten sich nicht wenig über sein aufgeheitertes Wesen und, wie sie sagten, sein gutes Aussehen. Mit Dank für beides erinnert er sich seiner lieben Wiener Bekannten: sie hätten ihm, wie einem eingeschlagenen Bilde, das lange an einer melancholischen, verlassenen Klosterwand gehangen, einen frischen, heiteren Firnis gegeben, so daß jetzt wieder alte Farben an ihm hervorträten, die er längst für immer erloschen gewähnt habe. So beginnt der erste Briefwechsel mit Sophie, noch durchaus Flirt mit seiner unbestimmbaren Grenze zwischen Scherz und Ernst. Hart daran einige Komplimente, wie: jeder Redakteur eines kritischen Blattes müßte eine Frau haben wie sie, mit so viel gesundem und feinem Geschmack in ästhetischen Dingen; das wäre aber nicht genug, er müßte zugleich unter dem Pantoffel stehen oder vielmehr liegen; „das soll aber nicht geschmeichelt sein"; — oder: wenn seine Seele in den großen Frühlingsalmanach, den unser Herrgott redigiert, einrücken müsse, möchte er mit den Freunden hübsch in ein Kapitel zusammenkommen; „aber wer weiß, wie die Blätter dieses gewaltigen

Herrgottsfrühlingstaschenbuches im Universum herumflattern werden!" Man nimmt sich gegenseitig noch nicht ernst: klagt sie ihm über Störungen ihrer Gesundheit, so bedauert er sie von Herzen, fügt jedoch hinzu: „Das ist wohl jetzt schon vorüber"; ein anderes Mal ermahnt er sie, heiter zu sein und sich aus den fatalen Stimmungen für immer zu reißen, „wenn es noch nicht geschehen ist"; — als persönlicher Freund und Freund ihrer Bilder sucht er sie, da ihr ein Professor ihren Kunstzweig fast „entgöttert" hat, mit einer langen „Korrektionsepistel" über Blumenmalerei heim; sie lehnt diesen Kunstbrief erst schweigend ab, auf seine Anfrage versichert sie, er sei, wenngleich von ihr nicht beantwortet und berücksichtigt, von ihren Schwestern und anderen gehörig bewundert worden; verletzt beklagt er die Verstimmung, von der ihre etwas unwirschen Zeilen zeugten, die „jetzt aber wahrscheinlich vorüber sei". Ihre Neckereien mit der Gräfin Marie von Württemberg, der liebreizvollen Schwester seines Freundes Alexander, werden ernst und männlich zurückgewiesen. Mit einem Worte, gute Freunde, die sich gelegentlich zanken, um sich wieder zu versöhnen.

Als Lenau in Wien eintraf (am 2. April 1835), war Sophie Löwenthal guter Hoffnung. Zernichtet ist mit einem Male die Illusion, auf welcher der gesellschaftliche Verkehr der Geschlechter beruht, die Illusion, daß die Freundin gleichsam ein höheres, geschlechtsloses Wesen sei. Sie ist ein Weib — so oft er sie anblickt, erneuert sich ihm die Gewißheit. Los bricht sich die gebändigte Begierde und zählt ihm beständig alle die Freuden auf, die er mit ihr gewinnen könnte. Doch — sie ist das Weib eines anderen: all die Freuden, auf immer sind sie für ihn verloren. Recht und Pflicht, Erlaubt und Unerlaubt, die Gedankenreihen verwirren sich . . . Es ist auch hier so laut, und er fühlt ein dringendes Bedürfnis, allein zu sein . . . Friede! Trost! Wieder spannt er seinen Geist unter das Joch Herbarts. Umsonst! Er kann nicht denken, dichten. Auf dem Lande wird's wohl wieder gehen. Was die Gesellschaft an Material in seinem Innern angehäuft hat, muß die Einsamkeit sichten und ordnen, damit auch Zusammenhang und Überblick in sein Leben komme.

Zunächst soll ihm das „bergverschlossene" Hadersdorf die ersehnte ländliche Ruhe bieten, doch ein katarrhalisches Fieber, die Folge einer Erkältung in dem stürmischen Vorfrühling, fesselt ihn an Wien. Gleichwohl sucht er nur die süßen Kräfte des Vergessens, sei es, daß

ihn ein paar Töne seines Beethoven oft mitten im Tumult einer zahlreichen Menschenversammlung gesellschaftlich emanzipieren, sei es, daß ihn die Freunde mit Tabak bekränzen, dessen Rauch er so gerne schlürft, weil er Nebel ist, der vom Lethe kommt. Aber er kann ebensowenig vergessen oder mit Europa seine Rechnung abschließen, als aus seinen Herzensschulden herauskommen. Die Besuche in Penzing werden noch häufiger, regelmäßig speist er an Sonntagen draußen; selbst als er (seit Anfang Mai) in Hütteldorf wohnt, geht er einmal in der Woche hinüber. Und in seinem Innern wogt und treibt und braust es durch- und übereinander: in die Leere, wenn ihn nichts lebhaft beschäftigt, flutet alle zweiten, dritten Tag das himmlische Leben oder der irdische Tod oder der Schmerz jedesmal höher herein. Er bricht diese dunkle Schilderung seiner unklaren Seelenzustände ab; gegenüber der drückenden Last, welche ihm auf dem Herzen liegt, und von der die Befreiung durch die Poesie noch immer nicht kommen will, scheint ihm alles, was seiner Feder sich bietet, unzulänglich, unbedeutend, gar nicht wert, daß er es hinschreibt. Seine eigenen Worte sind ihm oft so zuwider, daß er lieber schweigt.

Und er wallfahrtet noch weiter zur Madonna Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen, die Trauer der Natur suchend und ihre würdigste Gestalt in ihren Schrecken. Alle Geistesthätigkeit auf dieser Reise (ins Hochschwabgebiet, 28. Juni bis 15. Juli) ist eine mehr empfangende, als gestaltende. Mit dem Dichten geht es gar nicht: eine Menge Entwürfe, und doch kommt es zu keiner Ausführung; die Gedanken rollen ihm gleich wieder ab, wie das Steingeröll zu seinen Füßen. So groß auch seine Genüsse sind, manches vermißt er: „Der Himmel will noch immer kein rechtes Gewitter aufspielen, um mir Beethoven zu ersetzen, und Penzing kann mir selbst der Himmel nicht ersetzen.“ Das erste Wort, das Geständnis seiner Leidenschaft, ist damit dem sonst so Schweigsamen entschlüpft, und keine nachträgliche Erklärung als „Notpfennig von Courtoisie“ vermag seine Bedeutung abzuschwächen.

In diese Gärungsperiode, wie er sie gelegentlich selbst nennt, fällt nun (nach dem 15. August) die Vollendung des „Faust“ mit seiner Rückwendung zu einem persönlichen Gott, dessen Offenbarung Lenau in Sophie gefunden. Nicht eigentlich das Gedicht, sondern, wie wir jetzt deutlich erkennen, der Dichter hatte seine psychologische und metaphysische Einheit verloren, nicht seine Fähigkeiten, sondern die ganze neue Richtung seines Geisteslebens setzten ihn außer stand,

das Problem, für welches seiner Auffassung nach gerade diese Einheit Angelpunkt gewesen wäre, zu lösen.

Je näher Sophiens schwere Stunde kam, desto größer wurde wieder seine Abspannung. Seit dem Faustschluß dichtete er nicht mehr. Die wiederholt für September versprochene Reise nach Schwaben ward bis Neujahr oder nächsten Frühling aufgeschoben unter dem Vorwande materieller Beschränkungen, bei der oft erprobten Hilfsbereitschaft seiner Stuttgarter Freunde kaum ein triftiger Grund. Eher, daß er Sophie nicht verlassen wollte, jetzt noch künftig. Darauf weist auch das deutliche Streben, sich in ihrer Nähe eine gesicherte Existenz zu gründen: ernstliche Vorbereitungen auf eine Professur der Ästhetik.

Sophie genas im Oktober eines Knäbleins. Die bald nachher erfolgte Übernahme des „Faust" in den Cottaschen Verlag nötigte Lenau, doch noch in diesem Jahre nach Stuttgart zu fahren (Ende November). Welche Wandlung inzwischen in den Beziehungen zu Sophie vor sich gegangen, zeigen uns am deutlichsten die beiden Briefe, die sie damals erhielt. Schon äußerlich unterscheidet sie der leichte, von forcierter Heiterkeit nicht ganz freie, aber von wahrer Intimität zeugende Ton, wie wir ihn nur in einzelnen Schreiben an die Reinbeck wiederfinden, von dem tändelnden Flirt der ersten Briefreihe. Bei eingenommenem Kopf und unter Thränen — er hat nämlich so starken Schnupfen, daß sogar seine Feder „schnofeln" muß — plaudert er ihr bereits wenige Tage nach seiner Ankunft etwas vor. Er sei noch immer nicht fertig mit aktiven und passiven Besuchen: so habe er den Grafen Alexander noch nicht gesehen. Die Gräfin Maria (die er Auersperg-Grün zugedacht) habe unter ihren Freundinnen eine Wahl für ihn getroffen. Am Schlusse die Hauptsache: er wolle diesmal über seine Rückreise nach Wien so lange nichts Bestimmtes sagen, als sie nicht unabänderlich bestimmt sei; nur so viel sei vorderhand gewiß, daß er reise, sobald er seinen „Faust" in der Tasche habe; doch wäre es möglich, daß er dann nicht unmittelbar nach Wien, sondern gewisser dringender Geschäfte wegen, die aber höchstens vier Wochen wegnähmen, vorerst nach Heidelberg ginge. Wir kennen die unangenehme Erinnerung, welche sich für Lenau mit der unvergleichlichen Neckarstadt verband, und ohne Zweifel kannte sie ebensogut Sophie. Ihre Antwort ist denn auch ein trübsinniges Schreiben. Und kein ironisches: „Das ist jetzt wohl schon vorüber" hat er mehr zur Antwort, sondern, wie später in den Zeiten des

Hochstandes ihres Verhältnisses, erweckt er das Bewußtsein ihrer hohen sittlichen Würde, erinnert er sie an ihr Mutterglück, und ganz leicht und leise rührt er auch an das, was sie ihm ist. „Seien Sie heiter," fleht er. „Mit meiner Heidelberger Reise wollte ich Sie nicht ärgern; sie unterbleibt übrigens. Sobald mein Faust gedruckt ist, reise ich nach Wien. Gestern abend war ich gräßlich verstimmt. Meine Hypochondrie regt sich wieder, ich muß bald reisen. Hinter dem Eilwagen wird dieser Hund zurückbleiben, und stellt er sich in Wien wieder ein, so muß ihn Rosalie (Sophiens Schwester) in die Flucht lachen ..."

Was Lenau noch zwei Monate in Stuttgart aufhielt, können wir nur vermuten; wie er sie verlebte, ist uns völlig unbekannt. Doch haben wir ausführliche Aufzeichnungen aus ähnlicher Lage im übernächsten Jahre, um den Zustand seelischer Verdumpfung und Versumpfung zu ermessen, in welchen die anstrengende und ermüdende Bewältigung endloser Korrekturen und redaktionelle Thätigkeit, verbunden mit den Qualen der Sehnsucht nach Sophie, Lenau jedesmal versetzten. Seine eigenen Worte und Gedanken verdrießen ihn schließlich; er ist nicht imstande, ihr was Rechtes, geschweige denn ein heiteres, kaum ein freundliches Wort zu schreiben: der Unmut über ihre Trennung nimmt ihm sogar das Letzte, wodurch diese für sie erträglicher werden kann, die Fähigkeit, ihr in der Ferne ein Wahrzeichen zu errichten, daß er noch mit ihr lebe — weil er sie über alles liebt. Und auch sie schweigt. Da erfaßt ihn eine seltsame Unruhe, er ist in einer beständigen Bangigkeit: ist sie nicht krank? Das ist der Gedanke, der einzige, dessen er fähig ist. Eine gewisse Furcht, ihr nicht mehr zu sein, was er war, steht im Hintergrunde und neckt ihn und erwartet ihr Todesurteil. Darüber entschließt er sich sogar, die Beendigung seiner Korrekturen anderen Händen zu überlassen und sich davonzumachen: der Geburtstag der geliebten Schwester muß bei seinen biedern Schwaben, die nichts merken sollen, als Vorwand herhalten, und am 29. Januar 1836 geht's in einem Zug und Flug nach Wien.

So war Lenau nach einem ersten befleckenden Genießen, und nachdem er bei einer zweiten, doch kaum tiefen, vorübergehenden Neigung durch Entsagen das Gefühl innerer Reinheit wiedergewonnen hatte, jetzt zu einem würdigen Gegenstande von jener wahren Liebe erfüllt, welche ebensowohl sensuell als spirituell ist und über den ganzen Menschen als Herr schaltet. Nicht minder litt die Seelen-

harmonie des angebeteten Weibes in dem Wirbel erster echter Leidenschaft. Die stille und heimliche Tragödie, in der niemand spielte und zuschaute als ihre blutenden Herzen, hatte begonnen. Was half es, daß jedes von beiden sich Vorwürfe machte, in das Leben des anderen eingedrungen zu sein und es erschüttert zu haben? Die Strömung hatte sie erfaßt, sie mußten fort, sie mußten ...

Für Lenaus langes Schweigen fand Sophie anfangs keine Erklärung. Immer wieder ging sie seine Briefe durch, bis endlich das liebezuckende, zum Eifern und Zweifeln nur allzu geneigte Herz die Gefahren ganz herausgefunden zu haben glaubte, welche in Schwaben ihrer Liebe drohten. Da hatte Graf Alexander Lenau den Antrag gestellt, er solle mit ihm nach Südfrankreich reisen; von den Stuttgartern insgesamt schienen die Heiratspläne der Gräfin Maria begünstigt zu werden. Zu dem ersten bezeigte Lenau wenig Lust, aber Heiratspläne — gewiß, sie hatten ihn ihr abtrünnig gemacht; die Geliebte, die nichts gewähren kann, war aufgeopfert; herzlos für ihre Liebe, fühllos für ihr Unglück, dachte er nur an sein Glück — o, der falsche, undankbare, abscheuliche Egoist!

Gleich nach seiner Ankunft (am 4. Februar 1836) erfuhr Lenau durch ein Kind seiner Schwester in der Kinder unverständig-rücksichtsloser Art von einem überraschenden und nahegehenden Todesfall: Fritz Kleyle, den er immer sehr lieb gehabt hatte, erst als gleichstrebenden Schulkameraden, dann als besten Freund, der schonende Richter über die Erstlinge seiner Muse, Mitwisser jungen Glückes und früher Enttäuschung, „eins von den Dingen, nach denen ich mich umsehen werde, wenn ich einst von dieser Erde abreisen werde, und ein wichtiger Bestandteil des Schatzes, den ich zurücklasse", war in der Blüte seiner Jahre gestorben. Noch ein anderes Unglück hatte seine Familie betroffen: die Schwester Magdalena war als Verbrecherin (wir wissen nicht, warum) mit Kerker gestraft worden. Aber auch dieses Leid ward hundertfach übertönt: „Hätte ich nicht einen eisernen Panzer um mein Herz geschlagen", schreibt er andern Tags an Emilie von Reinbeck, „es wäre längst gebrochen. Sie wissen noch nicht alles, was mich im Leben getroffen hat. Aber ich bin hart und stolz genug, das Unglück zu verachten. Wäre ich es nicht, ich müßte Tag und Nacht heulen wie ein mißhandelter Hund. Wenn es durch den Egoismus, den mir das Schicksal abgedrungen hat, so weit gekommen ist, daß die Liebe mein Herz nicht weich und dankbar genug findet, so möge sie mich entschuldigen. Ich habe dem Leben gegen-

über nun einmal meine Stellung genommen, es soll mich nicht hinunterkriegen. Daß mein Widerstand nicht der eines ruhigen Weisen ist, sondern viel Trotziges an sich hat, das liegt in meinem Temperament. Seien Sie über dieses nicht traurig, liebe Emilie! nur der Tod meines guten Kleyle soll Sie betrüben, nicht mein Leben. Dieses werde ich zu beherrschen wissen." Der Ausdruck jähen Schmerzes, wilder Trostlosigkeit, in welcher der logische Faden der Gedanken sich verwirrt und nur das übermächtige Gefühl schluchzend und stoßend sich freie Bahn bricht, ist unverkennbar, und — daran wird ebensowenig jemand zweifeln — nur auf Sophie bezogen hat das alles Sinn und Verstand. Sie muß ihm jene Vorwürfe gemacht haben, wir dürfen vielleicht sogar noch einen Schritt weitergehen und auch Lenaus Antwort aus diesen Sätzen herauslesen: läßt sich doch wiederholt beobachten, daß er in Briefen, welche an verschiedene Personen gerichtet, aber an demselben Tage oder in nicht allzulangen Zwischenräumen geschrieben sind, dieselben Gedanken und Wendungen bis aufs Wort genau anbringt. Daß kein Name genannt wird, kann nicht beirren: Unglück schließt schnelle Freundschaft; wie übrigens Emilie im Sommer des nächsten Jahres dem Ergriffen- und Versunkensein Lenaus leise, aber innige Teilnahme zu zeigen wagte, so wird ihr weiblicher Scharfsinn wohl schon jetzt aus unwillkürlichen Andeutungen, hingeworfenen Worten, die sich bei längerem Zusammenleben von selbst ergeben, manches erschlossen haben, wenn sie auch noch nicht alles wußte, wird ihr manches verständlich gewesen sein, wenn es auch noch ungesprochen geblieben war. Auf solch volles, aber zart verschwiegenes Erfassen scheint mir auch in ihrer Antwort der zweigliedrige Ausdruck „Schmerz und Kummer" zu deuten.

Ohne Frage hatte Sophie die Sache so blutig ernst, wie Lenau sie nahm, nicht gemeint. Das ist aber ein Charakteristikum seiner eigenartigen ungemessenen Liebe, daß sie im Glück wie im Unmut ihn gleich an die äußersten Grenzen hinauszieht. Alles, was von ihr kam, nahm er so hoch und ernsthaft und buchstäblich, daß ihm ihre harmlosesten Neckereien wichtig und unheilverkündend erschienen. Wohl wußte er's selbst: er verstand zu wenig Spaß in der Liebe. Namentlich aber riß es ihn zu kränkender Heftigkeit hin, wenn sie gegen ihn erkaltet schien, da er es gegen sie keinen Augenblick ist. Und diesmal kam noch eines dazu: es erweckte ihm immer eine peinliche Empfindung, und sein Stolz bäumte sich dagegen auf, wenn er auch

nur im Scherz seinen Charakter gegen sie verteidigen sollte. „Das ist eine Wunde," schrieb er ihr einmal, „welche immer Blut giebt, wenn sie noch so leise ritzt, welche aber selbst von Dir nicht geheilt werden könnte, wenn sie einmal tiefer schnitte." In ihm schlummerte eine Kraft, die er nur heraufzulassen brauchte, um mit einem Satze auf dem alten Boden der Freiheit zu stehen, aber ihm graute davor. Fast fanatisch deuchte ihn diese Bravour. Nur im Falle einer wahrhaften, erwiesenen und ungeheuren Kränkung schien es ihm möglich zu sein, alles wegzuwerfen und zu vergessen, was ihm das Liebste ist. Der Fall war jetzt eingetreten, wie sehr auch sein Herz bluten mochte, er riß sich los, fest entschlossen, sich zu behaupten, wenn auch in einer finsteren Einsamkeit: denn immer war es sein Himmel, dem er jetzt den Rücken wies, immer stand er in der Fremde, da er der Heimat sich entriß. Nur die Freunde konnte der Gedanke beruhigen: „Noch fließt der ewige Quell der Kunst; noch giebt es Menschen, die mich lieben. Ich werde auch wieder froh werden." Er selbst dachte ganz im Gegenteil einzig an Liebe und Sterben. Man hatte ihn rauh aus seinem Traum gerissen: jene Liebe, in welcher ein Mensch die ganze Welt an sein Herz drücken möchte, ist selten auf der Erde. „Daß ihr Bild die Welt nicht ganz verläßt, Hielt am Kreuz das Schicksal eilig fest, Jesus, deine liebende Gebärde." (Kruzifix.)

Der Liebe Brand ist also verlodert; verglimmen nun auch der Dichtkunst helle Flammen, dann dünge nicht erst der Tod das Feld des Lebens mit der Asche der Gefühle, sondern lasse schnell den Sänger entschweben. (An den Tod.) Und um den Tod fleht er auch in einem ergreifenden Sonett die Einzige, der er sein Leid vertrauen und alles sagen möchte, seine Mutter; ihr gesteht er: „Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde Und muß sie stumm bis an mein Ende tragen. Ich fühl ihr rastlos immer tief'res Nagen, Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde . . ." (Der Seelenkranke.)

Mit welch ungeheuerer Heftigkeit Lenau seine Entschließung gefaßt haben muß, das läßt sich aus diesen sentimentalen Gefühlsausbrüchen — ihrer naturgemäßen Reaktion — ebenso deutlich ermessen wie aus der Energie der Versuche, ihrer Herr zu werden. Halb noch in ihrem Banne, halb um sich ihnen zu entziehen, dachte er fast unmittelbar nach der Katastrophe an einen kleinen Ausflug nach Preßburg, um seinen Freund Keiller zu besuchen. Es zog ihn an, die langentbehrten heimatlichen Jugendeindrücke wieder aufzufrischen, auch lockte ihn die Hoffnung, dort die besten Zigeuner spielen

zu hören. Der Ausflug unterblieb. In der Stadt selbst gab es so viel Musik, daß er nicht fortzugehen brauchte: es verging fast kein Tag, der ihm nicht irgend einen herrlichen musikalischen Genuß brachte. Am weitaus stärksten wirkt wieder Beethoven: seine Quartette haben Stellen, bei denen ihm fast das Herz zersprungen wäre. „Kennen Sie nicht jene Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit jedem solchen Tonstück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. O, es ist ein köstliches Gefühl, wie einem so das Leben verklingt!" Solche Äußerungen lassen nicht glauben, die Erschütterungen seiner Stimmung hätten sich wirklich im Dichten beruhigt, wenn es ihm jetzt auch besonders von statten ging, „als hätte sein Erhaltungstrieb ängstlich und eilig nach dem Heilmittel der Kunst gegriffen". Wohl war in wenigen Tagen so viel entstanden, daß es in Ermangelung von Beiträgen der Freunde die Lücken seines Almanachs hätte füllen können, und gab Kraft und Zuversicht zu einem neuen Unternehmen, zwei größeren epischen Gedichten, Huß und Hutten, die bis zum Herbst fertig sein sollten, wenn seine Gesundheit ausreichte. Aber die späteren Zettel an Sophie, welche diese Zeit berühren, sprechen von einer verlorenen Welt, erstorbenen Hoffnungen und Freuden, trostlos nächtlichen Grübeleien. Wie in den Zeiten ärgster Verstimmung ist die Korrespondenz mit Stuttgart auf viele Wochen hinaus völlig unterbrochen.

Da erklingt endlich — etwa Ende März — das erlösende Wort: „Eine Furcht, nicht viel kleiner als die vor deinem Tode, hast du heute mit deiner himmlischen Milde aus meinem Herzen gebannt, die Furcht, an deiner Achtung etwas zu verlieren. Ich achte kein menschliches Wesen so hoch wie dich, und ohne deine Gegenachtung müßte mein Herz verkümmern: „Freudig kämpfen und entsagen," das sind deine Worte, und du bist mir groß genug, mich an dir aufzurichten, o du Herrliche! Liebe! Liebe!"

Wie wir aus späteren Aufzeichnungen und einem Bericht von Sophiens eigener Hand erfahren, hatte sie ein Gedicht an Lenau gerichtet, in dem sie „tiefen Kummer über den Grund seiner unseligen Verstimmung und den Wunsch, ihn zu heilen", aussprach! Wenn es nicht aus dem Gang unserer Darstellung erhellen würde, ließen es mindestens diese Worte erschließen, daß sie selbst der Grund der Verstimmung, jenes „freudig kämpfen und entsagen", aber das Mittel, ihn zu heilen, war. Indem sie in liebevoller Nachgiebigkeit ihre Schuld zugestand, ward sie ihm aufs neue unwiderstehlich, so

daß er alle Schuld auf sich nahm: „Sophie," schrieb er ihr Ende des Jahres, „wenn etwas Fremdes an mir war, das sich von Dir reißen wollte, so hat sich dagegen mein eigentliches wahrhaftes Wesen um so fester an Dich geklammert. Mein Innerstes war immer fest mit Dir, alles andere waren nur äußere, anklebende Gedanken und das Feindliche mußte nur dazu dienen, die Liebe noch mehr in mir zu befestigen. Es ist zu Schanden geworden wie alles, was gegen die Liebe ankämpft in der Welt . . . O, Sophie, Du hast mich heute überzeugt, daß mir nichts bei Dir schaden kann, keine Erinnerung. Du liebst mich, Du mußt mich lieben als Dein bestes Werk. An Dir haben sich meine erstorbenen Hoffnungen und Freuden wieder aufgerichtet zu einem neuen und schöneren Leben . . ."

„Meine Schuld an Dich ist unermeßlich wie die Welt, die einst verlorene, die Du meinem Herzen wieder geschenkt. O, könnte ich Dir vergelten und Dich auch ein wenig glücklich machen!"

„Ich habe Dir's manchmal gesagt, und werde Dir's noch manchmal wiederholen, daß Deine Liebe versöhnend und wahrhaft rettend auf mich gewirkt . . . Wer weiß, ob und wie spät mir das Licht gekommen wäre, ohne Dich."

Und keine Trennung soll es mehr geben, kein Ausbleiben von Nachrichten wieder zu einem Mißverständnis führen. Sie wollen fortan immer, auch in der Ferne miteinander leben, jedes täglich an das andere und seine Liebe denken, ihre geheimsten Gedanken zu Papier, auf Zettel und in Büchlein, bringen und gegenseitig austauschen: das ist es, was Frankl nicht ganz passend „Tagebuch und Briefe" nannte, ebensowohl Lenaus als Sophiens litterarisches Testament. Jene oben citierten Zeilen sind sein Anfang, zugleich der Anfang einer neuen Epoche in beider Leben, — wer wagte zu sagen, der glücklichsten, wenn nicht Sophie selbst es zugestände.

Was sie, von Pflicht und Überzeugung zurückgehalten, so lange klug vermieden, hartnäckig verweigert hatte: das Gegengeständnis ihrer Leidenschaft — das, mußte sie sich bei klarer Überlegung sagen, war preisgegeben, seit sie zu jenen Vorwürfen sich hatte hinreißen lassen, zu denen keine Freundin mehr, sondern allein die Geliebte berechtigt war. Hätte ihr Herz nur die Willenskraft geborgen, ihre Fesseln zu sprengen! Sie mochte ihn verlassen wollen — sie konnte es nicht. Ja, je länger sie ihn entbehrte, in desto schneidenderer Schärfe trat der Konflikt zwischen Pflicht und Liebe hervor: lange mag sie mit sich gekämpft haben, bis sie sich zu dem verzweifelten

Ausweg entschloß, äußerlich dem Gatten die Treue zu bewahren, und doch dem Sturm der Leidenschaft freien Lauf zu lassen: „Freudig kämpfen und entsagen," das galt in gleicher Weise für sie wie für ihn, es ist die Grundlage ihres „Bundes auf ewig" und zugleich dessen „eiserne Schranke", an der sie sich blutig stießen, die sie aber nie durchbrachen. Nur was er dabei gelitten, wissen wir; wieviel es ihr gekostet, den doppelten Feind: den Ansturm des geliebten Mannes und die Wallung des eigenen Blutes zu überwinden, das können wir nur aus zufälligen Bemerkungen — daß auch der Nerv ihres Daseins zerschnitten sei, daß auch sie in untröstbarem Kummer sich verzehre — ahnen. Es war ein stacheliges Dickicht ohne Ausgang, in das sich ihre Seelen gestürzt hatten. Dazu noch das peinliche Verhältnis Sophiens zu dem Gatten, der verzichten mußte, da er verlangen konnte, Lenaus zu dem Freunde, den er liebte, und dessen Anwesenheit er doch immer als ärgerlichen und drückenden Zwang empfand. Wie menschlich, wenn es Max wurmte, daß sein Weib dem Freunde, der Freund seinem Weib mehr war, als er, wenn sich dieses berechtigte Gefühl der Zurücksetzung in bitteren Bemerkungen Luft machte, wenn er ab und zu unverhohlen seine üble Laune zeigte, oder durch eine gewisse tolerante Schonung den ohnehin leicht Reizbaren zum höchsten aufbrachte. Kein Zweifel, daß Sophie entschlossen gewesen wäre, diese unglückseligen Bande zu lösen, wenn das Gesetz es zugelassen hätte. Aber nur ihr gemeinsames Leiden durfte ihnen heilig sein. Für alle Freuden des Lebens machte sie hingegen die Liebe absterben, ihr ganzes Leben wandelte sich in feierlichen Ernst, den sie von ihm angezogen hatte, dessen Herz oft die Freude nicht mehr verstand, ja, nicht einmal mehr recht an die Freude glaubte, wenn er dachte, wie er so zerfiel, ohne daß sie sich ganz umarmen durften. Und doch hatte er, wenn auch nicht alles, mehr, als er je auf dieser Erde zu erringen gehofft, mehr, als die Welt ahnte, daß man von einem Weibe haben könne.

5.

Mystische Sinnlichkeit und sinnliche Mystik fließen in dieser Zeit zu einer wahren Lebensdichtung in Lenaus Liebe ineinander und geben ihr einen ausgesprochen heiligen Charakter.

Die Sehnsucht seines Herzens ward ihm der Kern der ganzen Schöpfung, aus Sinnenrausch erhob er sich zur Betrachtung des Ewigen: liebt er ja ihren süßen Leib so sehr, nur weil er herumliegt

um die schönste, beste, allersüßeste Seele auf Erden. Durch die Liebe lernt er die Welt begreifen, sie schien ihm die stärkste Macht im Himmel und auf Erden, welche die Welt erschaffen hat und sie erhält und sie ewig bewegt. An der Geliebten erkannte und erfühlte er den vollen Zauber, das Schöne, Unersetzliche, Alleinbeseligende der Persönlichkeit; die starren und herzlosen Naturkräfte und Naturgesetze konnten unmöglich ein Wesen zustande bringen wie sie: ein Lieblingsgeschöpf eines persönlichen liebenden Gottes. Wenn sie ihm Entsagung auferlegt, da er doch keinen Genuß als den einzigen kennt, den er stets wünscht, und vor dem er immer zittert, tröstet er sich damit, daß die Liebe nicht nur zur Fortpflanzung der Gattung, sondern auch und gewiß hauptsächlich für das ewige Leben der Individuen da sei Er muß Vergeltung hoffen — wenn er nicht verzweifeln und alles zerbrechen und hinwerfen soll — in einem Jenseits, wo seine Liebe sich frei und ganz wird ausbreiten können. Freilich giebt es auch schon hier Augenblicke der Freude, wo das Herz im Himmel ist und jeden Wunsch vergißt. Doch sie sind unsicher und flüchtig: Glückseligkeit läßt sich nur träumen, vielleicht in einem anderen Leben erleben. Und er malt sich genau aus, wie es dort wäre: seine Luft ihr Atem, sein Licht ihr Auge, sein Trank ihr Wort, seine Speise ihr Kuß, sein Lager ihr Herz, sein Wandel das Reich Gottes mit ihr, mit ihr! In seiner Liebe geht er unter wie in Gott zur Zeit des Gebetes; er steht in Gott, wenn er sie liebt: ihm ist, als sei er von Gott abgefallen, wenn er sie beleidigt, denn Gott ist in ihr, und ohne sie stürbe er weniger warm für die Sache Gottes. Überall, wo er Gottes starke Hand fühlt, spürt er auch ihre liebe Hand, und er vermag oft beide nicht voneinander zu unterscheiden: die Sache Gottes und die Sache ihrer Liebe ist einerlei, vielmehr ihre Liebe ist nur ein Teil von Gottes eigener Liebe, und er kann nicht an Gott denken, ohne an sie zu denken; in ihrem schönen Auge erblickt er die ganze Fülle des Göttlichen; ihr Angesicht ist ein stilles Lied Gottes; ihre Geburt wird hinauswirken über sein Erdenleben, auf seine Ewigkeit. Weil er auch für dort gelten soll, ist ihr Wert für ihn unnennbar und unfaßbar: sie ist sein Trost, sein Glauben, seine ewige Liebe, sein Glück oder seine Verzweiflung, seine Lebenswärme, seine Offenbarung, der er seine Versöhnung hier und seinen Frieden dort zu danken hat. Mit ihr zu Füßen Gottes sitzen und sie festhalten wird das beste sein.

Lenau war unmittelbar nach der Versöhnung mit Sophie im

März 1836 an einen umfangreicheren Stoff aus der Kirchengeschichte, einen Huß und Hutten, herangetreten, als ihn der Zufall eine Bekanntschaft machen ließ, die sein Interesse nach einer anderen Richtung wandte.

Hans Lassen Martensen, 1884 als Bischof von Seeland gestorben, kam damals, Ende des Monats, als junger Theologe auf einer Studienreise nach Wien und selbstverständlich auch ins „silberne Kaffeehaus". Gegenseitige Hochschätzung und Übereinstimmung in dem, was ihnen das Höchste war, verband bald die beiden ungefähr gleichalterigen Männer in einer innigen Freundschaft, in der sie wechselsweise einander gaben und voneinander empfingen. Namentlich auf religiös-philosophischem Gebiete wußte ihm Martensen weite Gedankenperspektiven zu eröffnen, da er mit den Größen aller zur Zeit blühenden philosophischen Schulen in Verbindung gekommen war: Schleiermacher hatte er in Kopenhagen gesprochen, Marheineke — nach Hegels Tod das Oberhaupt von dessen Schule — in Berlin gehört; das Hegelsche System nahm ihn immer mehr gefangen, und er wurde von ihm wie in ein magisches Netz eingesponnen; Daub in Heidelberg, wiewohl auch Hegelianer, schien ihm doch in seinem Denken nicht über den Pantheismus hinausgekommen zu sein; in Tübingen trat er mit D. F. Strauß und Fr. Baur in Berührung; aber den bedeutendsten Einfluß übte der Münchener Theosoph Franz von Baader auf ihn aus, mit dem er nun auch Lenau bekannt machte, während Schellings Religionsphilosophie nicht seinen vollen Beifall fand; sein eigener Standpunkt war das anselmische „Ich glaube, um zur Erkenntnis zu gelangen".

Lenau, dessen Faustschluß doch auch kein anderes Princip bestehen ließ, vermeinte in einem wahren Vernunftbade zu sitzen, wenn er mit Martensen sprach: über Pantheismus, über die Persönlichkeit Gottes und des Menschen; über Spinoza, Goethe, Hegel, Baader; über Mystik, Mittelalter und Reformation; über die Desorganisation des gegenwärtigen Zeitalters und die Notwendigkeit einer geistigen Wiedergeburt durch das Christentum. Man erinnere sich nur: kaum vor einem Jahre hatte D. F. Strauß „Das Leben Jesu" aus der mythenbildenden Kraft der ersten nachchristlichen Jahrhunderte zu erklären versucht, hatten Heines drei Bücher „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland", neuerdings seine „Romantische Schule" dem Spiritualismus der jüdisch-christlichen Weltanschauung den Sensualismus der Antike gegenübergestellt, Abkehr vom Nazarenismus und Rückkehr zum Hellenismus gefordert, statt

der Abtötung des Fleisches dessen Emancipation in einem Reich der ewigen Freude nach Ideen des Saint-Simonismus gepredigt. Als ihm nun Martensen auseinandersetzte, „der wahre Dichter müsse wie die wahren Propheten dem unwahren zeitlichen Bewußtsein der Menschen ein wahres Ewigkeitsbewußtsein entgegensetzen, müsse wahre Gesichte verkünden, müsse richtende und freimachende Worte hineinsprechen in seine Zeit", da war Lenau ganz Feuer und Flamme, selbst dieser wahre Dichter zu werden, und vor seinen Augen rollte sich eine große epische Trilogie ab: Huß, Hutten und Savonarola.

Seit Ende April steckte er tief in den Vorarbeiten zu ihr, zunächst zu einem „Savonarola", von Martensens Kenntnissen und Ratschlägen begleitet, auch als dieser bereits Wien verlassen hatte. Mit der Unterbrechung einer kurzen Reise nach Schwaben im September 1836 ward dann bis in den August des nächsten Jahres in und um Wien, seit 20. Juni 1837 wieder in Stuttgart an dem Gedicht gearbeitet, das noch im Herbst 1837, Martensen gewidmet, erschien.

In Bezug auf die historischen Fakten, welche er vorführte, hat sich Lenau in der Hauptsache eng an ein neues Werk des gelehrten Rudelbach (1835) gehalten, der Savonarola im Sinne der supranaturalistischen Schule als Mystiker und Vorläufer der Reformation auffaßte. Statt Savonarolas Lehren wurden des Dichters eigene Glaubenssätze in wesentlich protestantischem Sinne entwickelt. Ebenfalls Rudelbach entnommen ist der Kern der Borgia-Episode, während Tubal aus der Verschmelzung einer Novellenfigur des Boccaccio mit der Sagengestalt des ewigen Juden hervorging. Endlich auf freier Erfindung beruht die Bekehrungsscene im Künstlerhain, zu der nur die zufällige Übereinstimmung der Daten*) Veranlassung gegeben haben mag.

Bei der Ausführung des Gedichtes hat sich Lenau stark von der litterarischen Tradition der Romanzencyklen bestimmen lassen, doch mehr wie in jeder anderen seiner großen Schöpfungen nach Einheit und Geschlossenheit in Komposition und Form gestrebt. Durch Vorahnungen und Vordeutungen sind die Anfangs- und Schlußromanzen miteinander verknüpft, als Ruhepunkte in der fortlaufenden Erzählung zwischen inhaltlich zusammengehörigen Stücken Stimmungsbilder von vorwiegend lyrischem Charakter eingeschaltet. Die Episoden motivieren und illustrieren in entsprechender Weise Handlung und Tendenz des Ganzen. Im einzelnen erweist sich freilich Begründung

*) Lionardos Abendmahl ist 1496/8, Michel Angelos Pietà 1499 entstanden.

und Zusammenhang noch oft recht schwach; der Leser muß sich durch ein paar trocken überleitende Verse in eine neue Situation versetzen lassen; vielfach fehlen Übergänge ganz. Ebenso ist Lenau in der Zeichnung des Kostüms nirgends über eine gewisse romantische Unbestimmtheit hinausgekommen. Von den Charakteren fielen nur die der Gegenspieler vortrefflich, die anderen starr oder schablonenmäßig aus. Aber alle diese Mängel macht übersehen eine Fülle farbenglühender Bilder, der Reichtum von virtuos gehandhabten stilistischen Formen: neben überraschenden Vergleichen geistreiche Parabeln, kühne Allegorien und, der Höhepunkt Lenauschen Könnens auf epischem Gebiete, eindrucksichere Visionen: großartig-gewaltig im Stil der Apokalypse des Donnersohnes Johannes die Schlacht zwischen Antike und Christentum, die Lorenzos Seele auskämpfen muß; frauenhaft-zart, wie eine Scene des Johannisevangeliums anmutend, von wunderbarer Keuschheit der Linienführung der süße Kerkertraum Savonarolas; mephistophelisch-cynisch das Nachtgesicht des Papstes, welcher den jüngsten der Propheten, der in Florenz sich hören läßt, am Halse des ältesten Propheten der Griechen, des dodonäischen Eichenbaumes, festhangen sieht. Nicht zum mindesten ist die Wirkung dieser Teile des Gedichtes auf Rechnung des wunderbaren Rhythmus der Lenauschen Verse zu setzen, der den Schwung und das Feuer des Violinvirtuosen verrät und wie eine einschmeichelnde Melodie noch lange im Ohr nachklingt. Anderseits brachte die Durchführung eines noch dazu ausgesprochen lyrischen Metrums auch manchen Nachteil: vor allem die Sprache beugte sich nur widerwillig unter das ihr aufgezwungene Joch.

Nicht minder große Vorzüge, als die formale Verarbeitung des Stoffes aufweist, sind seiner gedanklichen Durchdringung nachzurühmen: eminent modern aufgefaßt, tritt der „Savonarola" namentlich in religiös-philosophischer Hinsicht als Zeit-, Streit- und Tendenzgedicht hervor, das auch die politischen Tageskämpfe schwach wiederhallen läßt. Die Naturanlage wie seine ganzen Lebenserfahrungen und Lebensanschauungen stellten Lenau in entschiedenen Gegensatz zu dem von Heine verkündigten Hellenismus. Er hat im „Savonarola" selbst ausgesprochen: „Der Traum der Alten war verloren, Für sie so schön, für uns zu schal. — Habt ihr ihn nur heraufbeschworen, Daß er sich träume noch einmal?" Die Antike ist nur ein schöner Schutt, der uns auf unserm eigenen Lebensgrunde die Wurzel ersticken will. Darum weg mit der Renaissancekunst, weg mit dem großen Heiden Goethe, und mit allem Kokettieren mit der Antike!

Lächelt sie, die ewig klare und heitere Anmut, die von keinem Leid berührt, von keinem Schmerz getrübt wird, lächelt sie unseren Schmerzen und Leiden nicht Hohn? Wußte sie unsere Qualen zu lindern? unsere Schmerzen zu stillen? Daß sie am Schmerze mild vorüberführt, darin liegt ihr Zauber; doch „der Kompaß meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens; vielleicht kann mir alle Religion und Liebe nicht weiter helfen als diesen Schmerz zu verklären!“

Das ist der Endpunkt des Lenauschen Programms, konträr entgegengesetzt dem Zukunftstraume Heines: dieser verspottet und vernichtet das Christentum, jener sucht es auf und stellt sich in seinen Dienst; hier das Reich der ewigen Freude, dort das Kirchenkreuz, „das tröstend den Klagenden hinüberweist in das Heimatland“. Hellenismus und Nazarenismus, Heine und Lenau, das sind die Gegensätze, die im Savonarola einander bekämpfen, gegeneinander predigen, am Totenbette Lorenzos aufeinanderprallen und in der Episode im Künstlerhain ihren schärfsten Ausdruck finden.

Weitaus zahmer als die Angriffe auf den Heineschen Sensualismus ist die Opposition gegen die Hegelsche Schule ausgefallen; und auch, was gegen Strauß ins Treffen geführt wird, ist leidenschaftlicher ausgesprochen, als es auf überzeugenden Argumenten beruht; dieselbe heftige Sprache führt er gegen die Naturphilosophie und den ihr nahe verwandten Pantheismus, obwohl und weil er von ihm ausging und zu ihm zurückkehrte; und mit gleicher Energie protestiert er gegen den Romanismus, von dem er sich äußerlich doch nie lossagte, dem er durch Baader ebenfalls wieder nähertrat.

Seine schwäbischen Freunde waren mit alledem einverstanden, von alledem entzückt. Schwab wurde bei einer Vorlesung des Gedichtes „sozusagen freudig empört“; Kerner, bis zu Thränen gerührt, nannte es „ungeheuer, ein Meisterstück aller Meisterstücke“; Menzel sah schon die christliche Reaktion herannahen gegen die Juden, „die geglaubt hätten, man werde ihnen die deutsche Poesie in Pacht geben“. Katholiken wie Protestanten nahmen den Dichter für sich in Anspruch und begleiteten mit ihren frommen Wünschen seinen ferneren Weg, während die jungdeutschen und junghegelianischen Organe ungebärdigen und zum Teil persönlichen Angriffen Raum gaben. Aber das Ganze war schließlich doch nur blinder Lärm. Wie niemand den „Savonarola“ mit innerer Befriedigung aus der Hand gelegt, wie er niemand von der Notwendigkeit einer Renaissance des fünfzehnten Jahrhunderts, geschweige denn von der des neunzehnten überzeugt hat, so ist auch

nie jemand für den Dichter eingetreten, ist nie der Versuch unternommen worden, etwa auf Grund seines Programms eine Partei zu bilden. Die große Idee einer Renaissance der Gegenwart durch das Christentum fand gar keinen Wiederhall, weil man sie nicht einmal begriff. Und der Dichter selbst — er hat sie wenige Monate nach der Vollendung seines Werkes von sich gewiesen.

Gott hängt eben, wie es Baader einmal formulierte, an einem dünnen Faden — bei Lenau an seiner Liebe zu Sophie. Ihr echt weibliches „Freudig kämpfen und entsagen" war auf die Dauer nichts für den Mann, mindestens nichts für ihn, in dessen Adern vom Vater und von der Mutter her ein nur allzu begehrliches Blut wallte. „Ach, wärst du mein, es wär' ein schönes Leben! So aber ist's Entsagen nur und Trauern, Nur ein verlornes Grollen und Bedauern; Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben." *) Daß er, so oft er scheiden mußte und ihr gute Nacht bot, bekümmert ihnen beiden im Herzen den Tod wünschte — ist das naturgemäße Ende einer solchen tiefen und hoffnungslosen Leidenschaft. Wenn sich ihm nun seine ganze Welt-, zumal seine Naturanschauung verdüsterte, wird man dies gewiß nicht als Pessimismus oder Weltschmerz bezeichnen dürfen, es zeigt sich vielmehr gerade jetzt bei ihm ein gesteigerter künstlerischer Realismus, der vorteilhaft von dem unausstehlichen Phrasengedresche der politischen Dichter derselben Periode absticht. Bilder wie in den „Neueren Gedichten" (1838) die Alpenlandschaft „Weib und Kind", oder „Die nächtliche Fahrt" über die schneestarrende podolische Platte, oder „Die drei Zigeuner" auf der sonnverbrannten Pußta haben in der ganzen zeitgenössischen Lyrik an packender Naturwahrheit kaum ihresgleichen. Und dieselbe Realistik zeigen die „Liebesklänge", deren Situationen sich aus den Zetteln Lenaus an Sophie durchaus als erlebt erweisen lassen. Auch viele von den neuen „Vermischten Gedichten" beziehen sich auf sie, der er sie zugeeignet, von der er neben Beethoven, dem Meer und dem Hochgebirge das beste und meiste gelernt hat. Früher als in den Briefen begegnet uns hier, was später immer bedrohlichere Gestalt annimmt, ein Komplex von Krankheitssymptomen: hypochondrische Anfälle, schlaflose Nächte, wüste Träume verbunden mit reichlichen Thränenergüssen. Die „spekulativen Bocksprünge" sind dem entsprechend so, daß der alte Schleifer „bei ihrer Lesung in den Haaren

*) Vgl. Byrons: „If thou wert mine, had all been hush'd".

ein Rauschen spürte, als ob sie ihm zu Berge ständen“: ein gewisser „starr in sich hineinbrütender Trotz“ ist noch das Harmloseste, meist packen Zweifel und Verzweiflung den Dichter an und sogar Selbstmordgedanken werden ihm vertraut. Die Beschäftigung mit dem Ich steht im Vordergrund; mit Ausnahme zweier neuer Polengedichte, des ersten Stückes „Auf meinen ausgebälgten Geier“ und der „Vision“ enthält die ganze Sammlung beinahe nichts Politisches. Selbst das scheinbar Reinepische wie der Romanzencyklus „Anna“ (nach einer Sage, welche ebenso wie die Geschichte vom „Traurigen Mönch“ der schwedische Dichter Hagberg Lenau mitgeteilt hatte) hängt mit dem Gefühl des Fremden und Verletzenden zusammen, dessen er sich bei dem Gedanken nicht erwehren konnte, daß ihre Kinder nicht auch seine Kinder seien. Ganz ähnlich brachte er im Namen des Weibes diesen Schmerz über verlorenes Mutterglück in Heloisens Klage zum Ausdruck. Neu sind die echtromantischen Versuche, die Wirkungen von Musik und Tanz durch Wort und Rhythmus zu erzielen (gleichzeitig Heine in der ersten „Florentinischen Nacht“ 1837): an den Mephistowalzer im „Faust“ mit seinem bacchantischen Freudengejauchze und Lustgestöhne reiht sich nun ebenbürtig die sublime Auslegung des „Steyrertanzes“ und die Elementargewalt des wehmütig-klagenden, stürmisch-beseuernden, wild-begeisternden Rakoczymarsches („Mischka an der Theiß“). Eintönigkeit kann man also der Sammlung, wenn auch ihr Grundton ein ernster, finsterer, tragischer ist, nicht zum Vorwurf machen, nicht einmal Einförmigkeit, obwohl die vierzeiligen Strophen, kurze zweisilbige Versmaße weitaus überwiegen. In obligaten metrischen Formen erscheinen überhaupt nur ein paar Alexandrinergedichte — wohl unter dem Einfluß Freiligraths und Rückerts — und eine größere Masse Sonette; die Oden „Neid der Sehnsucht“ und „Wunsch“ („Fort möcht' ich reisen“) bringen das freie Klopstocksche Silbenmaß, das Heine in seinen prachtvollen Nordseebildern verwendet hat, mit Glück zur Geltung. Die an den Schluß der Sammlung gestellten litterarischen Invektiven — größtenteils aus den Polemiken um den „Savonarola“ hervorgegangen — hat Lenau in späteren Auflagen nur noch in einer Auslese wiederholt.

6.

Gleich nach dem Abschluß des „Savonarola“ griff er auf den Hußstoff zurück, den er anfänglich „groß und reich“ und geeignet wähnte, „wieder einmal die wilden Geister in ihm zu Worte kommen

zu lassen, welche dem Girolamo gegenüber solange hatten kuschen müssen." Bald genug erschienen ihm die Hussiten wie gemeine Mörder, ihre Geschichte arm an hervorstechenden und großen Charakteren, das ewige Kriegsgeschrei monoton, und er mochte an diese Arbeit gar nicht mehr denken.

Endlich um die Wende des Jahres 1837 machte ihn der Romanist Ferdinand Wolf auf das eben wieder aufgefundene und von Fauriel (1837) herausgegebene provençalische Epos über den Kreuzzug gegen die Albigenser aufmerksam, an dessen Studium Lenau sogleich mit Feuereifer ging. „Eine der größten, geistigsten und blutigsten Stellen der Geschichte" rollte sich ihm da auf. Der gewaltige Stoff, „das größte Trauerspiel der Kirche", „spielte ihm in alle Regionen seines Herzens hinein". Er hatte große Hoffnungen, ein tüchtiges Gedicht zustande zu bringen, denn „hier fand er alles, was er brauchte". Aber nur nach tiefgehenden Wandlungen und einschneidenden Veränderungen ist das Werk einem Abschluß entgegengereift.

Zunächst schiebt sich schon zwischen Konzeption und Ausführung die Redaktion seiner „Neueren Gedichte" während eines Stuttgarter Aufenthaltes (Ende Mai bis Mitte Juli 1838), dann ein Monat im Salzkammergut bei Sophie ein. Die ersten Entwürfe für fünfzehn Gesänge stammen aus dem September 1838, doch nur vier Gesänge hatte er wirklich bis Mitte Januar 1839 körperlichen und geistigen Verstimmungen abgerungen, die „ein beständiger Schnupfen, sein wiedererwachtes altes Seitenstechen, das ihn ins Bett warf und mit Umschlägen besiegt werden mußte, gerichtliche Verfolgungen" von seiten der Censurbehörde zur Ursache hatten. Nicht das Wenigste trugen neue Liebeswirren bei.

Schon Ende 1837 hatte ihn Sophie gebeten, ihr nicht aus Mitleid treu zu bleiben, wenn „die Andere" auf ihn einen Eindruck gemacht hätte. Er wies damals die Möglichkeit eines Abfalles als undenkbar zurück, und ihre Antwort: „Du bist mir verfallen" ergriff ihn so freudig, als hätte der Himmel gesagt, er sei ihm verfallen. Aber es kamen auch wieder Augenblicke, wo er sie fragte: „Hat sich deine Sehnsucht überwacht? Ist sie des Weges müde geworden, wo kein Ziel erreicht werden kann? Habe ich in deinen Augen verloren, und findest du mich geringer, als du mich einst glaubtest? Hat deine Liebe wirklich eine Meinung und einen Verlauf?" Während ihn der Gedanke schaudern machte, daß ihre Gesundheit eine schlimmere Wendung nehmen und er sie verlieren könnte, setzte sie ihr Leben

in tollkühner und leichtsinniger Weise aufs Spiel; zum erstenmal, seit sie sich kannten, kam es ihm, wenn auch nur vorübergehend vor, er müsse die Sache Gottes und die Sache ihrer Liebe als zweierlei betrachten. Da hat er sich ganz der Natur in die Arme geworfen: „Ich will zu den alten Zauberern gehen, daß sie mich erleichtern; ich meine die Naturgeister. Ich sinke wieder ins Dämonische. Das dampfende Waldthal war mir heute so wohlthätig betäubend wie ein Zauberkessel, worin die Kräuter sieden, die unsichtbar machen."

Ungefähr zwei Monate, nachdem er dies geschrieben, am 24. Juni 1839, lernte er in einer Gesellschaft bei dem Grafen Christalnigg die gefeierte Sopranistin Karoline Unger kennen. Sie ließ in ihrem Gesang (Schuberts „Wanderer" und „Gretchen") ein singendes Gewitter von Leidenschaft auf sein Herz los. Fünf Tage später im „Belisario" kam ihm von dorther ein voller Sturm herüber. Ihr Spiel und ihr Singen machte auf ihn die höchste tragische Wirkung. „Sie ist eine Künstlerin erster Größe. Auch im Umgang ist sie sehr liebenswürdig und gegen mich besonders freundlich. Ich war gestern nach dem Theater bei ihr, heute (30. Juni) esse ich bei ihr zu Mittag."

Als Sophie diese Zeilen in Ischl las, ahnte sie sofort, daß es mehr als Freundschaft war, was ihn zu ihr, sie zu ihm, wie eine Wetterwolke zur anderen, hinzog. Schon am 11. Juli erhielt sie die Bestätigung: „Karoline liebt mich und will mein werden . . . Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrissenen Herzen." Bei der Unmöglichkeit, in einer solchen Angelegenheit einem Freund schriftlich Rat zu erteilen, hat sie darauf Lenau zu sich nach Ischl eingeladen, wo er am 24. Juli eintraf.

Man weiß, wie wenig gerade Sänger und Sängerinnen von dem empfinden, was sie andere empfinden machen. Karoline mag nicht sobald die weit über das Gewohnte hinausgehende Wirkung ihrer Kunst auf Lenau mit Staunen wahrgenommen haben, als sich auch schon ihre Eitelkeit regte, den berühmten Dichter ganz an ihren Siegeswagen zu fesseln. Dabei hat sie vom ersten theatralischen Händedruck bis zum letzten Spaziergang mit dem sentimentalen Einschneiden ihres Namens und des Datums des Abschieds- als ihres Todestages in die Rinde eines Baumes ein ebenso durchsichtiges als plumpes Spiel getrieben, wofür einzig der tieferregte Lenau blind war, der aber dem Scharfblick der Nebenbuhlerin unmöglich entgehen konnte. Abermals wußte Sophie durch liebevolle Nachgiebigkeit zu siegen. Ohne der Verbindung ihres Freundes einen heftigen Wider-

stand entgegenzusetzen, machte sie ihm nur eine Verzögerung plausibel, bis Karoline nicht mehr der Öffentlichkeit angehörte und seine eigenen Vermögensangelegenheiten völlig geordnet wären. Damit war Zeit gewonnen für seine Ernüchterung, die nun allmählich fortschreitet: Ende September kämpft er bereits mit Zweifeln, ob er „das Schauerliche — die Ehe — beginnen solle"; im November hat sich die Spannung seiner Gefühlszustände so weit gelöst, daß einige lyrische Gedichte entstehen. Freilich kehren nun hypochondrische Anfälle häufig wieder und bringen ihn oft bis zur Verzweiflung; Ende Dezember ist der Friede mit Sophie schon ganz wiederhergestellt: „Denn das Herz in meiner Brust Ist dem Kranich gleich geartet, Und ihm ist das Land bewußt, Wo mein Frühling mich erwartet" (Der Kranich), und in der „Neujahrsnacht 1839 auf 1840" wünscht er nur die Erinnerung an das scheidende Jahr auslöschen zu können. Als er im Februar 1840 nach Schwaben gereist ist, da widersteht er den verlockenden Bitten Emiliens, in Stuttgart zu bleiben, weil er an Sophie denkt und an die Freude, sie wiederzusehen. Der Wiederaufbau ihres Vertrauens ist seine wichtigste Angelegenheit. „O Herz," schreibt er ihr, „ich bin Dein bis ins äußerste meiner Lebensdauer hinaus und bis ins innerste meines Wesens, recht eigentlich in Dir getränkt. Hätte ich Dir nur nie einen Augenblick wehgethan." Es war bloß ein willkommener Anlaß, mit Karoline endgültig zu brechen (14. Juli 1840), als sie indiskreterweise einen seiner Briefe im Tieckschen Kreis in Dresden vorlas. Sie hat die Sache nicht tragisch genommen, noch im selben Jahr den Franzosen Sabatier geheiratet und ihren Todestag um volle 37 Jahre überlebt. Lenau aber warf seine wiedererlangten Briefe jubelnd ins Feuer.

Indessen waren die „Albigenser" langsam angewachsen, aber wie es schon „die leidige Eigenschaft solcher unorganischer Dichtungen ist, noch immer nicht völlig ausgewachsen und fertig". Wenn er sich nun gar dachte, daß sie ihn vielleicht für immer von Sophie trennen könnten, wurden sie ihm eigentlich zuwider, und nur mit größter Unlust mochte er daraus vorlesen. „Aus diesem Gedicht wird darum auch nie etwas werden. Ich werde es gar nicht zu einem Ganzen runden" (26. Februar 1840). Dagegen wollte er die neuen Auflagen von „Faust" und „Savonarola" ganz und ohne Widerrede nach Sophiens Geschmack ändern, überhaupt seine gesammelten Schriften ihr widmen. Im August in Ischl ging er daran, manches allzu Skizzenhafte und nur Angedeutete in seinem „Faust" weiter auszu-

führen, manche Übergänge zu ebnen und viele zerstreute Lichter in die rechten Brennpunkte zu sammeln. Eine Scene ist ganz neu hinzugekommen, „Das Waldgespräch", aus dem unschwer die Wandelungen, welche mit Lenaus philosophischen Anschauungen seit 1833 vorgegangen, zu erkennen sind. Im übrigen blieb der gedankliche Gehalt der Dichtung unverschoben.

In dem Verhältnis zu Sophie wollten sich trotz aller Bemühungen die alten Fäden nicht wieder finden lassen. Wie oft er auch beteuerte, daß er sie liebe mit unwandelbarer Seele, daß er in dem Gedanken verrückt war, ein Glück zu finden außer mit ihr, behauptete sie doch immer, daß sie an ihn nicht mehr glauben könne, daß ihr ein völliges Erkalten, Abscheiden seines Herzens gar wohl denkbar sei. In ihrem Benehmen fand er oftmals die gestörte Überzeugung von seinem Charakter hervortreten, Worte und Mienen nicht mehr unter der Hut einer zarten Achtung stehen. Er verschloß sich vor den Menschen, gab sich — was für ihn immer das schlechteste ist — der Einsamkeit hin, betäubte sich mit orgiastischer Musik. Immer deutlicher treten jene Erscheinungen zu Tage, welche die neuere Medizin als Symptome der Neurasthenie zu deuten gelernt hat. Der Winter 1840/41 warf ihn geradezu auf das Krankenlager, im April 1841 (in Stuttgart) folgte ein Scharlach, an den sich eine Entzündung des rechten Hüftgelenkes schloß. Ganz isoliert, wie es die Krankheit forderte, spann er sich in seine Liebesträume ein: er schwelgt in Erinnerungen und Hoffnungen und verzehrt sich in der Pein der Entbehrung. Je länger die Genesung zögert, je mehr sich die Abreise zur Geliebten nach Ischl hinausschiebt, in einen desto furchtbareren Aufruhr gerät er: „Es ist wahnsinnige Liebe, die mich treibt. Weh mir! Wäre ich lieber tot, als daß Du nicht mein bist." Aber diese wundersame Ungeduld, die sich seiner bemächtigt hat, ist nur eine krankhafte höhere Steigerung seines heftigen Gemütes. Schon nach wenigen Wochen in Ischl klagt er wieder über schlechte Stimmung, die nun nicht mehr weicht: mit dem besänftigenden, tröstenden, heilenden Einfluß Sophiens ist es vorbei; ihre Gesellschaft regt ihn vielmehr beständig auf; immer klarer erkennt er seine ganze Lebensdichtung als Lebenslüge. „Ich finde in meinem Leben zu viel Verlorenes, Versäumtes und Verfehltes, als daß ich bei einem angeborenen Hang zum Mißmut nicht immer tiefer hineingeraten sollte." In seinem Herzen ist nur noch trauriges Absterben zu spüren, er hat schon den Erdgeruch in der Nase, sie werden ihn wohl bald hinunterschaufeln.

In dieser Stimmung wurden die „Albigenser“ in der zweiten Hälfte des September 1841 abgeschlossen; einen Monat später kam noch ein Epilog dazu „für weniger gewandte Leser zum Verständnis“. Während des Druckes im Sommer 1842 ward der Dichtung die letzte Rundung gegeben, und so erschien sie zur Herbstmesse dieses Jahres.

Lenau wußte selbst, daß er sein Thema in durchaus fragmentarischer Art bearbeitet habe. „Unter günstigeren Umständen des Leibes und der Seele hätte ich wohl gern diesem Gedicht diejenige relative Vollendung gegeben, deren es nach der Natur des Stoffes und meiner Kraft fähig wäre, allein es war mir solches versagt, und somit muß ich zufrieden sein mit dem, was es eben geworden.“ Mehrere von seinen Gesängen fand er gut, und zwar so gut, daß die schlechteren schon mitlaufen könnten: „es werde ja doch zur Zeit in Deutschland nichts Besseres gemacht.“

In der That sind es großartige, kühne Gemälde in der Manier der großen romantischen Freskenmaler (am besten vergleichbar mit den weltgeschichtlichen Epochebildern Kaulbachs), die hier zu einem Cyklus vereinigt erscheinen und gerade so wie diese eine Idee versinnlichen wollen: die Hegelsche Lehre von der unhemmbaren Entwickelung des Geistes, sowohl des absoluten in Kunst, Religion, Philosophie, wie des objektiven im Strome der Weltgeschichte, oder anders gefaßt: die sieghafte Macht des Zweifels, der für Lenau im Sinne Descartes' der Vater des Gedankens ist. Nach der ihm eigentümlichen Geschichtsphilosophie, die in der Geschichte des einzelnen Menschen die Geschichte der Menschheit konzentrativ wiederholt findet, brauchte Lenau jene Idee nur in und aus den Individuen erweisen, um sie auch schon als für die Gattung gültig erwiesen zu haben. So ist es zu verstehen, wenn endlich sich der albigensische Meister Theodor gegen die Autorität des albigensischen Dogmas auflehnt: „Der Mensch im Zorn muß selbst Messias werden“ (Der Besuch); wenn Alfar schließlich pessimistisch und hypochondrisch erklärt: „Der Mensch mag glauben, zweifeln, wissen, Sein Leben ist vergällt, zerrissen“; wenn sich „ein Greis“ damit tröstet, daß der Geist in anderen einst gewiß seine Freiheit, Macht und Fülle leben werde; wenn der Mönch die Wehr wegwirft in der Erkenntnis: „Vollenden wird Erlösung der Gedanke“ (Ritter und Mönch); wenn Innocenz über das erflehte Zeichen des Himmels, da es wider Erwarten ausgefallen ist, gelassen hinweggeht, das Gewissen in die Faust nimmt und sein Gebet

ruhig mit einem „Amen, Amen“ beschließt (Das Gesicht); wenn im Schlußgesang der Dichter der Überzeugung Ausdruck giebt, daß der Menschheit Herz nicht still zu zwingen, der Gedanke nicht hinabzuringen sei.

Einen völlig modernen Gesichtspunkt hat Lenau auf diese Weise wie im „Savonarola“ in den Stoff hineingetragen, denn die verwandte Lehre Amalrichs von Bena von der Menschwerdung des Geistes (vgl. Das Gelage) war keineswegs die der Albigenser. Er hat überhaupt so wenig als die Historiker seiner Zeit, an die er sich anlehnt (Hurter 1834/42; Sismondi 1823; Brial, Naudet, Daunon 1833), die in ihrer Askese vielfach an die Manichäer erinnernden Katharer, welche sich mit aller europäischen Sitte in Konflikt gesetzt hatten, von den Waldesiern, in ihrem Privatleben höchst achtbaren Leuten, die nur geistliche Lehrfreiheit forderten, unterschieden. Auch interessierten ihn vor allem die aufgeworfenen metaphysischen Fragen, während er von den ethischen Streitpunkten bloß den leicht andeutete, der die Leser ebenfalls modern anmuten mochte: das von den Katharern verkündigte Evangelium des Fleisches (Foix). Modern und subjektiv ist endlich die Auffassung von der Stellung der Troubadours als geistiger und politischer Führer ihres Volkes, wie dies die politischen Dichter der vierziger Jahre so gern für sich in Anspruch nahmen.

Gegenüber dem spekulativen Gehalt der Dichtung treten die Charaktere der handelnden Personen wieder stark zurück. Für eine großartige epische Entfaltung ließ von vornherein das Fragmentarische des Ganzen keinen Raum. Nur bei einigen wurde durch Kontraste eine etwas schärfere Hervorhebung erzielt: Innocenz, der Hort der Autorität, gegenüber Alfar, dem Leugner aller Autorität; Pierre und Dominicus, die Autoritätsgläubigen, gegenüber Theodor, dem Mann der freien Forschung; Arnaud, der Typus des fanatischen mittelalterlichen Mönches, gegenüber Montfort, dem Typus des weltlichen Rittertums; Montfort selbst, der Abenteurer, gegenüber Roger de Béziers, dem Kavalier; und Roger, das Weltkind, wiederum gegenüber Fulco, dem Asketen.

Eigentümliche Bilder, gewagte Allegorien, ein weitgetriebener Symbolismus geben den „Albigensern“ denselben exotischen Reiz, den seit Freiligrath und Dingelstedt das Publikum gern auf sich hat wirken lassen, und den der mit Lenaus Dichtung ungefähr gleichzeitig (Anfang 1843) erschienene „Atta Troll“ Heines samt dem sittig-religiös-politischen Bettlermantel der Schwaben (vgl. das Nachlaß-

gedicht „Die Frivolen“) so köstlich verspottet hat. Packend ist die Nachtseite der Natur vorgeführt: der kleine Schneider Jacques, der dem Antichrist den Sterbekittel nähen muß und in den Ärmel, auf dem er verscheidet, schon so viel rote Kreuze eingenäht hat, daß sie seine Leiche als die eines Ketzers verbrennen, und das Mädchen von Lavaur, scheintot unter den Lebendigen, lebendig unter den Toten und verrückt in der Furcht, es werde der arme Menschensohn verrückt über alle die Greuel, die er habe mit ansehen müssen.

Frei in der Auffassung, frei in der Gestaltung, frei in der Komposition des Stoffes hat sich Lenau auch die volle Freiheit hinsichtlich der Form seiner Albigenser gewahrt: sie sind durchaus „freie Dichtungen“. Weniger frei erwies sich die Kritik: wie der eine Teil seiner schwäbischen Freunde stillschweigenden Widerspruch leistete, der andere sich der Albigenser als eines Gebet- und Erbauungsbuches bediente, so ward das Gedicht im allgemeinen von den Orthodoxen verdammt, von den Freigeistern bejubelt, keines von beiden im Sinne des Verfassers, der schon vorahnend, sobald er nur das Werk abgeschüttelt, den Entschluß gefaßt hatte: „Ich mache nie mehr Religionsgeschichten.“

7.

Ebensolange, als sich die Arbeit an den „Albigensern“ erstreckt, zieht sich die Abfassung der Ziskaromanzen hin (1838/42), die ohne rechte Freude an dem Stoff immer nur gelegentlich, um die Vorstudien nicht ganz umsonst gemacht zu haben, gefördert wurden.

Unmittelbar daran schließt sich (nach seiner Rückkehr aus Schwaben, wo er von Ende Mai bis 15. August 1842 geweilt), inspiriert durch eine malerische Komposition Emiliens, die im ganzen ein wenig gar zu konventionell geratene Pastourelle „Mischka an der Maros“ (September bis November 1842) und im darauffolgenden Frühjahr 1843, angeregt durch Sophiens Vater, dem erzherzoglichen Hofrat Franz von Kleyle, der Prolog „Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl“, als Zeichen der Zeit noch bedeutsamer durch das, was er zart andeutet, als durch das, was er besagt. Dagegen sind ein Drama „Königin Hedwig von Polen“ und ein „Balduin“ über Anfänge nicht hinausgekommen.

Im Frühjahr 1843 (Mai bis Juli, in Stuttgart und München) ward eine neue (sechste, bezw. vierte) Auflage der „Gedichte“ vorbereitet. Wir besitzen aus dieser Zeit eine bemerkenswerte Schilderung

seines Äußeren als „eines kleinen, aber breitgesetzten Mannes mit schon grau werdendem schwarzem Haar und Schnurrbart; seine Züge sind tief gefurcht; eingefallen, braun, werden sie von einer starken Nase beschattet, und eine hochgewölbte Stirne hebt sich mächtig über das sonderbare, oft unheimliche Blitzen seiner großen schwarzen Augen*); sein Benehmen ist unruhig, oft scharf fixierend; den weiten Hausrock dann und wann um die Glieder schlagend, rennt er hastig aus einer Zimmerecke in die andere." Das fahrige Wesen des Neurasthenikers tritt also schon ganz offen zu Tage.

Nach Wien zurückgekehrt, beschränkte er sich ganz auf den Umgang mit sich selbst; natürlich stellen sich auch alsbald die hypochondrischen Anfälle wieder ein. Herbst- und Altersgefühle, Gram und Mißmut über sein unbefriedigtes, fragmentarisches Dasein nagten an seinem Leben und kamen in den mit seinen besten Schöpfungen vergleichbaren „Waldliedern", gewissermaßen seinem lyrischen Schwanengesang, zum Ausdruck.

Schon Ende März 1844 machte er sich abermals auf die Fahrt nach Stuttgart, um die siebente vermehrte Auflage seiner „Gedichte" zu veranstalten: von dem neu Hinzugekommenen sind neben den Waldliedern zweifellos am ansprechendsten die erotisch-subjektiven Stücke (Laß mich ziehen, Mein Herz, Einem Gemütskranken, Der Kranke im Garten — Welke Rosen, Zweifelnder Wunsch, Der Pechvogel, Beethovens Büste) und die realistischen Gestalten „Der Räuber im Bakony", „Der arme Jude", „Die Drei". Gattungen und Formen sind wesentlich die uns bereits bekannten.

Auch eine neue Ausgabe des „Savonarola" sollte veranstaltet, dann eine größere Reise unternommen, jedesfalls ein Seebad besucht werden.

Seit Mitte April klagen seine Briefe fortlaufend über körperliche Beschwerden, welche sich nun rasch zu einem Komplex bedenklicher Symptome zusammenschließen: zu einer hochgradigen Reizbarkeit der Nerven, Appetitlosigkeit, beständigem Kopfschmerz und Schlaflosigkeit gesellt sich eine Depression des körperlichen und geistigen Befindens, die sich geradezu zum Unwohlsein steigert. Er hat das Gefühl: „Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab." In Baden-Baden, wo er sich seit Ende Juni aufhält, tritt mehr und

*) So stellt ihn auch Kriehubers Holzschnitt (aus dem Jahre 1841) dar, der in verkleinertem Ausschnitt nach Könnecke's „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur" dank der Liebenswürdigkeit der Elwert'schen Verlagshandlung dieser Ausgabe beigegeben werden konnte.

mehr eine Veränderung in seinem Charakter hervor: er verletzt seine alten Freunde und schließt Bruderschaft mit Leuten, die ihm eigentlich unsympathisch sind (wie Auerbach). Mit seltsamer Schnelligkeit und erstaunlicher Entschlossenheit, doch wohl infolge abnehmender Urteilskraft, hält er, ohne den nächsten Freunden darüber ein Wort zu sagen, um die Hand einer 32jährigen Frankfurterin, Marie Behrends, an, kaum nachdem er sie gesehen hat (am 18. Juli in Frankfurt, wo er vom 16. bis 21. blieb). Man eröffnet ihm sogleich, daß die Braut, ganz im Widerspruch zu seinen Erkundigungen, ein größeres Vermögen nicht besitze; trotzdem giebt er sich ausschweifend-sanguinischen Hoffnungen für die Zukunft hin: er werde eine Docentur für Philosophie übernehmen oder eine Tragödie mit reichlichem Erträgnis schreiben oder Mendelssohn ein Oratorium dichten, das etwas ganz Besonderes werden soll. Schon vierzehn Tage später, während eines zweiten Aufenthaltes in Frankfurt (2. bis 6. August) wird die Verlobung öffentlich ausgesprochen. Gleich darauf reist er nach Wien, um seinen Geburtstag mit Sophie zu begehen!

Daß diese ernstlich ihre älteren Rechte geltend gemacht hätte, ist mit nichts zu erweisen: nicht sie band Lenau, sondern er fühlte sich durch seine oft und oft wiederholten Schwüre ewiger Treue gefesselt, so auch jetzt wieder, da er davon träumte, die Beziehungen zu Sophie könnten und müßten aufrecht erhalten bleiben, Marie werde gern und willig als Dritte in den Freundschaftsbund treten. Übrigens offenbarte sich den Freunden die krankhafte Überspannung in einem besorgniserregenden Wechsel von Anfällen abnormer Rührseligkeit und Stunden ungewohnter Heiterkeit. Mit größter Klugheit und in schonendster Weise hat Sophie die Wochen, während er sich bei ihr in Lainz aufhielt, beruhigend auf ihn einzuwirken gesucht. Daß sie ihm widerriet, die Verbindung ohne gesichertes materielles Auskommen einzugehen, kann ihr doch niemand ernstlich zum Vorwurf machen.

Ohne alles kaufmännisches Geschick hatte Lenau, um sich ein Kapital zu verschaffen, bereits einen Verkaufsvertrag bezüglich seiner sämtlichen schon erschienenen und künftigen Schriften mit Cotta abgeschlossen, den seine geschäftskundigeren Freunde einstimmig als für ihn höchst unvorteilhaft bezeichnen mußten. Entmutigt und verstimmt reiste er zur endgültigen Regelung dieser Angelegenheit Mitte September noch einmal nach Stuttgart. Lebensgefahr, Aufenthalt und Anstrengung auf der Donau, dann schlechte Gesellschaft auf dem Eilwagen waren ihm üble Vorbedeutungen. Nach neun Tagen der

Aufregung und Unruhe, am 29. September, trat plötzlich eine rechtsseitige Facialislähmung auf, die sich wohl binnen zwei Wochen wieder gab, aber totaler Mangel an Appetit, schlaflose Nächte, Aufwachen und stundenlanges Weinen, Zittern der Glieder, ein schweres, dumpfes Hinterhaupt und eine maßlose Traurigkeit und Verzagtheit, Paraphasien und Sprachstörungen stellten sich indessen ein. In der Nacht vom 12./13. Oktober hatte er einen Anfall von Verzweiflung, ging mit Selbstmordgedanken um, und beruhigte sich erst mit der Verwüstung seines Wohnzimmers. In der Nacht des 15. traten Wahnideen auf, in den nächsten Tagen folgten Selbstmordversuche. Dabei war er fortwährend sehr aufgeregt; ein hochgradiger Bewegungstrieb ließ ihn nicht zur Ruhe kommen; sein Urteilsvermögen war gänzlich zerstört; nicht nur vor den Briefen Sophiens, sondern vor allem in furchtbarer Angst, weinte er wie ein Kind. Dazwischen traten immer von neuem maniakalische Anfälle auf, so daß von einer Überführung in eine Heilanstalt (Winnenthal, seit 1847 Ober-Döbling bei Wien) nicht länger Umgang genommen werden konnte. Von nun an wechseln ruhige Zustände eine Zeit lang fast regelmäßig mit aufgeregten. Zu wiederholten Malen mußte ihm die Zwangsjacke angelegt werden. Ebenso häufig wie Ideen des Größenwahns befielen ihn plötzlich Anfälle von Angst und Melancholie. Vor Fremden zeigte er Furcht, und auch Bekannte schreckten ihn, wahrscheinlich weil er sie nicht mehr erkannte. Seit Anfang des Jahres 1846 war das allmähliche Fortschreiten der Verblödung nicht mehr zu verschleiern. Bald stellten sich Lähmungen verschiedener Organe ein. In Erstickungskrämpfen ist er am 22. August 1850 verschieden: die progressive Paralyse hatte ihr Zerstörungswerk vollendet. Zwei Tage später ward seine sterbliche Hülle, einem gelegentlich geäußerten Wunsch entsprechend, auf dem Friedhof des Dorfes Weidling bei Wien beigesetzt.

Was Sophie seit den letzten Oktobertagen 1844, da sie zu ihrem Entsetzen die ganze Wahrheit erfuhr, gelitten — wer vermöchte das zu schildern, wer nur sich's auszudenken? Und wie mochte in der ohnehin tiefen Wunde erst der Stachel der schweren Anklagen bohren, die ihr Freund, freilich schon im unzurechnungsfähigen Zustand, wider sie erhoben hatte: sie sei durch das viele Lesen französischer Romane, die ihre Phantasie verdorben, auf Abwege geraten, habe ihn ganz allein besitzen, niemand einen Anteil an seinem Herzen gönnen wollen. Wie unaussprechlich weh mochte es ihr thun, daß er ihre Briefe vernichtet, ihre Bilder in schmählicher Weise hatte wegwerfen lassen.

Liebe und Haß nahmen ebensovieler gegenteiliger Äußerungen nicht acht, in denen er sie sein Lebensglück, die geistig höchststehende Frau in Deutschland, eine zweite, größere George Sand genannt. Nur unbarmherzige Richter fanden die Selbstanklagen ihres bangen Herzens, und die leidenschaftlichen Accente ihrer höchsten Angst und Not wurden zu Beweisen ihrer Schuld. Leidenschaft, Eitelkeit, Egoismus, getrübter Sinn für Wahrheit und für die strengeren Anforderungen des Sittengesetzes, so lauteten die Vorwürfe, die man seither immer und immer wieder nachgesprochen. Lebend wie in einem Friedhofe wandelnd, auf welchem die Schatten so vieler, die ihr teuer waren, aus den Gräbern stiegen und sie verwirrten, hat sie schweigend ihr Kreuz getragen, bis sie der Last des höchsten Greisenalters am 9. Mai 1889 erlag, im selben Jahr, da auch Lotte Hartmann und Marie Behrends starben. Erst nach ihrem Tode sollte die Welt erfahren — keine Verteidigung, keine Anklage, sondern die reine Wahrheit des einzigen Wunsches: „Möge dieses große Lieben und dieses große Leiden seine Stätte finden bei Mitfühlenden, möge kein Fuß mit rauher Sohle sein zu früh geschlossenes Grab treten, und keine Hand der vermoderten Hand des Dichters etwas andres nachwerfen als ein Blumenblatt."

Nur ein schmales Bändchen konnte Anastasius Grün aus Lenaus dichterischem Nachlaß zusammenstellen: 31 Gedichte, das Fragment „Helena" und den „Don Juan" enthaltend (erschienen 1851).

In jene erstgenannten wurde aus Censur- oder ästhetischen Bedenken zurückgelegtes Gut aufgenommen, jugendliche Versuche und augenblickliche Eingebungen, vieles nur der Vollständigkeit halber, wenig wahrhaft Erfreuliches (wie z. B. der gewaltig wirksame „Zuruf" — vermutlich ein aus dem Zusammenhang der „Albigenser" ausgeschaltetes Stück — oder der husarenübermütige Schwank „Der Küraß" — oder der letzte „Blick in den Strom" vom 25. September 1844).

Echtester und bester Lenau ist dagegen hinwiederum der „Don Juan".

Den Stoff brachten dieselben Freunde dem Dichter nahe, welche die „Albigenser" angeregt hatten: Wolf, Münch und Karajan, wahrscheinlich 1841, gelegentlich des Erscheinens von C. A. Dohrns „Spanischem Theater", dessen erster Band eine Übersetzung der Komödie des Tirso de Molina enthält. Daneben waren ihm zweifellos Da Pontes Textbuch und das Epos Lord Byrons bekannt, vielleicht

auch die Schöpfungen Molières und Grabbes. Die Ausführung der Arbeit läßt sich aber nicht über das Jahr 1844 zurückverfolgen. Da, im April und Mai in Stuttgart ist das Gedicht in Angriff genommen worden, sollte im Juni „in Anschauung des genußjägerischen, frivolen Wohllebens" Badens vollendet werden und beschäftigt Lenau bis zum Eintritt der Katastrophe. Schon im Irrenhaus hat er (am 29. November 1844) noch das im September gedichtete „'s ist eitel nichts!" Zeller in die Feder diktiert. Es war als Einlage in den „Don Juan" bestimmt, konnte aber nirgends passend untergebracht werden und wurde deshalb in die Gedichte eingereiht.

Schon in einem Einfall, der in den „Albigensern" hätte Platz finden sollen, begegnet der Aufschrei gegen die Unnatur des Cölibats, diese Zusammenschnürung des Individuums auf sich selbst im Kampf gegen das rapide, wilde Zehrfieber der Libertinage. Wie die naturwidrige Entsagung, die ihm Sophie auferlegte, mit zunehmenden Jahren Lenau immer fühlbarer ward, ihm sinnliche Anfechtungen zu schaffen gaben, ist wiederholt angedeutet worden. Nur die übergroße und dringende Sehnsucht nach Weib und Kind — „wer das Glück der Liebe nie gekannt und kein Kind hat, kann an eine ewige Verdammnis glauben" — macht den doppelten Abfall (1839 und 1844) von dem einzigen Ideal seiner Liebe verständlich. Dieses nicht zu Unterdrückende der sinnlichen Forderung drängte ihm mehr und mehr die Anschauung auf, daß in der körperlichen wie in der geistigen Welt vielfach die Individuen als bloße Kanäle der Gattung zu betrachten seien. Auch ein neuerliches Vertiefen in das Leben der Natur führte ihm hier ein ewiges Zeugen und Vergehen vor Augen: es sehnt sich die Natur in der bräutlichen Umarmung dahinzusinken (Waldlieder IV), denn „alles Sterben und Vergehen ist nur ein heimlich stillvergnügtes Tauschen" (Waldlieder IX), oder wie Don Juan sagt: „Das Herz, in dem die Wesen gründen, Der Born, worein sie sterbend münden, Der Gott der Zeugung ist's, der Herr der Welt, Die er nie satt in seinen Armen hält." So mußten ihm naturgemäß alle Gesetze und Konventionen, welche den Gattungstrieb beschränken und verpönen, als naturwidrig erscheinen, die Ehe selbst als ein widernatürliches, mithin unmoralisches Institut. Es ist ein eigentümlicher, aber (nachdem alle diese Fragen in Frankreich und Deutschland schon lange zur Debatte gestanden) wohl erklärlicher Zufall, daß Lenaus Schlüsse genau zu demselben Ziele führen, das gleichzeitig Schopenhauer auf einem ganz anderen Weg erreicht hat

(Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 44: „Metaphysik der Geschlechtsliebe" 1844). Wie Schopenhauer vertritt auch Lenau das Recht des Mannes auf Unbeständigkeit; wie jener so sieht auch er einen Wahn dem Instinkt zu Grunde liegen, „der selbst gesetzliches Entzücken der Ehe zum Ehebruche macht", der verschwindet und immer von neuem auftreten mag, sobald der Trieb Befriedigung gefunden. Und so läßt sich auch alles, was Schopenhauer von Petrarca im Verhältnis zu Laura sagt, auf Lenau im Verhältnis zu Sophie anwenden, einschließlich der Behauptung: „Wäre Petrarcas Leidenschaft befriedigt worden, so wäre von dem an sein Gesang verstummt, wie der des Vogels, sobald die Eier gelegt sind."

Daß sich das Don Juan-Problem Lenau im Gegensatz zu der asketisch-moralisierenden Auffassung des ersten geistlichen Bearbeiters und seiner Nachfolger ausgestalten mußte, liegt danach auf der Hand. Der Inhalt konnte der gleiche bleiben: Scenen der Verführung und des Genusses. Das Ende aber mußte jetzt ein anderes werden: kein göttliches Strafgericht kann Don Juan ereilen, denn er hat nur dem Naturtrieb freies Spiel gegönnt; keine Reue können die Anklagen der Verführten (vgl. die Scene mit Shakespeares „König Richard III." V 3) in ihm hervorrufen, denn so ist einmal der Lauf der Welt; sondern innerlich muß er zu Grunde gehen: an der Abkühlung seiner Liebesbrunst, an Ekel und Langweile.

Die großen Umrisse des Nachlaßgedichtes lassen dies alles deutlich erkennen. Doch die volle Durcharbeitung und Ausführung seines Gegenstandes innerhalb der selbstgestellten Grenzen ist Lenau versagt geblieben. Eine fortgesetzte Beschäftigung mit ihm hätte zweifellos noch vieles hinzugefügt, manches geändert, das Ganze abgerundet. So, wie es sich heute darstellt, sind es wieder aneinander gereihte lose Bilder nach Art des „Faust" oder der „Albigenser", weit entfernt von der Geschlossenheit eines „dramatischen Gedichts". Nur der Charakter des Haupthelden tritt plastisch heraus wie im „Faust"; die männlichen Nebenpersonen sind noch differenziert, die weiblichen Typen fein nuanciert, doch alles mehr oder minder schattenhaft. Auch der Stil rückt den „Don Juan" in die nächste Nähe des „Faust"; nur die trochäische Klosterscene verrät den Einfluß des spanischen Urbildes. Der Ausdruck aber ist vielfach prägnant wie in den „Albigensern" und oft kühn wie sonst nirgends. Die Aufnahme war geteilt, wie sie bei einem jeden Werk sein wird, das eines der höchsten Probleme selbständig zu lösen versucht: die einen sahen darin nur

eine kümmerliche Chrie der physischen Leidenschaft, andere bewiesen volle Teilnahme.

Was in der Summe seiner Existenz Lenau überhaupt seiner Zeit war? Darüber seien schließlich nur ein paar Andeutungen versucht.

Romantisch und modern, instinktiv und bewußt, symbolistisch und realistisch, spekulativ und positivistisch ist er den Zeitgenossen entgegengetreten, wie schon Laube bemerkte, als eine Vereinigung Uhlands und Heines, des Geistes der Vergangenheit mit dem Geist der Gegenwart, des Volks- und des Kunstdichters. Ein gesteigertes Sinnenleben, etwas Ätzendes und Zersetzendes war auf ihn gekommen aus der Veranlagung des österreichischen Stammes, als Erbteil seiner Eltern. Stimmungen und Leidenschaften beherrschen sein ganzes Leben, starke Gefühle sind ihm ein Bedürfnis, sein Wesen ist zusammengesetzt aus lauter Widersprüchen wie das Rousseaus oder Byrons. Die Naturvorgänge, ganz real erfaßt, werden sofort Symbole; aber das Symbol wechselt unablässig seinen Gehalt, denn was dem Kopf Genüge leistet, soll auch das Herz befriedigen, und da sich dies nicht findet, giebt er sich einer melancholischen Skepsis hin. Unwillkürlich wird man an Freiligraths Verse erinnert: „Wozu dies Grübeln für und für? Doch darf ich schelten alter Träumer? Bin ich ja selbst ein Stück von dir, Du ew'ger Zauderer und Säumer." Deutschland war Hamlet — das junge wie das alte, und während jenes blitzende Fronten von Brillantfeuerwerken gegen Staat und Kirche und Familie losbrannte, arbeitete sich dieses aus den unergründlichen Tiefen der Naturphilosophie, aus mystischen Verzückungen, aus einer neue Fesseln schmiedenden Begriffsseligkeit heraus zu einer realeren Auffassung des Lebens im Sinne Comtes oder Schopenhauers. Für diesen Teil der Nation ist Lenau der dichterische Repräsentant; er ist es für die gesamte Frauenwelt Süd- und Norddeutschlands, welche die Husarenattaquen gegen Sitte und Sittlichkeit nicht mitmachen wollte; er ist es für die jüngere Dichtergeneration Deutsch-Österreichs mit ihren starken Talenten und ihren schwachen Persönlichkeiten.

Aber auch über seine Zeit hinaus hat Lenaus Werk Wert behalten: denn in ihm atmet der Genius der Gattung, und solche Momente des Ewigen sind es, welche den Dichtungen bleibenden Wert verleihen — den Wert zu bleiben.

Wien, 1. Januar 1900.

Eduard Castle.

Sehnsucht.

An meine Rose.

Frohlocke, schöne junge Rose,
Dein Bild wird nicht verschwinden,
Wenn auch die Glut, die dauerlose,
Verweht in Abendwinden.

So süßer Duft, so helle Flamme
Kann nicht für irdisch gelten,
Du prangst am stolzen Rosenstamme,
Verpflanzt aus andern Welten;

Aus Büschen, wo die Götter gerne
Sich in die Schatten senken,
Wenn sie in heilig stiller Ferne
Der Menschen Glück bedenken.

Darum mich ein Hinübersehnen
Stets inniger umschmieget,
Je länger sich in meinen Thränen
Dein holdes Antlitz wieget.

O weilten wir in jenen Lüften,
Wo keine Schranke wehrte,
Daß ich mit deinen Zauberdüften
Die Ewigkeiten nährte! —

Hier nahn die Augenblicke, — schwinden
An dir vorüber immer,
Ein jeder eilt, dich noch zu finden
In deinem Jugendschimmer;

Und ich, wie sie, muß immer eilen
Mit allem meinem Lieben
An dir vorbei, darf nie verweilen,
Von Stürmen fortgetrieben.

Doch hat, du holde Wunderblume,
Mein Herz voll süßen Bebens
Dich mir gemalt zum Eigenthume
Ins Tiefste meines Lebens,

Wohin der Tod, der Ruhebringer,
Sich scheuen wird zu greifen,
Wenn endlich seine sanften Finger
Mein Welkes niederstreifen.

Reise-Empfindung.

Ich sah in bleicher Silbertracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen;

Und in dem zarten Birkenhain
Sah ich ein Häuschen blinken,
Das hob gleich an, zu sich hinein
Holdfreundlich mich zu winken.

Wie da im rothen Morgenstrahl
Die Fensterlein erglänzten;
Und wie so freudig Berg und Thal
Mit Rosen sich bekränzten!

Die Rebe auf zum Fenster klomm
Mit ihren goldnen Trauben;
Die Unschuld saß am Dache fromm
In stillen weißen Tauben.

Die Lerche sang und schwand dahin
Auf morgenfrohen Schwingen,
Daß mir der blaue Himmel schien
Ins Thal herabzusingen. —

Da meint' ich schon, das Fenster soll
Sich freundlich mir erschließen,
Und aus dem Rahmen liebevoll
Mein Liebchen mich begrüßen.

Du seligste der Phantasei'n!
Ach, wär' es mir beschieden,
Mit ihr zu leben hier allein
Im süßen Waldesfrieden!

Mit ihr im linden Frühlingshauch
Durch diesen Hain zu wallen,
Zu lauschen hier im Blüthenstrauch
Dem Lied der Nachtigallen;

Mit ihr zu schau'n im Herbsteswehn
Die welken Blätter fliegen,
Umrauscht vom schmerzlichen Vergehn,
Mich traut an sie zu schmiegen.

Wenn dann in rauher Winterzeit
Ein Lied mein Liebchen sänge,
Um aller Himmel Seligkeit
Mir in die Stube dränge! —

Ich wagt' es mich zu regen kaum
In meinem stillen Sinnen,
Besorgt, das Häuschen möcht', ein Traum,
Vor meinem Blick zerrinnen.

Doch sieh, da öffnet sich die Thür,
Der Zauber war geschwunden,
Es trat ein Jägersmann herfür
Mit nachgesprengten Hunden.

Er grüßte mich mit raschem Blick
Und streift' waldein gar heiter,
Ich gab ihm seinen Gruß zurück
Und traurig ging ich weiter.

Nach Süden.

Dort nach Süden zieht der Regen,
Winde brausen südenwärts,
Nach des Donners fernen Schlägen,
Dort nach Süden will mein Herz.

Dort im fernen Ungarlande
Freundlich schmuck ein Dörfchen steht,
Rings umrauscht von Waldesrande,
Mild von Segen rings umweht.

An des Dörfchens stillem Saume
Ist ein Hüttlein hingestellt,
Das in seinem schmalen Raume
Wahret meine Herzenswelt.

Bäume, die dem Wald entsprungen,
Sehnend nach dem Hüttlein sich,
Halten Dach und Wand umschlungen
Mit den Zweigen inniglich.

Aus dem Fenster blickt nun schweigend
Lilla nach dem Wald hinaus,
Ihr Gesichtchen traurig neigend,
Blickt sie nach dem Laubgebraus.

Und sie sieht's mit stillem Sinnen,
Und sie sieht es bang gerührt,
Wie die Wasser niederrinnen,
Wie der Wind das Laub entführt.

Lauter wogt der Bach und trüber,
Lauter wird der Lüfte Streit,
Hörbar rauscht die Zeit vorüber
An des Mädchens Einsamkeit.

Frage.

Mir hat noch deine Stimme nicht geklungen,
Ich sah nur erst dein holdes Angesicht,
Doch hat der Strom der Schönheit mich bezwungen,
Der hell von dir in meine Seele bricht.

Ins Tiefste ist er mächtig mir gedrungen,
Was dort bis nun gelebt, nun lebt es nicht,
Süß sterbend ward es von der Flut verschlungen;
Das ist der Liebe himmlisches Gericht!

O daß mein kühnes Hoffen, banges Zagen
Ein milder Spruch aus deinem Munde grüßte!
Die Wellen, die so laut mein Herz durchschlagen,

Wohin doch werden sie die Seele tragen?
An der Erhörung Paradiesesküste? —
In der Verstoßung trauervolle Wüste? —

Dein Bild.

Die Sonne sinkt, die Berge glühn,
Und aus des Abends Rosen
Seh' ich so schön dein Bild mir blühn,
So fern dem Hoffnungslosen.

Strahlt Hesperus dann hell und mild
Am blauen Himmelsbogen,
So hat mit ihm dein süßes Bild
Die Sternenflur bezogen.

Im mondbeglänzten Laube spielt
Der Abendwinde Säuseln;
Wie freudig um dein zitternd Bild
Des Baches Wellen kräuseln! —

Es braust der Wald, am Himmel ziehn
Des Sturmes Donnerflüge,
Da mal' ich in die Wetter hin,
O Mädchen, deine Züge.

Ich seh' die Blitze trunkenhaft
Um deine Züge schwanken,
Wie meiner tiefen Leidenschaft
Aufflammende Gedanken.

Vom Felsen stürzt die Gemse dort,
Enteilet mit den Winden;
So sprang von mir die Freude fort,
Und ist nicht mehr zu finden.

Da bin ich, weiß nicht selber wie,
An einen Abgrund kommen,
Der noch das Kind der Sonne nie
In seinen Schoß genommen.

Ich aber seh' aus seiner Nacht
Dein Bild so hold mir blinken,
Wie mir dein Antlitz nie gelacht
Will's mich hinunter winken? —

Gasel.

Du schöne Stunde, warst mir hold, so hold, wie keine noch,
Ich seh' dein Angesicht erglühn im Rosenscheine noch;
So sah den Engel Gottes einst mit Wangen freudenrot
Im Paradiese lächelnd nahn der Mensch, der reine noch.
Du kamst mit ihr und flohst mit ihr, und seit ich euch verlor,
Versehnt' ich manchen trüben Tag in jenem Haine noch,
Und fragte klagend mein Geschick: „Bewahrst in deinem Schatz
So holde Stunde du für mich nicht eine, eine noch?"
Dort mocht' ich lauschen spät und früh: wohl flüstert's im Gezweig,
Doch immer schweigt noch mein Geschick — ich lausch' und weine noch.

Das Mondlicht.

Dein gedenkend irr' ich einsam
Diesen Strom entlang;
Könnten lauschen wir gemeinsam
Seinem Wellenklang!

Könnten wir zusammen schauen
In den Mond empor,
Der da drüben aus den Auen
Leise taucht hervor.

Freundlich streut er meinem Blicke
Aus dem Silberschein
Stromhinüber eine Brücke
Bis zum stillen Hain. —

Wo des Stromes frohe Wellen
Durch den Schimmer ziehn,
Seh' ich, wie hinab die schnellen
Unaufhaltsam fliehn.

Aber wo im schimmerlosen
Dunkel geht die Flut,
Ist sie nur ein dumpfes Tosen,
Das dem Auge ruht. —

Daß doch mein Geschick mir brächte
Einen Blick von dir!
Süßes Mondlicht meiner Nächte,
Mädchen, bist du mir!

Wenn nach dir ich oft vergebens
In die Nacht gesehn,
Scheint der dunkle Strom des Lebens
Trauernd still zu stehn;

Wenn du über seinen Wogen
Strahlest zauberhell,
Seh' ich sie dahingezogen,
Ach! nur allzu schnell!

Nächtliche Wanderung.

Die Nacht ist finster, schwül und bang,
Der Wind im Walde tost;
Ich wandre fort die Nacht entlang;
Und finde keinen Trost.

Und mir zur Seite, engelmild,
Und, ach! so schmerzlich traut,
Zieht mein Geleite hin, das Bild
Von meiner toten Braut.

Ihr bleiches Antlitz bittet mich,
Was mich ihr süßer Mund
So zärtlich bat und feierlich
In ihrer Sterbestund':

„Bezwinge fromm die Todeslust,
„Die dir im Auge starrt,
„Wenn man mich bald von deiner Brust
„Fortreißet und verscharrt!"

Da unten braust der wilde Bach,
Führt reichen, frischen Tod,
Die Wogen rufen laut mir nach:
„Komm, komm und trinke Tod!"

Das klingt so lieblich wie Musik,
Wird wo ein Paar getraut:
Doch zieht vom Sprunge mich zurück
Das Wort der toten Braut.

Stets finstrer wird der Wolkendrang,
Der Sturm im Walde brüllt,
Und ferne hebt sich Donnerklang,
Der immer stärker schwillt.

O schlängle dich, du Wetterstrahl,
Herab, ein Faden mir,
Der aus dem Labyrinth der Qual
Hinaus mich führt zu ihr.

Das Posthorn.

Still ist schon das ganze Dorf,
Alles schlafen gangen,
Auch die Vöglein im Gezweig,
Die so lieblich sangen.

Dort in seiner Einsamkeit
Kommt der Mond nun wieder,
Und er lächelt still und bleich
Seinen Gruß hernieder;

Nur der Bach, der nimmer ruht,
Hat ihn gleich vernommen,
Lächelt ihm den Gruß zurück,
Flüstert ihm: Willkommen!

Mich auch findest du noch wach,
Lieber Mond, wie diesen,
Denn auf immer hat die Ruh
Mich auch fortgewiesen.

Mich umschlingt kein holder Traum
Mit den Zauberfäden,
Hab' mit meinem Schmerze noch
Manches Wort zu reden. —

Ferne, leise hör' ich dort
Eines Posthorns Klänge,
Plötzlich wird mir um das Herz
Nun noch eins so enge.

Töne, Wandermelodei,
Durch die öden Straßen;
Wie so leicht einander doch
Menschen sich verlassen!

Lustig rollt der Wagen fort
Über Stein' und Brücken;
Stand nicht wer an seinem Schlag
Mit verweinten Blicken?

Mag er stehn! die Thräne kann
Nicht die Rosse halten;
Mag der rauhe Geißelschwung
Ihm die Seele spalten!

Schon verhallt des Hornes Klang
Ferne meinem Lauschen,
Und ich höre wieder nur
Hier das Bächlein rauschen.

Ich gedenke bang und schwer
Aller meiner Lieben,
Die in ferner Heimat mir
Sind zurückgeblieben;

Diese schöne Sommernacht
Muß vorübergehen,
Und mein Leben ohne sie
Einsamkeit verwehen.

Mahnend ruft die Mitternacht
Mir herab vom Turme.
Ferne! denket mein! die Zeit
Eilt dahin im Sturme!

Unsre Gräber, denket mein!
Sind schon ungeduldig! —
Daß wir nicht beisammen sind,
Bin ich selber schuldig.

Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

An die Ersehnte.

Umsonst! du bist auf immer mir verloren!
Laut rufend in den dunkeln Wald des Lebens,
Hat ohne Rast die Sehnsucht dich beschworen;
Ihr Ruf durchklang die Einsamkeit vergebens.

Tief ist mein Herz erkrankt an einer Ahnung,
Von der ich nimmer wohl genesen werde,
Es flüstert mir mein Herz die trübe Mahnung:
Noch ist sie nicht geboren dieser Erde!

Die Stunden, die mit frohen Wandersängen
Das Mädchen einst durchs Erdenthal geleiten,
Sie schlummern in der Zukunft Schattengängen
Bei ihrer Bürde noch von Seligkeiten;

Von Seligkeiten, die mit leichten Händen
Die wachen einst entgegenstreuen allen,
An welche sie die schöne Gunst verschwenden,
Mit ihrer Königin vorbeizuwallen.

Die eine aber von den Schläferinnen
Wird locken sie zur Kühle von Cypressen,
Und führen sie, versenkt in stilles Sinnen,
An deinen Hügel, moosig und vergessen.

Dann irrt dein Geist um deine Asche bange,
Dann zittern Geist und Staub, sich zu vereinen;
Das Mädchen aber wird am Grabeshange,
Geheim ergriffen, stille stehn — und weinen.

Meine Braut.

An der duftverlornen Grenze
Jener Berge tanzen hold
Abendwolken ihre Tänze,
Leichtgeschürzt im Strahlengold.

Wenn ich nach den lichten Räumen
Jener Berg' hinüberseh',
Überschleicht es mich wie Träumen,
Faßt mein Herz ein dunkles Weh.

Und mir ist, als wohne drüben
Meine Braut und harr' in Schmerz,
Daß ich komme, sie zu lieben,
Eh' verblüht ist Wang' und Herz.

Plötzlich treibt ein wildes Sehnen
Nach den Bergen mich, zu ihr,
Fluchtverstreute Wonnethränen
Stürzen aus den Augen mir.

Doch die Berge sich verdunkeln,
Und die Wolken werden Nacht;
Nicht ein Sternlein seh' ich funkeln,
Und der Sturm ist aufgewacht;

Scheltend ruft er mir entgegen:
Heißer Narr, wohin? verzeuch!
Deine Braut heißt Qual, — den Segen
Spricht das Unglück über euch!

In der Wüste.

Ist's nicht eitel und vergebens,
Lieben Freunde, saget an!
Durch den Wüstensand des Lebens
Sich zu wühlen eine Bahn?

Streut auch unser Fuß im Staube
Spuren aus von seinem Lauf,
Gleich, wie Geier nach dem Raube,
Kommt ein Sturm und frißt sie auf.

Einsam und in Karawanen
Treibt es nach dem Land der Ruh,
Und es flattern tausend Fahnen
Hier und dort der Ferne zu.

Wir auch wandern vielverbündet
Nach der Rätselferne aus;
Doch der Strahl der Wüste zündet
Sehnsucht nach dem kühlen Haus;

Zündet heißer stets das Sehnen
In die Gruft aus diesem Land,
Wo, nie satt, nach unsern Thränen
Lechzt herauf der dürre Sand.

Schilflieder.

1.

Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief.
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden:
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.

2.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo ist dein Sternenlicht?"

Suchen den erloschnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh!

3.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn sich dann der Busch verdüstert,
Rauscht das Rohr geheimnisvoll,
Und es klaget und es flüstert;
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

4.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken ziehn,
O wie schwül und bang
Alle Winde fliehn!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu sehn,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme wehn!

5.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

Winternacht.

1.

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost! friere mir ins Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

2.

Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heischt von ihr sein blutig Futter.

Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten sie sich rennen heiß:
Wach' auf, o Herz, zu wildem Klagen!

Laß deine Toten auferstehn,
Und deiner Qualen dunkle Horden!
Und laß sie mit den Stürmen gehn,
Dem rauhen Spielgesind aus Norden!

Stumme Liebe.

Ließe doch ein hold Geschick
Mich in deinen Zaubernähen,
Mich in deinem Wonneblick
Still verglühen und vergehen;

Wie das fromme Lampenlicht
Sterbend glüht in stummer Wonne
Vor dem schönen Angesicht
Dieser himmlischen Madonne!

Wandel der Sehnsucht.

Wie doch dünkte mir die Fahrt so lang,
O wie sehnt' ich mich zurück so bang
Aus der weiten, fremden Meereswüste
Nach der lieben, fernen Heimatküste.

Endlich winkte das ersehnte Land,
Jubelnd sprang ich an den teuern Strand,
Und als wiedergrüne Jugendträume
Grüßten mich die heimatlichen Bäume.

Hold und süßverwandt, wie nie zuvor,
Klang das Lied der Vögel an mein Ohr:
Gerne, nach so schmerzlichem Vermissen,
Hätt' ich jeden Stein ans Herz gerissen.

Doch, da fand ich dich, und — todesschwank
Jede Freude dir zu Füßen sank,
Und mir ist im Herzen nur geblieben
Grenzenloses, hoffnungsloses Lieben.

O wie sehn' ich mich so bang hinaus
Wieder in das dumpfe Flutgebraus!
Möchte immer auf den wilden Meeren
Einsam nur mit deinem Bild verkehren!

Erinnerung.

Leichte Trübung.

Woher dies plötzliche Verstummen?
Und diese Wolken kummerschwer,
Die mir dein Angesicht vermummen,
Das erst so froh gestrahlt, woher?

„Siehst du den blauen Berg dort ragen,
Der Felsen in die Lüfte hebt,
An welchen selbst die Gemsen zagen,
Und der erschrockne Jäger bebt? —
Von seinem Gipfel schleudre du
Ein Steinchen spielend in die Tiefen:
Du störst der Lüfte schwanke Ruh,
Und Nebel steigen, die dort schliefen.

So warfst du, seine Kraft nicht ahnend:
Ein Wörtchen mir in meine Brust,
Ein Wörtchen, leise, aber mahnend,
Und sieh, nun stieg der trübe Wust
Von Nebelbildern alter Kränkung
Aus ihrer stillen Nachtversenkung."

Das tote Glück.

Leis umrauscht von Himmelsquellen,
Süße Sehnsucht in der Brust,
Saß ich einst die mondeshellen
Nächte da in stiller Lust.

Jene Zeit wird nicht mehr kommen;
Himmelsquellen sind versiegt,
Und die Sehnsucht ist verglommen,
Und mein Glück im Grabe liegt.

Weib, du riefst in böser Stunde
Mit dem zauberischen Blick,
Mit dem wonnereichen Munde
Schmeichelnd hin zu dir mein Glück.

Und es kam, ein Kind, und schmiegte
Flehend sich in deinen Arm,
Der es mild umschlang und wiegte,
Als ein weicher Mutterarm.

Nun das Kind in Traumeswonnen,
Hingeschlummert, sich verlor,
Nahmst du still und kaltbesonnen
Deinen Todesdolch hervor.

Scharf geschliffen am Gesteine
Deines Herzens war der Stahl,
Und das Kind, um das ich weine,
Atmete zum letztenmal.

Und du stießest leicht und munter,
Wie ein Steinchen in den Bach,
In das Grab mein Glück hinunter,
Sahst ihm ruhig, lächelnd nach.

Der trübe Wanderer.

Am Strand des Lebens irr' ich, starre düster
Ins Todesmeer, umhüllt von Nebelflor;
Und immer wird der Strand des Lebens wüster,
Und höher schlägt die Flut an ihm empor.
O strömt, ihr Thränen, strömt! — Im Weiterirren
Seh' ich die längstverlornen Minnestunden,
Ein neckend Schattenvolk, vorüberschwirren,
Und neuer Schmerz durchglüht die alten Wunden.
Die Asche meiner Hoffnungen, die Kränze
Geliebter Toten flattern mir vorüber,
Gerissen in des Sturmes wilde Tänze,
Und immer wird's in meiner Seele trüber. —
Das Christuskreuz, vor dem in schönen Tagen
Ein Kind ich, selig betend, oft gekniet,
Es hängt hinab vom Strande nun, zerschlagen,
Darüber hin die Todeswelle zieht. —
Seltsame Stimmen mein' ich nun zu hören:
Bald kommt's, ein wirres Plaudern, meinem Lauschen
Meerüber her, bald tönt's in leisen Chören,
Dann wieder schweigt's, und nur die Wellen rauschen —
Ein ernster Freund, mein einziges Geleite,
Weist stumm hinunter in die dunkle Flut;
Stets enger drängt er sich an meine Seite:
Umarme mich, du stiller Todesmut!

Unmut.

Die Hoffnung, eine arge Dirne,
Verbuhlte mir den Augenblick,
Bestahl mit frecher Lügenstirne
Mein junges Leben um sein Glück.

Nun ist's vorüber; in den Tagen,
Als ihr Betrug ins Herz mir schnitt,
Hab' ich das süße Kind erschlagen,
Und mit dem Leben bin ich quitt.

Nicht mehr zum Lustschloß umgelogen,
Scheint mir die Erde, was sie ist:
Ein schwankes Zelt, das wir bezogen
— Tod habe Dank! — auf kurze Frist.

Zu lange doch dünkt mir das Brüten
Hier unter diesem schwanken Zelt!
Ergreif' es, Sturm, mit deinem Wüten,
Und streu' die Lappen in die Welt!

Zu spät!

Schon hat der Lenz verblüht und ausgesungen!
Die holden Träume, seligen Gefühle
Erstarben in der bangen Sommerschwüle,
Mit der das Thatenleben angedrungen.

„Das Roß gespornt! die Wehre frisch geschwungen!"
So heißt es nun im heißen Kampfgewühle,
Bis mir der Sabbat fächelt seine Kühle,
Wann Müden mich der stille Tod umschlungen. —

Mir war's versagt, in jenen Blütentagen,
O Mädchen meiner Sehnsucht, dich zu finden;
Es suchten dich vergebens meine Klagen! —

Noch taucht mir hier und dort aus Kampfeswogen
Dein Bild herauf, doch muß es wieder schwinden,
Bald hat die Brandung es hinabgezogen.

Vergangenheit.

Hesperus, der blasse Funken,
Blinkt und winkt uns traurig zu.
Wieder ist ein Tag gesunken
In die stille Todesruh;

Leichte Abendwölkchen schweben
Hin im sanften Mondenglanz,
Und aus bleichen Rosen weben
Sie dem toten Tag den Kranz.

Friedhof der entschlafnen Tage,
Schweigende Vergangenheit!
Du begräbst des Herzens Klage,
Ach, und seine Seligkeit!

An Fr. Kleyle.

Vergieb, vergieb, Geliebter, dem Gesange,
Der deines Schmerzes leisen Schlummer stört,
Der die Erinnerungen, süße, bange,
Herauf aus ihrer stillen Gruft beschwört!

Gedenkst du noch des Abends, den die Götter
Auf uns herabgestreut aus milder Hand,
So blühend, leicht, wie junge Rosenblätter,
Denkst du des Abends noch am Leithastrand?

Im Haine sprang von Baum zu Baum die Röte,
Sie wiegte sich auf Wipfeln, mischte froh
Sich in den Wellentanz, der zum Geflöte
Der Nachtigallen rasch vorübersloh.

Wir aber schritten traulich durch die Schatten,
Und, süß geschwätzig, uns zur Seite ging
Die Hoffnung, sprach vom Himmel treuer Gatten,
Wies dir von Lottchens Hand den güldnen Ring.

Schon sah mein Blick, der in die Zukunft spähte,
In langen Reihen Wonnetage ziehn;
Schon baut' ich kühn mit leichtem Traumgeräte
Mein früh zerfallnes Glück an deines hin. —

Sanft senkten sich in feierliches Schweigen
Die Züge der Natur, kein Lüftchen sprach,
Sie schien ihr göttlich Angesicht zu neigen,
Als sänne still sie einer Freude nach.

Die Sterne tauchten aus dem Äthermeere,
Der Weste Hauch erwachte nun im Hain,
Die Blume trank des Himmels leise Zähre,
Und selig irrten wir im Mondenschein. — —

Doch kommt ein Sturm jetzt über meine Saiten,
Reißt wild mir von der Leier jenen Tag,
Den schönen Tag mit allen Seligkeiten,
Pocht mir ans Herz mit rauhem Flügelschlag.

Herein! herein! du finsterer Geselle!
Du bist in meiner Brust kein neuer Gast;
Ich öffne dir die trümmervolle Zelle,
In welcher dein Geschlecht schon oft geraft!

Des Abends, Freund, gedenk' ich, jenes andern!
Ich seh' im winterlichen Dämmerlicht
Zur Kirche hin den langen Brautzug wandern,
Wo die Geliebte Treu' und Herz dir bricht.

Der Priester sprach den Segen ob dem Paare,
Mir schien ein Mordgewölb' das Heiligtum,
Ich sah die Hoffnung fallen am Altare,
Wie war die süße Schwätzerin so stumm! —

Beflügle dich, mein Lied, denn immer trüber,
Und thränenvoller stets wird deine Bahn;
O führe schnell den Freund mir da vorüber,
Wo ihn der Schauer nächtlichste umfahn!

Vorüber, Lied, am bretternen Geschirre,
Darein der Tod gepflanzt die Rose bleich;
Fort von der Stimmen kläglichem Gewirre,
Da dumpf vernagelnd dröhnt der Hammerstreich! —

Wir sind vorbei. Der Sturm lenkt sein Gefieder
Zum dunklen Horste der Vergangenheit,
Und Wehmut sinkt an meinen Busen wieder;
Die stille Freundin meiner Einsamkeit.

Einst und jetzt!

„Möchte wieder in die Gegend,
„Wo ich einst so selig war,
„Wo ich lebte, wo ich träumte
„Meiner Jugend schönstes Jahr!"

Also sehnt' ich in der Ferne
Nach der Heimat mich zurück,
Wähnend, in der alten Gegend
Finde sich das alte Glück.

Endlich ward mir nun beschieden
Wiederkehr ins traute Thal;
Doch es ist dem Heimgekehrten
Nicht zu Mut wie dazumal.

Wie man grüßet alte Freunde,
Grüß' ich manchen lieben Ort;
Doch im Herzen wird so schwer mir,
Denn mein Liebstes ist ja fort.

Immer schleicht sich noch der Pfad hin
Durch das dunkle Waldrevier;
Doch er führt die Mutter Abends
Nimmermehr entgegen mir.

Mögen deine Grüße rauschen
Vom Gestein, du trauter Bach;
Doch der Freund ist mir verloren,
Der in dein Gemurmel sprach.

Baum, wo sind die Nachtigallen,
Die hier sangen einst so süß?
Und wo, Wiese, deine Blumen,
Die mir Rosa sinnend wies? —

Blumen fort und Nachtigallen,
Und das gute Mädchen auch!
Meine Jugend fort mit ihnen;
Alles wie ein Frühlingshauch!

Die Jugendträume.

Der Jüngling weilt in einem Blütengarten,
Und schaut mit Lust des Lebens Morgenrot;
Auf seinem Antlitz ruht ein schön Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar;
Sein Haupt umflattert mit vertrautem Kosen
Ein bunt Gevögel, singend wunderbar.

Seid stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht dem Jünglinge verscheucht; denn wißt:
Die Jugendträume sind es, wohl das beste,
Was ihm für diese Welt beschieden ist.

Doch, weh! ihm naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit, und fort auf ewig fliehn
Die Vögel, und dem Jüngling wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter ziehn.

Die Felsenplatte.

Dort am steilen Klippenhange,
Wo der Wildbach niederschäumt,
Lehnt beim Sonnenuntergange
Einsam still ein Mann — und träumt.

Hingesenkt das gramesmatte
Angesicht, so früh verblüht,
Starrt er auf die Felsenplatte,
Die vom Abendrote glüht.

Wie er also unabwendig
Starret auf den hellen Stein,
Werden plötzlich drauf lebendig
Seine lieben Phantasei'n.

Seiner Kindheit Spielgenossen
Tanzen lustig drüber hin
Mit der Unschuld süßen Possen,
Laden ein zu Spielen ihn.

Auch sein Mütterlein, die gute,
Wandelt lächelnd auf dem Stein,
Die so manches Jahr schon ruhte
In dem öden Totenschrein.

Und nun sieht er unter ihnen
Klar sein eignes Jugendbild,
Mit den frohen Fremdlingsmienen
Auf der Erde Schmerzgefild.

Und er hört das laute Klopfen
In des Jünglings heißer Brust,
Sieht vom Aug' ihm niedertropfen
Thränen, selig, unbewußt;

Möchte mit dem Jüngling greinen,
Daß er traut' der holden Mär;
Und auch wieder bitter weinen,
Daß er nicht der Jüngling mehr. —

Im Gebirge wird es dunkel,
Im Gebirge wird es Nacht,
Doch des Steines hell Gefunkel
Hat sich heller angefacht.

Aus dem Felsengrunde sprießen
Blumen auf mit süßem Hauch,
Und, die Stelle einzuschließen,
Säuselt rings ein Blütenstrauch;

Aus dem schwanken Blütengitter
Strahlt ein Mädchenangesicht,
Wie der Mond aus dem Geflitter
Leiser Silberwellen bricht.

Mit jungfräulichem Erröten
Flüstert sie: „bin ewig dein!"
Und von allen Zweigen flöten
Nachtigallenlieder drein. —

Doch die Blumen jetzt verblassen,
Traurig schweigt der dürre Strauch,
Und der Jüngling steht verlassen,
Und der Jüngling welket auch. — —

Donner hallen in den Lüften,
Und im hellen Wetterstrahl,
Zu den Füßen des Vertieften,
Zuckt der Stein jetzt bleich und kahl.

Nebel.

Du trüber Nebel, hüllest mir
Das Thal mit seinem Fluß,
Den Berg mit seinem Waldrevier
Und jeden Sonnengruß.

Nimm fort in deine graue Nacht
Die Erde weit und breit!
Nimm fort, was mich so traurig macht,
Auch die Vergangenheit!

An meine Guitarre.

Guitarre, wie du hängst so traurig!
Die Saiten tönen nimmermehr,
Die längst zerrissnen wanken schaurig
Im Abendwinde hin und her.

Auch deine Saiten sind zerrissen,
Es schweigt dein süßer Liederklang,
Seit in des Busens Finsternissen
Mir jede frohe Saite sprang.

Mir sank der Freund voll Jugendblüte
Hinunter in die Todesflut!
Die meiner Lieb' entgegenglühte,
Nun bei den kalten Toten ruht.

Doch will ich euch nun frisch besaiten,
Dich, meine Leier! dich, mein Herz!
Rückbannen die entfloh'nen Zeiten,
Die alte Lust, den alten Schmerz.

Hinaus ins Dunkel jener Eichen!
Dort findet sich der alte Lauf;
Dort stören wir die Liederleichen
Aus ihren stillen Gräbern auf.

Wenn erst die Lieder nur erwachen,
Dann ruft, dann zieht ihr lauter Chor
Die Lieben all in meinen Nachen
Aus dunkler Todesflut empor.

Es klingt! — doch fliehn im scheuen Fluge
Die Töne auf von meiner Hand;
So eilt, verspätet, nach dem Zuge
Das Vöglein übers Heideland.

Jetzt bin ich meines Herzens Meister!
Nun rauscht wie einst der Sturmaccord!
Schon springen die versunknen Geister
Herauf, herauf an meinen Bord!

O du, mein Freund, so treu und bieder!
Wohl mir, du bist mir wieder nah!
Dein süßes Wort auch hör' ich wieder:
Mein holdes Mädchen, bist du da? —

Doch nein! mich höhnten finstre Mächte!
Wo ist der Freund? das blonde Kind?
Der Nebel reicht mir keine Rechte;
Durch blonde Disteln saust der Wind!

An einen Jugendfreund.

Des Lebens holder Zauber ging vorüber,
Ich klage, daß die Jugend mir verloren;
Doch eines macht mir noch die Klage trüber:
Die Treue brach, die du mir einst geschworen.
Nicht meint' ich, daß vor uns das teure Erbe
Verblichner Jugend — ihre Freundschaft sterbe.

Du eiltest im Vergessen! ungeduldig
Warfst du dem Tod aus deiner Brust entgegen,
Was du nur allzubald dem herben schuldig,
Wenn's einmal aus ist mit des Herzens Schlägen.
Nicht wolltest du die Treu' im Busen halten
Bis an der Gruft gebieterisch Erkalten.

Wenn du tief schlummerst unter deinem Hügel,
Nichts mehr erfährst vom holden Lenzerwachen,

Wie laue Winde dann mit leichtem Flügel
Die Rosenglut am Strauch lebendig fachen,
Wie süß dann singen in den grünen Hallen
Von Rosenduft berauschte Nachtigallen:

Dann wäre früh genug der Freund vergessen,
Den du geliebt in deinen Jugendtagen,
Des volles Herz gleich glühend, unermessen,
Dem Jugendideal und dir geschlagen.
Er hielt den Traum umarmet und dein Lieben,
Und beides sah er märchenhaft zerstieben.

Gleichwie Nachtlüfte wehn in Blütenhagen,
Wehmütig säuseln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen durch Gebüsche klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren:
So sollte dieses Lied mit seinem Trauern
Durch deine reiche Freudenblüte schauern.

Jedoch umsonst, daß ich dem Lied geböte,
Es will nicht ahmen leiser Lüfte Zittern
Und nicht im Hain das klagende Geflöte;
Sein rauher Klang will deine Freude schüttern.
Hat doch der Frost, der mir von dir gekommen,
Von meinem Herbstgrün auch viel fortgenommen.

Das muß die sanften Klagetöne schärfen,
Seh' ich den Freund, mir einst vor allen teuer,
Mein Herz in frohem Übermut verwerfen;
Und zünden muß des Stolzes zürnend Feuer.
Dies Herz war oft von Gottes Flammen helle,
Nicht der Verwerfung Staub ist seine Stelle.

Ich kann es meiner Klage nicht verwehren,
Daß sie dich führe längstverlassne Pfade,
Und daß sie dich, vielleicht auch deine Zähren,
Zu einem trüben Abschiedsfeste lade;
Denn unsre Freundschaft will ich nun bestatten
Auf ewig in der Wehmut tiefern Schatten.

HOFFMAN MEMORIAL LIBRARY
ANNANDALE-ON-HUDSON, NEW YORK

Frühling.

Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter, angethan.

Er giebt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz,
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durchs Gefild,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Gebärde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal;
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft,
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

Liebesfeier.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüt' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

Der Gefangene.

Was trug er auch sein Haupt so frei, so stolz!
Wollt edler sich als seine Treiber fühlen!
„Der Hirsch" von Schleifer.

Der Frühling ist zu Berg und Thal gekommen,
Sein Freudenruf ist durch die Luft erklungen;
Kaum hat die Erd' im Schlafe ihn vernommen,
Hat sie vom Traume sich emporgerungen,
Der ihren Busen deckte schwer und kalt.
In alle Fernen ist der Ruf gedrungen
Mit freundlicher, süßlockender Gewalt,
Daß ihres Nests die Schwalbe nun gedenket,
Weit übers Meer zur trauten Hütte wallt,
Daß seinen Flug der Storch nun heimwärts lenket,
Verlassend schnell das Schilf im fernen Süden.
Die Blume blüht, der bunte Falter senket
Auf sie die Flügel hin, die wonnemüden;

Mit Blüten haben sich geschmückt die Bäume,
Daß sie zu Lieb' und Sang die Sänger lüden;
Schon singt und bringt uns Paradiesesträume
Im Blütenstrauche dort die Nachtigall;
Melodisch zieht der Bach durch Waldesräume,
Der Hirte flötet und der Wiederhall;
Zur grünen Alpe kehrt die Herde wieder,
Weithin ertönt ihr froher Glockenschall.
Der Wildbach stürzt vom Klippenhange nieder,
Ein Freudenthränenstrom, dem Lenz entgegen;
Froh sonnen sich der Alpe Felsenglieder
Im warmen Schein, der Frühling klimmt verwegen
Zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach:
Der schüttelt sich den Winter ab, den trägen,
Und schleudert ihm Lawinendonner nach.
Voll Sehnsucht harrt er schon der Alpenrose,
Der holden Freundin, die der Lenz versprach,
Die jährlich ihn beschleicht auf weichem Moose. —
So zieht der Lenz herum in allen Gauen,
Verschwendend rings die schönen Freudenlose.
Doch einen weiß ich, der ihn darf nicht schauen,
Und nicht, was Gott durch ihn gesandt, genießen,
Weil finstre Kerkerwände ihn umgrauen,
Und rauhe Fesseln ehern ihn umschließen.
Nicht hört er Vogelsang im Walde tönen,
Nicht sieht er, wie so schön die Blumen sprießen.
Er hört nur seinen eignen Jammer stöhnen;
Für Nachtigallensang und Taubengirren
Hört er die Wand sein Klagen wiederhöhnen
Und, regt er sich, die Eisenkette klirren.
Kein Strahl des Frühlings konnte mit Erbarmen,
Ein milder Tröster, sich zu ihm verirren;
Er darf an Gottes Sonne nicht erwarmen;
Die Nacht allein, das schwarze Ungeheuer,
Hat man mit eingesperrt zu diesem Armen.
In seinem Herzen brennt ein wildes Feuer
Von Rache, Schmerz, von unverdienter Schande,
Von Sehnsucht nach so manchem, was ihm teuer.
Oft springt er auf, gejagt vom innern Brande,
Er flucht, er sucht sein Schwert, er will hinaus:
Doch Hohngelächter rasseln seine Bande,
Und felsenfest verschlossen bleibt das Haus.
Ermattet sinkt er auf das faule Stroh,
Und bittrer Wehmut weicht des Zornes Braus;
Dumpfschweigend sitzt er da, und starret so

Das schwarze Ungeheuer an, die Nacht.
Ob Stunde, Mond und Jahr vorübersloh,
Er konnte dessen haben keine Acht;
Ihm wird in seiner dunkeln Haft die Zeit,
Die Glücklichen enteilt mit Sturmesmacht,
Zur gliederlosen, starren Ewigkeit.
Soll zählen er sie wohl nach seinen Thränen?
Und messen, wie sie noch vom Grabe weit,
Nach dem Unendlichen, nach seinem Sehnen? —
Er wird sein hart Geschick nicht überdauern,
Und hofft er dies, es ist ein eitles Wähnen;
Denn „sterben soll er in den Kerkermauern!"
So klangen seines Richters grause Worte,
Des Mannes ohne Mitleid und Bedauern.
Sein Flehen schlägt vergebens an die Pforte:
„Gieb mir, o Gott, bevor das Herz mir bricht,
„Nur einen Schritt aus diesem Qualenorte,
„Nur noch ein Auge voll von deinem Licht!
„Dann laß mich sterben immerhin zur Stelle,
„Ich klage meiner Todesstunde nicht!
„Mag dann mein Leichnam auf der Kerkerschwelle,
„O Herr, an deinem Lichte noch sich sonnen!
„So wie der müde Wandrer an der Quelle,
„Schlaf ich an deinem süßen Strahlenbronnen,
„Und träume, was ich sterbend noch empfunden,
„O Freiheit! Freiheit! alle deine Wonnen!" — —
Warum hat der ein solches Los gefunden? —
Er fleht umsonst, er hat zu viel verbrochen,
Hat sich des Allzukühnen unterwunden:
Hat Wahrheit dem Tyrannen laut gesprochen
Und ihm erzählt der Menschheit bangen Fluch;
Er hat gerüttelt an den blut'gen Jochen.
Darauf verhänget der Gesetze Buch
Den Tod — der Zwingherr hat es selbst geschrieben -
Ein jedes Blatt der Freiheit Leichentuch!
Und daß der Kühne lebend noch geblieben,
Dankt er allein des Herrschers milder Gnade;
Sie will zu schonen manchmal auch belieben,
Sie tötet ihn nicht plötzlich und gerade. —
Der Thor! er wollte Menschenliebe wagen,
Und wußte doch, daß sie den Donner lade,
Der in die Nacht sein Haupt nun hingeschlagen. —
Unheimlich wird dem Mörder dann zu Mute,
Bringt ihm ein Mahner aus vergangnen Tagen
Das Kleid des Toten mit der Spur vom Blute

Und hält ihm vor das bleiche Angesicht,
Was manches Jahr im Grabesdunkel ruhte.
Also behagt es dem Tyrannen nicht,
Daß es gewagt der edle, kühne Thor,
Mit ihm zu gehen zürnend ins Gericht,
Die blut'ge Wahrheit ihm zu halten vor,
Das Kleid, das einst die schöne Freiheit trug,
Als sie geführt den vollen Freudenchor,
Eh' des Tyrannen Faust sie frech erschlug. — —
Da weckt mich einer Quelle nahes Rauschen
Zurück vom nächtlichen Gedankenflug.
Ich seh' das schlanke Reh im Dickicht lauschen;
Nun schrickt es auf, und fort ist seine Spur.
Süß mahnt mich, meinen Schmerz um Lust zu tauschen,
Mit Blüten und Gesängen die Natur;
Doch kann ich's meiner Seele nimmer wehren,
Daß sie verfolge Trauerscenen nur,
Und sich statt Blumen sammle bittre Zähren,
Und in dem Kerker dort zu jenem wandre,
Dem Dulder, bis der Tod, sein heiß Begehren,
Aus einer Nacht ihn senket in die andre.

Asyl.

Hohe Klippen, rings geschlossen;
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüsternde Genossen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom freudigen Gesange
In den schönen Frühlingszeiten;
Geiern wird es hier zu bange,
In so dunkeln Einsamkeiten.

Weiches Moos am Felsgesteine,
Schwellend scheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier so leise
Rätselstimmen tiefer Trauer;
Hier und dort die Blumenwaise
Zittert still im Abendschauer.

Und kein Bach nach diesen Gründen
Darf mit seinem Rauschen kommen,
Darf der Welt verratend künden,
Was er Stilles hier vernommen;

Denn die rauhen Felsen sorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Trauer.

Blumen, Vögel, duftend, singend,
Seid doch nicht so ausgelassen,
Ungestüm ans Herz mir dringend;
Laßt allein mich ziehn die Straßen

Vieles ist vorübergangen
Seit wir uns zuletzt begegnet,
Und es hat von meinen Wangen
Meines Glückes Herbst geregnet.

Winter kam hereingeschlichen
In mein Herz, die Thränen starben,
Und schneeweiß sind mir verblichen
Alle grünen Hoffnungsfarben.

Blumen, Vögel, rings im Haine,
All ihr frohen Bundsgenossen,
Mahnt mich nicht, daß ich alleine
Bin vom Frühling ausgeschlossen!

Frühlingsblick.

Durch den Wald, den dunkeln, geht
Holde Frühlingsmorgenstunde,
Durch den Wald vom Himmel weht
Eine leise Liebeskunde.

Selig lauscht der grüne Baum,
Und er taucht mit allen Zweigen
In den schönen Frühlingstraum,
In den vollen Lebensreigen.

Blüht ein Blümlein irgendwo,
Wird's vom hellen Tau getränket,
Das einsame zittert froh,
Daß der Himmel sein gedenket.

In geheimer Laubesnacht
Wird des Vogels Herz getroffen
Von der großen Liebesmacht,
Und er singt ein süßes Hoffen.

All das frohe Lenzgeschick
Nicht ein Wort des Himmels kündet;
Nur sein stummer, warmer Blick
Hat die Seligkeit entzündet;

Also in den Winterharm,
Der die Seele hielt bezwungen,
Ist ein Blick mir, still und warm,
Frühlingsmächtig eingedrungen.

Frühlingsgedränge.

Frühlingskinder im bunten Gedränge,
Flatternde Blüten, duftende Hauche,
Schmachtende, jubelnde Liebesgesänge,
Stürzen ans Herz mir aus jedem Strauche.
Frühlingskinder mein Herz umschwärmen,
Flüstern hinein mit schmeichelnden Worten,
Rufen hinein mit trunkenem Lärmen,
Rütteln an längst verschlossenen Pforten.

Frühlingskinder, mein Herz umringend,
Was doch sucht ihr darin so dringend?
Hab' ich's verraten euch jüngst im Traume,
Schlummernd unter dem Blütenbaume?
Brachten euch Morgenwinde die Sage,
Daß ich im Herzen eingeschlossen
Euren lieblichen Spielgenossen,
Heimlich und selig — ihr Bildnis trage?

Liebe und Vermählung.

Erste Stimme.

Sieh dort den Berg mit seinem Wiesenhange,
Die Sonne hat verzehrend ihn durchglüht.
Und Strahl auf Strahl noch immer niedersprüht;
Wie sehnt er nach der Wolke sich so bange!

Dort schwebt sie schon in ihrem luft'gen Gange,
Auf deren Kuß die Blumenfreude blüht;
Wie flehend sich um ihre Neigung müht
Der Berg, daß sie sein Felsenarm umfange.

Sie kommt, sie naht, sie wird herniedersinken,
Er aber die Erquickungsreiche tief
Hinab in seinen heißen Busen trinken.

Und auferblühn in wonniger Beseelung
Wird, was an schönen Blüten in ihm schlief,
Ein treues Bild der Liebe, der Vermählung!

Zweite Stimme.

Sieh hier den Bach, anbei die Waldesrose:
Sie mögen dir vom Lieben und Vermählen
Die wandelbaren, täuschungsvollen Lose
Getreuer viel, als Berg und Wolk', erzählen:

Die Rose lauscht ins liebliche Getose,
Umsungen von des Haines süßen Kehlen,
Und ihr zu Füßen weint der Ruhelose,
Der immer naht, ihr immer doch zu fehlen.

Ein schönes Spiel! solang der Frühling säumt,
Die Rose hold zum Bach hinunter träumt,
Solang ihr Bild in seinen Wellen zittert.

Wenn Sommersgluten sie vom Strauche jagen,
Wenn sie vom Bache wird davon getragen,
Dann ist sie welk, der Zauber ist verwittert!

Der Baum der Erinnerung.

Ja, du bist es, blütenreicher
Baum, das ist dein süßer Hauch!
Ich auch bin's, nur etwas bleicher,
Etwas trauriger wohl auch.

Hinter deinen Blütenzweigen
Tönte Nachtigallenschlag,
Und die Holde war mein eigen,
Die an meinem Herzen lag.

Und wir meinten selig beide,
Und ich meint' es bis zur Stund',
Daß so herrlich du vor Freude
Blühtest über unsern Bund.

Treulos hat sie mich verlassen;
Doch du blühst wie dazumal,
Kannst dich freilich nicht befassen
Mit der fremden Liebesqual.

„Allzu lieblich scheint die Sonne,
„Weht der linde Maienwind,
„Und das Blühen und die Wonne
„Allzubald vorüber sind!"

Mahnend säuseln mir die Lehre
Deine frohen Blüten zu;
Doch ungläubig fließt die Zähre,
Und mein Herz verlor die Ruh.

Frühlings Tod.

Warum, o Lüfte, flüstert ihr so bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde,
Und störrisch klagt der trüben Welle Gang:
Das ist des holden Frühlings Todesstunde!

Der Himmel, finster und gewitterschwül,
Umhüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle,
Und an des Lenzes grünem Sterbepfühl
Weint noch sein Kind, sein liebstes, Philomele.

Wenn so der Lenz frohlocket, schmerzlich ahnt
Das Herz sein Paradies, das uns verloren,
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blitzt und Donnerwolken fliehn,
Die lauten Stürme durch die Haine tosen;
Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.

Herbst.

Herbstgefühl.

Mürrisch braust der Eichenwald,
Aller Himmel ist umzogen,
Und dem Wandrer, rauh und kalt,
Kommt der Herbstwind nachgeflogen.

Wie der Wind zu Herbsteszeit
Mordend hinsaust in den Wäldern,
Weht mir die Vergangenheit
Von des Glückes Stoppelfeldern.

An den Bäumen, welk und matt,
Schwebt des Laubes letzte Neige,
Niedertaumelt Blatt auf Blatt
Und verhüllt die Waldessteige;

Immer dichter fällt es, will
Mir den Reisepfad verderben,
Daß ich lieber halte still
Gleich am Orte hier zu sterben.

Herbstklage.

Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühn,
Braust des Herbstes banges Treiben

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?"

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

Scheiden.

Dahin sind Blüten jetzt und Nachtigallen,
Und durch den kahlen, sangverlassnen Strauch
Weht nun des Herbstes einsam kühler Hauch;
Mein Glück ist mit dem Laube abgefallen!

Das ist der Hain, wo ich mit dir oft weilte,
Das ist der Büsche wonnigliche Haft,
Wo uns am Flehen süßer Leidenschaft
Unfesselbar die Zeit vorübereilte.

Du wanderst fort, du willst die Welt durchmessen;
Hier ist der Pfad, so schlangenkrumm und kalt,
Der dich, Geliebter, locket mit Gewalt,
Und fortführt in die Fremde, ins Vergessen! —

„Das Schiff bewegt mit seinem Reisedrange
Und stört empor die See aus glatter Ruh;
Doch ist es fort, schließt sich die Welle zu,
Gleichgültig wallt sie fort im alten Gange.

Siehst du von jenem Baum den Raben fliegen?
Von seinem Fortschwung wankt und bebt der Ast
Ein Weilchen noch, und kehrt zur alten Rast;
Und deine Klagen werden bald versiegen!"

Die Wurmlinger Kapelle.*)

Luftig, wie ein leichter Kahn,
Auf des Hügels grüner Welle,
Schwebt sie lächelnd himmelan,
Dort die friedliche Kapelle.

Einst bei Sonnenuntergang
Schritt ich durch die öden Räume,
Priesterwort und Festgesang
Säuselten um mich wie Träume.

Und Marias schönes Bild
Schien vom Altar sich zu senken,
Schien in Trauer, heilig mild,
Alter Tage zu gedenken.

Rötlich kommt der Morgenschein,
Und es kehrt der Abendschimmer
Treulich bei dem Bilde ein;
Doch die Menschen kommen nimmer.

Leise werd' ich hier umweht
Von geheimen, frohen Schauern,
Gleich als hätt' ein fromm Gebet
Sich verspätet in den Mauern.

Scheidend grüßet hell und klar
Noch die Sonn' in die Kapelle,
Und der Gräber stille Schar
Liegt so traulich vor der Schwelle.

Freundlich schmiegt des Herbstes Ruh
Sich an die verlassnen Grüfte;
Dort, dem fernen Süden zu,
Wandern Vögel durch die Lüfte.

Alles schlummert, alles schweigt,
Mancher Hügel ist versunken,
Und die Kreuze stehn geneigt
Auf den Gräbern — schlafestrunken.

Und der Baum im Abendwind
Läßt sein Laub zu Boden wallen,
Wie ein schlafergriffnes Kind
Läßt sein buntes Spielzeug fallen. —

*) In Württemberg bei Tübingen.

Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen;
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen.

Sommerfäden.

Mädchen, sieh am Wiesenhange,
Wo wir oft gewandelt sind,
Sommerfäden, leichte, lange,
Gaukeln hin im Abendwind.

Deine Worte, laut und munter,
Flattern in die kühle Luft;
Keines mehr, wie sonst, hinunter
In des Herzens Tiefe ruft.

Winter spinnet los' und leise
An der Fäden leichtem Flug,
Webt daran aus Schnee und Eise
Bald den Leichenüberzug.

Künden mir die Sommerfäden,
Daß der Sommer welk und alt,
Merk' ich es an deinen Reden,
Mädchen, daß dein Herz wird kalt!

Herbst.

Nun ist es Herbst, die Blätter fallen,
Den Wald durchbraust des Scheidens Weh,
Den Lenz und seine Nachtigallen
Versäumt' ich auf der wüsten See.

Der Himmel schien so mild, so helle,
Verloren ging sein warmes Licht;
Es blühte nicht die Meereswelle,
Die rohen Winde sangen nicht.

Und mir verging die Jugend traurig,
Des Frühlings Wonne blieb versäumt;
Der Herbst durchweht mich trennungsschaurig,
Mein Herz dem Tod entgegenträumt.

Herbstentschluß.

Trübe Wolken, Herbstesluft,
Einsam wandl' ich meine Straßen,
Welkes Laub, kein Vogel ruft —
Ach, wie stille! wie verlassen!

Todeskühl der Winter naht;
Wo sind, Wälder, eure Wonnen?
Fluren, eurer vollen Saat
Goldne Wellen sind verronnen!

Es ist worden kühl und spät,
Nebel auf der Wiese weidet,
Durch die öden Haine weht
Heimweh; — alles flieht und scheidet

Herz, vernimmst du diesen Klang
Von den felsenstürzten Bächen?
Zeit gewesen wär' es lang,
Daß wir ernsthaft uns besprächen!

Herz, du hast dir selber oft
Wehgethan, und hast es andern,
Weil du hast geliebt, gehofft;
Nun ist's aus, wir müssen wandern!

Auf die Reise will ich fest
Ein dich schließen und verwahren,
Draußen mag ein linder West
Oder Sturm vorüberfahren;

Daß wir unsern letzten Gang
Schweigsam wandeln und alleine,
Daß auf unsern Grabeshang
Niemand als der Regen weine!

Phantasieen.

Die Zweifler.

Zwei Freunde traten schweigend ein
In einen blütenvollen Hain.
Die Sonne ließ den Strahl im Reigen
Erzittern auf den Erlenzweigen,
Und Leben, Lieben überall
Schien schwellend sich hervorzudrängen.
Aus Büschen ruft die Nachtigall
Hervor in schmerzlich süßen Klängen,
Als ob die Sängerin aus Eden
Den Tod sanft möchte überreden
Mit ihrem Liede zaubervoll,
Daß er den Lenz nicht rauben soll.
Die Freunde schwiegen, nur der Bach
In das Geflöte murmelnd sprach;
Viel Blumen standen bunt herum
Und wiegten ihre Häupter stumm,
In das geschwätzig muntre Rauschen
Des Baches froh hinabzulauschen,
Wie Kinder lauschen, frohgespannt,
Dem Wandrer, der von fernem Land,
Von schönen Wundern viel erzählt
Auf seiner Irrfahrt durch die Welt. —
O Nachtigall! du rufst vergebens
Um Dauer dieses Wonnelebens!
Bald glüht dein letztes Abendrot,
In seinem Durste wird der Tod
Hinweg dein süßes Lied auch trinken,
Du wirst vom stillen Aste sinken!
Ihr lieben Blümlein! trauet nicht
Dem Märchen, das der Wandrer spricht;
Seht, seht, schon schwillt er brausend an,
Im Walde schon die Stürme nahn:
Der Donner kommt, und voller schwillt
Der Bach, der immer lauter brüllt;
Er faßt euch an, er reißt euch los
Aus eurer Mutter grünem Schoß!

Wie dort die Rosenstaude bebt,
Nun sich zu ihr der Wilde hebt!
Sie schwankt in ihrem Blütenkleid,
Da sie der Strom frohlockend wiegt:
So wiegt der Bursche seine Maid,
Bevor mit ihr zum Tanz er fliegt. —
Der eine von den Freunden sann
Hinunter in den Wogendrang,
Und seine Stimme nun begann
Zu tönen, ernst, wie Grabgesang:
Vergänglichkeit! wie rauschen deine Wellen
Dahin durchs Lebenslabyrinth so laut!
In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
Kein Damm, kein Schutz sich dir entgegenbaut!
Es wächst dein Strom mit jeglicher Minute,
Stets lauter klagt der dumpfe Wellenschlag;
Doch wie die Flut auch unaufhaltsam flute,
Ist mancher doch, der sie nicht hören mag.
Wenn auch die Wellen ihre Ufer fressen
Und du zum Meer hinwucherst, unermessen;
Doch stehn an deinem Ufer frohe Thoren,
In ihren Traum „Unsterblichkeit“ verloren.
Am Ufer? — nein! es ist von deinem Bronnen
Tiefinnerst jede Kreatur durchronnen;
Es braust in meines Herzens wildem Takt,
Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!
Wenn ich dem Strome zu entfliehen meine,
Aufblickend zu der Sterne hellem Scheine,
Aufsehnend mich mit zitterndem Verlangen,
Daß rettend meinen Geist sie einst empfangen:
Ich habe mich getäuscht! ich seh' erbleichen
Die Sterne selbst und zitternd rückwärts weichen;
Sie hören, wie die Woge braust, sie ahnen,
Daß sie nicht sicher sind auf ihren Bahnen;
Sie schauen, wie es wächst, das graufe Meer,
Und fürchten wohl: — mir sagt's ihr zitternd Blinken —
Einst wird vom raschen Flug ihr strahlend Heer,
Ein müdes Schwalbenvolk, heruntersinken.
Dann brütet auf dem Ozean die Nacht,
Dann ist des Todes großes Werk vollbracht;
Dann stockt und starrt zu Eis die graufe Flut,
Worin der Wunsch des finstern Gottes ruht;
Er wandelt auf der Fläche und ermißt,
Wie alles nun so still, so dunkel ist;
Er lächelt dann voll selbstzufriedner Freude

In seine Welt, in seine Nacht hinein,
Und es erglänzt des Eises stille Heide
Nur noch von seines Lächelns Wiederschein! —
Der andre sprach: mir gilt es gleich,
Ob Leben, — Tod — im Schattenreich!
Strahlt jenseits auch ein mildes Licht,
So fehlt gewiß der Donner nicht,
Der, was das Licht in Liebe hegt,
Mit seinem Zorne niederschlägt.
Denn glauben kann ich nimmermehr,
Es habe sich das ganze Heer
Von Qualen, die gebar Natur,
Gelagert auf die Erde nur;
Daß sie von dieser Welt nicht wandern
Mit uns hinüber in die andern,
Die doch in unsrer Brust, voll Wunden,
So traute Herberg' stets gefunden. —
Solang dies Herz auf Erden schlug,
Hab' ich erlebt genug, genug,
Um ein Vergehen, ein Verschwinden —
Ein Los der Sehnsucht wert zu finden.
Und schlaf' ich einst im Grab so tief,
Und tiefer, denn als Kind ich schlief,
So mag der Tod sich immerhin
Davor als Wächter stellen hin:
Er steht am stillen Grabverließ,
Ein Engel vor dem Paradies. —
Doch ist es anders mir beschlossen,
Soll drüben neu mein Leben sprossen:
Werd' ich gelassen, ohne Zagen,
Auch meine Ewigkeit ertragen.

Glauben. Wissen. Handeln.

Ein allegorischer Traum.

Schon ist der Berge Purpurglut verglommen,
Und zitternd flieht des Tages letzter Strahl
Der Nacht schon aus dem Wege. Sei willkommen,
O Dunkelheit, im ernsten Eichenthal!
Hier zünd' ich nachts mein Herz zum hellen Feuer
Des Schmerzes an und starre stumm hinein;
Und schwillt die Flamme, wird sie ungeheuer,
Ich steh' dabei und starre stumm hinein.

Gelockt vom Scheine, schwirren dann in Scharen,
Wie Mücken auf der Lüfte lauer Flut,
Erinnerungen her aus fernen Jahren
Und werfen dürre Reiser in die Glut.
Sie singen mir, ums Feuer dicht gekauert,
Viel, längst verklungne Melodieen vor,
Wie einst gejubelt ich, und wie getrauert,
Und wie der Seele Frieden ich verlor.
Sie singen mir von meinen Jugendträumen,
Wie mir das Leben einst so hold, so traut,
Umsäuselt von Hesperiens Blütenbäumen,
Entgegentrat als eine schöne Braut.
Ein Schleier hielt das Liebchen mir umschlungen,
Der geizig zwar mit meinen Blicken rang;
Doch mancher Reiz, der leichten Haft entsprungen,
Flog mir ans Herz, das ihm entgegendrang.
Die schöne Braut gab mir die Hand zur Reise,
Und selig schritten wir und rasch dahin;
Wir sahn am Himmel goldne Wolken ziehn,
Voreilend trat die Freude uns die Gleise.
Wir wallten durch des Glaubens Paradiese,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo die beschwingte Sehnsucht Philomele
Laut ruft und innig in die Mondennacht,
Daß ihre Schwester, die verwandte Seele,
Von ihrem Ruf in unsrer Brust erwacht,
Erwacht und Gottes süßen Namen singt
Und aus der Brust zu ihm hinüberdringt. —
Wo der Sturm, ein trunkener Sänger Gottes, dahinbraust,
Mit fliegender Locke, mit rauschendem Nachtgewand,
Die Harfe schlagend, im feurigen Fluge dahinbraust
Durch Thal und Gebirg, durch Meer und Wüstensand.
Wie zwingt er die Donneraccorde hervor aus den Saiten!
Wie sucht sein strahlender Blick nach Gott durch die Weiten!
Ihn hören die Wogen des Meeres berauscht und springen
Vom schaukelnden Schoße des Schlummers zu Gott empor,
Und taumeln entzückt in die Arme sich und singen:
„Allmächtiger Gott!" im tausendstimmigen Chor;
Ihn hören die Berg', und seine gewaltigen Lieder,
Sie tönen von ihrem erschütterten Busen wieder;
Tief seufzen die Wälder und neigen ihr Angesicht,
Die Ufer fassen den Jubel der Ströme nicht;
Sehnsuchtergriffen, stürzen vom Fels sich herab

Die Tannen und suchen im Wonnetumult ihr Grab.
Des Sturmes Gesang durchtönt die glühende Wüste,
Der grimmige Leu, vom heiligen Klang umweht,
Läßt fahren die Beut', es schweigt sein blutig Gelüste,
Er flieht zur Höhl' und zittert sein Gebet.
Dem Menschen entstürzt der Thränen seliger Schwall,
Und lauter ruft im Busen die Nachtigall. —
Doch zogen fort wir aus dem Paradiese,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo eine Blum', aus allen Blumen ragend,
Prangt, hold umstrahlt vom ew'gen Morgenlicht,
Die schönste Liebesblüte Gottes tragend,
Des toten Heilands lächelnd Angesicht.
Und in der Forschung Wälder trat, ein Thor, ich
Aus jenem gottbeseelten Paradies,
Und all des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.
Im Labyrinthe floß in kargen Tropfen
Durchs Laubgewölb' das Licht, Staubregen kaum;
Mich aber trieb mein Herz mit lautem Klopfen,
Zu suchen der Erkenntnis hohen Baum.
Scheu floh der Pfad die ungeweihten Tritte,
Entschlüpfend in des Dickichts wirre Nacht;
Doch hascht' ich ihn, bis in des Waldes Mitte
Vor mir aufragt' in wunderbarer Pracht
Der Baum, nach dem mein lautes Herz sich sehnte,
Des Gliederbau sich rings in stolzem Drang
Unübersehbar in die Lüfte dehnte; —
Ich stand entzückt und lauscht' erwartungsbang:
Da hört' ich leise rätselhaftes Flüstern
Im dunkeln Laub, rasch flog von Ast zu Ast
Mein Blick empor und fragte jeden lüstern:
Trägst du vielleicht der Früchte süße Last?
Nun sah ich sie an hohen Zweigen blinken,
Und meine Seele seufzte heiß empor,
Der goldnen Frucht erquickend' Süß zu trinken;
Da sprach es aus der Blätternacht hervor:
„Wohl siehst du hier die goldnen Früchte ragen;
„Doch zarte, schwanke Zweige halten sie,
„Die deines Leibes Schwere nicht ertragen,
„Drum klimme nicht, du pflückst die Früchte nie!"
Und trauernd wandt' ich meinen Schritt von dannen
Rückfiel mein Blick auf meine liebe Braut,

Und meines Schmerzes erste Thränen rannen,
Als ich ins bleiche Antlitz ihr geschaut.
Am Fußgesträuch des Baumes blieb er hangen,
Der Schleier, der so lieblich sie umfangen,
Und ihr entsanken alle Reize, tot,
Wie, frostverhaucht, der Ros' ihr welkes Rot.
„Zurück, zurück mein Liebchen, laß uns fliehen,"
— So rief ich, — „wo die Wunderblume blüht!
„Wir wollen fromm vor ihr im Staube knieen,
„Vielleicht, daß dort dein Auge wieder glüht,
„Daß, auferweckt von ihrem Wunderhauche,
„Die Schönheit frisch auf deiner Wange keimt,
„Die du verlorst am unheilvollen Strauche!"
Doch all der Trost war leider nur geträumt;
Denn wie wir auch im Labyrinthe suchten,
Wir fanden nimmermehr den Weg zurück. — —
Als wir entronnen endlich jenen Schluchten,
Hob sich ein stolzer Bau vor unserm Blick,
Eintraten wir in eine weite Halle:
Da trieb in lautem Wirbel ohne Rast
Ein Menschenschwarm herum, Wettkämpfer alle,
Bewaffnet bunt, umflirrt von eitlem Glast.
Dort saß erhöht in einer Nische, schweigend,
Ein Weib, ehrwürdiger Gestalt, und schien,
Ihr Haupt hinab zur lauten Bühne neigend,
Zu lauschen dem entbrannten Kampfesmühn.
Schnell lief durchs wirre Volk ein Jubelklang,
Und, sieh! ein Mann der Schlachten trat hervor,
Von Leichendunst hoch aufgebläht, und schwang
Zur Nische seinen Eichenkranz empor:
„Für dich, o Mutter, hab' ich ihn gebrochen,
„Und blutig bist, Germania, du gerochen!"
Doch hörte man die Frau kein Wörtchen sagen,
Als nähm' sie's hin mit ruhigem Behagen.
Dann trat begeistert auf und feierlich
Ein Sängerchor und sang zum Harfenspiele:
„Wie lieben wir, erhabne Mutter, dich!"
Doch diese schwieg, ob solches ihr gefiele.
Zur Nische streckten viele noch die Arme,
Frohlockend: „Heil der großen Mutter, Heil!"
Und Zepter taucht', und Inful aus dem Schwarme,
Und klirrend tauchten Ketten auf und Beil.
Noch immer saß das Weib in stummer Spähe,
Da trat ich forschend zu in ihre Nähe;
Tot war sie, tot! — In ihrer Züge Schatten

Stand noch des Grames stille Siedelei,
Fort war die Seele zu den dunkeln Matten
Der Vorzeit, wo der Seelen heil'ge Drei
Nun irrt: die hohe Roma, stumm und düster,
Die schöne Hellas, bang mit Klaggeflüster,
Und, ihren Schwestern traulich sich vereinend,
Germania, die gute, leise weinend. — —
Das Schicksal ging nun finster mir vorüber,
Mit Majestät und Schrecken angethan,
Und winkte mir, zu wandern meine Bahn
Durch Heideland, verlassner stets und trüber.
Und dir, mein Leben, warf zur stillen Feier
Den Gram das Schicksal um dein Angesicht,
Von ihm gewoben dir zum zweiten Schleier,
Der fester sich um deine Züge flicht.
Erst wenn wir uns zu seligem Vergessen
Hinlegen in das traute, dunkle Grab,
Löst er von deinem Angesicht sich ab,
Und hängt sich an die säuselnden Cypressen.

Heidebilder.

Himmelstrauer.

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermutmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blinzet manches Mal,
— So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen, —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl.

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Heideland;
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

Robert und der Invalide.

Robert.

Siehst unser Hüttlein du im Abend schimmern? —
Es lacht hinaus ins öde Heideland,
Als wohnt' in ihm das Glück, das uns entschwand,
Und nicht ein finstres Paar von Menschentrümmern.
Aus einer andern Zeit, der guten alten,
Als noch das Glück geruht in Hüttleins Schoß
Und reicher Segen das Gefild umfloß,
Hat es die heitre Miene sich erhalten.
Hier sah man einst in schönen Sommertagen
Die frommen Lämmer auf der Weide springen,
Hier hörte man die Hirtenflöte klingen,
Und im Getreide hell die Wachtel schlagen.
Hier zog der Pfad durch frische Wiesengründe,
Daß Abends er dem fröhlichen Gesellen
Den schnellsten Weg zu seinem Liebchen künde.
Nun wiegt kein Saatfeld seine goldnen Wellen,
Und alles schläft in tiefer Heideruh;
Der Pfad hat nichts der Liebe mehr zu künden,
Schloß trauernd seine grünen Lippen zu;
Und ringsumher Vergessen und Verschwinden.
Das Hüttlein nur mit seinem Lindenbaume
Ist nicht erwacht aus seinem holden Traume.
— Ihm gleicht die Erde jenseits unsrer Heide;
Ob längst das Glück aus ihren Armen floh,
Die Erde thut, wie einst, noch immer froh,
Und schmückt sich gerne mit dem Blütenkleide;
Getreu der alten, schon gedankenlosen
Gewohnheit, trägt sie jährlich ihre Rosen, —
Hab' meine Lust, im Hüttlein dort zu hausen,
Es ist so leicht gezimmert, leicht bedacht;
Da hören recht wir's, wenn die Winde brausen,
Wenn unser Schätzel kommt, die Wetternacht.
Bin gerne dort in heitern Abendstunden,
Wenn schon der letzte Sonnenstrahl geschwunden;
Wenn hell zu Sternen Sterne sich gesellen,
Und unsre Hunde auf zum Monde bellen,
Weil sich der stille, blasse schleicht heran,
Als wollt' er diebisch unsrer Hütte nahn
Und uns mit seinen leisen Silberhänden
Den leichten Schlaf durchs Fensterlein entwenden —
Freund! höre doch! wo wandert deine Seele,
Derweil ich hier von Hütt' und Mond erzähle?

Der Invalide.

Es bellen — sagtest du — zum Mondenschein
Die Hunde; — ja — den Hunden hätt' ich sollen.
Als einst der laute Ruf zur Schlacht erschollen,
Zum Futter werfen lieber vor mein Bein,
Als daß ich's im berauschten Sturmesflug
Zum blutgetränkten Opferherde trug.
Zum Opferherde trug ich's? — Herd der Küche
War jenes Leipzigfeld voll Flamm' und Rauch!
Zerrissne Glieder, Leichen, Donnerflüche,
Gebrochne Waisen-, Mutterherzen auch,
Das Schlachtgeflügel auch — vom bösen Wetter
Napoleon gejagt aus Frankreichs Auen: —
Das Alles ward vom Chor der Freiheitsretter
In ein Gericht zusammen dort gehauen,
Woran das Glück nun der Aristokraten
Sich schwelgend mästet, da zu ihrer Schmach
Im Lande ziehn verstümmelte Soldaten
Und betteln müssen um ein mildes Dach.
Man hat ein Glied vom Leibe mir gerissen,
Den schlechten Rest dem Hunger vorgeschmissen.
Das sind die Menschen ohne Dank nicht wert,
Daß ich für sie gezogen einst mein Schwert,
Daß ich, ein Bettelkrüppel, auf der Heide
Umhinke, deinen Bissen trag' im Magen,
Und decke meinen Leib mit deinem Kleide,
Bis diese dumpfe Trommel ausgeschlagen
Den Trauermarsch: das Herz da — stille steht,
Und den vergessnen Staub der Wind verweht! —

Robert.

Dich trösten wollen mag ein bittrer Spötter!
Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt;
Hier steht das Unglück höher als die Götter!
Der Himmel mag vor deinen Gram sich lagern,
All' seine Götterkräfte laß erglühn,
Daß er die Seele dir von ihren Nagern
Rein schaffe und sie wieder mache blühn:
Wird er den Seelenwurm hinausbeschwören,
Will er nicht Seel' und Wurm zugleich zerstören?! —

Daß einen treuen Freund an mir du hast,
Bis sie mir einst im Dorfe drüben läuten,
Wenn sie mich tragen zur ersehnten Rast,
Das ist wohl wahr, doch hier kann's nichts bedeuten. —
Die Sonn' ist unter; — wie die Nebel flattern,
Vom Herbstwind aufgejagt aus dunklem Moor! —
So war der Abend, als mir Laura schwor!
Hörst du die Wildgans in den Lüften schnattern?
Das kündet Frost, mein Freund, und trübe Zeit! —
Schon wieder gaukelt da die böse Sippe
Von Nachtgestalten der Vergangenheit.
Nun mag ich fliehn durch Gräser und Gestrüppe,
Sie folgt mir stets, sie spottet stets mir nach:
„Du Thor, mit deinem fabelhaften Sehnen!
„Hast du's noch nicht ersäuft mit deinen Thränen?"
Und alle meine Wunden werden wach.
Wie Buben einen Narren durch die Straßen
Nicht ungeneckt hingehn und träumen lassen,
So folgt es höhnend mir durch diese Heide,
Und läßt nicht rasten mich von meinem Leide.

An die Wolke.

Zieh nicht so schnell vorüber
An dieser stillen Heide,
Zieh nicht so scheu vorüber
An meinem tiefen Leide,
Du Wolke in der Höh',
Steh still bei meinem Weh'!

O nimm auf deine Schwingen
Und trag' zu ihr die Kunde,
Wie Schmerz und Groll noch ringen,
Und bluten aus der Wunde,
Die mir mit ihrem Trug
Die Ungetreue schlug.

Und kommst auf deinen Wegen
Du an vor ihrem Hause,
So stürze dich als Regen
Herunter mit Gebrause,
Daß sie bei dunkler Nacht
Aus ihrem Traum erwacht.

Schlag' an die Fensterscheibe,
Und schlag' an ihre Thüre,
Und sei dem falschen Weibe
Ein Mahner an die Schwüre,
Die sie mir weinend sprach,
Und die sie lächelnd brach.

Und will sie das nicht hören,
So magst von deinem Sitze
Du, Donner, dich empören,
Dann rüttelt, all ihr Blitze,
Wenn ihr vorüberzieht,
An ihrem Augenlid!

Die Heideschenke.

Ich zog durchs weite Ungarland;
Mein Herz fand seine Freude,
Als Dorf und Busch und Baum verschwand
Auf einer stillen Heide.

Die Heide war so still, so leer,
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterschwer,
Und leise Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was
In dunkler, meilenweiter;
Ich legte 's Ohr ans knappe Gras,
Mir war, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,
Begann der Grund zu zittern,
Stets bänger, wie ein zages Herz
Vor nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf,
Von Hirten angetrieben
Zu rastlos wildem Sturmeslauf
Mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe peitscht den Grund geschwind
Zurück mit starken Hufen,
Wirft aus dem Wege sich den Wind,
Hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezwungen ist in strenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd herrscht des Reiters Kraft,
Um seinen Bauch geschlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen;
Verschwanden — ob die Wolkennacht
Mit einmal sie verschlungen.

Doch meint' ich nun und immer noch
Zu hören und zu sehen
Der Hufe donnerndes Gepoch,
Der Mähnen schwarzes Wehen.

Die Wolken schienen Rosse mir,
Die eilend sich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchsprengten;

Der Sturm, ein wackrer Rosseknecht,
Sein muntres Liedel singend,
Daß sich die Herde tummle recht,
Des Blitzes Geißel schwingend.

Schon rannten sich die Rosse heiß,
Matt ward der Hufe Klopfen,
Und auf die Heide sank ihr Schweiß
In schweren Regentropfen.

Nun brach die Dämmerung herein,
Mir winkt von fernen Hügeln
Herüber weißer Wände Schein,
Die Schritte zu beflügeln.

Es schwieg der Sturm, das Wetter schwand;
Froh, daß es fortgezogen,
Sprang übers ganze Heideland
Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach;
Die Sonne wies im Sinken
Mir noch von Rohr das braune Dach,
Ließ hell die Fenster blinken.

Am Giebel tanzte wie berauscht
Des Weines grüner Zeiger,
Und als ich freudig hingelauscht,
Hört' ich Gesang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein und setzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte sich
Der Tanz im raschen Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung
Und hatten schlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung,
Die Burschе — waren Räuber.

Die Hände klatschten und im Takt
Hell klirrt des Spornes Eisen;
Das Lied frohlocket und es klagt
Schwermütig kühne Weisen.

Ein Räuber singt: „Wir sind so frei,
So selig, meine Brüder!"
Am Jubeln seines Munds vorbei
Schleicht eine Thräne nieder.

Der Hauptmann sitzt, auf seinen Arm
Das braune Antlitz senkend,
Er scheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an sein Schicksal denkend.

Das Feuer seiner Augen bricht
Hindurch die finstern Brauen,
Wie nachts im Wald der Flamme Licht
Durch Büsche ist zu schauen.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genossen,
Seh ich das leere Weingeschirr
Ihn kräftig niederstoßen.

Ein Mädel sitzt an seiner Seit',
Scheint ihn als Kind zu ehren,
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht sein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf seines Kinds Geschick
Mit heimlichem Beklagen. —

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freude süßes Rasen steigt
Laut auf zum höchsten Brande.

Und selbst des Hauptmanns Angesicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht' ich an das Hochgericht,
Und ging hinaus, beklommen.

Die Heide war so still, so leer,
Am Himmel nur war Leben;
Ich sah der Sterne strahlend Heer,
Des Mondes Völle schweben.

Der Hauptmann auch entschlich dem Haus;
Mit wachsamer Geberde
Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
Dann horcht' er in die Erde,

Ob er nicht höre schon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leise nicht der Grund verriet
Ansprengende Husaren.

Er hörte nichts, da blieb er stehn,
Um in die hellen Sterne,
Um in den hellen Mond zu sehn,
Als möcht' er sagen gerne:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!
„Ihr Sterne dort unzählig!
„In eurer stillen Sicherheit,
„Wie wandert ihr so selig!"

Er lauschte wieder — und er sprang
Und rief hinein zum Hause,
Und seiner Stimme Macht verschlang
Urplötzlich das Gebrause.

Und eh' das Herz mir dreimal schlug,
So saßen sie zu Pferde,
Und auf und davon im schnellsten Flug,
Daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Gesellen,
Und spielten alte Lieder mir
Rokoczy's, des Rebellen.

Ahasver, der ewige Jude.

Ein Wäldchen rauscht auf weiter grüner Heide;
Hier lebt die Erde still und arm und trübe;
Das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
Daran ihr Herz noch hangen mag in Liebe,
Wie eine Witwe, eine einsam arme,
Den Brautschmuck aufbewahrt, daß sie die Blicke,
Die thränenvollen, spät daran erquicke,
Wird sie zu bang erfaßt von ihrem Harme.
Rings um das Wäldchen alles öd' und einsam:
Nicht Baum und Strauch, nur Wiesengrund zu seh'n
Bis an die Grenze, wo die Wolken gehn,
Wo Heid' und Himmel zweifelnd wird gemeinsam.
Strohhütten stehn umher zerstreut im Haine;
Hier hat ein traulich stilles Los gefunden
Von Hirten eine friedliche Gemeine;
Doch ist kein Menschenleben ohne Wunden.
Die Linde säuselt, blütenreich und hoch,
Die Sonne geht im Westen still verloren,
Und auf den Blüten, die sie jüngst geboren,
Verweilen ihre warmen Blicke noch;
Auch strahlen sie zum letzten Mal auf einen,
Um dessen Leiche dort die Hirten weinen.
Sie stellten seine Bahre an die Linde,
Als sollt' ihn einmal noch der Lenz begrüßen,
Der schon als Jüngling hat hinsterben müssen.
Die bleiche Mutter kniet an ihrem Kinde;
Mit Rosenkränzen schmücken ihn Jungfrauen,
Und Aller Blicke haften schmerzumflossen
Auf ihrem lieben, freundlichen Genossen,
Sein Bild sich recht ins treue Herz zu schauen.

Der Vater hält des Toten Flöt' und Stab,
Benetzend sie mit mancher heißen Zähre;
Dem Jüngling sollen folgen in sein Grab
Die schlichten Zeichen seiner Hirtenehre.
Im Ohr des Alten summen noch die Lieder,
Die dieser Flöte einst so froh entquollen,
Und die auf immer nun ihm schweigen sollen;
Das beugt ihm tiefer noch die Seele nieder. —

Wer aber kommt die Heide hergezogen,
Gejagt, so scheint's, von drängender Gewalt,
Das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
Das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt?
Es ragt ins Leben ernst und schroff herein
Wie altes, längst verwittertes Gestein;
Vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
Wie düsterm Fels entstürzt der Silberquell.
Aus dunkler Höhle glüht des Auges Stern,
Als säh's auf dieser Erde nichts mehr gern.
Das Auge scheint mit seiner Glut zu sagen:
„Müßt' ich nicht leuchten dem unstäten Fuß,
„Ich hätte längst mit eklem Überdruß
„Vor dieser Welt die Thüre zugeschlagen!"
Der Wandrer ist der Jude Ahasver,
Der, fluchgetrieben, rastlos irrt umher.
Zur Bahre tritt er feierlich und leise,
Und spricht im bang erschrock'nen Hirtenkreise:
„So! betet still, daß ihr ihn nicht erweckt!
Hemmt eurer Thränen undankbare Flut!
Sein Schlaf ist gut, o dieser Schlaf ist gut!
Wenn er auch Thoren eures Gleichen schreckt.
O süßer Schlaf! o süßer Todesschlaf!
Könnt' ich mich rastend in die Grube schmiegen!
Könnt' ich, wie der, in deinen Armen liegen,
Den schon so früh dein milder Segen traf!
Den Staub nicht schütteln mehr vom müden Fuße!
Wie tief behaglich ist die Todesmuße!
Das Auge festverschlossen, ohne Thränen:
Die Brust so still, so flach und ohne Sehnen;
Die Lippen bleich, versunken, ohne Klage,
Verschwunden von der Stirn die bange Frage.
Wohl ihm! er starb in seinen Jugendtagen;
Er hat gar leicht, vom Schicksal liebgewonnen,
Die große Schuld des Schmerzes abgetragen,
Das Leben ihm umsonst Verrat gesponnen.

Sein Herz ist still; das meine! ohne Rast,
Pocht Tag und Nacht in ungeduld'ger Hast,
Auf das es einmal endlich fertig werde,
Und seinen Sabbath find' in kühler Erde.
Es schläft der Mensch in seiner Mutter Hüften,
Dann eine Weile noch, mit Augen offen,
Irrt er, Schlafwandler, in den Morgenlüften
Und träumt ein buntes, himmlisch frohes Hoffen,
Bis plötzlich ihm ans Herz das Leben greift,
Den schönen Traum von trunk'ner Stirne streift,
Und ihn mit kalter Hand ins Wachen schüttelt,
Wie meine Hand hier Blüten niederrüttelt.
Den hat die kalte Faust noch nicht erfaßt,
Er ist, unaufgeschreckt vom Traum, erblaßt;
Ich seh's an seinen ruhig schönen Zügen,
Die, selig lächelnd, fast den Tod verhehlen,
Und immer noch das Märchen still erzählen,
Die Erde noch zum Paradiese lügen!"
Er rüttelt wieder Blüten von den Zweigen,
Die niederflattern ihren Todesreigen:
„Noch immer, Erde, den uralten Tand
Von Blütentreiben und zerstören, immer?
Verdrießt, Natur, das öde Spiel dich nimmer?
Ergreift nicht Schläfrigkeit die müde Hand?
Du gleichest mit dem wüsten Zeitvertreib
Im Dorfe drüben dem Zigeunerweib,
Die Karten schlägt, mit ihren bunten Bildern
Vergangnes wie Zukünftiges zu schildern,
Und, blöd begafft, belauscht, neugierigen Leuten,
Was sie gedacht, was sie geträumt, zu deuten.
Die Blätter werden aufgemengt und frisch
Gelegt in neuer Ordnung auf den Tisch,
Den Glauben äffend mit prophet'schen Spuren;
Doch immer sind's die nämlichen Figuren!
Ich schaute zu seit achtzehnhundert Jahren,
Die machtlos über mich dahingefahren. —
Laß dich umarmen, Tod, in dieser Leiche!
Mein Auge laben an der Wangen Bleiche!
Balsamisch rieselt ihre frische Kühle
Durch mein Gebein, durch meines Hirnes Schwüle." —
Derweil die Hirten jetzt den Sarg verschließen,
Starrt Ahasver auf's Crucifix der Decke,
Als ob er plötzlich, tiefgemahnt, erschrecke,
Aus seinem finstern Auge Thränen fließen:
„Hier ist sein Bildnis an den Sarg geheftet,

Der einst gekommen, schmachtend und entkräftet,
Der einst vor meiner Thür zusammenbrach,
Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,
Der mich um kurze Rast so bang beschwor;
Ich aber stieß ihn fort, verfluchter Thor!
Nun bin auch ich vom Fluche fortgestoßen,
Und alle Gräber sind vor mir verschlossen.
Ich stand, ein Bettler, weinend vor der Thüre
Der Elemente, flehte um den Tod;
Doch, ob ich auch den Hals mit Stricken schnüre,
Mein fester Leib erträgt des Odems Not.
Das Feuer und die Flut, die todesreichen,
Versagten das ersehnte Todesglück;
Ich sah die scheue Flamme rückwärts weichen,
Mit Ekel spie die Welle mich zurück.
War ich geklettert auf die Felsenmauer,
Wo nichts gedeiht, als süßer Todesschauer,
Und rief ich weinend, wütend abgrundwärts:
„O Mutter Erde, dein verlorner Sohn!
„Reiß' mich zerschmetternd an dein steinern Herz!"
Der Zug der Erdentiefe sprach mir Hohn,
Sanft senkten mich die fluchgestärkten Lüfte
Und lebend, rasend, irrt' ich durch die Klüfte.
„Tod!" rief ich, „Tod!" mich in die Erde krallend,
„Tod!" höhnte Klipp' an Klippe wiederhallend.
Zu Bette stieg ich lüstern mit der Pest;
Ich habe sie umsonst ans Herz gepreßt.
Der Tod, der in des Tigers Rachen glüht,
Der zierlich in der gift'gen Pflanze blüht,
Der schlängelnd auf dem Waldespfade kriecht,
Den Wandrer lauernd in die Ferse sticht,
Mich nahm er nicht!"
Da wandte sich der Jude von den Hirten,
Und weiter zog der Wandrer ohne Ruh,
Dem letzten Strahl der Abendsonne zu;
Ob seinem Haupt die Heidevögel schwirrten.
Und wie er fortschritt auf den öden Matten,
Zog weithingreifend sich sein Schattenstrich
Bis zu den Hirten; die bekreuzten sich,
Die Weiber schauderten an seinem Schatten.

Polenlieder.

In der Schenke.

Am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution.

Unsre Gläser klingen hell,
Freudig singen unsre Lieder;
Draußen schlägt der Nachtgesell
Sturm sein brausendes Gefieder,
Draußen hat die rauhe Zeit
Unsrer Schenke Thür verschneit.

Haut die Gläser an den Tisch!
Brüder, mit den rauhen Sohlen
Tanzt nun auch der Winter frisch
Auf den Gräbern edler Polen,
Wo verscharrt in Eis und Frost
Liegt der Freiheit letzter Trost.

Um die Heldenleichen dort
Rauft der Schnee sich mit den Raben,
Will vom Tageslichte fort
Tief die Schmach der Welt begraben;
Wohl die Leichen hüllt der Schnee,
Nicht das ungeheure Weh.

Wenn die Lerche wieder singt
Im verwaisten Trauerthale,
Wenn der Rose Knospe springt,
Aufgeküßt vom Sonnenstrahle;
Reißt der Lenz das Leichentuch
Auch vom eingescharrten Fluch.

Rasch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen;
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem schwarzen Rauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach.

Der Maskenball.

Wirres Durcheinanderwallen
In den lichten Säulenhallen,
Der Trommeten hell Gedröhne
Und der Geigen tolle Lieder
Stürzen vom Gerüste nieder,
Als ein Wildbach froher Töne;
Von dem Strome leicht bezwungen
Wird der Gäste bunte Menge,
Wird vom seligen Gedränge
Rascher Tänze schnell verschlungen.
Blumen und Orangenbäume
Blühen, duften rings im Saale,
Mahnen, holde Frühlingsträume,
Mich an ferne Blütenthale,
Wecken mit dem stillen Gruß
Mir ein banges Hinverlangen,
Hauchen ihren leisen Kuß
Schönen Mädchen an die Wangen.
Doch den Frohen, Ruhelosen
Weht nicht Sehnsucht in dem Hauche,
Sind ja selber junge Rosen,
Die entflogen ihrem Strauche,
Flatternd in geliebten Tänzen,
Dem Gewinde bald entbunden,
Bald zu anmutvollen Kränzen
Von der Freude frisch gewunden;
Können sinnend nicht verweilen,
Müssen im Vergnügen eilen,
Denn des Welkens Klage naht.
Nie zu sühnender Verrat
An der Blüte Augenblicken
Wäre jede trübe Säumnis. —

Seht, da schwebt mit trautem Nicken,
Ein süß neckendes Geheimnis,
Eine holde Maske her.
Ach, wer bist du? sage, wer? —
Lind und weich von heller Seide
Ist dein schlanker Leib umfangen,
Und vom amaranthnen Kleide
Leicht und lustig überhangen,
Und du strahlst im Glanz des Goldes,
Polenmädchen! wunderholdes!

Schalkhaft kühn dein Käppchen sitzt,
Trotzend auf so schöne Stelle;
Wie der Demantstern dir blitzt
Aus der Nacht der Lockenwelle!
Wie die Perlen dich umschmiegen,
Die dir froh am Halse liegen!
Deine Reize still zu ehren,
Haben sie sich dort vereinet;
Hat ein Gott dir Freudenzähren
An den schönen Hals geweinet? —
Doch betracht' ich dich genauer,
Weiß ich nicht, wie mir geschieht,
Rührst du mir das Herz zur Trauer,
Und die heitre Deutung flieht.
Mädchen, willst du in Symbolen:
Weißem Nacken, Perlenschnüren,
Uns das Trauerlos der Polen
Mahnend vor die Seele führen?
Zeigen uns im schönen Bilde
Thränenvolle Schneegefilde?
Ja, du kamst in dieses Haus,
Leise strafend uns zu tragen
In den schmerzvergess'nen Braus
Polens Glück aus alten Tagen,
Daß wir seinen Fall bedenken
Und in Wehmut uns versenken. —
Abgewendet nun mit Schweigen
Schwindest du im dichten Reigen,
Wie Polonia's Herrlichkeit
Schwand im wilden Tanz der Zeit! —

Masken kommen, immer neue,
Hier ein Ritter mit der Dame,
Spricht von seinem Liebesgrame,
Und gelobt ihr seine Treue.

Dort im härenen Gewande,
Mit Sandal' und Muschelhut,
Wie entrückt in ferne Lande,
Über Berg und Meeresflut —
Steht ein Pilger: seine Träume
Säuseln ihm wie Palmenbäume,
Zaubern ihn zum heil'gen Grabe,
Seines Glaubens liebster Habe. —

Seid willkommen mir, Matrosen!
Nehmt mich auf in eurem Schiffe!
Frisch hinaus ins Meerestosen,
Durch die flutbeschäumten Riffe!
Ha! schon seh' ich Möven ziehn,
Wetterwolken seh' ich jagen,
Und die Stürme hör' ich schlagen;
Süße Heimat, fahre hin!
Nach der Freiheit Paradiesen
Nehmen wir den raschen Zug,
Wo in heil'gen Waldverliesen
Kein Tyrann sich Throne schlug.
Weihend mich mit stillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,
Wandern will ich durch die Hallen,
Wo die Schauer Gottes wallen;
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brausend um die keusche Nacht
Ihre Riesenarme schlingen.
Dort will ich für meinen Kummer
Finden den ersehnten Schlummer;
Will vom Schicksal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,
Warum Polen mußte sterben.
Und der Antwort will ich lauschen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubtiers wildem Schreien
Und im Niagararauschen.

Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüstensand
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn herunterspräht
Die heißen Mittagsbrände,

Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende;
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten;
Der sänke gern zu kühler Ruh
In seinen eignen Schatten,
Der tränke gern vor dürrer Glut
Schier seine eigne Thränenflut.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tiefers Kränken.
Er schreitet fort, von Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal sein Mund Kosziusko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle:
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
O schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft. Der fremde Baum
Einflüstert ihn gelinde
In einen schönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
Umrauschen ihn wie Siegsgesang.

Dort kommt im Osten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenschar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildnis nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die heißgejagt im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Ross' im Quelle trinken,
Und plötzlich schauen sie erstaunt
Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange:
Sie sehn der Narben Heiligtum.
Auf blasser Stirn und Wange;
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunknen Helden naht,
Mit Schritten gastlich leise,
Ein alter, finsterer Nomad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor ins Gras.

Nimmt wieder seine Stelle dann. —
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild,
Und singen ihm zu Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenka's Feld; —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht!
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sind's fremde, fremde Töne;

Was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wirft er sich zur Erd' — und weint.

Oden.

Abendbilder.

1.

Friedlicher Abend senkt sich aufs Gefilde;
Sanft entschlummert Natur, um ihre Züge
Schwebt der Dämmrung zarte Verhüllung, und sie
Lächelt, die holde;

Lächelt, ein schlummernd Kind in Vaters Armen,
Der voll Liebe zu ihr sich neigt; sein göttlich
Auge weilt auf ihr, und es weht sein Odem
Über ihr Antlitz.

2.

Stille wird's im Walde; die lieben kleinen
Sänger prüfen schaukelnd den Ast, der durch die
Nacht dem neuen Fluge sie trägt, den neuen
Liedern entgegen.

Bald versinkt die Sonne; des Waldes Riesen
Heben höher sich in die Lüfte, um noch
Mit des Abends flüchtigen Rosen sich ihr
Haupt zu bekränzen.

Schon verstummt die Matte; den satten Rindern
Selten nur enthallt das Geglock am Halse,
Und es pflückt der wählende Zahn nur lässig
Dunklere Gräser.

Und dort blickt der schuldlose Hirt der Sonne
Sinnend nach; dem Sinnenden jetzt entfallen
Flöt' und Stab, es falten die Hände sich zum
Stillen Gebete.

Zuruf an meinen Geist.

Auf schwingt der Aar sich über dem Schlachtgefild,
Senkt bald herab sein Aug' auf die Leichen, bald
Zerreißend kühn den Wolkenvorhang,
Blickt er hinauf in die goldne Sonne.

So schwing' empor dich, Geist, und verweile jetzt
Beim Tode, jetzt durchdringe die Wolke, die
Den Sonnenstrahl der Auferstehung
Fallen nicht läßt in die offnen Gräber!

Sehnsucht nach Vergessen.

Lethe! brich die Fesseln des Ufers, gieße
Aus der Schattenwelt mir herüber deine
Welle, daß den Wunden der bangen Seel' ich
Trinke Genesung.

Frühling kommt mit Duft und Gesang und Liebe,
Will wie sonst mir sinken ans Herz; doch schlägt ihm
Nicht das Herz entgegen wie sonst. — O Lethe!
Sende die Welle!

Am Bette eines Kindes.

Wiege sie sanft, o Schlaf, die holde Kleine.
Durch die zarte Verhüllung deines Schleiers
Lächelt sie: so lächelt die Rose still durch
Abendgedüfte.

Wiege sie sanft, und lege deinem Bruder
Sie, dem ernsteren, leise in die Arme,
Ihm, durch dessen dichteren Schleier uns kein
Lächeln mehr schimmert!

Denn mit gezücktem Dolche harrt der Kummer
An der seligen Kindheit Pforte meines
Lieblings, wo der Friede sie scheidend küßt und
Schwindet auf immer.

An der Bahre der Geliebten.

Blaß und auf immer stumm, auf immer! liegst du
Hingestreckt, o Geliebte, auf der Bahre!
Deine Reize lockten den Tod, er kam, er
Hält dich umarmet!

Einst in der Kühlung leiser Abendwinde
Saßen wir am Gemurmel eines Baches,
Und ich sprach aus zitternder Seele dir: „Ich
Liebe dich ewig!“

Aber du neigtest sinnend nach den Wellen,
Nach den flüchtigen, tief dein schönes Antlitz,
Wie ergriffen von dem Geflüster dunkler
Stimmen der Zukunft.

Schmerzlich berührt von deinem Schweigen, frug ich,
Ob vernommen das Wort du meiner Seele,
Und du nicktest hold; doch es dünkte mir dein
Nicken zu wenig. —

Glühende Thränen stürzen mir vom Auge
Und sie pochen an deine kalte Stirne,
Ach, von der geflohen dahin das stille
Sinnen der Liebe.

Meine gebrochne Stimme ruft dir bange
Nach: „Ich liebe dich ewig!“ O wie selig
Wär' ich nun, antwortete meinem Schmerz dein
Leisestes Nicken!

Am Grabe Hölty's.

Hölty! dein Freund, der Frühling, ist gekommen!
Klagend irrt er im Haine, dich zu finden;
Doch umsonst! sein klagender Ruf verhallt in
Einsamen Schatten!

Nimmer entgegen tönen ihm die Lieder
Deiner zärtlichen schönen Seele, nimmer
Freust des ersten Veilchens du dich; des ersten
Taubengegirres!

Ach, an den Hügel sinkt er deines Grabes
Und umarmet ihn sehnsuchtsvoll: „Mein Sänger
Tot!“ So klagt sein flüsternder Hauch dahin durch
Säuselnde Blumen.

Primula veris.

1.

Liebliche Blume,
Bist du so früh schon
Wiedergekommen?
Sei mir gegrüßet,
Primula veris!

Leiser denn alle
Blumen der Wiese
Hast du geschlummert;
Liebliche Blume,
Primula veris!

Dir nur vernehmbar
Lockte das erste
Sanfte Geflüster
Weckenden Frühlings,
Primula veris!

Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten,
Schöner denn alle
Blumen der Liebe,
Primula veris!

2.

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Öffnest die Brust ihm.

Frühling ist kommen.
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

Blume, du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Öffnest die Brust ihm;
Aber es dringen
Lauernde Fröste
Tödlich ins Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

Reiseblätter

I.

Wanderung im Gebirge.

Erinnerung.

Du warst mir ein gar trauter, lieber
Geselle, komm, du schöner Tag,
Zieh noch einmal an mir vorüber,
Daß ich mich deiner freuen mag!

Aufbruch.

Des Himmels frohes Antlitz brannte
Schon von des Tages erstem Kuß,
Und durch das Morgensternlein sandte
Die Nacht mir ihren Scheidegruß:

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
Sprach meinem Wirte: „Gott vergelt'
Die Ruhestatt, die milde Labe!"
Zog lustig weiter in die Welt.

Die Lerche.

Froh summte nach der süßen Beute
Die Biene hin am Wiesensteg;
Die Lerche aus den Lüften streute
Mir ihre Lieder auf den Weg.

Der Eichwald.

Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört' ich leis' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern,
Wie das Gebet von einem Kind;

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht' der Wald geheimnisvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wissen soll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will:
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde still.

Der Hirte.

Schon zog vom Wald ich ferne wieder
Auf einer steilen Alpenwand;
Doch blickt' ich oft zu ihm hinnieder,
Bis mir sein letzter Wipfel schwand.

Da irrten Küh' am Wiesenhange;
Der Hirte unterm Kieferdach
Hing still bei ihrem Glockenklange
Dem Bilde seines Liebchens nach.

Einsamkeit.

Schon seh' ich Hirt' und Herde nimmer,
Ein Lüftchen nur ist mein Geleit;
Der steile Pfad wird steiler immer,
Es wächst die wilde Einsamkeit.

Dort stürzt aus dunkler Felsenpforte
Der Quell mit einem bangen Schrei,
Enteilt dem grauenvollen Orte,
Hinab zum freundlich grünen Mai.

Verschwunden ist das letzte Leben,
Hier grünt kein Blatt, kein Vogel ruft,
Und selbst der Pfad scheint hier zu beben,
So zwischen Wand und Todeskluft.

Komm, Gottesläugner, Gott zu fühlen;
Dein Frevel wird auf diesem Rand
Den Todesabgrund tiefer wühlen,
Dir steiler türmen diese Wand! —

Die Ferne.

Des Berges Gipfel war erschwungen,
Der trotzig in die Tiefe schaut;
Natur, von deinem Reiz durchdrungen,
Wie schlug mein Herz so frei, so laut!

Behaglich streckte dort das Land sich
In Ebnen aus, weit, endlos weit,
Mit Türmen, Wald und Flur, und wand sich
Der Ströme Zier um's bunte Kleid;

Hier stieg es plötzlich und entschlossen
Empor, stets kühner himmelan,
Mit Eis und Schnee das Haupt umgossen,
Vertrat den Wolken ihre Bahn.

Bald hing mein Auge freudetrunken
Hier an den Felsen, schroff und wild;
Bald war die Seele still versunken
Dort in der Ferne Rätselbild.

Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir,
Und rasch verfolgt' ich meine Reise
Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr:

Wie manchen Zauber mag es geben
Den die Natur auch dort ersann;
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!

Das Gewitter.

Noch immer lag ein tiefes Schweigen
Rings auf den Höh'n, doch plötzlich fuhr
Der Wind nun auf zum wilden Reigen,
Die sausende Gewitterspur.

Am Himmel eilt mit dumpfem Klange
Herauf der finstre Wolkenzug:
So nimmt der Zorn im heißen Drange
Den nächtlichen Gedankenflug.

Der Himmel donnert seinen Hader;
Auf seiner dunklen Stirne glüht
Der Blitz hervor, die Zornesader,
Die Schrecken auf die Erde sprüht.

Der Regen stürzt in lauten Güssen;
Mit Bäumen, die der Sturm zerbrach,
Erbraust der Strom zum meinen Füßen; —
Doch schweigt der Donner allgemach.

Der Sturm läßt seine Flügel sinken,
Der Regen säuselt milde Ruh;
Da sah ich froh ein Hüttlein winken
Und eilte seiner Pforte zu.

Der Schlaf.

Ein Greis trat lächelnd mir entgegen,
Bot mir die Hand gedankenvoll,
Und hob sie dann empor zum Segen,
Der sanft vom Himmel niederquoll,

Und ich empfand es tief im Herzen,
Daß Zorn der Donner Gottes nicht;
Daß aus der Weste leichten Scherzen
Wie aus Gewittern Liebe spricht.

Und einen Labebecher trank ich,
Und schlich, wohin die Ruh mich rief,
Hinaus zur Scheune; müde sank ich
Hier in des Heues Duft — und schlief.

Was mich erfreut auf meinen Wegen,
Das träumt' ich nun im Schlafe nach;
Und träumend hört' ich, wie der Regen
Sanft niederträufelt' auf das Dach.

Süß träumt es sich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leise klopft;
So mag sich's ruhn im Totenschreine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

Der Abend.

Die Wolken waren fortgezogen,
Die Sonne strahlt' im Untergang,
Und am Gebirg der Regenbogen,
Als ich von meinem Lager sprang.

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
Sprach meinem Wirt ein herzlich Wort
Für Ruhestatt und milde Labe,
Und zog in stiller Dämmrung fort.

Die Heidelberger Ruine.

Freundlich grünen diese Hügel,
Heimlich rauscht es durch den Hain,
Spielen Laub und Mondenschein,
Weht des Todes leiser Flügel.

Wo nun Gras und Staude beben,
Hat in froher Kraft geblüht,
Ist zu Asche bald verglüht
Manches reiche Menschenleben.

Mag der Hügel noch so grünen;
Was dort die Ruine spricht
Mit verstörtem Angesicht,
Kann er nimmer doch versühnen.

Mit gleichgültiger Geberde
Spielt die Blum' in Farb' und Duft,
Wo an einer Menschengruft
Ihren Jubel treibt die Erde.

Kann mein Herz vor Groll nicht hüten:
Ob sie holde Düfte wehn
Und mit stillem Zauber sehn:
Kalt und roh sind diese Blüten.

Über ihrer Schwestern Leichen,
Die der rauhe Nord erschlug,
Nehmen sie den Freudenzug;
Giebt der Lenz sein Siegeszeichen.

Der Natur bewegte Kräfte
Eilen fort im Kampfgewühl;
Fremd ist weiches Mitgefühl
Ihrem rüstigen Geschäfte. —

Unten braust der Fluß im Thale,
Und der Häuser bunte Reih'n,
Buntes Leben schließend ein,
Schimmern hell im Mondenstrahle.

Auf den Frohen, der genießet
Und die Freude hält im Arm;
Auf den Trüben, der in Harm
Welkt und Thränen viel vergießet;

Auf der Thaten kühnen Fechter —
Winkt hinab voll Bitterkeit
Die Ruine dort, der Zeit
Steinern stilles Hohngelächter.

Doch hier klagt noch eine Seele.
Sei gegrüßt in deinem Strauch!
Sende mir den bangen Hauch,
Wunderbare Philomele!

Wohl verstehst du die Ruine,
Und du klagst es tief und laut,
Daß durch all die Blüten schaut
Eine kalte Todesmiene;

Folgst dem Lenz auf seinen Zügen;
Und zu warnen unser Herz
Vor der Täuschung bittrem Schmerz,
Straft ihn deine Stimme Lügen.

Doch — nun schweigst du, wie zu lauschen,
Ob in dieser Maiennacht
Heimlich nicht noch andres wacht,
Als der Lüfte sanftes Rauschen.

Die der Tod hinweggenommen,
Die hier einst so glücklich war,
Der geschiednen Seelen Schar,
Nachtigall, du hörst sie kommen;

Von den öden Schattenheiden
Rief des Frühlings mächtig Wort
Sie zurück zum schönen Ort
Ihrer frühverlassnen Freuden.

An den vollen Blütenzweigen
Zieht dahin der Geisterschwall,
Wo du lauschest, Nachtigall,
Halten sie den stillen Reigen;

Und sie streifen und sie drängen
— Dir nur träumerisch bewußt —
Deine weiche, warme Brust,
Rühren sie zu süßen Klängen.

Selber können sie nicht künden,
Seit der Leib im Leichentuch,
Ihren nächtlichen Besuch
Diesen treugeliebten Gründen.

Nun sie wieder müssen eilen
In das öde Schattenreich,
Rufest du so dringend weich
Ihnen nach, sie möchten weilen. —

Blüten seh' ich niederschauern;
Die mein Klagen roh und kalt
Gegen die Gestorbnen schalt,
Jetzo muß ich sie bedauern;

Denn mich dünkt, ihr frohes Drängen,
Ist der Sehnsucht Weiterziehn,
Mit den Blüten, die dahin,
Um so bälder sich zu mengen.

Hat die leichten Blütenflocken
Hingeweht der Abendwind?
Ist des Frühlings zartes Kind
An dem Geisterzug erschrocken?

Die schöne Sennin.

1.

Du Alpenkind, wie mild und klar
Strahlt mir dein blaues Augenpaar!
Wohl ist in diesen Himmelsnähen
Ein stilles Wunder einst geschehen.
In deiner Lämmer frohem Kreise
Hinknietest du, zu beten leise,
In heller Frühlingsmorgenstunde;
Mit Kindesblicken, innig frommen,
War all dein Herz zu Gott geklommen:
Da sandte, freundlich dir begegnend,
Und deine fromme Seele segnend,
Ins holde Auge dir zurück
Der Himmel einen warmen Blick,
Der sich vertieft in seinen Schimmer,
Geblieben ist, und scheidet nimmer.
O Sennin, sterblich! scheidet nimmer? —

2.

Als du warst, ein holdes Kind,
Wonniglich geschlafen ein,
Trug die Mutter leis' und lind
Dich in jenen Blütenhain.

Dort auf ihrem Schlummerbaum
Sangen Vöglein Abendsang,
Der in deinen Kindestraum
Sanft und lieblich schläfernd klang.

Und der Frühling nahte sich,
Grüßte dich mit lindem Hauch!
Freundlich segnend küßt' er dich,
Neigend seinen Rosenstrauch.

Seinen goldnen Abendschein
Goß er dir aufs weiche Haar,
Auf die Lilienwangen dein
Legt' er leis' ein Rosenpaar.

Und der Mutter Augenlicht
Froh an deinem Schlummer hing,
Sah, wie dir am Angesicht
Still das Rosenpaar zerging.

Und des Frühlings Abendglanz
Wuchs am Haupt dir lang und voll,
Der im goldnen Lockentanz
Auf den Busen niederquoll.

Sennin, o wie reizend blüht
Deine Wange rosenrot,
Drauf noch immer freudig glüht
Jener süße Rosentod!

Auf ein Faß zu Oehringen.

Ich stand, der höchste, grünste Baum,
Vor Zeiten froh im Waldesraum.
Mir galt der Sonne erster Kuß,
Ich brachte, war sie schon geschieden,
Dem Wanderer zum Abendfrieden
Von ihr noch einen Purpurgruß.
Da sah mich einst der Küfer ragen,
Der kam und hat mich schnell erschlagen.
Ade! Ade! du grüner Hain!
Du Sonnenstrahl und Mondenschein!
Du Vogelsang und Wetterklang,
Der freudig mir zur Wurzel drang!
Die Waldeslust ist nun herum,
Ich wandre nach Elysium.
Ihr Bruderbäume, folgt mir nach
In dieses himmlische Gemach;
O nehmt das Los der Auserkornen
Von all den tausend Waldgebornen,
Das schöne Los, das große Los:
Tief in des Grundes kühlem Schoß
Ein Faß zu sein, ein Faß zu sein,
Nicht so ein still verlassner Schrein;
Ein Faß, dem lieben Wein ergeben,
Der Erde heil'ges Herzblut hüllend,
Ein Trunk das ganze lange Leben,
Den Zecher durch und durch erfüllend!
Komm, komm, bewegter Erdengast,
Und halte hier vergnügte Rast.
Mach' dir das Herz im Weine flott,
Schenk ein! trink aus! merkst du den Gott?

Braust dir der Geist durchs Innre hin,
Von dem ich selber trunken bin?
Er ist so feurig, süß und stark:
O schlürf ihn ein ins tiefste Mark! —
Nun Wandrer, wandre selig heiter,
Von Faß zu Faß forttrinkend, weiter!
Schon tauchen dir im Rosenlichte
Herauf gar liebliche Gesichte:
Manch teures längst verlornes Gut,
Die Träum' aus deinen Jugendjahren,
Sie kommen dir auf Weinesflut
Jetzt frisch und froh herangefahren.
Schenk ein! — du fühlst die alten Triebe
Zu kühner That hinaus! hinaus!
Du giebst den Kuß der ersten Liebe;
Schenk ein! du stehst im Vaterhaus.
Wohl dir! wohl dir! schon bist du trunken,
Und Gram und Sorgen all versunken;
Wir schützen dich, hier packt dich nicht
Ihr freches, quälendes Gezücht,
Wir stehen Faß an Faß zusammen,
Wir lassen unsre Waffen flammen;
Und heimlich hinter unsern Bäuchen
Muß dir die Zeit vorüberschleichen.
Schenk ein, schenk ein, nur immer zu!
Und hat der Gott dich ganz durchflossen,
Laß tragen dich von flinken Rossen
Nach dem Hesperien Friedrichsruh.
Dort schwanke unter grünen Bäumen
Mit deiner Last von Himmelsträumen,
Und lausche dort den Harmonieen,
Die durch den Zaubergarten fliehen.
Ein voller stürmischer Accord
Nimmt dich an seinen Geisterbord,
Irrt weit mit dir von hinnen, weit,
Hinaus ins Meer der Trunkenheit!

Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf den Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Über Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad!
Mag's Euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wanderjänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der tote Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Die Rose der Erinnerung.

Als treulos ich das teure Land verließ,
Wo mir, wie nirgend sonst, die Freude blühte,
Mich selbst verstoßend aus dem Paradies
Voll Freundesliebe, holder Frauengüte;

Und als ich stand zum ernsten Scheidegruß,
An meiner Freuden maiengrünem Saume,
Als mir im Auge quoll der Thränenguß,
Wie warmer Regen nach dem Frühlingstraume:

Da bog sich mir zum Lebewohl herab
Der reichsten einer von den Blütenzweigen,
Der freundlich mir noch eine Rose gab;
Mein Herz verstand sein liebevolles Schweigen.

„Nicht in den Staub, o Freund, hier weine hin,
Hier auf die weichen Blätter dieser Rose!"
Das war der stummen Gabe milder Sinn;
Und schmerzlich rasch folgt' ich dem Wanderlose.

In fremde Welten fuhr mich der Pilot,
Vom teuren Lande trennen mich nun Meere;
Und wie mir einst das Lebewohl gebot,
Netz' ich die Blume mit getreuer Zähre.

Der Rose inniglicher Duft entschwand,
Es ging die frische Farbenglut verbleichen;
Sie ruht so blaß und starr in meiner Hand,
Des Unverwelklichen ein Zeichen.

Des Unverwelklichen? — sie rauscht so bang,
Will meine Hand die Rose wieder wecken;
Als wär' es ein prophetisch trüber Klang,
Hör' ich den Laut mit heimlichem Erschrecken.

O Rose, der Erinnerung geweiht!
Mir dünket deiner welken Blätter Rauschen
Ein leises Schreiten der Vergänglichkeit,
Hörbar geworden plötzlich meinem Lauschen!

Der Indianerzug.

1.

Wehklage hallt am Susquehanna-Ufer,
Der Wandrer fühlt sie tief sein Herz durchschneiden;
Wer sind die lauten, wildbewegten Rufer?
Indianer sind's, die von der Heimat scheiden.

Doch plötzlich ihre lauten Klagen stocken.
Der Häuptling naht mit heftig raschem Tritte,
Ein Greis von finstern Augen, bleichen Locken,
Und also tönt sein Wort in ihrer Mitte:

„Stets weiter drängen uns, als ihre Herde,
Stets weiter, weiter, die verfluchten Weißen,
Die kommen sind, uns von der Muttererde
Und von den alten Göttern fortzureißen.

Mir ist es klar, ich seh's im Licht der Flamme,
Die mir das Herz verbrennt mit wildem Nagen:
Sie brachten uns das Heil am Kreuzesstamme,
Den Mut zur Rache an das Kreuz zu schlagen.

Den Wald, wo wir den Kindesschlaf genossen,
Verlassen wir, der uns sein Wild geboten;
Wo liebend wir ein teures Weib umschlossen;
Den Wald, wo wir begraben unsre Toten.

Naht ihr den Gräbern euch von euren Ahnen,
Sei still von euch die Hügelschar beschlichen,
Die Toten nicht zu wecken und zu mahnen,
Daß wir von ihrem Glauben sind gewichen.

Der Hohn wird kommen, früher oder später,
Der gier'ge Pflug wird in die Gräber dringen;
Dann muß die heil'ge Asche unsrer Väter
Des tiefverhaßten Feindes Saaten düngen!" —

Nun feiern sie der Toten Angedenken;
Die Sonn' im Westen wandelt ihre Neige,
Die Gräber noch bestrahlend, und sie senken
Viel Thränen drauf und grüne Tannenzweige.

Da bricht die Wehmut plötzlich ihre Hemmung,
Sie strömet laut und lauter in die Lüfte,
Schon braust des Schmerzes volle Überschwemmung
In wilden Klagen um die stillen Grüfte.

Nun wenden sich zur Wandrung die Vertriebnen,
Oft grüßend noch zurück mit finsterm Sehnen
Die teuren Hügel der Zurückgebliebnen,
Bestreuend ihre Bahn mit Flüchen, Thränen.

Wie sie vorüberwandern an den Bäumen,
Umarmend viele an die Stämme fallen,
Zum Scheidegruß den trauten Waldesräumen
Läßt jeder einmal noch die Flinte knallen. —

Der Flintenruf, der Ruf gerührter Kehlen
Ist an den Hügeln allgemach verrauschet,
Wo nur dem Klagehauch der Totenseelen
Die Dämmerung, die stille, tiefe, lauschet.

2.

Viel Meilen schon sind sie dahingezogen;
Der Susquehanna treibt an ihrer Seite
Mit heimatlichem Rauschen seine Wogen,
Der treue Freund gab ihnen sein Geleite.

Den heißen Trieb, vom Feinde, dem verhaßten,
Fort, fort zu fliehn mit wilden Fluchesklängen,
Kann nur der müde Schlaf zu kurzem Rasten
Aus ihren Gliedern allgemach verdrängen.

Ihr Feuer brennt im Dunkel hoher Eichen;
Da ruhn die Gäste rings der Waldeswüste,
Da legt der Mann sich hin, dem Schlaf zu weichen,
Die Mutter ihren Säugling an die Brüste.

Schon sinkt das Feuer und die sommerschwülen
Nachtlüfte sich im Eichenwald verfangen
Und frei durchs lange Haar der Weiber wühlen,
Die schlafend ihren Säugling überhangen.

Der graue Führer nur verbannt den Schlummer,
Und einer noch der Ältesten vom Stamme;
Die sprechen lange noch von ihrem Kummer,
Von Zeit zu Zeit nachschürend an der Flamme.

Sie schaun durchs dünnere Gedräng der Bäume
Zurück nach dem verlornen Mutterlande,
Und zürnend schaun sie dort die Himmelsräume
Rotglühend hell von einem Waldesbrande.

Und also spricht der Häuptling zum Gefährten:
„Siehst du sie morden dort in unsre Wälder?
Getrost in unsres Unglücks frische Fährten
Ziehn sie den Pflug für ihre Segensfelder.

Sie haben frech die Nacht vom Schlaf empöret,
Daß sie sich mit dem Flammenkleide schürzet:
Hoch brennt der Wald; vom Lager aufgestöret,
Das Wild verzweifelnd aus den Gluten stürzet.

Gewecket von des Wildes Wehgeheule,
Und von dem falschen Tageslicht betrogen,
Kommt, schwirrend rings heran mit trunkner Eile,
Der Vögel Schwarm in seinen Tod geflogen.

Gewiß, gewiß, mit ihren Saaten wuchern
Die Wünsche auch, die sie darunter streuen
Von ihren unversöhnlichen Verfluchern;
Es wird sie noch an spätem Tag gereuen!"

Noch starren die Betrübten, Tieferbosten
Hinüber nach des Brandes rotem Scheine,
Als der zerfließt im Morgenrot von Osten,
Und schon die Wipfel glühn im Eichenhaine.

Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Übertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruten
Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug' versendet wildre Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich übers Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödlich bittres Hassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!"

Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;

Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möven sturmesmunter;
Und die Männer kommen festentschlossen
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

Reiseblätter.

II.

Der Urwald.

Es ist ein Land voll träumerischem Trug.
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert übers Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimat hätte weicher sie begraben! —
In jenem Lande bin ich einst geritten
Den Weg, der einen finstern Wald durchschnitten;
Die Sonne war geneigt im Untergang,
Nur leise strich der Wind, kein Vogel sang.
Da stieg ich ab, mein Roß am Quell zu tränken,
Mich in den Blick der Wildnis zu versenken.
Vermildernd schien das helle Abendrot
Auf dieses Urwalds grauenvolle Stätte,
Wo ungestört das Leben mit dem Tod
Jahrtausend lang gekämpft die ernste Wette.
Umsonst das Leben hier zu grünen sucht,
Erdrücket von des Todes Überwucht,
Denn endlich hat der Tod, der starke Zwinger,
Die Faust geballt, das Leben eingeschlossen,
Es sucht umsonst, hier, dort hervorzusprossen
Durch Moderstämme, dürre Todesfinger.

Wohin, o Tod, wirst du das Pflanzenleben
In deiner starken Faust, und meines heben?
Wirst du sie öffnen? wird sie ewig schließen?
So frug ich bange zweifelnd und empfand
Im Wind das Fächeln schon der Todeshand,
Und fühlt' es kühler schon im Herzen fließen.
Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
Das Haupt gedrückt ins alte, tiefe Laub,
Und starrte, trauriger Gedanken Raub,
Dem Weltgeheimnis in den finstern Schlund.
Wo sind die Blüten, die den Wald umschlangen,
Wo sind die Vögel, die hier lustig sangen?
Nun ist der Wald verlassen und verdorrt,
Längst sind die Blüten und die Vögel fort.
So sind vielleicht gar bald auch mir verblüht
Die schönen Ahnungsblumen im Gemüt;
Und ist der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort;
Dann bin ich still und tot, wie dieser Baum,
Der Seele Frühling war, wie seiner — Traum.
Als einst der Baum, der nun in Staub verwittert,
So sehnsuchtsvoll empor zum Lichte drang
Und seine Arme ihm entgegen rang,
Als nach dem Himmel jedes Blatt gezittert,
Und als er seinen süßen Frühlingsduft
Beseelend strömte weithin in die Luft —
Schien nicht sein schönes Leben wert der Dauer,
Und starb es hin, ist's minder wert der Trauer,
Als mein Gedanke, der sich ewig wähnt?
Als meine Sehnsucht, die nach Gott sich sehnt? —
So lag ich auf dem Grunde schwer beklommen,
Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen;
Bis ich die dürren Blätter rauschen hörte,
Und mich der Hufstritt meines Rosses störte;
Es schritt heran zu mir, als wollt' es mahnen
Mich an die Dämmerung und unsre Bahnen;
Ich aber rief: ist's auch der Mühe wert,
Noch einmal zu beschreiten dich, mein Pferd?
Es blickt' mich an mit stiller Lebenslust,
Die wärmend mir gedrungen in die Brust,
Und ruhebringend wie mit Zaubermacht.
Und auf den tief einsamen Waldeswegen
Ritt ich getrost der nächsten Nacht entgegen,
Und der geheimnisvollen Todesnacht.

An einen Baum.

Du Baum, so morsch und lebensarm,
So ausgehöhlt, sei mir gegrüßt;
Wie doch dein froher Bienenschwarm
Die Todeswunde dir versüßt!

Sie wandern fort im raschen Zug,
Sie kehren summend wieder heim
Und bringen dir im Freudenflug
Von fernen Blumen Honigseim.

O Baum, du mahnst mein Herz so schwer
An einen lieben alten Mann;
Gott gebe, kehr' ich über's Meer,
Daß ich ihn noch umarmen kann!

Baum, wie du morsch und abgedorrt,
Doch Honig birgt dein altes Reis,
So birgt der Weisheit süßen Hort
In seiner Brust der morsche Greis.

Und seine muntre Bienenschar,
Gedanken fliegen aus und ein
Und bringen Honig süß und klar,
Die reiche Beut' aus Wies' und Hain;

Oft locket sie von hinnen weit,
Zu Blumen, die kein Herbst uns raubt,
Der Frühlingshauch der Ewigkeit;
Dann senkt er still sein edles Haupt.

Verschiedene Deutung.

I.

Sieh, wie des Niagara Wellen
Im Donnerfall zu Staub zerschellen,
Und wie sie, sprühend nun zerflogen,
Empfangen goldne Sonnenstrahlen
Und auf den Abgrund lieblich malen
Den farbenreichen Regenbogen.
O Freund, auch wir sind trübe Wellen,
Und unser Ich, es muß zerschellen,
Nur stäubend in die Luft zergangen,
Wird es das Irislicht empfangen.

II.

„Trüb, farblos waren diese Fluten,
So lang sie noch im Strome wallten;
Sie mußten vielfach sich zerspalten,
Daß sie aufblühn in Farbengluten.
Nun fliegt ein jeder Tropfen einsam,
Ein armes Ich, doch strahlen sie
Im hellen Himmelslicht gemeinsam
Des Bogens Farbenharmonie."

Niagara.

Klar und wie die Jugend heiter,
Und wie murmelnd süßen Traum,
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;

Zieht dahin im sanften Flusse,
Daß er noch des Waldes Pracht
Wiederstrahlt mit froher Muße,
Und die Sterne stiller Nacht.

Also sanft die Wellen gleiten,
Daß der Wandrer ungestört
Und erstaunt die meilenweiten
Katarakte rauschen hört.

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepackt.

Erd' und Himmels unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert,
Das er erst so freundlich trug.

Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wandrer fern vernommen,
Niagara's tiefen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wogenschall.

Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

Das Blockhaus.

Müdgeritten auf langer Tagesreise
Durch die hohen Wälder der Republik,
Führte zu einem Gastwirt mein Geschick;
Der empfing mich kalt, auf freundliche Weise,
Sprach gelassen, mit ungekrümmtem Rücken:
„Guten Abend!" und bot mir seine Hand,
Gleichsam guten Empfangs ein leblos Pfand,
Denn er rührte sie nicht, die meine zu drücken.
Lesen konnt' ich in seinen festen Zügen
Seinen lang und treu bewahrten Entschluß:
Auch mit keinem Fingerdrucke zu lügen;
Sicher und wohl ward mir bei seinem Gruß.
Wenig eilte der Mann, mich zu bedienen,
Doch nicht fand ich die Kost so dürr und mager
Wie sein Wort, ich sollte bei ihm ein Lager
Finden, weicher und wärmer als seine Mienen.
Winter war's, ich starrte vom Urwaldfroste;
Als ich eintrat in die geheizte Stube,
Sprang mit Fragen heran des Farmers Bube,
Was von meinem Gepäck dies, jenes koste?
Emsig am Tisch sah ich die Weiber schalten;
Und es wurde die Mahlzeit rasch gehalten.
Später schwatzten die männlichen Hausgenossen
Am Kamin, die scharfe Cigarr' im Munde,
Von Geschäft und Betrieb, bis eine Stunde
Mir in traulicher Langweil' hingeflossen.
Hörbar vor allem sprach des Hauses Vater,
Als ein vielerfahrner Lenker und Rater,
Wechselnd raucht' er und sprach, und Aller Augen
Hingen an seinen Lippen, der Alte schien
Aus dem Cigarrenstumpf Erfindung zu saugen;
Schweigend ließ ich die Reden vorüberziehn.
Endlich gewann der Schlaf den stillen Sieg
Und sie gingen zu Bett; ich blieb allein,
Trank noch eine Flasche vom lieben Rhein,

Als das englische Thalergelispel schwieg.
Und zur weitgewanderten deutschen Flasche
Holt' ich den Uhland aus meiner Satteltasche.
Ferne der Heimat, tiefst im fremden Wald,
Las ich mir laut den herrlichen „Held Harald."
Eichenstämme warf ich ins lustige Feuer,
Mir die Stube zu hellen und zu wärmen,
Denn die Elfen Haralds sind nicht geheuer,
Lockend hört' ich sie schon im Walde schwärmen.
Aber mit einmal war die Freude geschwunden,
Und mir wollte der Rheinwein nicht mehr munden.
„Uhland! wie steht's mit der Freiheit daheim?" die Frage
Sandt' ich über Wälder und Meer ihm zu.
Plötzlich erwachte der Sturm aus stiller Ruh,
Und im Walde hört' ich die Antwortklage:
Krachend stürzten draußen die nacktgeschälten
Eichen nieder zu Boden, die frühentseelten,
Und im Sturme, immer lauter und bänger,
Hört' ich grollen der Freiheit herrlichen Sänger:
„Wie sich der Sturm bricht heulend am festen Gebäude,
„Bricht sich Völkerschmerz an Despotenfreude,
„Sucht umsonst zu rütteln die festverstockte,
„Die aus Freiheitsbäumen zusammengeblockte!"
Traurig war mir da und finster zu Mut,
Scheiter und Scheiter warf ich in die Glut;
Mir erschien die bewegte Menschengeschichte
In des Kummers zweifelflackerndem Lichte.
„Diese Stämme verbrennen hier am Herde,
Auf ein kurzes Stündlein mich warm zu halten,
Der ich bald doch werde müssen erkalten,
Der ich selber zu Asche sinken werde.
Giebt es vielleicht gar keine Einsamkeit?
Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?
Und wie ich mich wärme am Eichenstamme
Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
Schürend und fachend meine Gedankenhast?"
Also führt' ich mit mir ein wirres Plaudern;
(Hoffnungsloser Kummer ist ein Phantast),
Und ich blickte mich um — und mußte schaudern.

Meeresstille.

Sturm mit seinen Donnerschlägen
Kann mir nicht wie du
So das tiefste Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh!

Du allein nur konntest lehren
Uns den schönen Wahn
Seliger Musik der Sphären,
Stiller Ozean!

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief ungestört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört;

Daß, im Schutz geschlossnen Mundes,
Doch mein Herz erschrickt,
Das Geheimnis heil'gen Bundes
Fester an sich drückt.

Sturmesmythe.

Stumm und regungslos in sich verschlossen
Ruht die tiefe See dahingegossen,
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
Ihre Wellenpulse sind versunken,
Ungespüret glühn die Abendfunken,
Wie auf einem Totenangesicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauschen,
Wie betroffen stehn die Bäume, lauschen,
Ob kein Lüftchen, keine Welle wacht?
Und die Sonne ist hinabgeschieden,
Hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier stille Nacht.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen
Schwer, in stürmischer Beklommenheit;
Eilig kommen sie heraufgefahren,
Haben sich in angstverworrnen Scharen
Um die stumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
„Lebst du noch?“ in lauten Donnerklagen,
Und sie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
Auf das stille Bett herab und schauen,
Ob die alte Mutter tot, die See?

Nein, sie lebt! sie lebt! der Töchter Kummer
Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen
Und sie tanzen freudenwild und singen
Ihrer Lieb' ein Lied im Sturmeschor.

Wandrer und Wind.

Herbstwind, o sei willkommen!
Fünf Tage lag das Meer
So still, so bang beklommen,
Kein Lüftchen zog daher.

O Wind, nach deinem Rauschen
Sehnt' ich mich auf der See,
Wie einst mein Jägerlauschen
Im Wald nach Hirsch und Reh.

Wie geht es meinen Wäldern
Am frischen Neckarfluß?
Den heimatlichen Feldern?
Bringst du mir keinen Gruß?

„Entlaubt hab' ich die Wälder
„Im raschen Wanderzug,
„Nahm durch die Stoppelfelder
„Den ungehemmten Flug.

„Nun ich durch Feld und Auen
„Mein Wanderliedlein pfiff,
„Komm' ich nach euch zu schauen
„Im Emigrantenschiff.

„Weil alter Liebesbande
„Das Schifflein müd und matt,
„Jag' ich's vom Mutterstrande
„Dahin, ein welkes Blatt!“

Das Wiedersehen.

Du heimatliches Thal,
Mir wird so wohl und wehe,
Daß ich dich nun einmal,
Ersehntes! wiedersehe.

Weinberg, sei mir gegrüßt!
Noch grünen deine Reben,
Womit du oft versüßt
Ein herbes Menschenleben;

Viel Herbste schwanden dir,
Die deine Trauben reiften,
Und die vom Herzen mir
So manche Hoffnung streiften.

Noch kenn' ich jeden Baum,
Wo ich vor so viel Jahren
Gehegt den Jugendtraum,
Der scheu dahingefahren.

Noch kenn' ich jedes Haus;
Doch andre Menschen schreiten
Geschäftig ein und aus,
Als wie zu meinen Zeiten.

Ich frage dort und hier
Nach einem Freund mit Zagen
Und Furcht, ich könnte schier
Nach einem Toten fragen.

Es ist nur noch der Ort,
Wo wir gefreut uns haben,
Die Lieben all' sind fort,
Verreiset und begraben.

Drum bleib' ich hier nicht lang,
Mich fühlend zu verlassen,
Und thu' auch keinen Gang
Bei Tag mehr durch die Straßen.

Erst wenn es worden Nacht
Und schläft des Tags Gebrause,
Schleich' ich heran mich sacht
Zu manchem Freundeshause.

Die süße Träumerei
Such' ich dann festzuhalten,
Als ob doch Alles sei
Geblieben hier beim Alten.

Zum Fenster dann empor
Blick' ich und lausch' und grüße,
Ob mich, den ich verlor,
Der Freund erblicken müsse;

Ich lausch' und scheide nicht,
Bis ich zu schauen meine
Sein liebes Angesicht
Im wirren Mondenscheine.

Die Sennin.

Schöne Sennin, noch einmal
Singe deinen Ruf ins Thal,
Daß die frohe Felsensprache
Deinem hellen Ruf erwache.

Horch, o Mädchen, wie dein Sang
In die Brust den Bergen drang
Wie dein Wort die Felsenseelen
Freudig fort und fort erzählen!

Aber einst, wie Alles flieht,
Scheidest du mit deinem Lied,
Wenn dich Liebe fortbewogen,
Oder dich der Tod entzogen.

Und verlassen werden stehn,
Traurig stumm herübersehn
Dort die grauen Felsenzinnen
Und auf deine Lieder sinnen.

See und Wasserfall.

Die Felsen, schroff und wild,
Der See, die Waldumnachtung
Sind dir ein stilles Bild
Tiefsinniger Betrachtung.

Und dort, mit Donnerhall
Hineilend zwischen Steinen,
Läßt dir der Wasserfall
Die kühne That erscheinen.

Du sollst, gleich jenem Teich,
Betrachtend dich verschließen;
Dann kühn dem Bache gleich,
Zur That hinunterschießen.

Herbstgefühl.

Der Buchenwald ist herbstlich schon gerötet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben;
Doch Rosen sind's, wobei kein Lied mehr flötet.

Das Bächlein zieht und rieselt, kaum zu hören,
Das Thal hinab und seine Wellen gleiten
Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören.

Ein trüber Wandrer findet hier Genossen,
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanden,
Mit seiner ganzen Schwermut einverstanden,
Er ist in ihre Klagen eingeschlossen.

Ein Herbstabend.

Es weht der Wind so kühl, entlaubend rings die Äste,
Er ruft zum Wald hinein: Gut' Nacht, ihr Erdengäste!

Am Hügel strahlt der Mond, die grauen Wolken jagen
Schnell übers Thal hinaus, wo alle Wälder klagen.

Das Bächlein schleicht hinab, von abgestorbnen Hainen
Trägt es die Blätter fort mit halbersticktem Weinen.

Nie hört' ich einen Quell so leise traurig klingend,
Die Weid' am Ufer steht, die weichen Äste ringend.

Und eines toten Freunds gedenkend lausch' ich nieder
Zum Quell, der murmelt stets: wir sehen uns nicht wieder!

Horch! plötzlich in der Luft ein schnatterndes Geplauder:
Wildgänse auf der Flucht vor winterlichem Schauder.

Sie jagen hinter sich den Herbst mit raschen Flügeln,
Sie lassen scheu zurück das Sterben auf den Hügeln.

Wo sind sie? ha! wie schnell sie dort vorüberstreichen
Am hellen Mond, und jetzt unsichtbar schon entweichen;

Ihr ahnungsvoller Laut läßt sich noch immer hören,
Dem Wandrer in der Brust die Wehmut aufzustören.

Südwärts die Vögel ziehn mit eiligem Geschwätze;
Doch auch den Süden deckt der Tod mit seinem Netze.

Natur das Ew'ge schaut in unruhvollen Träumen,
Fährt auf und will entfliehn den todverfallnen Räumen.

Der abgeriss'ne Ruf, womit Zugvögel schweben,
Ist Aufschrei wilden Traums von einem ew'gen Leben.

Ich höre sie nicht mehr, schon sind sie weit von hinnen;
Die Zweifel in der Brust den Nachtgesang beginnen:

Ists Erdenleben Schein? — ist es die umgekehrte
Fata Morgana nur, des Ew'gen Spielgefährte?

Warum denn aber wird dem Erdenleben bange,
Wenn es ein Schein nur ist, vor seinem Untergange?

Ist solche Bängnis nur von dem, was wird bestehen,
Ein Wiederglanz, daß auch sein Bild nicht will vergehen?

Dies Bangen auch nur Schein? — so schwärmen die Gedanken
Wie dort durchs öde Thal die Herbstesnebel schwanken.

Atlantica.

Die Seejungfrauen.

Freundlich wehn die Abendwinde,
Schimmern Mond und Sterne;
Und das Schiff, so leicht und linde,
Trägt mich nach der Ferne.

Fried' und Liebe, hold verbunden,
Schweben auf der Tiefe,
Ob der Tod mit seinen Wunden
Nun auf immer schliefe.

Sinnend starr' ich nach dem hellen,
Grenzenlosen Meere,
Nach des Mondes und der Wellen
Heimlichem Verkehre;

Plötzlich seh' ich rasche Wogen
Aus der Tiefe springen,
Die da kommen hergezogen,
Einen Gruß zu bringen.

Ist's ein Gruß von Tiefverbannten
An die Sternenlichter?
Gilt das Grüßen dem verwandten
Ahnungsvollen Dichter?

Tiefewärts mit süßem Zwange
Zieht es mich zu schauen,
Mit geheimnisvollem Drange
Zu den Seejungfrauen.

Ja, von euch, ihr Rätselhaften,
Kam dies volle Rauschen,
Dran die Seele sehnend haften
Muß und niederlauschen.

Ward euch ahnend eine Kunde
Im Korallenhage,
Daß ein warmes Herz zur Stunde
Euch vorüberschlage?

Glücklich die Piloten waren,
Denen ihr erschienen
Mit den schönen, wunderbaren
Lieblich fremden Mienen!

Könnt' ich tauchen nieder, nieder
Bis in eure Nähen!
Könnt' ich eurer schlanken Glieder
Leisen Wandel sehen!

Sehen euch den Reigen üben,
Schwesterlich verschlungen,
Schweigend in den ewig trüben
Meeresdämmerungen!

Meeresstille.

Stille! — jedes Lüftchen schweiget,
Jede Welle sank in Ruh,
Und die matte Sonne neiget
Sich dem Untergange zu.

Ob die Wolke ihn belüde
Allzutrübe, allzuschwer,
Leget sich der Himmel müde
Nieder auf das weiche Meer.

Und vergessend seiner Bahnen,
Seines Zieles, noch so weit!
Ruht das Schiff mit schlaffen Fahnen
In der tiefen Einsamkeit.

Daß den Weg ein Vogel nähme,
Meinem Aug' ein holder Fund!
Daß doch nur ein Fischlein käme,
Fröhlich tauchend aus dem Grund!

Doch kein Fisch, der sich erhübe,
Und kein Vogel kommen will.
Ist es unten auch so trübe?
Ist es unten auch so still? —

Wie mich oft in grünen Hainen
Überrascht ein dunkles Weh,
Muß ich nun auch plötzlich weinen,
Weiß nicht wie? — hier auf der See.

Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ew'gen Schmerz,
Den sie mir als Muttersegen
Heimlich strömet in das Herz?

O, dann ist es keine Lüge,
Daß im Schoß der Wellennacht
In verborgener Genüge
Ein Geschlecht von Menschen wacht.

Dort auch darf der Freund nicht fehlen
Wie im hellen Sonnentag,
Dem Natur ihr Leid erzählen,
Der mit ihr empfinden mag.

Doch geheim ist seine Stelle,
Und Geheimnis, was er fühlt,
Dem die Thränen an der Quelle
Schon das Meer von dannen spült.

Seemorgen.

Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle,
Und brausend geht es durch die Flut,
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran;
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

Das Schiff, voll froher Wanderlust,
Zieht fort unaufzuhalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten;

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
Seh' ich die Flut sich dehnen,
Die uferlose; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich so lang euch meiden muß,
Berg, Wiese, Laub und Blüte! —
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme!

An mein Vaterland.

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
Bist du mir nun zurück!
Dein liebes Angesicht verschwand
Mir, wie mein Jugendglück!

Ich steh' allein, und denk' an dich,
Ich schau' ins Meer hinaus,
Und meine Träume mengen sich
Ins nächtliche Gebraus.

Und lausch' ich recht hinab zur Flut,
Ergreift mich Freude schier:
Da wird so heimisch mir zu Mut,
Als hört' ich was von dir.

Mir ist, ich hör' im Winde gehn
Dein heilig Eichenlaub,
Wo die Gedanken still verwehn
Den süßen Stundenraub.

Im ungestümen Wogendrang
Braust mir dein Felsenbach,
Mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang
Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Herden Glockenschall
Zu mir herüberzieht,
Und leise der verlorne Hall
Von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige singt,
Wehmütig rauscht der Hain,
Und jedes Blatt am Baume klingt
Und ruft: gedenke mein! —

Als ich am fremden Grenzefluß
Still stand auf deinem Saum,
Als ich zum trüben Scheidegruß
Umfing den letzten Baum,

Und meine Zähre trennungsscheu
In seine Rinde lief:
Gelobt' ich dir die ew'ge Treu
In meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein, so sehnsuchtschwer,
Wo manches Herz mir hold,
Und ströme dir ins dunkle Meer
Den warmen Thränensold! —

Der Schiffsjunge.

1.

Das wilde, schäumende Roß,
Gejagt von der Sporen scharfem Stoß,
Auf krumm gewundener Reiterbahn
Mit seitwärts geneigtem Leibe stürmt:
So fliegt, wie die Flut sich senkt und türmt,
Das Schiff die Wellen hinab, hinan,
Vom mächtigen Seitenwinde gefaßt,
Mit tief bordüber geneigtem Mast.

Es braust das Meer, es kracht und stöhnt
Des beladnen Fahrzeugs schwere Wucht
Auf seiner rastlos eiligen Flucht;
Der Matrosen freudiges Hurra! tönt.
Der Steuermann am Ruder steht,
Das Rad mit gewaltigen Armen dreht,
Stets blickend scharf aufs zitternde Schwanken
Der Bussole mit mancherlei frohen Gedanken:
Er überzählt sein Geldchen im Stillen;
Schon hört er am Strande die Fiedel klingen,
Wo blühende, lustige Dirnen springen,
Die gerne dem Seemann sind zu Willen.

Vergnügt, die Heimat wiederzusehn,
Am Verdeck frisch auf und nieder geht
Waghaltenden Schritts der Kapitän,
Und lächelnd empor in die Segel späht,
Die voll ihm schwellen zur Augenlabe
Von des Windes köstlicher, flüchtiger Habe.

Dort klettert ein Junge gar flink und heiter
Die Sprossen hinauf der schwankenden Leiter;
Schon hat er erreicht in munterer Hast
Die höchsten Segel am stolzen Mast:
Den Lüftefänger, den Wolkenraser,
Den Mondespflücker, den Sternengraser:

Da bricht das morsche Tau entzwei,
Woran er geschwebt, — ein banger Schrei —
Er stürzt hinunter ins Meer,
Und über ihn stürzen die Wellen her.

Umsonst, Matrosen, ist euer Bemühn
Den Jüngling zu retten, er ist dahin!
Wie hungernde Bestien stürzen die Wellen
Dem Opfer entgegen, sie schnauben und bellen;
Schon hat ihn die eine wütend verschlungen,
Und über sie kommen die andern gesprungen,
Die um die Gierige neidisch schwärmen
Mit schäumendem Rachen und wildem Lärmen.

Die Sonne wiederum zu Himmel steigt,
Da ruhn die Winde, jede Welle schweigt,
Und traurig steht der feiernde Matrose,
Nachdenkend seinem wandelbaren Lose.
Klar blickt der alte Mörder Ozean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

2.

Aus des Frühlings warmen, weichen Armen
Riß das schnelle Unglück ohn' Erbarmen
Ihn hinunter in das tiefe Meer.
Über ihm und seinen Jugendträumen
Seht ihr nun die kalten Wogen schäumen;
Seine Heimat grüßt er nimmermehr.

Oder hat der Frühling eine Kunde
Senden wollen nach dem kühlen Grunde,
Als er diesen Jüngling fallen ließ?
Sammeln sich um ihn die Seejungfrauen,
Froherstaunt, in der Korallenauen
Stillem, trübe dämmerndem Verließ?

Flechten sie schon freudig und erschrocken,
Schöner Fremdling, in die nassen Locken
Muscheln dir zum weißen Rosenkranz?
Werden sie in ihren Felsenriffen
Nicht von dunkler Sehnsucht schon ergriffen
Nach des Erdenfrühlings heiterm Glanz?

Leben und Traum.

Die Werbung.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge:
Was ergreifen die mich so? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rotgeglüht von Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen!
„Wilder schlag' das Zimbal du!"
Ruft der Werber und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf,
Lauter immer, immer toller
Braust der Instrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all die Säbelnarben,
Ehrenröslein purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft in Blute wusch;
Auf dem Csako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen:
„Wärest du ein Reiter doch!"
Ruft er aus mit lichtern Augen,
„Solcher Wuchs und solche Kraft
„Würden dem Husaren taugen;
„Komm und trinke Brüderschaft!"
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,

In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Thränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Hergeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!"
Fleht sein Mütterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang!"
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde schauern,
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimatwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Geworbne schon
Ziehn ins Feld auf flinken Rossen,
Lustig mit Trommetenton;
„Komm in unsre Reiterscharen!"
Fällt der Werber jubelnd ein,
„Schönes Leben des Husaren,
„Das ist Leben, das allein!" —
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse jagen schneller. — —
Plötzlich zeigt sich jetzt im Kreise
Eine finstere Gestalt,
Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt,
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande,
Mit Geraun und Geisterblick.

Aus des Basses Sturmgewittern,
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finstre schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimat sterben;
Arme Mutter! arme Braut!
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
„Bist kein echter Ungarjunge!
„Feiges Herz! so fahre hin!"
Seht! er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Der Schifferknecht.

Am Boden auf dem Rohrgeflecht,
Vom harten Glück verstoßen,
Da ruht der arme Schifferknecht
Mit seinen müden Rossen.

Es haust bei Tag und Nacht am Strand
Der Herd- und Hüttenlose,
Und ihm gedeiht im Ufersand
Wohl keine Freudenrose.

Die Nacht ist kühl, es braust der Wind,
Still blickt der Mond hernieder;
Die Donau murmelt ihrem Kind
Gewohnte Schlummerlieder.

Sein Schlaf ist süß, er schlürft ihn ein
In starken, tiefen Zügen;
Berauschet ihn, ihr Phantasein,
Aus euren Zauberkrügen!

Laßt wandeln ihn am Wiesenhang
Im goldnen Morgenscheine,
Und ihm ertöne Vogelsang
Im aufgeblühten Haine!

Gebt ihm ein Häuschen, still und traut,
Umrankt von grünen Bäumen,
Und eine schöne junge Braut
Gebt ihm in seinen Träumen!

Beim Hüttchen auf der Abendbank,
Da sitzen selig beide;
Heimkehrt mit frohem Glockenklang
Die Herde von der Weide.

Nun hört er nicht der Pferde Huf,
Und nicht die Geißel knallen,
Hört nicht der Schiffer langen Ruf
Im fernen Wald verhallen.

Er sieht nicht, wie vom Strand hinab
Den armen Kameraden
Samt seinem Roß ins Wellengrab
Fortreißt der arge Faden.

Marie und Wilhelm.

Im Abendschein am Fenster saß
Allein mit ihrem Harme
Marie, das Antlitz welk und blaß,
Gesenkt auf ihre Arme.

So saß das Mädchen still und sann,
Sann nach den alten Zeiten,
Und manche heiße Thräne rann
Den schönen alten Zeiten:

Als sie im trauten Hüttlein noch
Bei lieben Eltern wohnte,
Und süßer Gottesfriede noch
Der reinen Seele lohnte;

Als sie so fromm zur Kirche ging,
Und ihre Wange glühte,
Wenn jedes Aug' im Dorfe hing
An ihrer Jugendblüte;

Als sie am lauten Erlenbach
Dem Wilhelm, freudetrunken,
Das erste Wort der Liebe sprach
Und ihm ans Herz gesunken;

Und er sie nannte „süße Braut!" —
„Das Alles ist vorüber!"
So dachte sie und schluchzte laut,
Ihr Herz ward immer trüber:

„Es kam der Feind in Sturmeslauf
Mit grimmen Todesstreichen;
Das Hüttlein sank, ein Aschenhauf,
Die Eltern, wunde Leichen.

Die Eltern tot! Er in die Welt!
Die Thräne rann vergebens,
Ich in die Nacht hinausgestellt
Des unbekannten Lebens!" —

Da glänzt ein milder Strahl daher
Im hoffnungslosen Dunkel,
Ein böses Irrlicht, lockend sehr
Mit lieblichem Gefunkel:

„„Laß ab zu klagen, Kind, laß ab!
Komm, folge deinem Sterne!
Die Eltern kühlt und heilt das Grab,
Den Bräutigam die Ferne!

Bald sollst du als beglückte Frau
Genesen aller Leiden;
Komm, folge mir zur Liebesau
Voll ewig grüner Freuden!""

Ich wischte mit treuloser Hand
Die Thränen von der Wange,
Und ging — und ging — das Irrlicht schwand
Am furchtbar steilen Hange!

Nun ist mein Herz so grabesdumpf
Verlassen wie die Wüste,
Seit in den bodenlosen Sumpf
Gesunken ich der Lüste!"

Marie blickt in die Nacht hinein
Aus ihrem stillen Zimmer;
Schon ist am Himmel Sternenschein
Und sanfter Mondenschimmer.

Im Garten ruft die Nachtigall,
Sie scheint in bangen Weisen
Zu klagen um des Mädchens Fall,
Die Unschuld süß zu preisen.

Und leise kommt der Abendwind,
Der ihren Locken schmeichelt,
Als wollt' er trösten, ihr gelind
Die bleiche Wange streichelt.

Geh fort, o West, vom Mädchen geh!
Laß ruhn den welken Flieder!
Du thust ihr mit den Blüten weh,
Die du auf sie streust nieder! — —

Da öffnet sich das Kämmerlein:
Es ruft ein Mann: „Maria!"
Die Freude stoßt ihn wild herein:
„O meine Braut Maria!

Ich habe nun mein Glück erjagt,
Mich durch die Welt getrieben;
Hab' viel gelitten, viel gewagt,
Und bin dir treu geblieben!

Wenn schier mein Herz vor Leide brach
An lieblos fremdem Orte,
So dacht' ich an den Erlenbach,
Ich dacht' an deine Worte!"

Er preßt sie selig an das Herz;
Sie aber muß sich wenden,
Sie hüllt, zerknickt von ihrem Schmerz,
Das Antlitz mit den Händen.

Und leichenblaß und zitternd bricht
Sie hin zu seinen Füßen;
Er weint, er deckt ihr Angesicht
Mit feurig bangen Küssen.

„Mir nicht den Kuß! bin sein nicht wert;
Tief sank ich ins Verderben!
Bin treulos, Wilhelm, und entehrt!
Zieh fort, und laß mich sterben!“ —

Wie also sie zu Wilhelm sprach,
Da schied er, schwer beklommen,
Ging still hinaus zum Erlenbach,
Der ihn mit fortgenommen.

Begräbnis einer alten Bettlerin.

Vier Männer dort, im schwarzen Kleid,
Die tragen auf der Bahre,
Lastträger, ohne Lust und Leid,
Des Todes kalte Ware.

Sie eilen mit dem toten Leib
Hinaus zum Ort der Ruhe.
Schlaf wohl, du armes Bettelweib,
In deiner morschen Truhe!

Dir folgt kein Mensch zum Glockenklang
Mit weinenden Geberden;
Die Not nur blieb dir treu, so lang
Von dir noch was auf Erden.

Dir gab der Menschen schnöder Geiz
Ein Leichentuch, zerfetzet,
Hat ein verstümmelt Christuskreuz
Dir auf den Sarg gesetzet;

Doch kränkt dich nicht der bittre Spott
In deinem tiefen Frieden,
Daß man selbst einen schlechtern Gott
Dir auf den Weg beschieden.

Einst blühtest du im Jugendglanz,
Vom ganzen Dorf gepriesen
Die schönste Maid am Erntetanz,
Dort unten auf der Wiesen.

Folgt keiner dir der Bursche nach,
Die dort mit dir gesprungen?
Wo längst die muntre Fiedel brach,
Die dort so hell geklungen!

Die Waldkapelle.

1.

Der dunkle Wald umrauscht den Wiesengrund,
Gar düster liegt der graue Berg dahinter;
Das dürre Laub, der Windhauch giebt es kund,
Geschritten kommt allmählich schon der Winter.

Die Sonne ging, umhüllt von Wolken dicht,
Unfreundlich, ohne Scheideblick von hinnen,
Und die Natur verstummt, im Dämmerlicht
Schwermütig ihrem Tode nachzusinnen.

Dort, wo die Eiche rauscht am Bergesfuß,
Wo bang vorüberklagt des Baches Welle,
Dort winket, wie aus alter Zeit ein Gruß,
Die längst verlassne, stille Waldkapelle.

Wo sind sie, deren Lied aus deinem Schoß,
O Kirchlein, einst zu Gott emporgeflogen,
Vergessend all ihr trübes Erdenlos? —
Wo sind sie? — ihrem Liede nachgezogen!

2.

Horch! plötzlich stört ein Ruf die Einsamkeit:
Klang's nicht aus der Kapelle öden Mauern?
Wer ist es, der so wunderlich dort schreit,
Daß mich's unheimlich faßt mit kaltem Schauern?!

„Herr Gott! wir loben dich — ha, ha, ha, ha!"
Nun schweigt er still, der grause Gottverächter,
Und donnernd ruft er nun: „Allelujah!"
Und überdonnernd folgt sein Hohngelächter.

Da stürzt er mir vorbei, voll scheuer Hast,
Das wirre Haar von bleicher Wange streifend,
Die Augen wild bewegt und ohne Rast,
Irrlichter, in der Nacht des Wahnsinns schweifend.

Er eilt waldein, von seinem Tritte rauscht
Das dürre Laub im dunkeln Eichenhaine;
Wie sinnend bleibt er plötzlich stehn und lauscht,
Und leise hör' ich's nun, als ob er weine.

Mitleidig rauscht ihr ihm — o rauschet nur!
Den Trost: „Vergänglichkeit!" ihr welken Blätter!
O locket seine Seele auf die Spur
Des milden Todes, nennt ihm seinen Retter! —

Zur sanften Wehmut lichtet sich das Thal,
Dort kommt der Mond zum stillen Abschiedsfeste;
Es will sein Silberschimmer noch einmal
Sich schmiegen an des Sommers karge Reste.

Wie schwach ist schon der Eiche fahles Laub!
Den leichten Mondstrahl kann es nicht mehr tragen,
Es bricht und zittert unter ihm in Staub,
Und läßt die kahlen Äste traurig ragen. —

Da steht der Irre, bleich und stumm, den Blick,
Das bittre Lächeln auf den Mond gerichtet;
Es prallt das Mondlicht scheu von ihm zurück,
Und scheu der Wind an ihm vorüberflüchtet.

Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinauf
Zum stillen, klaren, ewiggleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf:
Ein Anblick ist's der traurigsten hienieden. —

Was hat, o Schicksal, dieser Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen?

3.

Er hat geliebt! — Vor langer, trüber Zeit,
Da ging er einst, ein fröhlicher Geselle,
Mit seinem Lieb durch diese Einsamkeit,
Und kam mit ihr zur stillen Waldkapelle.

Sie traten ein, sie knieten hin; da glomm
Durchs Fenster hell herein die Abendröte;
Er betete mit ihr so selig fromm,
Und draußen sang des Hirten weiche Flöte.

Da hob die Hand sie schnell und feierlich
Und sprach, so schien's, mit tiefbewegter Stimme:
„Lieb' ich nicht warm und treu und ewig dich,
So strafe mich der Herr mit seinem Grimme!"

Und höher glomm der helle Abendstrahl,
So wie sein Herz, sich ewig ihr zu weihen;
Und draußen klang im stillen Waldesthal
Des Hirten Lied wie Himmelsmelodeien.

Wie bald, wie bald, daß ihn ihr Herz vergißt!
Daß ihr ein andrer schon des falschen Eides
Das letzte Wort von falscher Lippe küßt,
Sie mit dem Glanze schmückt des Brautgeschmeides!

Und all ihr Leben, Freudentaumel nur,
Den noch kein flüchtig Leid ihr jemals störte,
Zieht, unverfolgt von ihrem falschen Schwur,
Und frech am Gott vorüber, der ihn hörte. —

Das war's, o Schicksal, was der Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen!

Drum flucht er nun empor mit wildem Spott,
Gequält von seinem Schmerz, an jener Stelle,
Wo er so selig einst gekniet vor Gott,
Drum irrt er, wie gebannt, um die Kapelle.

Der Raubschütz.

Nach einer Sage.

Der alte Müller Jakob sitzt
Allein beim Glase Wein.
Schwarzmitternacht, nur manchmal blitzt
Ein Wetterstrahl herein.

Das Mühlrad saust, es braust der Wind;
Doch schlafen ruhig Weib und Kind.

Der Alte thut manch raschen Zug;
Er denkt an Zeit und Tod.
Wie draußen jagt des Sturmes Flug,
So jagen Lust und Not,
Die längst begrabnen, neuerwacht,
Ihm durch die Brust in dieser Nacht.

Die Thür geht auf, er fährt empor:
Wer kommt zu solcher Stund?
Ein Waidmann mit dem Feuerrohr,
Mit seinem Stöberhund,
Hahnfeder, Gemsbart auf dem Hut,
Das grüne Wamms befleckt mit Blut.

Der Müller starrt, zurückgebeugt,
Dem Jäger ins Gesicht,
Sein Haar entsetzt zu Berge steugt,
Sein Blut zum Herzen kriecht:
Der Raubschütz ist's, der wilde Kurd,
Der jüngst im Wald erschossen wurd'.

Der finstre Jäger an die Wand
Auf Jakobs Büchse winkt;
Der preßt sein Glas in zager Hand,
Daß es zu Scherben springt;
Gehorchend nimmt er sein Gewehr,
Und schleicht dem Grausen hinterher.

Sie streifen in den Wald hinaus,
Nach süßem Wildesraub;
Stets lauter wird der Winde Braus,
Der Pfade dürres Laub.
Der Jäger ruft voll heißer Gier:
„Komm, Bruder, jagen, jagen wir!"

Sie ziehn fort fort im finstern Wald
Durch Strupp und Strom gar frisch;
Das Wild schrickt auf, die Büchse knallt,
Der Stöbrer im Gebüsch
Rauscht mit arbeitendem Geruch,
Der Jäger ruft: such, Hundel, such!

Doch an des Walds geheimstem Ort,
Auf seinem liebsten Stand,
Wo jüngst die Kugel ihn durchbohrt
Aus meuchlerischer Hand,
Da bleibt er stehn und donnert: „Schau!
Hier schoß er mich wie eine Sau!"

Es ächzt der Wald im Sturm verzagt,
Vom Monde jetzt erhellt;
Der kühn gewordne Müller fragt:
Was ist's in jener Welt?
Da murmelt trüben Angesichts
Der Jägersmann: „Es ist halt nichts!"

Warnung im Traume.

In üppig lauter Residenz
Verschwelgt mit reicher Habe
Ein Jüngling seinen Lebenslenz;
Die Eltern ruhn im Grabe.

Die Mutter lag am Sterbepfühl
Mit matten Herzensschlägen,
Sie legte blaß und todeskühl
Die Händ' ihm auf zum Segen.

Und sie verschwendet noch im Schmerz
Der Kräfte letzten Glimmer,
Daß nun das Kind ihr treues Herz
Verlassen soll auf immer.

Der Mutterliebe ew'ge Macht
Hält sie dem Sohn vereinet,
Wie mildes Mondlicht in der Nacht
Des Wandrers Pfad bescheinet.

Umschwebt sie auch im Geisterflug
Still segnend den Bedrohten,
Gewaltig ist der Sinnenzug,
Und kraftlos sind die Toten.

Sie sah, wie's letzte Röslein sich
Von seiner Wange stehle,
Und wie die Unschuld ihm verblich,
Die Rose seiner Seele.

Sie sah den Sohn die Sinnengier
Stets fesselnder umgarnen;
Ein Trost nur war geblieben ihr:
In Träumen ihn zu warnen.

Nach einem wildverbrausten Tag,
Verbuhlet und vertrunken,
Der Jüngling auf dem Bette lag,
Dem Schlafe heimgesunken.

Da träumt ihm, daß er Abends irrt
Durch volkbelebte Straßen,
Wo manche Dirne lockend kirrt
Zu lüsternem Umfassen.

Schon wandelt der Laternenmann
Von Pfahl zu Pfahl und zündet
Dem Laster seine Sterne an,
Das hier sich sucht und findet.

Der Jüngling sieht ein lockend Weib
An ihm vorübergleiten,
Um deren üppig schlanken Leib
Sich Licht und Dunkel streiten.

Das Licht ihm wenig nur erhellt,
Die Lust nach dem zu wecken,
Was ihm das Dunkel vorenthält
Mit reizend schlauem Necken.

Er will den Reizen sein zu Gast,
Sie laden ihn so dringend,
Er eilt ihr nach, der Schritte Hast
Je mehr und mehr beschwingend.

Doch wie er nach der Dirne setz',
Er kann sie nicht erreichen,
Er sieht die Dunkle weiter stets,
Und lockender entweichen.

Sie gleichet einem Nebelbild
Mit leisem, fernem Winken;
Sein Blick dem Sonnstrahl heiß und wild,
Den Nebel aufzutrinken.

Schon haben sie im raschen Zug
Die wache Stadt verlassen,
Und schon durchkreuzt ihr schneller Flug
Der Vorstadt öde Straßen.

Nur hier und dort ein Licht noch brennt
Bei Toten oder Kranken;
Und fort und fort die Dirne rennt,
Er nach mit gier'gem Zanken:

„Was rennst du, Tolle, so geschwind?
Wo steht dein süßes Lager?"
Da pfeift ums Ohr ein kalter Wind
Dem ungestümen Frager.

„Halt an, halt an die tolle Flucht!
Ich will dich fürstlich zahlen!"
Also der Jüngling fleht und flucht,
Schwerkrank an Wollustqualen.

Nun ist kein Haus zu schauen mehr;
Mit argbetroffnen Blicken
Sieht er nur Gräber rings umher,
Und ernste Kreuze nicken.

Da wend't sie sich im Mondenlicht,
Zu seiner Qualgenesung:
Mit grauverwischtem Angesicht
Umarmt ihn — die Verwesung. —

Doch fuhr er kaum vom Schlummer auf,
Hat er den Traum versungen,
Und hat der wüste Lebenslauf
Ihn wiederum verschlungen.

Bald ward des Traumes kalte Braut
Am schweigenden Altare
Dem Jüngling wirklich angetraut,
An seiner Totenbahre.

Vermischte Gedichte.

Die Thränen.

Thränen, euch, ihr trauten, lieben,
Bring' ich diesen Dankgesang!
Seid ja auch nicht ausgeblieben,
Wenn mein Herz im Liede klang;

Schlichet die bekannten Gleise
Still herab, als wolltet ihr
Meinen Schmerz behorchen leise,
Und das Lied quoll sanfter mir.

Wenn der Dolch im Busen wühlte,
Tief vom Unglück eingebohrt,
Kam der Trost von euch und spülte,
Linde die Verzweiflung fort.

O flieht keinen Wildumdrohten
Von Orkan und Wetterschein!
Naht ihm, naht ihm, Friedensboten,
Laßt den Armen nicht allein!

Ist die Nacht vorbei, so fehle
Ihm doch eure Treue nicht,
Und die Traufe seiner Seele
Netze mild sein Angesicht

Mit der Wehmut süßen Tropfen,
Daß sein Herz, war's auch gequält,
Nie verlerne doch zu klopfen
Dieser schönen Gotteswelt. —

Nicht nur, wo der Herzensnager
Gram wühlt, habt ihr euern Lauf,
Auch wo Lust ihr Reiselager
Schlägt in einem Busen auf:

Ha, wie wogt das Festgetümmel
In dem engen Kämmerlein,
Wenn der ganze reiche Himmel
Überfüllend will hinein!

Und die Thränen seh' ich blinken
Auf der Wang' im Freudenglast,
Und sie zittern und sie winken
Alle Welt herein zu Gast. —

Als ich einst am Sterbebette
Eines lieben Freundes stand,
Und der Tod die Freudenkette
Kalt uns aus den Händen wand,

Weint' ich ihm die letzte Ölung
Und — schon lag er still und bleich;
Doch in seines Auges Höhlung
War noch eine Thräne weich;

War so heilig anzuschauen,
Wies die Sehnsucht himmelan,
Wie der Engel, den die Frauen
Einst am Grabe Jesu sahn.

In der Krankheit.

1.

Nacht umschweigt mein Krankenlager;
An der morschen Diele nur
Reget sich der kleine Nager,
Und es pickt die Pendeluhr,
Die eintönig mich bedeutet,
Wie das Leben weiter schreitet.

Über trübe, heitre Stellen
Schreitet's unaufhaltsam hin,
Wie des Stromes rasche Wellen
Blum' und Dorn vorüberziehn.
Immer senkt die Bahn sich jäher,
Kommt der Schritt dem Tode näher.

Mir auch senkt sie sich, und schaurig
Weht es aus der Niederung;
Und, noch Jüngling, hör' ich traurig,
Wie aus banger Dämmerung
Meines Herzens matten Schlägen
Rauscht die Todesflut entgegen.

2.

Einsamkeit! mein stilles Weinen
Rinnt so heiß in deinen Schoß;
Doch du schweigst und hast nicht einen
Seufzer für mein trübes Los!
Legen schon die Jugendjahre
Abgeblüht mich auf die Bahre,
Wird kein Auge feuchten sich?
Wird kein Busen bänger schlagen,
Wenn sie mich zu Grabe tragen?
Liebt kein Herz auf Erden mich?
Heißer strömt es von der Wange:
Keines, keines! fühl' ich bange.

An die Melancholie.

Du geleitest mich durchs Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie!

Führst mich oft in Felsenklüfte,
Wo der Adler einsam haust,
Tannen starren in die Lüfte,
Und der Waldstrom donnernd braust,

Meiner Toten dann gedenk' ich,
Wild hervor die Thräne bricht
Und an deinen Busen senk' ich
Mein umnachtet Angesicht.

Einem Freunde ins Stammbuch.

Rüstig wandelst du fort die Alpenpfade der Edlen,
Wo die reinere Luft Busen und Stirne dir kühlt;
Pflückest vom Felsengeklipp, vom schmalen Rande des Abgrunds
Duftende Blumen und schlingst sie zum harmonischen Kranz,
Ihn zu tragen, ein Opfer, zum Hochaltare der Menschheit,
Ach, um welchen es stets stiller und einsamer wird.
Traurig flüstern auf ihm die Kränze der wenigen Edlen,
Totenkränze nunmehr schöner verblichener Zeit.
Aber du wandle hinan getrost, und wäre dein Leben
Auch nur Feier des Tods schöner verblichener Zeit.

Kommt auf deinen Pfaden dir einst der Donner entgegen,
Dräuend im nächtlichen Flug, fahren Orkane dich an:
Freund, dann flattre dies Blatt vor deinen Blicken im Sturme,
Und es rausche dir zu: „Denke des liebenden Freunds!"

Vergänglichkeit.

Vom Berge schaut hinaus ins tiefe Schweigen
Der mondbeseelten schönen Sommernacht
Die Burgruine; und in Tannenzweigen
Hinseufzt ein Lüftchen, das allein bewacht
Die trümmervolle Einsamkeit,
Den bangen Laut: „Vergänglichkeit!"

„Vergänglichkeit!" mahnt mich im stillen Thale
Die ernste Schar bekreuzter Hügel dort,
Wo dauernder der Schmerz in Totenmale,
Als in verlassne Herzen sich gebohrt;
Bei Sterbetages Wiederkehr
Befeuchtet sich kein Auge mehr.

Der wechselnden Gefühle Traumgestalten
Durchrauschen äffend unser Herz; es sucht
Vergebens seinen Himmel festzuhalten,
Und fortgerissen in die rasche Flucht
Wird auch der Jammer; und der Hauch
Der sanften Wehmut schwindet auch.

Horch' ich hinab in meines Busens Tiefen,
„Vergänglichkeit!" klagt's hier auch meinem Ohr,
Wo längst der Kindheit Freudenkläng' entschliefen,
Der Liebe Zauberlied sich still verlor;
Wo bald in jenen Seufzer bang
Hinstirbt der letzte frohe Klang.

Zögerung.

Beschritten schon von seinem Reiter,
Rafft auf der Weide noch das Roß
Die letzten Halme, will nicht weiter,
Bis ihm der Sporen scharfer Stoß
Gewaltig in die Seiten dringt
Und es im Sturm von dannen zwingt.

Und fühlt der Mensch mit bleichem Beben
Den Tod ihm sitzen am Genick,
So klammert sich sein Fuß ans Leben,
Er bettelt um den Augenblick,
Bis rauh der Tod die Geißel schwingt
Und ihn mit Macht von dannen zwingt.

An eine Dame in Trauer.

Vom Grabe deines treuen Mannes
Ist noch die Schaufel feucht;
O Weib, o nichts von einem Weibe!
Dein Aug' ist nicht mehr feucht?

Hinab! zuchtloses Blut der Wangen!
Ins Herz, du Schandeborn!
Kann dich des Gatten Tod nicht jagen,
So jage dich mein Zorn.

Das Thränenschild, den Flor herunter,
Mit dem du dich behängt!
In dieser Kneipe wird die Thräne,
Die edle, nicht geschenkt.

Einem Knaben.

Was trauerst du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst du so?
Daß treulos dir im raschen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

Du blickest bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickst du in deinem Kindestraum.

Du legst so schlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus,
Und prüfest rings die Sprossenwände
Und fragst: „wie kam er nur hinaus?"

An jenem Baume hörst du singen
Den Fernen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltsam eilig dringen
Die heißen Thränen dir hervor.

Gieb acht, gieb acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht dastehst trauernd einst,
Und um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens bitter weinst!

Daß du die Hand, die sturmerprobte,
Nicht legst, ein Mann, an deine Brust,
Darin so mancher Schmerz dir tobte,
Dir säuselte so manche Lust;

Daß du die Hand mit wildem Krampfe
Nicht drückest deinem Busen ein,
Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
Entflohn, das scheue Vögelein.

Dann hörst du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her;
Neigst hin dich nach den süßen Weisen:
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr! —

Abschied.

Lied eines Auswandernden.

Sei mir zum letztenmal gegrüßt,
Mein Vaterland, das, feige dumm,
Die Ferse dem Despoten küßt,
Und seinem Wink gehorchet stumm.

Wohl schlief das Kind in deinem Arm;
Du gabst, was Knaben freuen kann;
Der Jüngling fand ein Liebchen warm;
Doch keine Freiheit fand der Mann.

Im Hochland streckt der Jäger sich
Zu Boden schnell, wenn Wildesschar
Heran sich stürzet fürchterlich;
Dann schnaubt vorüber die Gefahr:

Mein Vaterland, so sinkst du hin;
Rauscht deines Herrschers Tritt heran,
Und lässest ihn vorüberziehn,
Und hältst den bangen Atem an. —

Fleug, Schiff, wie Wolken durch die Luft,
Hin, wo die Götterflamme brennt!
Meer, spüle mir hinweg die Kluft,
Die von der Freiheit noch mich trennt!

Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blütenreichem Strand
Die Flut der Tyrannei zerschellt,
Ich grüße dich, mein Vaterland!

Am Grabe eines Ministers.

Du fuhrst im goldnen Glückeswagen
Dahin den raschen Trott,
Von keuchenden Lüsten fortgetragen,
Und dünktest dir ein Gott!

Wie flogen des Pöbels Rabenschwärme
Dir aus dem Weg so bang,
Da sie hörten der Geißel wild Gelärme,
Der Räder Donnerklang!

Ein weinender Bettler, stand am Wege
Das arme Vaterland,
Und flehte dich an um milde Pflege
Mit aufgehobner Hand;

Doch wie auch klagte die bittre Klage,
Wie auch die Thräne rann:
Du triebst mit gellendem Geißelschlage
Vorüber dein Gespann! —

„Halt!" schlug nun eine grause Stimme
An dein entsetztes Ohr,
Es stürzt' ein Räuber mit Hohn und Grimme,
Der Tod, vom Wald hervor,

Und hieb die Stränge mit scharfem Schwerte
Vom Wagen, riß mit Macht
Dich fort, trotz Flehen und Angstgeberde,
In seine finstre Nacht.

Das Vaterland mit Lachen und Singen
Hält Wacht an deinem Grab,
Scheucht Thränen und Seufzer und Händeringen
Fort mit dem Bettelstab!

Der Indifferentist.

Ob du, ein Sokrates, den Schierlingsbecher
Aufs Wohl des Vaterlandes lächelnd trinkst;
Ob du, ein schnöder, teuflischer Verbrecher,
Vom Henkerbeil getroffen, fluchend sinkst;

Ob dein Genie sein Werk den raschen Zeiten
Geschleudert, ein Gebirg, in ihre Bahn,
Daß sie an seinem Fuß vorüberschreiten,
Und grauend seine Gipfel starren an;

Ob nichts dein langes Leben war hienieden,
Als für's Gewürm des Grabes eine Mast;
Ob du, der Menschheit Fesseln anzuschmieden,
Ein toller Held, die bange Welt durchrast:

Ist just so wichtig, als: ob nur im Kreise
Einförmig stets das Aufgußtierchen schwimmt,
Ob es vielleicht nach *rechts* die große Reise,
Vielleicht nach **links** im Tropfen unternimmt.

In das Stammbuch einer Künstlerin.

Erinnerung an einen Spaziergang.

Nach langem Wege durch die Sommerschwüle
Rauscht' uns ein Wald entgegen seinen Gruß,
Uns übergoß die Luft mit süßer Kühle,
Die Blätternacht mit ihrem Labekuß.

Und wie wir aus den heißen, hellen Triften,
Wo mühend sich der Mensch dem Leben weiht,
Ins Waldgeheimnis weiter uns vertieften,
Und in den Schatten Gottes Einsamkeit; —
So flohen deine heiteren Gespräche
Fort von des Lebens wüstem, steilen Hang
Waldein, und wanden sich als klare Bäche
Durchs Labyrinth der Kunst mit leisem Klang.
Auf ihren Wellen bebten die Gestalten
Von all den Blumen, die ihr Lauf berührt;
Ich aber sah, nachhängend ihrem Walten,
Die froherstaunte Seele mir entführt.

Unmögliches.

Bevor mein Blick den Zauber noch getrunken,
Der, wie die Farbenpracht am Demant glüht,
Dich tausendfach, doch immer neu, umblüht,
Horcht' ich dem Freund, in Ahnungen versunken.
Wir sehn des Berges Haupt in Purpur prangen,
Wenn schon die Sonne sank und Dämmerung
Den Hain umflort: so strahlt Erinnerung
An dich, Geliebte, von des Freundes Wangen.
Begeistert taucht' er in des Busens Tiefen
Den Pinsel und er malte warm und mild
Dem sel'gen Horcher dein entzückend Bild,
Gefühle weckend, die seit lange schliefen.
Doch wie's dem Dichter nimmer will gelingen,
Des Busens Drang ins enge Wort zu zwingen,
Hinüber uns in seine Welt zu singen;
So hat der Freund vergebens dich gemalt,
Sie nicht erreicht, die göttliche Gestalt,
Und deiner Seele stille Allgewalt.

Einem Ehrsüchtigen.

Laß das Ringen nach der Ehre;
Lieber all dein heißes Streben
In den eignen Busen kehre,
Und du lebst ein schöners Leben.

Frage.

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborner,
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!

Mein Stern.

Um meine wunde Brust geschlagen
Den Mantel der Melancholei,
Flog ich, vom Lebenssturm getragen,
An dir, du Herrliche, vorbei.

Vom Himmel deiner Augen stiegen
Wie Engel Thränen niederwärts
An deinen holdgerührten Zügen,
Und priesen mir dein gutes Herz.

Und alle Welten um mich schwanden,
Mein Leben starrt' in seinem Lauf,
Im süßempörten Busen standen
Die alten Götter wieder auf.

Da riß der Sturm von dir mich wieder
Hinaus in seine wüste Nacht;
Doch strahlt nun Frieden auf mich nieder
Ein Stern mit ewig heller Pracht.

Denn, wie vom Tode schon umfangen,
Der Jüngling nach der holden Braut
Die Arme streckt mit Glutverlangen
Und sterbend ihr in's Auge schaut:

So griff nach deinem holden Bilde
Die Seele, schaut es ewig an,
Sieht nichts vom trüben Erdgefilde,
Fühlt nicht die Dornen ihrer Bahn.

Entriss' auch einst der Tod mir strenge,
Was mir das Leben Liebes gab;
Er nehm' es hin! doch Eines ränge —
Ich ränge kühn dein Bild ihm ab.

Der Selbstmord.

Scheitert unsre Brust an Klippen,
Hingeschellt von Sturmeswut;
Trinkt mit aufgerissnen Lippen
Unsre Wunde Schmerzensflut;

Schöpft das Herz dann hastig bange
Aus der Brust den Thränenguß,
Weil es sonst, vom Wellendrange
Überströmt, versinken muß:

Dann wird auch der Sturm beschworen,
Helle wird die Finsternis,
Es vertünchen milde Horen
An der Brust den Wundenriß.

Aber ist das Herz ein zages,
Wenn die Brust die Woge trinkt,
Starrt es ob des Klippenschlages
Störrisch, müßig — und versinkt.

Ist's ein wildes, ungezäumtes,
Wird es im Tumulte scheu,
Todestrunken glüht und schäumt es,
Und zertrümmert sein Gebäu.

Wenn dann auch der Himmel heiter
Und mit lindem Hauche weht,
Sanft der Strom hinwiegt die Scheiter;
Für die Toten ist's zu spät.

Doch ihr Schifflein, hört, ihr andern!
Seid ihr auch dem Sturm entwischt,
Ruhig mögt ihr weiter wandern,
Aber nicht gehöhnt, gezischt:

„Wie der Nachen ward zertrümmert!
Wie das Herz im Strom ersoff!
Warst wohl auch zu leicht gezimmert!
Warst wohl auch aus schlechtem Stoff!"

Hütet euch, ihr andern, hütet!
Denkt an eurer Fahrten Rest;
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Nest.

Reiterlied.

Wir streifen durchs Leben im schnellen Zug,
Ohne Rast wie die stürmische Welle;
Wir haschen die Frucht im Vorüberflug,
Und schlummern nicht ein an der Quelle;
Wir pflücken die Rose, wir saugen den Duft,
Und streuen sie dann in die flatternde Luft.

Der Friedliche sitzet und lauert bang,
Bis das Glück ihm poch' an der Thüre.
Noch späht er beim Sterbeglöckleinklang,
Ob das Glück an der Klinke nicht rühre;
Wohl rührt sich die Klink' und es tritt herein,
Erschrick nicht, du Armer — es ist Freund Hein!

Der Reiter verfolgt das entlaufende Glück,
Er faßt's an den fliegenden Locken
Und zwingt es zu sich auf den Sattel zurück,
Und umschlingt es mit wildem Frohlocken:
„Mußt reiten mit mir durch Nacht und Graus,
Durch Strom und Geklüft zum blutigen Strauß!"

Wir sprengen hinein in die laute Schlacht,
Es tanzen die wiehernden Rosse
Dahin, wo der Donner am stärksten kracht,
Weit voran dem trippelnden Trosse:
Dem Reiter kredenzt auf sein stürmisch Gebot
Den ersten, den feurigsten Trunk der Tod!

An J. Klemm.

O säume nicht, mit Wein, Gesang und Kosen
Dein Herz zu frischen! sieh, die Jugend flicht
In deinen Strauß schon ihre letzten Rosen,
Bald wendet sie das holde Angesicht,
Und flieht und schwindet tief und tiefer immer
Im Hain Vergangenheit — und kehret nimmer.

Dann gilt's, empor zur Lebenshöh' zu dringen,
Dann hörst du hinter dir im Blütenthal
Das „Gaudeamus igitur!" verklingen.
Und deine Bahn wird glühend, schroff und kahl:
Am Strauße, den die Jugend dir gewunden,
Ist bald so Duft wie Farbenpracht verschwunden.

Doch wallst du einst zur Abendherberg nieder,
Tränkt kühler Tau den welken Blumenstrauß,
Dann blüht er neu mit Duft und Farbe wieder;
Du setzest müde dich vors stille Haus,
Spielst mit dem Strauß, dem Kinde schöner Zeiten,
Und schlummerst ein — die Blumen dir entgleiten.

Zuflucht.

Thut man Kindern was zu Leide,
Fliehn zur Mutter sie voll Schrecken,
Sich in ihrem Faltenkleide
Vor dem Quäler zu verstecken.

Weiche Herzen bleiben Kinder
All ihr Leben, und es falle
Ihnen auch das Los gelinder,
Als den Herzen von Metalle.

Jagt sie Unglück, wie zum Fluche,
Fliehn sie bang und immer bänger,
Bis sie hinterm Leichentuche
Sich verbergen ihrem Dränger.

Der Greis.

Durch Blüten winket der Abendstern,
Ein Lüftchen spielt im Gezweige;
Der Greis genießt im Garten so gern
Des Tages süße Neige.

Dort seine Enkel, sie jagen frisch
Im Grase hin und wieder;
Die Vöglein singen im Gebüsch
Nun ihre Schlummerlieder.

Es lieben Kinder und Vögelein,
— Die Glücklichsten auf Erden! —
Bevor sie Abends schlafen ein,
Noch einmal laut zu werden.

Da schlängelt der schnelle Kinderkreis
Sich blühend durch blühende Bäume
Sie gaukeln um den stillen Greis
Wie selige Jugendträume.

Sein Auge folgt am Wiesenplan
Der Unschuld fröhlichen Streichen;
Da jauchzt ein Knabe zu ihm heran,
Ihm eine Blume zu reichen.

Der Alte nimmt sie lächelnd hin
Und streichelt den schönen Jungen!
Und will liebkosend ihn näher ziehn;
Der aber ist wieder entsprungen.

Und wie der Greis nun die Blume hält
Und ansieht immer genauer,
Ihn ernstes Sinnen überfällt,
Halb Freud' und milde Trauer.

Er hält die Blume so inniglich,
Die ihm das Kind erkoren,
Als hätte seine Seele sich
Ganz in die Blume verloren;

Als fühlt' er sich gar nah verwandt
Der Blume, erdentsprossen,
Als hätte die Blum' ihn leise genannt
Ihren lieben, trauten Genossen.

Schon spürt er im Innern keimen wohl
Das stille Pflanzenleben,
Das bald aus seinem Hügel soll
In Blumen sich erheben.

Der Unbeständige.

Daß ich dieß und das beginne,
Heute grad und morgen quer,
Gegen das, was heut ich minne,
Morgen richte Spieß und Speer:

Sollte das so sehr dich wundern,
Du mein consequenter Mann?
Keiner von den Erdenplundern
Lange mich behalten kann!

Heute bin ich zum Exempel
Ganz ein Metaphysikus;
Morgen schallt in Themis Tempel
Mein unstäter Menschenfuß.

Heute steh' ich Nachts am Giebel,
Suche Jungfrau, Stier und Bär;
Morgen les' ich in der Bibel,
Übermorgen im Homer.

Blickt mein Geist im Wissensdrange
Durch ein Fenster in die Welt,
O dann paßt er auch nicht lange,
Sieht er drinnen nichts erhellt;

Und er guckt zu einem andern
In die finstre Welt hinein!
Muß von hier auch weiter wandern,
Nirgends auch nur Lampenschein!

Freilich, wenn du unabwendig
Starrest in dasselbe Loch,
Wird's vor deinem Blick lebendig,
Dein Ausharren lohnt sich doch;

Denn die Augen dir erlahmen,
Und Gespenster malen sich
In des Fensters leeren Rahmen:
Und man nennt den Weisen dich.

Abendheimkehr.

Sein Bündel Holz am Rücken bringt
Der Arme heimgetragen;
Der frohe Knecht die Geißel schwingt
Am erntevollen Wagen.

Die milchbeladne Herde wiegt
Sich in die trauten Ställe;
Mit Scherz und Kuß zur Dirne fliegt
Der lustige Geselle.

Von Feld und Walde pfeift nach Haus
Der Jäger dort, der rasche;
Und Has' und Wachtel guckt heraus,
Zu prahlen, aus der Tasche.

Den Dichter sieht man aus der Nacht
Der Eichen selig schwanken;
Er taumelt heim mit seiner Tracht
Unsterblicher Gedanken.

Vanitas.

Eitles Trachten, eitles Ringen
Frißt dein bischen Leben auf,
Bis die Abendglocken klingen,
Still dann steht der tolle Lauf.

Gastlich bot dir auf der Reise
Die Natur ihr Heiligtum;
Doch du stäubtest fort im Gleise,
Sahst nach ihr dich gar nicht um.

Blütenduft und Nachtigallen,
Mädchenkuß und Freundeswort
Riefen dich in ihre Hallen;
Doch du jagtest fort und fort.

Eine Thörin dir zur Seite
Trieb mit dir ein arges Spiel,
Wies dir stets ins graue Weite:
„Siehst du, Freund, dort glänzt das Ziel!"

War es Gold, war's Macht und Ehre,
Was sie schmeichelnd dir verhieß:
Täuschung war's nur der Hetäre,
Eitel Tand ist das und dies.

Sieh! noch winkt sie dir ins Weite
Und du wardst ein alter Knab!
Nun entschlüpft dir dein Geleite,
Und du stehst allein — am Grab.

Kannst nicht trocknen mehr die Stirne,
Da du mit dem Tode ringst;
Hörst nur ferne noch der Dirne
Hohngelächter — und versinkst!

Fragmente.

Der Jüngling.

Der Jüngling stoßt vom Strand im leichten Kahne,
Die Sehnsucht hat die Segel ihm gebreitet;
Wie rasch im Phantasieen-Ozeane,
Von Westen fortgekost, dahin er gleitet!
Schon weht auf neuen Welten seine Fahne,
Wo selig er durch Paradiese schreitet
Und Blumen pflückt, wie nimmer sie geboren
Im reichsten Lenz die heimatlichen Horen.

„Willkommen, Jüngling, von der fernen Reise!"
Begrüßt ihn tückisch wieder nun das Leben,
Und kosend naht ein Weib, unmerklich leise
Der Liebe Gaukelmacht um ihn zu weben.
Sie hält ihn festgebannt in ihrem Kreise
Mit Seufzerformeln, heuchelndem Ergeben:
Froh schmückt er ihr mit seinen Traumesblüten
Die Brust, um welche Todeslüfte brüten.

Der falsche Freund.

„O sei mein Freund!" so schallt's vom Heuchelmunde
Dem Falschen, der mit heimlichem Behagen
Den Vorteil überzählt von solchem Bunde;
Du traust ihm, und — schon hast du eingeschlagen,
Ein edler Thor! Naht einst die Wetterstunde,
So siehst den Schurken du mit bleichem Zagen
In seines Ichs bequeme Hütte springen,
Hinausgesperrt magst mit dem Sturm du ringen.

Die schlimme Jagd.

Das edle Wild der Freiheit scharf zu hetzen,
Durchstöbert eine finstre Jägerbande
Mit Blutgewehren, stillen Meuchelnetzen
Der Wälder Heiligtum im deutschen Lande.
Das Wild mag über Ström' und Klüfte setzen,
Und klettern mag's am steilen Klippenrande:
Der Waidruf schallt durch Felsen, Ström' und Klüfte,
Empört verschleudern ihn die deutschen Lüfte.

Der feile Dichter.

Die Muse muß zur Metze sich erniedern,
Der Dichter sendet sie zum Mäcenaten,
Und, frechgeschürzt, mit schaugestellten Gliedern,
Der Göttlichkeit vergessend, tief entraten,
Umtanzt sie ihn mit schnöden Schmeichelliedern,
Liebäugelnd mit den blinkenden Dukaten.
Sie muß den Gott in ihm zum Schlaf bethören,
Das Tier zu wilder Glut und Flamm' empören.

Auf einen Professor philosophiae.

Seht ihr den Mann mit stäubender Perrücke?
Wie sprudelt ihm die hochgelahrte Kehle!
Seht, an der morschen Syllogismenkrücke
Hinkt Gott in seine Welt; die Menschenseele
Ist ewig, denn sie ist aus einem Stücke!
Und daß der Argumente keines fehle,
Hat er ein weises ergo noch gesprochen:
Der Mensch ist frei, die Fesseln sind gebrochen!

Theismus und Offenbarung.

Vom Saatenfeld die Lerche zieht
Froh himmelwärts mit ihrem Lied;
Die Stolze meidet Busch und Baum,
Der Blüten schönen Frühlingstraum,

Durch deren säuselndes Gewimmel
Hereinblickt der gebrochne Himmel;
Sie sucht den vollen Morgenschein,
Sie will bei ihren Liederfesten
Dem Himmel auch von Blütenästen
Entgegen nicht gehalten sein.
Doch sucht die holde Nachtigall
Der Blüten heimliche Verwahrung;
Ihr weckt den süßern Liederschwall
Der Liebe Frühlingsoffenbarung.

Abmahnung.

Laßt ab, laßt ab! bauwütig rauhe Leute,
Und störet mir die liebe Stelle nimmer,
Wo spielend sich des Städtchens Jugend freute
In seines Glückes flücht'gem Morgenschimmer.

Hier spielten eure Väter, eure Ahnen;
Hier hat sie abgerufen einst das Leben
Auf seines Ernstes dornenvolle Bahnen;
O wollet euch der Stelle fromm begeben!

Wohl heilig ist zu achten solche Stätte,
Wo sich vom Ahn zum fernen Kind gewunden
Der Jugendspiele goldne Freudenkette,
Wo viele lebten ihre liebsten Stunden.

Doch wollt ihr bauen, bauet Kirchhofwände,
Daß man den Toten hier zu seinem Grabe,
Zugleich zur Stätte seiner Jugend sende,
Daß er sein Bestes hier beisammen habe!

Warnung und Wunsch.

Lebe nicht so schnell und stürmisch;
Sieh den holden Frühling prangen,
Höre seine Wonnelieder;
Ach, wie bleich sind deine Wangen!

Welkt die Rose, kehrt sie wieder;
Mit den lauen Frühlingswinden
Kehren auch die Nachtigallen;
Werden sie dich wiederfinden? —

„Könnt' ich leben also innig,
Feurig, rasch und ungebunden,
Wie das Leben jenes Blitzes,
Der dort im Gebirg verschwunden!"

Waldestrost.

Im Walde schleicht ein alter Mann,
Allein mit seinem Leid,
Er ist so ärmlich angethan
Mit einem Lodenkleid.

Er blickt so traurig um sich her,
An seinen Stab gelehnt;
Dem Manne ist's im Herzen schwer;
Wonach er wohl sich sehnt?

Den Bäumen nimmt der Herbst das Laub,
Der Tod im Walde tost,
Der Alte starret in den Staub,
Als sucht' er dort sich Trost.

Vom Dickicht rauscht vor ihn ein Reh,
Und hält, und will nicht fliehn,
Als wär's gerührt von seinem Weh,
Als wollt' es trösten ihn.

Schau tief dem Reh, du armer Mann,
In seinen Kindesblick,
Vielleicht der Blick dir lindern kann
Dein trauriges Geschick!

Der Unentbehrliche.

Könnt' ich tausendfach mich teilen,
Schnell mit allen Winden eilen,
Überall zugleich zu walten,
Wo's die Welt gilt zu gestalten:
Würden nicht durch meine Kräfte
Rasch gedeihn der Zeit Geschäfte?

Doch, so läßt mich mein Geschick
Schauen nur im Zeitungsblick;
Ohne mich in fernen Reichen
Die verlassnen Völker schleichen! —
Von den Sternen möcht' ich wissen,
Ob sie mich nicht schwer vermissen?

An Fräulein Charlotte von Bauer.

Bei Übersendung meiner Gedichte.

Laß dich von dem bunten Häuflein
Meiner Herzenskinder grüßen!
Ist darunter auch ein Teuflein,
Schmiegt es sich zu deinen Füßen.
Wenige davon sind munter,
Und die meisten werden kommen
Ernst und mürrisch, Kopf vorunter;
Doch es fehlt auch nicht an frommen.
Aber wenn dir von dem Völklein
Hier die tollen und verwegnen,
Dort leichtfertige begegnen,
Wie verblas'ne Pfeifenwölklein;
Oder wenn dir meine Kleinen
Plötzlich oft zusammenschaudern,
Gar zu viel vom Tode plaudern,
Wenn sie dir im Hause weinen:
Greife mächtig ins Klavier,
Zauberin im Klangrevier,
All den Braus mit deinen Tönen
Mildmelodisch zu versöhnen.
Könnt' ich dann dich still belauschen,
Wie der Töne rasche Wellen
Unter deinen Fingern quellen
Und bewundernd dich umrauschen!

Schwärmer.

Diese Blumen ohne Duft und Farben,
Und von ihr, an deren Brust sie starben,
In den Staub geworfen und vergessen,
Magst du sie noch an die Lippen pressen?

Soll die Blüthe ihnen wiederkehren,
Daß du sie betaust mit Liebeszähren?
Schwärmer, den ein welkes Blatt entzückt,
Das im Spiel ein schönes Kind zerknickt!

„Schwärmer! denkst du noch an jene Leiche?
O wie mochtest du die welke, bleiche
Überweinen und zur Lippe pressen!
War sie nicht verlassen und vergessen
Von der schönen Seel' in flücht'ger Eile,
Die damit gespielet kurze Weile?"

An einen Langweiligen.

Unnahbar sind die Mächte, unbezwingbar,
Die dir getreu, gleich Sklaven, schwerbejochten,
An deine Ferse, deinen Wink geflochten,
Zu mächtig schier, als daß sie mir besingbar.
Mein Saitenspiel auch darf nur zagend hoffen,
Von ihrem Sieg zu bleiben ungetroffen.

Doch Tyrannei ist Mutter der Empörung;
Drum wagt' ich einst mit lustigen Gesellen,
Gemacht, den Kater Cato selbst zu prellen
Um einen Schwank, — wir wagten die Verschwörung.
Uns in der Schenk' an deinen Tisch zu setzen,
Mit Scherz und Witz dich einmal scharf zu hetzen.

Weh uns! da quoll der Murmelbach der Rede
Hervor aus deines Kopfes finstrer Nacht,
Und unsre plänkelnde Vorpostenwacht,
Der Scherz, der Witz erlagen in der Fehde;
Von Wassergeistern ward der Witz umnebelt,
Von ihnen ward im Hui! der Scherz geknebelt.

Da trat, für uns zu Schmach und argem Spotte,
Die hohe Fürstin der Dämonenschar,
Mit faulen Schritten, trägem Zottelhaar,
Es trat aus deines Hirnes Felsengrotte
Die Langeweile, griff uns ohne Gnade,
Des Murmelbaches gähnende Najade.

Stille Sicherheit.

Horch, wie still es wird im dunkeln Hain,
Mädchen, wir sind sicher und allein.

Still versäuselt hier am Wiesenhang
Schon der Abendglocke müder Klang.

Auf den Blumen, die sich dir verneigt,
Schlief das letzte Lüftchen ein und schweigt.

Sagen darf ich dir, wir sind allein,
Daß mein Herz ist ewig, ewig dein!

Waldgang.

Ich ging an deiner Seite
In einem Buchenhaine;
Ein störendes Geleite
Ließ nimmer uns alleine.

Und mußten wir zurücke
Ins Herz die Worte pressen,
Uns sagten unsre Blicke,
Daß wir uns nicht vergessen.

Und sehn wir uns nicht wieder
In diesem Erdenleben,
Dich werden meine Lieder
Verherrlichend umschweben.

Das Bächlein trieb hinunter
Der Wellen rasche Tänze,
Und rauschend flocht und bunter
Der Herbst der Wehmut Kränze.

Doch aus des Walds Verdüstern,
Den Stimmen des Vergehens,
Hört' ich die Hoffnung flüstern
Des ew'gen Wiedersehens.

Scheideblick.

Als ein unergründlich Wonnemeer
Strahlte mir dein tiefer Seelenblick;
Scheiden mußt' ich ohne Wiederkehr,
Und ich habe scheidend all mein Glück
Still versenkt in dieses tiefe Meer.

Bestattung.

Schöner Jüngling, bist als Held gefallen;
Sieg und Ruhm in deiner letzten Stunde
Fächeln dir die heiße Todeswunde,
Draus die Seele muß von hinnen wallen.

An den Schultern narbenvolle Viere
Tragen dich auf deinen Grabeswegen,
Zu der Trommel trauerdumpfen Schlägen
Folgen finster deine Grenadiere.

Schöner Jüngling, dir am Grabe schallen
Ehrend die Kanonen ihr Geschmetter,
Wie im Walde sommerschwüle Wetter
Auf den toten Frühling niederhallen!

Lebewohl an Eugenie.

Lebewohl! ach jene Abendstunde,
Und mein Glück ist schnell verrauscht,
Wie das holde Wort aus deinem Munde
Dem mein zitternd Herz gelauscht;
Wie der Wellen dunkle Sprachen,
Die umbrausten unsern Nachen.

Lebewohl! kein räuberisch Geschicke
Meinem Herzen rauben kann,
Wie in deinem seelentiefen Blicke
Auf mein Glück der Himmel sann.
Stund' und Welle rauschten nieder,
Und wir sehen uns nicht wieder!

Aus!

Ob jeder Freude seh' ich schweben
Den Geier bald, der sie bedroht;
Was ich geliebt, gesucht im Leben,
Es ist verloren oder tot.

Fort riß der Tod in seinem Grimme
Von meinem Glück die letzte Spur;
Das Menschenherz hat keine Stimme
Im finstern Rate der Natur.

Ich will nicht länger thöricht haschen,
Nach trüber Fluten hellem Schaum,
Hab' aus den Augen mir gewaschen
Mit Thränen scharf den letzten Traum.

Vermischte Gedichte.

Neue Folge.

Laß mich ziehn!

Ich bin kein Freund von Sterbensehen;
Wenn deine Liebe soll vergehen,
So sterbe sie allein, ich will
Mit meiner sein allein und still.

Gedächtnis weiß getreu von Jahren
Die Liebeszeichen zu bewahren;
Wenn eins dir nach dem andern weicht,
Seh' ich, wie Tod dein Herz beschleicht.

Du merkst es nicht, viel ist geblieben;
O Gott! es war ein reiches Lieben!
Viel hat der Tod zu knicken doch,
Bis Alles aus; er knickt es noch.

Du merkst es nicht; mein sind die Schmerzen;
Doch leichter wird es deinem Herzen,
Da du von mir dich scheidest los,
Denn Lieben ist ein banges Los.

Wie Tod sich mag mit Liebe messen,
Bei dir, die ich nicht kann vergessen,
Will ich's nicht schau'n, wenn ich's auch seh'
Im Schmerze, daß allein ich steh'.

Gut ist's, vor's Aug' die Hände schlagen,
Ist nicht ein Anblick zu ertragen;
O könnte so das Herz dem Licht
Entfliehn beim Anblick, der es bricht!

Ich glaub' es nicht, daß deiner Seele,
Der schönsten, ew'ge Liebe fehle;
Doch traur' ich, bis die Gruft mich deckt,
Daß meine Lieb' sie nicht geweckt.

Zweifel und Ruhe.

Der Mensch auf halbem Weg entschlief
Im Schatten eines alten Baumes,
In Banden eines süßen Traumes,
Schlief manche Wanderstunde tief.
Das Laub des Baumes rauschte mild
Und bat den Schlaf: o bleibe lang!
Zum Traume sprach der Vögel Sang:
O male fort dein buntes Bild;
Daß uns der Schläfer nicht erwache,
Er weile unter diesem Dache!

Da kam der Zweifel, ihn zu wecken;
Er klopft ihm auf die Schulter sacht
Und spricht: steh auf, bevor es Nacht,
Zum Ziele sind noch weite Strecken.
Ich bin dein Freund, ein rauher zwar,
Doch treu, und warne vor Gefahr.

Er führt ihn fort durch stille Heiden,
Wo Lust und Zier des Lebens scheiden,
Natur blüht abseit seinem Herzen,
Ihn fassen unversöhnte Schmerzen.
Wie sonst vom stillen Heideland
Der Wandrer Vögel scheucht empor,
So rauscht ihm an des Zweifels Hand
Von Fragen auf ein wilder Chor,

Die schreiend fort zur Ferne dringen,
Doch Antwort nicht zurück ihm bringen.
Dann wird es öder, stiller immer,
Dämm'rung versagt den letzten Schimmer;
Der Wandrer schreitet trüb und sacht
Mit seinem Führer durch die Nacht.

Doch wenn ihm auf dem Gang nicht graut,
Und wenn er kräftig horcht und schaut
In seines Herzens tiefsten Grund,
So wird ihm hier der Himmel kund.
Da unten strömt der ew'ge Quell,
Da klingt es hold, da strahlt es hell,
Er schaut den Brunnen und das Meer,
Und frägt nicht mehr: wohin? woher?

Mein Herz.

Schlaflose Nacht, der Regen rauscht,
Sehr wach ist mir das Herz und lauscht
Zurück bald nach vergangnen Zeiten,
Bald horcht es, wie die künft'gen schreiten.

O Herz, dein Lauschen ist nicht gut;
Sei ewig, Herz, und hochgemut!
Da hinten ruft so manche Klage,
Und vorwärts zittert manche Frage.

Wohlan! was sterblich war, sei tot!
Naht Sturm! wohlan! — wie einst das Boot
Mit Christus Stürme nicht zerschellten,
So ruht in dir der Herr der Welten.

Lenz.

Die Bäume blühn,
Die Vöglein singen,
Die Wiesen bringen
Ihr erstes Grün.

Schier thut's mir leid,
Zu treten die Erden
Und ihr zu gefährden
Ihr neues Kleid.

Sie hat nicht Acht,
Ob Knospenspringen
Und Frühlingssingen
Mich traurig macht.

Das Kreuz.

Ich seh' ein Kreuz dort ohne Heiland ragen,
Als hätte dieses kalte Herbsteswetter,
Das stürmend von den Bäumen weht die Blätter,
Das Gottesbild vom Stamme fortgetragen.

Soll ich dafür den Gram, in tausend Zügen
Rings ausgebreitet, in ein Bildnis kleiden?
Soll die Natur ich, und ihr Todesleiden
Dort an des Kreuzes leere Stätte fügen?

Nüchterner Blick.

Im Grund begraben wird hier, dort gefunden
Vergangner Pflanzen steingewordne Spur,
Gebein von Tierart, die vorlängst entschwunden,
Die abgelegten Kleider der Natur.
Und wollt ihr dann in staunenden Gedanken
Die Gliedermassen euch zusammenfügen,
Sind's Riesen, überragend alle Schranken,
Ihr schaut Urwelt in großen Schreckenszügen.
Der Riese wandelt — und es bebt der Grund;
Er zürnt — sein Sturmesodem glüht und qualmt,
Von seinem Tritt wird jeder Feind zermalmt;
Wie freut ihr euch, daß tot der große Fund!
So dünkt euch schier des Mittelalters Glaube
Ein Ungetüm, das einst von Land zu Land
Verheerend zog, und von der Erde schwand;
Ihr wünscht dem Tode Glück zu seinem Raube.
Doch stehn, von allen Stürmen unerschüttert,
Die Münster da, der klugen Zeit ein Grauen,
Wie hohe Felsenkrippen anzuschauen,
Wo jenes Ungeheuer ward gefüttert.

Einem Autographensammler.

Fährtenkundig, kennt der schlaue
Jäger aus der Spur im Schnee
Von dem Hirsche, Wolf und Reh
Die verräterische Klaue.

Ja! das Pedeskript des Wildes
Giebt ihm auf dem weißen Grund
Auch des Tieres Größe kund
Im Contour des Klauenbildes.

Aus dem Schnitt der Fährtenränder
Weiß der Waidmann scharf genau,
Wer gewandelt durch die Au:
Spießer oder Sechzehnender.

Meinst du, Autographenheger,
Daß dein Blick in dieser Schrift
Spuren meines Geistes trifft,
Wie das Wild beschleicht der Jäger?

Der Räuber im Bakony.*

Der Eichenwald im Winde rauscht,
Im Schatten still der Räuber lauscht,
Ob nicht ein Wagen auf der Bahn
Fern rollt heran.

Der Räuber ist ein Schweinehirt,
Die Herde grunzend wühlt und irrt
Im Wald herum, der Räuber steht
Am Baum und späht.

Er hält den Stock mit scharfem Beil
In brauner Faust, den Todeskeil:
Worauf der Hirt im Wurfe schnellt
Sein Beil, das fällt.

Wählt aus der Herd' er sich ein Stück,
So fliegt die Hacke ins Genick,
Und lautlos sinkt der Eichelmast
Entseelter Gast.

* Wald in Ungarn.

Und ist's ein Mensch mit Geld und Gut,
So meint der Hirt: es ist sein Blut
Nicht anders, auch nur rot und warm,
Und ich bin arm.

Das Dilemma.

Er streckt dir sein Dilemma stracks entgegen;
Ist's eine Gabel, logisch mich zu spießen?
Sind's Arme zwei, die Wahrheit einzuschließen? —
So zweifelst du, verschüchtert und verlegen.

Mich aber mahnt der Zweizack dieses Weisen
An eine Fahrt auf mondbestrahlten Bahnen;
Ein Fuhrwerk war's, wie bei den Altgermanen
Ein schlichter König pflegt' umherzureisen.

Sacht ging es fort auf heugewohntem Wagen,
Der Bauer ließ die Ochsen langsam schreiten;
Die Nacht ist schön, und durch die Seele gleiten
Die Bilder mit idyllischem Behagen.

Ha! zwischen des Gespannes Hörnern leuchtet
Das Horn des Mondes, scheinbar eingefangen,
Wie zwischen des Dilemma's beiden Stangen
Ein Himmelslicht dir eingeschlossen deuchtet.

Einem Freunde.

Spät hab' ich dich gefunden,
Und muß das Los beklagen,
Das nicht in Jugendtagen
Mein Herz an dein's gebunden.

Verklungen sind die Feste,
Die Jugendträume ferne;
Wie hätt' ich sie so gerne
Mit dir geteilt, das Beste!

Und konnt' uns nicht vereinen
Der Lenz in seinen Blüten,
So will's der Herbst vergüten
In seinen welken Hainen.

Der Luft entblätternd Wehen,
Der Himmel, kühler, trüber,
Macht, daß wir nicht vorüber
Am warmen Herzen gehen.

Auf eine holländische Landschaft.

Müde schleichen hier die Bäche,
Nicht ein Lüftchen hörst du wallen,
Die entfärbten Blätter fallen
Still zu Grund, vor Altersschwäche.

Krähen, kaum die Schwingen regend,
Streichen langsam; dort am Hügel
Läßt die Windmühl' ruhn die Flügel;
Ach, wie schläfrig ist die Gegend!

Lenz und Sommer sind verflogen;
Dort das Hüttlein, ob es trutze,
Blickt nicht aus, die Strohkapuze
Tief ins Aug' herabgezogen.

Schlummernd, oder träge sinnend,
Ruht der Hirt bei seinen Schafen,
Die Natur, Herbstnebel spinnend,
Scheint am Rocken eingeschlafen.

Die Korybanten.

Betäubendes Erzgerassel,
Und sprühendes Feuergeprassel,
Hoch kommen die Dämpfe geschnoben
Vom rollenden Opferherde
Der alten Göttin Erde,
Und ihre Priester — sie toben.

Wie einst sich selber entmannten
Berauschte Korybanten
In rasenden Lustgetümmeln,
So toben, mit Wut geschlagen,
Erdpriester in unsern Tagen,
Bis sie sich geistig verstümmeln.

Als Rhea gebar den Kroniden
Für Hellas zum Heil und Frieden,
Erhoben ein Rauschen und Klingen
Des Kronos kecke Betäuber,
Daß der Götter Vater und Räuber
Das Zeuskind nicht möge verschlingen.

Drum geht im gräulichen Lärme
Entbrannter Kuretenschwärme
Der Mut mir nimmer verloren;
Es wird bei diesem Geschmetter
Für uns der olympische Retter,
Der neue Gott geboren.

Zweites Buch.

Gestalten.

Der ewige Jude.

Ich irrt' allein in einem öden Thale,
Von Klippenkalk umstarrt, von dunklen Föhren;
Es war kein Laut im Hochgebirg zu hören,
Stumm rang die Nacht mit letztem Sonnenstrahle.

Für ernste Wandrer ließ die Urwelt liegen
In diesem Thal versteinert ihre Träume;
Dort sah ich einen Geier durch die Bäume
Wie einen stillen Todsgedanken fliegen.

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an kahlen Felsenriffen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß er nicht wecken kann die toten Steine.

So ruft umsonst ein Strom von heißen Thränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
Wach' auf, blüh' auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! süßes Quälen! Hoffen! Sehnen!

Das Erz nur kann ich aus den Schlacken zwingen,
Mit Lebensgluten es dem Tod entlocken
Und gießen zu lebend'gen Liedesglocken,
Die, wehmutweckend, durch die Welt erklingen.

„Dahin, dahin des Lebens helle Stunden!
Mir nachtet's, Thal, wie dir! ich wollt' ich wäre
Versunken, eh' mein Licht versank, im Meere!"
Ich rief's und ließ aufbluten meine Wunden.

Und heft'ger regnet's; von erwachten Winden
Ward Wolk' an Wolke brausend zugetragen;
Wie zu des Herzens jüngsten Thränen, Klagen
Sich alter Schmerzen ferne Quellen finden. —

Stets dunkler ward's im Thale, lauter immer,
Sturzbäche durch die Felsengassen sprangen,
Es wimmerten die Winde, schluchtverfangen,
Und Donner schlug; — den Geier sah ich nimmer.

Wo war der Geier? wo der Todsgedanke?
Der Geier muß in einer Ritze ducken,
So lang die Klagen das Gebirg durchzucken;
Sein Leben fühlt und liebt im Schmerz der Kranke.

Nur Einem ist, ob schweigend oder stürmend,
Die Welt stets einerlei und stets zuwider,
Denn rastlos muß er wandern auf und nieder,
Jahrtausendhoch die Todeswünsche türmend. — —

Schon sucht' ich in den Bergeseinsamkeiten
Ein Lager mir, da kam ein Rauch geflogen,
Als wär' er gastlich nach mir ausgezogen,
Zur waldversteckten Hütte mich zu leiten.

Ich späht' umher, bald sah ich Kerzenschimmer
Durch dunkle Tannen, hörte Menschenworte;
Bevor ich einschritt in die offne Pforte,
Blickt' ich durchs Fenster in das niedre Zimmer.

Ein Greis, bemüht, die braunen Rückenhaare
Zu einem Gemsbart waidgerecht zu schlichten,
Saß schweigend und wie sinnend auf Geschichten
Und Jägerstreiche seiner rüst'gen Jahre.

Hoch stand sein Sohn, vom Ruß die Büchse putzend,
Mit Schultern, die den Hirsch bergüber trügen,
Mit scharfen und entschlußgewohnten Zügen,
Wie sie der Raubschütz hat, dem Tode trutzend.

Die Hausfrau stand am Herd, die Mahlzeit kochend,
Rief durch die Thür herein, daß sie bald fertig,
Denn ihre Kinder saßen schon gewärtig,
Mit froher Ungeduld am Tische pochend.

Und ich empfand, als ich das Bild betrachtet:
Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Der Hütte Not manch' bunter Schmuck verhüllte;
Viel Heil'genbilder, Braut- und Taufgeschenke
Verzierten blank die Wände rings und Schränke,
Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armut, wenn sie, keusch verhangen,
Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
Die Hüllen sorglich um die Blößen breitet,
Den Feind besiegend mit verschämten Wangen. —

Eintrat ich in die Stube, froh willkommen,
Dem Wildrer gab ich ehrlich meine Rechte,
Ihn nicht zu liefern an des Forstes Mächte,
Und ward zu Herberg herzlich aufgenommen.

Die Wirte suchten ihren Gast zu ehren
Mit derber Kost, mit derben Jägerstücken,
Wie sie die Wächter und das Wild berücken,
Von Gemsen, wie sie fielen, Luchsen, Bären.

Der Schütze wies und pries mir seine Stutze,
Mit welchen schon sein Vater einst, der Alte,
Als frischer Jung' in diesen Bergen knalte;
Mir wies die Frau, was sie besaß an Putze.

Sie ließ mir, kindlich, bunten Flitter schauen;
Doch mehr als Ringlein, Perlenschnur und Spangen,
Hielt eine Münze meinen Blick gefangen
Und traf mein Herz mit wunderlichem Grauen.

Die Münze, bleiern, sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge,
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend.

Nie war ein Bild, gemalt vom heil'gen Schmerze,
In all den reichen kunstgeschmückten Hallen
So klagend an die Seele mir gefallen,
Wie dieses Bild, geprägt im grauen Erze.

Nun schien der Mond herein; die Kinder schliefen,
Der Alte murmelte den Abendsegen,
Dann ward es still; vorbei war Sturm und Regen,
Nur draußen hört' ich noch die Tannen triefen.

Und als ich starrt' aufs mondbestrahlte Bildnis,
Ward mir, ob sich's in meiner Hand belebe,
Als ob sein Geist mit mir von hinnen schwebe,
Ich war hinausentrückt zur Felsenwildnis.

Und Alpenlerchen hört' ich jubelnd schmettern,
Und Adler sah ich steigen in die Lüfte,
Die scheue Gemse springen über Klüfte,
Den Jäger nach im Morgenrote klettern.

Die Büchse knallt, die Gemse stürzt vom Felsen,
Sie hört nicht mehr das Echo donnernd wandern
Von Berg zu Berg; doch hören es die andern
Und lauschen schreckhaft mit gespannten Hälsen.

Des toten Tieres zitternde Genossen
Stehn still, so lang die Wiederhalle dauern,
Sie hören Schüsse rings von allen Mauern,
Wohin sie flüchten sollen, unentschlossen;

Jetzt eilen sie windschnell davon und schwinden
Im Felsgeklüft ob sie nur Angst durchzittert?
Daß man die Weide ihnen so verbittert,
Ob sie des Menschen Unrecht nicht empfinden?

Der Bock, den dieser Schuß herabgerissen
Vom Felsenhang, wo ihn sein Leben freute,
Hängt von des Jägers Schulter nun als Beute,
Hält in den Zähnen noch den Kräuterbissen.

Wie jetzt der Raubschütz auf geheimen Wegen
Mit seinem Raube will davon sich machen,
Hört er's Gerüll von schweren Tritten krachen,
Ihm kommt ein riesenhafter Greis entgegen.

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
Die Föhrenbüschen, glutversengten, gleichen;
Der Urkalk rings scheint mit dem starren, bleichen
Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen.

Er ruft dem Jäger: „Halt!" mit einer Stimme,
Daß lauter als zuvor die Berge schallen,
Daß fliehend vom Geklipp die Gemsen fallen,
Und seine Keule schwingt der Greis im Grimme.

Doch steht er fest im engen Schluchtenpfade
Und harrt mit hocherhobner Todeswaffe,
Daß der bestürzte Jäger auf sich raffe,
Und seine ausgeschoßne Büchse lade.

Indes in seiner Rechten droht die Keule,
Reißt seine Linke von der Brust die Hülle:
„Schieß her!“ ruft sein toddürstendes Gebrülle,
„Sonst stirb!“ ruft sein todlechzendes Geheule.

Erstaunen und Entsetzen überschleiern
Des Jägers Blicke; doch die Büchse faßt er,
Und schüttet Pulver, drückt darauf das Pflaster
Und in den Lauf treibt er die Kugel, bleiern.

Er zielt und schießt aufs Herz dem wilden Recken;
Doch wie geprallt an eine Felsenscheibe,
So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe,
Den Jägersmann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauscht der graufe Alte,
Den's weiter treibt, umsonst den Tod zu suchen;
Der Schütze hört noch lang sein fernes Fluchen,
Bis ihm der letzte Laut im Wind verhallte.

Der ew'ge Jude rief: „Nur ich von Allen
„Kann unglückselig nie die Ruhe finden!
„O könnt' ich sterben mit den Morgenwinden,
„Und wie mein Wehruf im Gebirg verhallen!“

„Ich bin mein Schatten, der mich überdauert!
„Mein Wiederhall, am Felsen festgenagelt!
„Ein Halm, auf den es ewig niederhagelt!
„Ein flücht'ger Lichtstrahl, in den Stein gemauert!“

„Weh mir! ich kann des Bilds mich nicht entschlagen,
„Wie er um kurze Rast so flehend blickte,
„Der Todesmüde, Schmach- und Schmerzgeknickte,
„Muß ewig ihn von meiner Hütte jagen!“

Und als es stille war im Felsenschlunde,
Erhob sich scheu und schlich zur graufen Stelle,
Wo seine Kugel traf, der Waidgeselle,
Und nahm sein plattgequetschtes Blei vom Grunde.

Und zitternd kam er auf mich zugeschritten
Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen:
Zur Münze war's geprägt, auf der zu schauen
Des ew'gen Juden Herzqual eingeschnitten.

Die Münze, bleiern, sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend. —

Da weckten meine wirtlichen Genossen
Mit lautem Ruf zurück mich in das Zimmer;
Als ich erwacht, hielt meine Hand noch immer
Das Zauberbild, vom Mondenlicht umflossen.

Heloise.

Im Klostergarten steht ein steinern Bild,
Ein Crucifix so ernst, versöhnungsmild;
Oft in der Nacht, der ungestörten, späten,
Geht Schwester Heloise hin, zu beten.
Auch heute kniet sie dort am Marmorstamme,
Und fleht um Kühlung ihrer Herzensflamme:
„O Gott! nachdem du hast für uns gelitten,
Geklagt, geweint, empfangen Todeswunden,
Wird unglückliche Liebe noch gefunden?
Hat sie nicht ausgeweint und ausgestritten?
Hilf! rette mich aus diesen Finsternissen
Der Zweifel, die mein blutend Herz umnachten!
Nach Ihm, nach Ihm nur muß ich ewig schmachten,
O Gott! hier liegt mein Herz vor dir zerrissen!
Umsonst, daß ich empfing den frommen Schleier,
Daß ich zum strengen Orden mich bekannte,
Noch immer seh ich meinen süßen Freier,
Wie er beim letzten Lebewohl sich wandte.
Du selbst hast ihn zum Gatten mir erkoren;
Oft, wenn ich Wort und Küsse mit ihm tauschte,
War mir, ob Himmelsbeifall uns umrauschte;
Kannst du mich trösten, daß ich ihn verloren?
Du kannst es nicht, muß zitternd ich bekennen,
Ich sterbe hin in meiner Leidenschaft,
Es muß mein Herz mit seiner letzten Kraft,
Dir abgewandt, in dieser Glut verbrennen.

Und wenn ich das Verlorne und Versäumte,
Als hätt' ich es, in süßen Nächten träumte,
Vergieb, mein Gott! daß ich in meinen Schrecken,
Wenn kalt die Schwestern mich zur Hora wecken,
Nach Truggestalten strecke meine Hände,
Vergötternd mich zu meinen Träumen wende.
Verzeih, wenn ich oft, kniend am Altare
Zu knieen mein' an meiner Freudenbahre,
Und daß in mir verlornes Mutterglück
Aufschreit: gieb mir den Bräutigam zurück!
Im Mondlicht seh' ich hier dein Antlitz schimmern,
Die Winde seufzen durch den Blütenstrauch;
Ich kam zu beten, doch im Windeshauch
Hör' ich mein unempfangnes Kindlein wimmern.
Ich bin so arm, verlassen und beraubt,
Nichts kann ich mehr zum Opfer und Geschenke
Dir bringen, Gott! als daß mein müdes Haupt
Ich hier zu deinem heil'gen Kreuze senke,
Daß ich die Wange kühl' an deinem Steine,
Wenn ich die Nacht um Abälard verweine."

Der Schmetterling.

Es irrt durch schwanke Wasserhügel
Im weiten, windbewegten Meer
Ein Schmetterling mit mattem Flügel
Und todesängstlich hin und her.

Ihn trieb's vom trauten Blütenstrande
Zur Meeresfremde fern hinaus;
Vom scherzend holden Frühlingstande
Ins ernste, kalte Flutgebraus.

Auf glattgestreckte, sanfte Wogen
Hatt' ihm das Meergras trügerisch
Viel schön're Wiesen hingelogen,
Wie westgeschaukelt, blumenfrisch.

Ihm war am Strand das leise Flüstern
Von West und Blüte nicht genug,
Es trieb hinaus ihn, wählig lüstern,
Zu wagen einen weitern Flug.

Kaum aber war vom Strand geflogen
Des Frühlings ungeduld'ges Kind,
Kam sausend hinter ihm gezogen
Und riß ihn fort der böse Wind;

Stets weiter fort von seines Lebens
Zu früh verlornem Heimatglück;
Der schwache Flatterer ringt vergebens
Nach dem verschmähten Strand zurück.

Von ihrem Schiffe Wandersleute
Mit wehmutsvollem Lächeln sehn
Die zierlich leichte Wellenbeute,
Den armen Schmetterling vergehn.

O Faust, o Faust, du Mann des Fluches
Der arme Schmetterling bist du!
Inmitten Sturms und Wogenbruches
Wankst du dem Untergange zu.

Du wagtest, eh der Tod dich grüßte,
Vorflatternd dich ins Geistermeer;
Und gehst verloren in der Wüste,
Von wannen keine Wiederkehr.

Wohl schauen dich die Geisterscharen,
Erbarmen lächelnd deinem Leid;
Doch müssen sie vorüberfahren,
Fortsteuernd durch die Ewigkeit.

Auf meinen ausgebälgten Geier.

I.

Du stehst so still und ernst, mein ausgebälgter Geier,
Ich bringe dir ein Lied mit meiner ernsten Leier.

Zwar hörst du nichts davon, dir geht mein Gruß verloren;
Doch Dichter sind gewohnt, zu singen toten Ohren.

Es lebt ja noch der Geist, der einst dir gab die Schwingen,
Den traf der Jäger nicht, er hört mein Lied erklingen.

Und wenn kein Menschenohr auch meinem Sange lauschte,
So hört mich doch der Geist, der mir das Herz berauschte.

Ich wollt', ich wäre jetzt in fernen Felsenklüften,
Und du hoch über mir, still kreisend in den Lüften;

Ich ließe froh mein Aug' mit deinem Fluge schweifen,
Und wie du niederfährst, die Beute zu ergreifen;

Wie du, atmender Blitz, zu Boden niederzückest
Und mit den Krallen scharf ein warmes Leben pflückest;

Wie du das volle Herz ansetzest als ein Zecher,
Daß mit dem Leben trinkt der Tod aus einem Becher.

Traun! milder ist der Tod, trotz Blut und Jammerstimme
Wo heiße Lebenslust sich paart mit seinem Grimme,

Als wo kein Leben ist beim letzten Hauch zu sehen,
Wo still der Tod uns dünkt ein einsames Vergehen.

Ihr Weinenden am Sarg, an seinem dichten Schleier,
O kommt ins Felsenthal mit mir und meinem Geier!

O kommt, Unsterblichkeit will die Natur euch lehren,
Mit diesem Blute will sie trösten eure Zähren.

Im Kreischen dieses Aars, mag's auch die Sinne stören,
Ist für die Seele doch ein süßer Klang zu hören.

Hier findet Trost ein Mann, ward ihm ein Glück zunichte,
Und näher tritt er hier dem Rätsel der Geschichte.

Der Geist, der heiß nach Blut hieß diesen Geier schmachten,
Es ist der starke Geist zugleich der Völkerschlachten;

Ein rasches Pochen ist's, ein ungeduldigs Drängen
Der Seele, ihren Leib, den Kerker, aufzusprengen.

Den großen Kaiser hat einst dieser Geist durchdrungen,
Er hat ihm hoch sein Schwert zur Völkermahd geschwungen;

Dem Jäger, der als Wild die Menschheit trieb im Zorne
Durchs Dickicht seines Heers und Bajonettendorne;

Der, wie das Schicksal, fest beim Wehgeheul der Schmerzen,
Saatkörner seines Ruhms, warf Kugeln in die Herzen;

Und der auf Helena, wenn rings die Meerflut schäumte,
Beim Sturme sich zurück in seine Schlachten träumte. —

Mehr als ein blut'ger Tod macht es mein Herz erbeben,
Wenn unsichtbarer Hauch verweht ein Menschenleben;

Wenn übers Angesicht das Spiel vom letzten Schmerze
Hinzittert wie der Rauch der ausgelöschten Kerze.

Doch furchtbar ist der Tod, ein Grauen, nicht zu zwingen,
Wenn eine Seuche kommt, die Völker zu verschlingen.

Der Kaiser liegt im Grab, die Menschen wollen Frieden,
Da ward nach lautem Schreck ein stiller herbeschieden.

Viel tausend Leben hat die Seuche fortgenommen,
Als hätte die Natur Verzweiflung überkommen,

Als wäre die Natur gejagt von einem Fluche,
Daß mit geheimem Gift den Selbstmord sie versuche.

Ein Geier ist der Krieg, Herzblut ist sein Verlangen;
Die Seuche, still und glatt, ist vom Geschlecht der Schlangen.

Wo diese Schlange schleicht, fliegt ihr voran das Grauen,
Weil wir die Schlange nicht und ihren Rachen schauen.

Doch wie der wilde Aar, mit seinen scharfen Fängen,
Will auch die Schlange nur das Leben vorwärts drängen.

II.

Du, toter Geier, stehst noch immer wild und edel,
Und neben dich gestellt hab' ich den bleichen Schädel.

Ich lasse dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
Als hättest du gespeist das Fleisch von seinen Wangen.

Es mag an diesem Bild sich gern mein Blick entzünden,
Sehnsüchtig träumen sich nach Himalayagründen.

Den Ganges will ich dort abholen an der Quelle,
Und ziehn mit ihm hinab, sein lauschender Geselle.

Der Ganges rauscht vorbei an einem Totenacker,
Und Geier fliegen schnell heran, die Leichenhacker,

Hier Gentlemen, Hindu und Moslemim beisammen,
Die lustig nach Hurdwar zur lauten Messe kamen.

Die Schlange Cholera, mit mörderischer Tücke
Verschlang sie rasch und spie sie schwarz und kalt zurücke.

An manchem Herzen jetzt die Geier zehrend haften,
Wie noch vor einem Tag die heißen Leidenschaften.

Die Raben tummeln sich am Rest des Geiermahls,
Und gierig springen dran Wildhunde und Schakals.

Und Störche ziehn heran, gefiederte Giganten,
Vom strenggemess'nen Schritt geheißen Adjutanten.

Wie sie auf ihren Fraß zuschreiten leis und sacht,
Unhörbar: ist allein, was hier mich grauen macht,

Und wie bedächtig sie den Schnabel klappernd wetzen;
Nur die Methode weckt mir grieselndes Entsetzen.

Dort Leichen führt hinab der Ganges, dumpf erbrausend,
Viel Geier sitzen drauf und schwimmen mit, fortschmausend;

Und andre folgen satt, mit müßigem Geflatter
Dem Leichenzuge nach, wild schwärmende Bestatter.

Hier bin ich rings umbraust von heißem Lebenstriebe,
Natur! hier rauscht dein Kuß der heft'gen Mutterliebe.

Hier muß das Grauen selbst der Seuche sich verlindern,
Seh' ich, Natur, wie du hier schwelgst in deinen Kindern!

Fort wird das Bild des Tods vom Lebenssturm getragen,
Der Siegesruf verschlingt mir alle Todesklagen.

Und mit den Geiern dort, die um die Leichen schwanken,
Lass' fliegen ich am Strom Unsterblichkeitsgedanken.

Der gute Gesell.

Des Menschengeschlechts uralter Gefährte,
Der nie von seiner Seite gewichen
Seit dem Verluste des Paradieses,
Wo er mitleidig sich angeschlossen;
Der nie wird weichen von seiner Seite,
So lang auf Erden ein Mensch noch atmet;

Der unbekannte, der namenlose
Wohlthäter der armen sterblichen Menschen,
Er sei gepriesen von meinem Liede,
Der alte, treue, gute Gesell. —
Als der Mensch gebrochen mit seinem Gotte,
Und als der elektrische Schlag der Sünde
Durch die ganze lange Kette der Herzen
Vom ersten Ahne zum fernsten Enkel
Erschütternd schlug das Geschick des Todes
Und die weithin tönende Klage;
Als die ersten Thränen auf Erden flossen,
Der Morgentau des schmerzlichen Tages;
Als hinter dem ersten Menschenpaare
Sich donnernd geschlossen des Edens Pforte:
Da folgte den weinenden Fortgewies'nen
Der gute Gesell, nachtragend heimlich
Auf dorniger Bahn ein Freudenbündel,
Das er noch eilig zusammengerafft
Im Eden, für ihre traurige Flucht. —
Kein strenger Richter, kein scharfer Denker,
Kein Weiser ist der gute Gesell;
Doch ist er ein Cicerone der Schöpfung,
Ein wortgewandter mit warmem Herzen.
Er führt uns an die Werke des Meisters,
Und weiß er nicht viel vom tiefen Geheimnis,
Vom Sinn und Geiste des ewigen Meisters,
So weiß er von den herrlichen Bildern
Doch süß zu schwatzen, mit funkelndem Auge,
Daß friedlich und wohl uns wird im Herzen.

Kein Weiser ist der gute Gesell,
Doch ein zauberkundiger Menschenfreund.
Die Armut schmerzt und der bittre Mangel:
Inmitten der irdischen Güter stehn,
Wie sie blühn und vergehn, und selbst vergehn,
Und sie nie gekannt und genossen haben:
Das schmerzt am Ende, wenn noch so leise. —
Da kommt der gute Gesell in die Hütte,
Wo der arme Mann mit Weib und Kindern
Beim Abendmahl sich's behagen läßt,
Den Kienspan zündend und seinem Häuflein
Die Lust am kärglichen Mahl beleuchtend.
Der Zauberer kommt und schüttet heimlich
In die Schüssel allen Wohlschmack der Erde;
Und der arme Mann ist froh, und betrachtet

Sein Weib, einst schön gepriesen und reizend,
Nun welk von Sorgen und Mutterliebe;
Doch sieht er es nicht, die blassen Wangen
Hat ihr geschmückt der gute Gesell
Mit unverwelklicher Herzensjugend. —
Der einsame Wandrer im fremden Gebirg,
Der, ohne Heimat und Reisepfennig,
Entgegenzweifelt der Nachtherberge:
Mit einmal fühlt er den Mut gehoben
Und schreitet rüstig durchs dämmernde Thal,
Und fester greift er den Wanderstab,
Denn der unsichtbare gute Gesell
Geht mit und lüpft ihm die schwere Bürde,
Und raunt ihm ein lustiges Hoffnungsliedlein;
Er hat die Vögelein aufgestiftet
Und das hüpfende Bächlein angemuntert,
Ihm auch zu singen ein Hoffnungsliedlein.
Und findet das Lied auch nie Erfüllung,
So hat's doch wohlgethan zur Stunde;
Der gute Gesell nimmt's nicht so genau. —
Dort liegt an Ketten im finstern Kerker,
Den Tod erwartend, ein Verbrecher;
Jetzt naht dem Unglückseligen leise
Der gute Gesell und schenkt erbarmend
Ihm einen festen gesunden Schlaf;
Noch steckt er ihm zu den guten Bissen,
Nachsichtig heimlich, hinter dem Rücken
Des bösen Gewissens, der Todesfurcht.

Er weiß die trüben Erinnerungen,
Die bangen Zweifel, verlorne Sehnsucht
Allmählich der Seele zu entwenden,
Wie die Mutter dem Kind ein schneidend Gerät,
Womit es spielen möchte, verriegelt.
Undankbar hab' ich ihn fortgewiesen,
Wenn er mich heilsam bestehlen wollte,
Wenn er mich freundlich wollte beschenken.
Dann ward er schüchtern und scheu zuletzt,
Und immer seltner kam er und seltner.
Verscheuchter Gefährte meiner Jugend,
O komm zurück und verzeih' den Undank,
Du lieber, milder, guter Gesell! —

Wer ist er denn, der gute Gesell?
Woher des Weges, wie heißt sein Name?

Wir spüren ihn Alle, doch nennt ihn Keiner.
Es ist die Hoffnung vielleicht sein Kind,
Es ist der Glaube vielleicht sein Bruder,
Und seine Mutter gewiß die Liebe.
Er ist ein heimlicher, namenloser
Wohlthäter der armen sterblichen Menschen.

Zwei Polen.

Hippolyt.

Schon sieben Jahre treibst du
Dies wunderliche Wandern
Von einem Uferſaume
Der Welt dahin zum andern?
So lang aus dieſem Schiffe
Trat nie dein ſcheuer Fuß,
Der lieben, trauten Erde
Zu bringen einen Gruß?
Und wenn das Schiff die Winde
In Landesnäh' getragen,
Wenn du die blauen Berge
Sahſt in die Lüfte ragen,
So biſt du kalt geblieben
In deinem Bretterhaus?
So rief kein laut'rer Herzſchlag
In deiner Bruſt: hinaus!?
Und ſahſt du auf den öden,
Den unwirtbaren Wogen,
Wie plötzlich kam ein Vogel
Vom Lande hergeflogen,
Der bald zur Heimat wieder
An dir vorüberglitt,
Nahm der nicht deine Sehnſucht
In ſeine Wälder mit?
Wenn du in weiter Ferne
Mit ſeegeſchärften Sinnen
Sahſt aus den Fluten tauchen
Die grünen Waldeszinnen,
Und unwillkürlich ſpürend
Den Landgeruch geſpürt,
Hat ſich in deinem Herzen
Die Waldluſt nicht gerührt?

Boleslaw.

Ich habe sieben Jahre
Mich auf der See getrieben,
Werd' auf der See mich treiben
Vielleicht noch einmal sieben.
So lang mir nicht vom Ufer
Entgegentönt die Kunde,
Daß sich erhob die Menschheit,
Zu heilen jene Wunde,
Die mit dem Falle Warschau's
In thränenwerten Tagen
So tief dem heil'gen Herzen
Der Freiheit ward geschlagen:
So lange wird vergebens
Gebirg und Wald mir winken,
Und auf das Schiff ein Vogel,
Ihr müder Bote, sinken.
Den lieben Bergespfaden,
Der süßen Waldesruh,
Und manchem Freundesherde
Kehr' ich den Rücken zu,
Und knicke tot im Herzen
Den Wunsch nach Wiederkehr,
Und wende meine Blicke
Zurück ins freie Meer.
Hier leb' ich mit den Wellen
Und mit den freien Winden,
Und seh' dahin die Tage,
Die hoffnungslosen, schwinden;
Hier leb' ich mit den Brüdern
Erinnrungsvolle Stunden,
Die dort im heil'gen Kampfe
Beglückten Tod gefunden.

Hippolyt.

O tiefe Meeresstille!
O grenzenloser Frieden!
Auf weiter Wasserheide
Wie einsam, abgeschieden!
Das Meer in seiner Stille
Ist zwiefach unermessen;
Hier haben uns die Winde
Verlassen und vergessen.

Boleslaw.

Der finstre, stumme Himmel
Ist wie mein Vaterland,
Dem jeder Strahl der Freude
Vom Angesichte schwand;
Der stille Meeresboden,
Wo keine Welle wacht,
Ist wie die stille Wahlstatt
Nach unsrer letzten Schlacht.

Hippolyt.

Das stumme, finstre Antlitz
Des Himmels niederstarrt,
Und mit verhaltnem Grolle
Der Zeit des Sturmes harrt. —
Der auf dem Dornenpfühle
Thatloser Schmerzen ruht,
Du wunderlicher Träumer,
Wie wäre dir zu Mut,
Wenn plötzlich übers Meer sich
Zu dir herüberschwänge
Ein Vöglein aus der Heimat,
Und wach dem Träumer sänge?
Wenn es ein Lied dir sänge,
Wie sie sich drüben schlagen,
Und wie die Waffenbrüder
Nach dir im Kampfe fragen?
Du aber bist gebannet,
Gefesselt ist dein Wille
Und mit dem Schiff gewurzelt
Hier in der Meeresstille!

Boleslaw.

Das Vöglein wird nicht kommen,
Und singen, wie sie schlagen,
Und wie die Waffenbrüder
Nach mir im Kampfe fragen;
Doch käm' es, müßt' ich weinen,
Daß ich daheim nicht wär',
Und würde ungeduldig
Mich stürzen in das Meer.
Mein Geist, entfesselt, eilte
Zur lang ersehnten Schlacht,
Ein Leitstern meinen Brüdern
In dichter Pulvernacht;

Und wollt' ein Feind im Dunkel
Entfliehn der Schlacht, der heißen,
Würd' ich des Rauches Mantel
Ihm von den Schultern reißen,
Die Kugeln meiner Brüder
Würd' ich im Fluge lenken,
Daß sie sich tief und sicher
In Feindesherzen senken.

Hippolyt.

Schon regen sich die Lüfte,
Und Sturmeswolken ziehn;
Vielleicht ist Polens Freiheit
Auf immer nicht dahin.

Boleslaw.

Die Winde gehn und kommen,
Die Woge ebbt und flutet,
Doch ewig ohne Hülfe
Die tiefe Wunde blutet!

Der traurige Mönch.

(Nach einer Sage.)

In Schweden steht ein grauer Turm,
Herbergend Eulen, Aare;
Gespielt mit Regen, Blitz und Sturm
Hat er neunhundert Jahre;
Was je von Menschen hauste drin,
Mit Lust und Leid, ist längst dahin.

Der Regen strömt, ein Reiter naht,
Er spornt dem Roß die Flanken;
Verloren hat er seinen Pfad
In Dämmrung und Gedanken;
Es windet heulend sich im Wind
Der Wald, wie ein gepeitschtes Kind.

Verrufen ist der Turm im Land,
Daß Nachts, bei hellem Lichte,
Ein Geist dort spukt in Mönchsgewand,
Mit traurigem Gesichte;
Und wer dem Mönch ins Aug' gesehn,
Wird traurig und will sterben gehn.

Doch ohne Schreck und Grauen tritt
Ins Turmgewölb der Reiter,
Er führt herein den Rappen mit,
Und scherzt zum Rößlein heiter:
„Gelt du, wir nehmen's lieber auf
„Mit Geistern, als mit Wind und Trauf?"

Den Sattel und den nassen Zaum
Entschnallt er seinem Pferde,
Er breitet sich im öden Raum
Den Mantel auf die Erde,
Und segnet noch den Aschenrest
Der Hände, die gebaut so fest.

Und wie er schläft und wie er träumt
Zur mitternächt'gen Stunde,
Weckt ihn sein Pferd, es schnaubt und bäumt,
Hell ist die Turmesrunde,
Die Wand wie angezündet glimmt;
Der Mann sein Herz zusammennimmt.

Weit auf das Roß die Nüstern reißt,
Es bleckt vor Angst die Zähne,
Der Rappe zitternd sieht den Geist
Und sträubt empor die Mähne;
Nun schaut den Geist der Reiter auch
Und kreuzet sich nach altem Brauch.

Der Mönch hat sich vor ihn gestellt,
So klagend still, so schaurig,
Als weine stumm aus ihm die Welt,
So traurig, o wie traurig!
Der Wandrer schaut ihn unverwandt,
Und wird von Mitleid übermannt.

Der große und geheime Schmerz,
Der die Natur durchzittert,
Den ahnen mag ein blutend Herz,
Den die Verzweiflung wittert,
Doch nicht erreicht — der Schmerz erscheint
Im Aug' des Mönchs, der Reiter weint.

Er ruft: „O sage, was dich kränkt?
Was dich so tief beweget?"
Doch wie der Mönch das Antlitz senkt,
Die bleichen Lippen reget,

Das Ungeheure sagen will,
Ruft er entsetzt: „Sei still! sei still!“ —

Der Mönch verschwand, der Morgen graut,
Der Wandrer zieht von hinnen;
Und fürder spricht er keinen Laut,
Den Tod nur muß er sinnen;
Der Rappe rührt kein Futter an,
Um Roß und Reiter ist's gethan.

Und als die Sonn' am Abend sinkt:
Die Herzen bänger schlagen,
Der Mönch aus jedem Strauche winkt,
Und alle Blätter klagen,
Die ganze Luft ist wund und weh —
Der Rappe schlendert in den See.

Weib und Kind.

Ein schwüler Sommerabend war's, ein trüber,
Ich ging fußwandernd im Gebirg allein,
Und ich bedachte mir im Dämmerschein;
Was mir noch kommen soll, was schon vorüber.

Kein Windhauch zog, die ernsten Thale ruhten,
Und wunderbar war mir das Fernste nah;
Der Tannwald stand ein fester Bürge da,
Daß sich noch alles wenden wird zum Guten.

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen:
„Gelobt sei Jesus Christus!“ sprach sie mir;
„In Ewigkeit!“ so dankt ich freundlich ihr;
Es ist der beste Gruß auf dunklen Wegen.

Ihr folgt ein kleines Mägdlein, halb erschrocken,
Als sie mich sah und ich die Hand ihr bot;
Sie mühte sich, mit einem Bissen Brot
Ein zögernd Kälblein mit sich heim zu locken.

„Kumm, Kalberl, kumm!“ so rief das Kind dem Tiere;
Das klang so innig, lieblich und vertraut,
Daß ich der Unschuld heimatlichen Laut
Aus meinem Herzen nimmermehr verliere.

Lang blickt' ich ihnen nach, bis sie verschwunden.
Und daß ein Leben schön und glücklich nur,
Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,
Hab' ich auf jenem Berge tief empfunden.

Der Steyrertanz.

Robert.

Laß, Freund, uns übernachten
In jenem Jägerhause,
Das uns entgegenklinget
Mit Geigen und Gesängen.
Heut ließ die Sonne sprühen
Die sommerscharfen Pfeile,
Es war ein heißes Wandern
Auf steilen Bergespfaden;
Wir wollen uns erfrischen.
Und sind des Leibes Mühen
Am raschen Wanderstabe
Belohnt mit wackerm Imbiß
Und manchem Becher Weines,
Erquicken wir die Seele
Mit heiteren Gesprächen.

Heinrich.

Es war ein herrlich Wandern;
Den Abgrund überspringend,
Die Felswand überkletternd,
Fand ich in seiner hohen
Geheimnisvollen Heimat
Manch schönes Alpenblümlein,
So einsam, bis zur Stunde
Gekannt nur von den Lüften,
Besucht nur von den Wolken,
Erblickt von Sternenaugen.

Robert.

Es war ein herrlich Wandern;
Vom Klippenast des Kalkes,
Vom schwarzen Beet des Abgrunds
Hab' ich gepflückt Gedanken,
Niewelke Blumen Gottes,
Die werden freudig duften
Mir durch mein ganzes Leben.

(Sie treten ins Haus.)

Jäger.

Seid schön gegrüßt, ihr Herren,
Glückselig guten Abend!

Robert.

Wollt ihr zwei müde Wandrer
Herbergen für die Nacht?

Jäger.

Willkommen mir von Herzen!
Nur ist's in meiner Hütte
Ein wenig toll und voll
Wir haben heute Hochzeit;
Ihr müßt euch schon begnügen,
Ein Plätzchen wo zu nehmen,
Das nicht die Lust besetzt hat,
's wird freilich knapp genug sein.

Heinrich.

Hier wollen wir uns lagern,
Den Tanz zu überschauen.
Sieh dort den Jägerburschen,
Den schlanken, schönen, flinken;
Auf seinem grünen Hute
Gemsbart und Hahnenfeder;
Aus seinem festen Auge
Blitzt ihm ein Siegesstrahl;
Die Gemse, die sein Blick faßt
In ihrer Felsenheimat,
Wird nicht mehr lange weiden
Die frischen Alpenkräuter;
Die Dirne, die sein Blick faßt,
Wird nicht mehr lange wandeln
Auf ihrer grünen Alpe
Mit leichtem, freien Herzen.

Robert.

Das ist der beste Schütze
Im steyrischen Gebirge.
Ich wollte, Freund, es schlügen
Entschlüsse mir und Thaten
So scharf getreu zusammen,
Wie diesem wackern Jäger
Sein Blick und seine Kugel.

Heinrich.

Er ist der beste Schütze,
Und ist der feinste Tänzer
Von diesen Burschen allen.
Wie er die schöne Dirne
So leicht und sanft und sicher
Im frohen Kreise tummelt!
Uns läßt das lust'ge Paar
Hintanzen vor den Augen,
Harmonischer Bewegung,
Ein freundlich Bild des Lebens.
Er reicht dem lieben Mädchen
Hoch über ihrem Haupte
Den Finger, und sie dreht sich
Um seine Faust im Kreise,
Die Anmut um die Stärke.
Er tanzt gerade vorwärts
In edler Manneshaltung
Und läßt das liebe Mädchen,
Leicht wechselnd, aus der Rechten
In seine Linke gleiten,
Und nimmt die Flinkbewegte
Herum in seinem Rücken,
Läßt sich von ihr umtanzen,
Als wollt' er sich umzirken
Rings um und um mit Liebe,
Und ihr im Tanze sagen:
Du schließest mir den Kreis
Von allen meinen Freuden!

Robert.

Nun fassen sich die Frohen
Zugleich an beiden Händen
Und drehen sich geschmeidig,
Sich durch die Arme schlüpfend,
Und blicken sich dabei
Glückselig in die Augen,
Als wollten sie sich sagen:
So wollen wir verbunden,
Uns in einander schmiegend,
Hintanzen leicht und fröhlich
Durch's wechselvolle Leben!

Heinrich.

Hörst du den Jäger jauchzen?
Zu enge sind der Seele
Die Ufer ihres Leibes,
Und jubelnd überbrausen
Die Fluten des Entzückens.

Robert.

Siehst du die Erd' ihn stampfen?
Im Freudenübermute
Giebt er der Erde schallend
Den Fußtritt der Verachtung;
„Du kriegst nur unsre Asche!"
Ruft ihr sein helles Jauchzen,
Und flammend blickt sein Auge
Der Liebsten in das Auge,
Unsterblichkeitsgewiß:
„Wir haben uns auf ewig!"
Die Blicke dieser Beiden
Sind mir gewisse Bürgschaft
Für mein unsterblich Leben.
Was sich geliebt auf Erden,
Muß dort sich wiederfinden.

Heinrich.

Das glaub' ich nimmermehr,
So gern ich auch, o Freund
Und treuer Berggenosse,
Mit dir durchstreifen möchte
In einem andern Leben
Die himmlischen Gebirge,
Und dort sie alle finden,
Die hier mein Herz verloren;
Doch kann ich es nicht glauben.
Wie diese Musikanten
Auf Geig' und Zither spielen
Den lust'gen Steyrertanz,
Den ersten Teil des Walzers
Im zweiten wiederholend,
Nur wechselnd in der Tonart:
Meinst du, der alte Geiger,
Dem die Gestirne tanzen
Zur starken Weltenfiedel,

Wird unser Erdenleben,
Wenn's einmal abgespielt ist,
Noch einmal 'runterspielen,
Nur höher, in der Quinte? —

Robert.

Ich meine das mit nichten.
Wohl bin ich nur ein Ton
Im schönen Liede Gottes;
Doch wie das schöne Lied
Wird nimmermehr verklingen,
So wird der Ton im Liede
Auch nimmer gehn verloren,
Nicht brechen sich am Grabe:
Und was im Erdenleben
Mit ihm zusammenklang,
Wird einst mit ihm erklingen
Zu freudigen Accorden
Im Strom des ew'gen Liedes.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Heide.

Hielt der eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cimbal am Baum hing,
Über die Saiten der Windhauch lief,
Über sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Die nächtliche Fahrt.

Zu öd und traurig selbst den Heidewinden
Sind diese winterlichen Einsamkeiten,
Nur Schnee und Schnee ringsaus in alle Weiten,
Nur stiller, keuscher, kalter Tod zu finden.

Hier ist's umsonst, nach frohem Ton zu lauschen,
Singvögel sind geflohn von diesem Grabe,
Den Schnabel in die Federn hüllt der Rabe,
Und eingefroren ist der Bäche Rauschen.

Sieht man den Wald so tief in Tod versunken,
Will man's nicht glauben, daß er jemals wieder
Aufgrünt im Lenz, daß je hier seine Lieder
Ein Vogel singt, vom Frühlingshauche trunken.

Es glänzt der Eichenwald in Eisesklammern;
Jetzt Wölfe heulen am verschneiten Grunde,
Wie Bettler, hungerwach, in nächt'ger Stunde
Am Grabe eines milden Königs jammern.

Dort fährt ein Schlitten auf der blanken Wüste,
Der Kutscher treibt die ausgestreckten Pferde,
Als ob mit seinem Fuhrwerk er die Erde
Vor Sonnenaufgang noch umrennen müßte.

Drei Hengste sind's, rasch wie des Nordens Lüfte,
Ein jeder trägt das werte Probezeichen
Der Schnelligkeit im rüstigen Entweichen,
Die Narbe des Wolfsbisses an der Hüfte.

Ein Glöcklein trägt das Mittelroß der Gabel,
Zum Glöcklein tanzend fliehn vorbei die Bäume
Am Schlitten, trüb, wie schnellvergess'ne Träume,
Der Wald entflieht wie eine bleiche Fabel.

Die schnellen Renner sind mit Eis behangen,
Das klirrend an den schwarzen Mähnen zittert,
Der Rosse Rücken ist mit Reif umgittert:
Der Tod will sie mit kaltem Netze fangen.

Gekauert sitzt, gehüllt vom Bärenkragen,
Der Wojewod im Schlittenkorbgeflechte
Still hinter seinem pelzverhüllten Knechte,
Der manchmal pfeift, die Pferde anzujagen.

Dem Schlitten folgt in klarer Mondeshelle
Ein zweiter nach, mit gleichgeschwinden Rennern,
Befrachtet auch mit zwei verhüllten Männern,
Und auf der Heide klingelt seine Schelle.

Die Nacht ist grimmig kalt; o Wandrer, meide
Den Schlaf; hörst du das Glöcklein nicht mehr schlagen,
So wird's vom Rosse dir vorangetragen
Dein wandernd Sterbeglöcklein auf der Heide.

Der Bäume Leben floh zum Grund hinunter;
Gieb, Wandrer, acht, daß nicht auch deine Seele
Zu ihrem Grunde sich hinunterstehle,
Wenn du einnickest; Wandrer, halt dich munter!

Bist du ein Jäger, denke an ein Wildern;
Hast du ein Lieb, denk' an ihr süßes Lager;
Wenn Haß dich wurmt, der scharfe Herzensnager,
So halt dich wach und warm mit Rachebildern! —

Ha! Wölfe! seht, ein ganzes Rudel Tote!
Sie folgen, eine nachgeschleifte Kette,
Die Todesangst, der Hunger rennen Wette,
Und ohne Furcht bleibt nur der Wojewode.

Es kracht der Schnee, schnell sind die grauen Horden,
Doch schneller sind, Gottlob! die braven Hengste,
Die Rappen sind im Drang der Todesängste
Plötzlich wie junge Raben flügg geworden.

So fliehn sie weite Strecken, angstgetrieben;
Die Männer schießen schreckend die Gewehre
Vom Schlittenborde nach dem grausen Heere,
Bis nach und nach es ist zurückgeblieben.

Nun halten sie; die Pferde dampfend schwitzen
Und schnauben aus den Nüstern sich das Bangen;
Drei treten in die Schenke und verlangen
'nen Becher Wein, doch bleibt der Woiwod sitzen.

Da springt der Wirt, ein Jude, an den Schlitten
Und macht dem Gaste tiefe Reverenzen:
„Darf ich, Herr Wojewod, euch nicht kredenzen
Wein, Brot und einen feinen Bratenschnitten?"

Und mit Gelächter ruft der Kutscher drinnen:
„Dem schmeckt kein Braten und kein Gläschen Roter,
Der ißt nicht, trinkt nicht, friert nicht, ist ein Toter.
An dem, Hebräer, wirst du nichts gewinnen!

„Im Zweikampf ist der gute Herr geblieben,
Sein Erzfeind, Russe, hat ihn totgeschossen;
Ich fahre meinen schweigenden Genossen
Heim in die Gruft vorausgegangner Lieben.

„Bald aber hätt' ich ihm die Treu zerrissen,
Denn wären uns die Wölfe näher kommen,
So hätt' ich ihn nicht weiter mitgenommen,
Ich hätt' ihn, uns zu retten, hingeschmissen.

„Ich meine immer noch sein Blut zu schauen,
Wie's rauchend in den weißen Schnee gequollen,
Wie sich's nicht bergen konnte in den Schollen;
Das Bluteis darf im Frühling erst zertauen!"

Sie fahren weiter mit verhängtem Zügel,
Fort über Brücken, Zäune, Teich' und Bäche,
Denn alles hat der Schnee gefüllt zur Fläche,
Und gleichgefegt der Wind mit seinem Flügel.

Nur manchmal blickt der Kutscher nach dem Toten;
Noch sitzt er da, das Haupt vorunterneigend,
Wie er gesessen, unbekümmert, schweigend,
Als hinterher die grimmen Wölfe drohten.

Das Mordblei, das den Wojewoden fällte
Und stecken blieb in seinem Eingeweide;
Der Schnee, der rings bedeckt Podoliens Heide;
Sein Herz — sind alle drei von gleicher Kälte.

Der Wind erwacht und rasselt an der Föhre,
Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Rossen
Am Himmel zieht der bleiche Mond verdrossen
Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre. —

Das mahnt uns an die Träume eines Zaren,
Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden,
Das Ruhmesglöcklein an sein Roß gebunden,
Das tote Polen durch die Heide fahren.

Vision.

Vom Himmel strahlt der Mond so klar,
Greif aus, o Rappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rosses Mähn' und Schweif.

Auf seinem Hut der Reiter trägt
Gemsbart und Federnputz;
Ein schmerzliches Gelächter schlägt
Er auf und schwingt den Stutz.

Der Reiter sprengt um Mitternacht
Durchs Land Tyrol, allein;
Der Waldstrom braust und stürzt mit Macht,
Der Reiter holt ihn ein.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
Ihr schnatternd Wanderlied,
Schnell zieht der Vogel in der Luft,
Der Reiter schneller flieht.

Schnell ist der Wolkenschatten Flucht,
Der Reiter schneller noch,
Kaum braust er in der tiefen Schlucht,
Schon auch am Gipfel hoch.

Wo das Gebein der Helden liegt,
Giebt er dem Roß die Sporn,
An den vergessnen Gräbern fliegt
Er wild vorbei im Zorn.

Am Wege dort ein Crucifix,
Des Unglücks Herberg', ragt,
Seitwärtsgewandten, finstern Blicks
Vorbei der Reiter jagt.

So reitet er durchs Land Tyrol,
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, leb' wohl! leb' wohl!
Du siehst mich nimmermehr!"

Das letzte Heldengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein,
Grab zu! Verschwunden ist der Geist
Von Achtzehnhundert Neun.

Liebesklänge.

Am Rhein.

Wir reisten zusammen mit andern
Zu Schiff hinunter den Rhein,
Es war ein seliges Wandern;
Doch waren wir selten allein.

Sie traten heran, zu lauschen,
Du ließest nur hier und dort
Mir fallen unter das Rauschen
Des Stroms ein heimliches Wort.

Ich sprach: bald trennt uns die Reise!
Ob hier wir uns wiedersehn?
„Dort vielleicht einst!" sagtest du leise,
Ich konnte dich kaum verstehn.

Wir flogen vorüber am Strande,
Der Dampf durchbrauste den Schlot,
Wie ein zorniger Neger die Bande
Wildschnaubend zu sprengen droht.

Und sie begannen zu preisen,
Wie schnell man sich heute bewegt,
Und wie das rührige Eisen
Man über die Straßen legt.

Als wollten zu Grabe sie tragen
Des Elends türmenden Wust,
Und wieder das Eden erjagen,
Den uralt bittern Verlust.

Es hat doch den rechten Fergen
Das Schifflein lange noch nicht,
So lange noch Liebe verbergen
Sich muß wie ein Sündergesicht.

Noch lange nicht hat, ihr Gesellen,
Das Eisen den rechten Guß,
Wenn sich die Liebe bestellen
Noch hinter die Gräber muß!

So dacht' ich und blickte verdrossen
Hinab in die rollende Flut;
Dich umringten deine Genossen
Und scherzten; die hatten es gut.

Die Nacht war dunkelnd gekommen,
Da stiegen am Strande wir aus,
Ich folgte dir stumm und beklommen
Von ferne bis an dein Haus.

Und als du, noch einmal nickend,
Verschwunden im schließenden Thor,
Stand ich eine Weile noch, blickend
Nach deinem Fenster empor.

Ich schied von deinem Quartiere,
Und ging hinüber in meins,
Das lag im fernen Reviere
Am andern Ufer des Rheins.

Ich betrat mein trauriges Zimmer,
Und starrte unverwandt
Hinüber zum Kerzenschimmer,
Den mir dein Fenster gesandt.

Die Lichter drüben am Strande
Erloschen nach und nach,
Doch wie zu traulichem Pfande
Blieb deines immer noch wach.

Wie ich im einsamen Leide
Hinstarrte über die Flut:
Als wären gestorben wir beide,
Ward mir mit einmal zu Mut;

Als trennten uns weite Welten,
Ward mir mit einem Mal,
Den Erdengram zu vergelten
Mit ewiger Sehnsucht Qual:

Als blinkte dein Lichtlein, so ferne,
In meine Finsternis
Von einem entlegenen Sterne,
Der dich mir auf immer entriß.

Mir spielten, wie Thränendiebe,
Nachtwinde ums Augenlid,
Wie der Geist unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieht.

An *

Ach wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!
So aber ist's Entsagen nur und Trauern,
Nur ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.

Undank thut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Der schwere Abend.

Die dunklen Wolken hingen
Herab so bang und schwer,
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

So heiß und stumm, so trübe
Und sternlos war die Nacht,
So ganz, wie unsre Liebe,
Zu Thränen nur gemacht.

Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Traurige Wege.

Bin mit dir im Wald gegangen;
Ach, wie war der Wald so froh!
Alles grün, die Vögel sangen,
Und das scheue Wild entfloh.

Wo die Liebe frei und offen
Rings von allen Zweigen schallt,
Ging die Liebe ohne Hoffen
Traurig durch den grünen Wald. —

Bin mit dir am Fluß gefahren;
Ach, wie war die Nacht so mild!
Auf der Flut, der sanften, klaren,
Wiegte sich des Mondes Bild.

Lustig scherzten die Gesellen;
Unsre Liebe schwieg und sann,
Wie mit jedem Schlag der Wellen
Zeit und Glück vorüberrann. —

Graue Wolken niederhingen,
Durch die Kreuze strich der West,
Als wir einst am Kirchhof gingen;
Ach wie schliefen sie so fest!

An den Kreuzen, an den Steinen
Fand die Liebe keinen Halt;
Sahen uns die Toten weinen,
Als wir dort vorbeigewallt?

Einsamkeit.

Wild verwachsne, dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort;
Herz, das ist der rechte Ort
Für dein schmerzliches Verzichten!

Grauer Vogel in den Zweigen!
Einsam deine Klage singt,
Und auf deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen

Wenn's auch immer schweigen bliebe,
Klage, klage fort; es weht,
Der dich höret und versteht,
Stille hier der Geist der Liebe.

Nicht verloren hier im Moose,
Herz, dein heimlich Weinen geht,
Deine Liebe Gott versteht,
Deine tiefe, hoffnungslose!

Wunsch.

Urwald in deinem Brausen
Und ernsten Dämmerschein
Mit der Geliebten hausen
Möcht ich allein — allein!

Von deinen schlanksten Bäumen
Baut ich ein Hüttlein traut
Mir aus zu Himmelsräumen;
O komm, du schöne Braut!

Ich legte Moosgebreite
Weich unter ihren Schritt,
Und meine Liebe streute
Ich unter ihren Tritt.

Für sie das Wild erjagen,
Aus tiefster Schlucht empört!
Für sie den Feind erschlagen,
Der unsern Frieden stört!

Ich würd' in Mondesnächten,
Beim stillen Sternentanz,
Von wilden Liedern flechten
Um meine Braut den Kranz;

Und in den Abendgluten
Am Fels hier oben stehn,
Mit ihr die Donnerfluten
Zum Abgrund stürzen sehn;

Und weit hinunter blicken
Ließ sie mein starker Arm;
Wie würd' ich sie dann drücken
Ans Herz so fest und warm!

Neid der Sehnsucht.

Die Bäche rauschen
Der Frühlingssonne,
Hell singen die Vögel,
Es lauschen die Blüten,
Und sprachlos ringen
Sich Wonnedüfte
Aus ihrem Busen;
Und ich muß trauern,
Denn nimmer strahlt mir
Dein Aug, o Geliebte! —
Nicht über den Wellen
Des Ozeanes,
Nicht über den Sternen,
Und nicht im Lande
Der Phantasieen
Ist meine Heimat;
Ich finde sie nur
In deinem Auge!
Was je mir freudig
Beseelte das Leben,
Was nach dem Tode
Mir weckte die Sehnsucht:
Entschwundner Kindheit
Fröhliche Tage,
Und meiner Jugend
Himmlische Träume,
Von meinen Toten
Trauliche Grüße,
Und meiner Gottheit
Stärkenden Anblick,
Das alles find ich
In deinem Auge,
O meine Geliebte!
Nun bist du ferne,
Und bitter beneiden
Muß jeden Stein ich,

Und jede Blume,
Beneiden die kalten
Menschen und Sterne,
An die du vergeudest
Die süßen Blicke.

Meine Furcht.

O stürzt, ihr Wolkenbrüche,
Zum Abgrund nur hinab!
O reißt, ihr Sturmesflüche,
Die Wälder in ihr Grab!
O flammt, ihr Blitzesgluten,
O rase, Donnerklang!
Ihr könnt mich nicht entmuten,
Mir wird vor euch nicht bang.
Wenn ihr aufs Herz mir zielet,
Euch acht ich Kinder nur;
Daß ihr Vernichten spielet,
Entsprangt ihr der Natur!
Wohl spott ich Sturmesgrimme,
Und wildem Donnerscherz;
Und doch vor einer Stimme
Erzittert mir das Herz;
Die schnell das Herz mir bräche,
Die Stimme fürcht' ich sehr,
Wenn die Geliebte spräche:
Ich liebe dich nicht mehr!

Wunsch.

Fort möcht' ich reisen
Weit, weit in die See,
O meine Geliebte,
Mit dir allein!

Die Dränger und Lauscher
Und kalten Störer,
Sie hielt uns ferne
Der wallende Abgrund,
Das drohende Meer,
Wir wären so sicher
Und selig allein.

Und käme der Sturm,
Ich würde dich halten
An meiner Brust.
Wenn donnernde Wogen
Zum Himmel schlügen,
Doch höher schlüge
Mein trunkenes Herz;
Und meine Liebe,
Die ewige, starke,
Sie würde frohlockend
Dich halten im Sturm.
Du würdest zitternd
Mir blicken ins Auge,
Und würdest erblicken,
Was nimmer scheitert
In allen Stürmen,
Und würdest lächeln
Und nicht mehr zittern.

Sieh, nun ermüdet
Der tobende Aufruhr,
In Schlummer sinken
Die Wellen und Winde,
Und über den Wassern
Ist tiefe Stille.
Da ruhst du sinnend
An meiner Brust.
So tiefe Stille:
Mein lauschendes Herz
Hört Antwort pochen
Dein lauschendes Herz.
Wir sind allein,
Doch flüsterst du leise,
Um nicht zu stören
Das sinnende Meer.
Nur sanft erzittern
Die Lippen dir,
Die schwellenden Blätter
Der süßen Rose;
Ich sauge dein Wort,
Den klingenden Duft
Der süßen Rose.
Im Osten hebt sich
Der klare Mond,
Und Gott bedecket

Den Himmel mit Sternen,
Und ich bedecke,
Selig wie er,
Dein liebes Antlitz,
Den schönern Himmel,
Mit feurigen Küssen.

An den Wind.

Ich wandre fort ins ferne Land;
Noch einmal blickt' ich um, bewegt,
Und sah, wie sie den Mund geregt,
Und wie gewinket ihre Hand.

Wohl rief sie noch ein freundlich Wort
Mir nach auf meinen trüben Gang,
Doch hört' ich nicht den liebsten Klang,
Weil ihn der Wind getragen fort.

Daß ich mein Glück verlassen muß,
Du rauher, kalter Windeshauch,
Ist's nicht genug, daß du mir auch
Entreißest ihren letzten Gruß?

An die Entfernte.

I.

Diese Rose pflück' ich hier,
In der fremden Ferne;
Liebes Mädchen, dir, ach dir
Brächt' ich sie so gerne!

Doch bis ich zu dir mag ziehn
Viele weite Meilen,
Ist die Rose längst dahin,
Denn die Rosen eilen.

Nie soll weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandert mit dem Weste.

II.

Rosen fliehen nicht allein,
Und die Lenzgesänge,
Auch dein Wangenrosenschein,
Deine süßen Klänge.

O, daß ich, ein Thor, ein Thor,
Meinen Himmel räumte!
Daß ich einen Blick verlor,
Einen Hauch versäumte!

Rosen wecken Sehnsucht hier,
Dort die Nachtigallen,
Mädchen, und ich möchte dir
In die Arme fallen!

Meine Rose.

Dem holden Lenzgeschmeide,
Der Rose, meiner Freude,
Die schon gebeugt und blasser
Vom heißen Strahl der Sonnen,
Reich' ich den Becher Wasser
Aus tiefem Bronnen.

Du Rose meines Herzens!
Vom stillen Strahl des Schmerzens
Bist du gebeugt und blasser;
Ich möchte dir zu Füßen,
Wie dieser Blume Wasser,
Still meine Seele gießen!
Könnt' ich dann auch nicht sehen
Dich auferstehen.

An *

O wag' es nicht, mit mir zu scherzen,
Zum Scherze schloß ich keinen Bund;
O spiele nicht mit meinem Herzen;
Weißt du noch nicht, wie sehr es wund?

Weil ich so tief für dich entbrannte,
Weil ich mich dir gezeigt so weich,
Dein Herz die süße Heimat nannte,
Und deinen Blick mein Himmelreich:

O rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
Der süßer Heimat sich entreißt,
Dem Himmel, mit verschwiegnem Kummer,
Auf immerdar den Rücken weist.

Kommen und Scheiden.

So oft sie kam, erschien mir die Gestalt
So lieblich, wie das erste Grün im Wald.

Und was sie sprach, drang mir zum Herzen ein
Süß, wie des Frühlings erstes Lied im Hain.

Und als Lebwohl sie winkte mit der Hand,
War's, ob der letzte Jugendtraum mir schwand.

Liebesfrühling.

Ich sah den Lenz einmal,
Erwacht im schönsten Thal;
Ich sah der Liebe Licht
Im schönsten Angesicht.

Und wandl' ich nun allein
Im Frühling durch den Hain,
Erscheint aus jedem Strauch
Ihr Angesicht mir auch.

Und seh' ich sie am Ort,
Wo längst der Frühling fort,
So sprießt ein Lenz und schallt
Um ihre süße Gestalt.

Frage nicht.

Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen?
Ich weiß es nicht, und will nicht fragen;
Mein Herz behalte seine Kunde,
Wie tief es dein im Grunde.

O still! ich möchte sonst erschrecken,
Könnt' ich die Stelle nicht entdecken,
Die unzerstört für Gott verbliebe
Beim Tode deiner Liebe.

Sonette.

Frage.

Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht
Mit schwerem Herzen, traurig und beklommen,
Und wußtest nicht, wie du auch nachgedacht,
Woher ins Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühltest nur: ein Traum war's in der Nacht;
Des Traumes Bilder waren dir verschwommen,
Doch hat nachwirkend ihre dunkle Macht
Dich, daß du weinen mußtest, übernommen.

Hast du dich einst der Erdennacht entschwungen,
Und werden, wie du meinst, am hellen Tage
Verloren sein des Traums Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht so deine Schuld hienieden
Nachwirken wird als eine dunkle Klage,
Und dort der Seele stören ihren Frieden?

Jugend und Liebe.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Winden;
Wenn, jung getrennt, sich wiedersehn die Alten,
Sie meinen doch, in ihren ernsten Falten
Den Strahl der süßen Jugend noch zu finden.

Des Dauerns Wahn, wer läßt ihn gerne schwinden?
Mag auch ein Herz, das uns geliebt, erkalten,
Wir suchen immer noch den Traum zu halten,
Nur stiller sei geworden sein Empfinden.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Lüften;
Noch leichter als die Jugend flieht die Liebe,
Die nur des Blattes wonnereiches Düften.

Und dennoch an den herben Tod des Schönen,
Im treuen Wahn, als ob es ihm noch bliebe,
Kann sich das Herz auch sterbend nicht gewöhnen.

Der Salzburger Kirchhof.

O schöner Ort, den Toten auserkoren,
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
Es sind die Toten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wandrer, kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Toten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Worin zu neuem Leben sie erwarmen;
Die Blumen winken's, ihre stillen Boten.

Nachhall.

Ein Wandrer läßt sein helles Lied erklingen:
Nun schweigt er still und schwindet in den Föhren;
Ich möchte länger noch ihn singen hören,
Doch tröst' ich mich: er kann nicht ewig singen.

Der Wandrer schweigt, doch jene Felsen bringen
Mir seinen Wiederhall in dunklen Chören,
Als wollten sie sein Lied zurückbeschwören,
Nun ist es still — den Quell nur hör' ich springen.

Der Wandrer schwieg und schied; ich sprach gelassen:
Fahr wohl! warum denn fühl' ich jetzt ein Trauern,
Daß länger nicht sein Nachhall mochte dauern?

Mehr als des Menschen Tod will mich's erfassen,
Wenn ihn bereits nach wenig Tagesneigen
Hier, dort noch einer nennt — bis Alle schweigen.

Die Asketen.

O spottet nicht der traurigen Asketen,
Daß sie den Leib mit scharfen Leiden plagen,
Die süßen Erdenfreuden sich versagen,
Die flüchtigen, nur allzuschnell verwehten!

Nebst solchen, die das Futter gierig mähten,
Seit des verlornen Paradieses Tagen,
Hat eine Schar von Herzen stets geschlagen,
Die, abgewandt, die Weide hier verschmähten.

Ein schüchternes Gefühl: „wir sind gefallen!"
Hält sie vom lauten Freudenmarkt zurück,
Heißt sie den Pfad einsamer Dornen wallen.

Es wächst ihr Ernst, wenn sie vorüberstreifen
An einem unverdienten Erdenglück;
Die Scham verbietet, keck darnach zu greifen.

Der Seelenkranke.

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde,
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr rastlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.

Nur Eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr alles sagen;
Könnt' ich an ihrem Halse schluchzen, klagen!
Die Eine aber liegt verscharrt im Grunde.

O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen,

So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht,
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden.

I.

Stimme des Windes.

In Schlummer ist der dunkle Wald gesunken,
Zu träge ist die Luft, ein Blatt zu neigen,
Den Blütenduft zu tragen, und es schweigen
Im Laub die Vögel und im Teich die Unken.

Leuchtkäfer nur, wie stille Traumesfunken
Den Schlaf durchgaukelnd, schimmern in den Zweigen,
Und süßer Träume ungestörtem Reigen
Ergiebt sich meine Seele, schweigenstrunken.

Horch! überraschend saust es in den Bäumen
Und ruft mich ab von meinen lieben Träumen,
Ich höre plötzlich ernste Stimme sprechen;

Die aufgeschreckte Seele lauscht dem Winde
Wie Worten ihres Vaters, der dem Kinde
Zuruft, vom Spiele heimwärts aufzubrechen.

II.

Stimme des Regens.

Die Lüfte rasten auf der weiten Heide,
Die Disteln sind so regungslos zu schauen,
So starr, als wären sie aus Stein gehauen,
Bis sie der Wandrer streift mit seinem Kleide.

Und Erd' und Himmel haben keine Scheide,
In Eins gefallen sind die nebelgrauen,
Zwei Freunden gleich, die sich ihr Leid vertrauen,
Und Mein und Dein vergessen traurig beide.

Nun plötzlich wankt die Distel hin und wieder,
Und heftig rauschend bricht der Regen nieder,
Wie laute Antwort auf ein stummes Fragen.

Der Wandrer hört den Regen niederbrausen,
Er hört die windgepeitschte Distel sausen,
Und eine Wehmut fühlt er, nicht zu sagen.

III.

Stimme der Glocken.

Den glatten See kein Windeshauch verknittert,
Das Hochgebirg, die Tannen, Klippen, Buchten,
Die Gletscher, die von Wolken nur besuchten,
Sie spiegeln sich im Wasser unzersplittert.

Das dürre Blatt vom Baume hörbar zittert,
Und hörbar rieselt nieder in die Schluchten
Das kleinste Steinchen, das auf ihren Fluchten
Die Gemse schnellt, wenn sie den Jäger wittert.

Horch! Glocken, in der weiten Ferne tönend,
Den Gram mir weckend und zugleich versöhnend,
Dort auf der Wiese weiden Alpenkühe.

Das Läuten mahnt mich leise an den Frieden,
Der von der Erd' auf immer ist geschieden
Schon in der ersten Paradiesesfrühe.

IV.

Stimme des Kindes.

Ein schlafend Kind! o still! in diesen Zügen
Könnt ihr das Paradies zurückbeschwören;
Es lächelt süß, als lauscht' es Engelschören,
Den Mund umsäuselt himmlisches Vergnügen.

O schweige, Welt, mit deinen lauten Lügen
Die Wahrheit dieses Traumes nicht zu stören!
Laß mich das Kind im Traume sprechen hören,
Und mich, vergessend, in die Unschuld fügen!

Das Kind, nicht ahnend mein bewegtes Lauschen,
Mit dunklen Lauten hat mein Herz gesegnet,
Mehr als im stillen Wald des Baumes Rauschen;

Ein tiefres Heimweh hat mich überfallen,
Als wenn es auf die stille Heide regnet,
Wenn im Gebirg die fernen Glocken hallen.

Doppelheimweh.

Zwiefaches Heimweh hält das Herz befangen,
Wenn wir am Rand des steilen Abgrunds stehn,
Und in die Grabesnacht hinuntersehn
Mit trüben Augen, todeshohlen Wangen.

Das Erdenheimweh läßt uns trauern, bangen,
Daß Lust und Leid der Erde muß vergehn;
Das Himmelsheimweh fühlt's herüberwehn
Wie Morgenluft, daß wir uns fortverlangen.

Dies Doppelheimweh tönt im Lied der Schwäne,
Zusammenfließt in unsre letzte Thräne
Ein leichtes Meiden und ein schweres Scheiden.

Vielleicht ist unser unerforschtes Ich
Vor scharfen Augen nur ein dunkler Strich,
In dem sich wunderbar zwei Welten schneiden.

Einsamkeit.

I.

Hast du schon je dich ganz allein gefunden,
Lieblos und ohne Gott auf einer Heide,
Die Wunden schnöden Mißgeschicks verbunden
Mit stolzer Stille, zornig dumpfem Leide?

War jede frohe Hoffnung dir entschwunden,
Wie einem Jäger an der Bergesscheide
Stirbt das Gebell von den verlornen Hunden,
Wie's Vöglein zieht, daß es den Winter meide?

Warst du auf einer Heide so allein,
So weißt du auch, wie's einen dann bezwingt,
Daß er umarmend stürzt an einen Stein;

Daß er, von seiner Einsamkeit erschreckt,
Entsetzt empor vom starren Felsen springt
Und bang dem Winde nach die Arme streckt.

II.

Der Wind ist fremd, du kannst ihn nicht umfassen,
Der Stein ist tot, du wirst beim kalten, derben
Umsonst um eine Trosteskunde werben,
So fühlst du auch bei Rosen dich verlassen;

Bald siehst du sie, dein ungewahr, erblassen,
Beschäftigt nur mit ihrem eignen Sterben.
Geh weiter: überall grüßt dich Verderben
In der Geschöpfe langen, dunklen Gassen;

Siehst hier und dort sie aus den Hütten schauen,
Dann schlagen sie vor dir die Fenster zu,
Die Hütten stürzen, und du fühlst ein Grauen.

Lieblos und ohne Gott! der Weg ist schaurig,
Der Zugwind in den Gassen kalt; und du? —
Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.

Palliativ.

Ist Gras gewachsen über die Geschichte,
Weiß nicht mehr recht, wie sie sich zugetragen;
Nur manchmal schwebt mir's vor im Dämmerlichte
Als hätt' ich einer Schuld mich anzuklagen.

Doch abgewandt vom störenden Gesichte,
Ruf ich's nicht an und will es nicht befragen,
Weil Blick und Mut ich in die Zukunft richte;
Ich schlage mich nicht gern mit alten Tagen.

„Wenn dir der Sensenmann den Leib hinstrecket,
Wird er auch säuberlich das Gras dir mähen,
Das jene Schuldgeschichte dir verdecket.

Kehr' mutig um zu den verlassnen Bühnen
Die Schuld mit scharfem Reueblick zu sehen;
Soll sie dir sterben, eile sie zu sühnen."

Vermischte Gedichte.

Zueignung.

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat Niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, heiß und innig,
Die, liedgeworden, ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen.

Die Schauer, die mein Herz durchwehten,
Die unerfaßlich meinem Sange,
Sie sprachen, tröstende Propheten,
In deines Wortes süßem Klange.

Und durft' ich ahnend in den Bronnen
Der göttlichen Gedanken sinken,
So sah ich klar die dunklen Wonnen
In deinem schönen Auge blinken.

Der Himmel taut in finstern Hainen
Zum Lied der Nachtigallen nieder,
Und deine Augen sah ich weinen
Herab auf meine bangen Lieder.

Seh' ich der Augen Zauberkreise
Gesenkt, geschwellt in trauter Nähe,
Ist's, ob ich deine Seele leise
Die Luft der Tugend atmen sehe.

Dein ist mein Herz, mein Schmerz dein eigen,
Und alle Freuden, die es sprengen,
Dein ist der Wald mit allen Zweigen,
Mit allen Blüten und Gesängen.

Das Liebste, was ich mag erbeuten
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Ist mir ein Wort, daß sie dich freuten,
Ein stummer Blick, daß sie dich rührten.

Und sollt' ich nach dem hellen Ruhme
Mich manchmal auch am Wege bücken,
So will ich mit der schönen Blume
Nur, Freundin, dir den Busen schmücken.

Traumgewalten.

Der Traum war so wild, der Traum war so schaurig,
So tief erschütternd, unendlich traurig,
Ich möchte gerne mir sagen:
Daß ich ja fest geschlafen hab',
Daß ich ja nicht geträumet hab',
Doch rinnen mir noch die Thränen herab,
Ich höre mein Herz noch schlagen.

Ich bin erwacht in banger Ermattung,
Ich finde mein Tuch durchnäßt am Kissen,
Wie man's heimbringt von einer Bestattung;
Hab' ich's im Traume hervorgerissen
Und mir getrocknet das Gesicht?
Ich weiß es nicht.
Doch waren sie da, die schlimmen Gäste,
Sie waren da zum nächtlichen Feste.
Ich schlief, mein Haus war preisgegeben,
Sie führten darin ein wüstes Leben.
Nun sind sie fort, die wilden Naturen;
In diesen Thränen find' ich die Spuren,
Wie sie mir Alles zusammengerüttet,
Und über den Tisch den Wein geschüttet.

Einem Greis.

Das Haar schneeweiß,
Die Wangen so hohl,
Bald, bald Lebwohl?
Und noch die Stirne so heiß?

Dein Schifflein stoßt
Schon ins Meer, zum Land
Streckst du die Hand
Noch, überhangend, um Trost;

Um Trost und Genuß,
Um Hab' und Halt,
Und bist schon so alt:
„O daß man sterben muß!"

Zieh' ein die Hand!
Den Blick hinaus
Ins Meer! nach Haus!
Denk' an den ewigen Strand!

Nicht scheide so schwer:
Wenn du rückverlangst,
Und überhangst,
So sinkst du hinab ins Meer.

An die Biologen.

Die Wahrheit hat die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Als winz'gen Zettel
In eine Nuß gethan,
Und warf den Bettel
In den Ozean.
Das Meer ist groß, die Nuß ist klein;
Hat wohl am kleinen Wunderschrein
Schon ein Pilot vorbeigeflucht?
Sucht! Sucht! —
Die Wahrheit schrieb die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Wohl einem Vöglein auf den Kopf,
Unter'n Schopf,
Auf des Hirnes glatte Schaale;
Das Vöglein flog in alle Welt,
Ihm ward durch Berg' und Thale
Bis jetzt vergeblich nachgestellt.
Nur zugeforscht! wer weiß denn auch,
Ob nicht der Vogel euren Strauch

Zu seinem Sitze auserkiest,
Und, frohgelaunt, bei Frühlingswettern
Von seinen schopfgeborgnen Lettern
Euch singend was herunterliest!
Ist auch das Vöglein auf der Flucht,
Sucht! Sucht!

Crucifix.

Hält der Mensch die Blicke himmelwärts,
Und die Arme liebend ausgebreitet,
Um die Welt zu drücken an sein Herz,
Hat er sich zur Kreuzigung bereitet.

Solche Lieb' ist selten auf der Erde;
Daß ihr Bild die Welt nicht ganz verläßt,
Hielt am Kreuz die Menschheit eilig fest,
Jesus, deine liebende Geberde!

Scheu.

Unglück hat sein Herz gespalten,
Laßt den stillen Mann allein;
Wie sich nicht genaht die Alten
Einem blitzgetroffnen Hain.

Stört mit Worten nicht des Streites,
Nicht mit Liebe seinen Schmerz;
Ehret als ein blitzgeweihtes
Enelysion dieses Herz.

Heimatklang.

Als sie vom Paradiese ward gezwungen,
Kam jeder Seele eine Melodie
Zum Lebewohl süß schmerzlich nachgeklungen,
Darauf umschloß die Erdenhülle sie.
Noch ist dies Lied nicht völlig uns verdrungen,
Doch tönt es leiser stets auf Erden hie.
Gieb Acht, o Herz, daß in den Schütterungen
Dir nicht des Liedes letzter Hauch entflieh'!
Ein Nachhall dieses Liedes ist entsprungen
Des Morgenlandes süße Poesie;

Von Jugendträumen wird's manchmal gesungen,
Doch dunkel, unbewußt woher? und wie?
Wem aber einmal klar und voll geklungen
Die wunderbare Heimatmelodie,
Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
Und er genest von seiner Sehnsucht nie.

Zuflucht.

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
An des Walds geheimste Quelle,
Daß sie dir mit frischer Kühle
Lindernd deine Wunde spüle.

Mensch, du flieh mit deinem Schmerz
An die heimatlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter sterben bald;
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!

Zeiger.

Meiner Schwester liebe Sprossen,
Ha, wie seid ihr aufgeschossen,
Seit ich über Berg und Thal
Von euch schied das letzte Mal!
Da ihr wachset und euch dehnet,
Sonnenzeiger unsrer Tage,
Mahnt ihr, wie das Leben jage,
Das ihr fest und ewig wähnet.
Kinderwuchs und Abendschatten
Zeigt dem Wandrer auf dem Steige
Abgemähter Blumenmatten,
Wie sich ihm die Sonne neige.

Frühlingsgrüße.

Nach langem Frost, wie weht die Luft so lind!
Da bringt Frühveilchen mir ein bettelnd Kind.

Es ist betrübt, daß so den ersten Gruß
Des Frühlings mir das Elend bringen muß.

Und doch der schönen Tage liebes Pfand
Ist mir noch werter aus des Unglücks Hand.

So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.

An Luise.

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundespflicht mir sonst gebot,
Doch denk' ich hier im Waldesdämmern
Einsam gerührt an deinen Tod.

Nun läuten die Begräbnisglocken,
Der Wind, bewegt von ihrem Klang,
Flieht in den Wald und Blütenflocken
Streift er von allen Zweigen bang.

Die jungen Blüten zittern leise
Und freudig nieder in den Staub,
Als das Gefolge deiner Reise
Sind gerne sie des Todes Raub. —

Du bist mir nah im Waldesgrunde
In der Erinnrung ew'gem Strahl,
Wie einst in jener Abendstunde,
Als ich dich sah zum letzten Mal!

Ich schau' dein Angesicht, dein bleiches,
Das tiefe Schwermut überzieht,
Ich schau' dein Aug', dein dunkles, weiches
Wie es in andre Welten sieht;

Und wie du ins Klavier versunken,
So träumerisch, so ernst und mild,
Und wie dem Liede, himmelstrunken,
Du selber wirst ein schönes Bild;

Wie dich der große Geist umranket,
Den sie Beethoven nannten hie,
Wie deine zarte Bildung schwanket
Im Sturme seiner Melodie;

Der Geist, dem seliges Verderben
Das Erdenleben sich entlauscht,
In dessen Lied viel süßes Sterben
Und Harmonie des Todes rauscht.

Sein Herz, von Sehnsuchtsqual zerklüftet,
Zieht dich hinab in seinen Brand,
Und deine trunkne Seele lüftet
Der Erdenhülle leichtes Band.

Mir ist das Scherzo nicht verklungen,
Wo nach Adagio's wildem Schrei
Der heiße Schmerz sich mattgerungen
Zu träumerischer Tändelei:

So spielt der Jüngling an der Bahre
Der Braut, wenn schon das Herz ihm bricht,
Noch tändelnd mit dem Lockenhaare,
Und starrend in ihr tot Gesicht. —

Du bist dahin! Nichts konnte retten
Und halten dich bei uns zurück,
Kalt knickte alle Liebesketten
Das unerbittliche Geschick.

Es brachte dir in Sterbensstunden
Die frommgetäuschte, gute Frau
Im letzten Wahn, du sollst gesunden,
Noch einen Becher Maientau.

Aufblüht die Heideblume wieder,
Die schon dem Tode nickte zu,
Weint still die Nacht ihr Mitleid nieder,
Doch nicht, gebrochne Blume, du! —

Mich Fernen auch erfaßt die Klage,
Die mich dem Waldesgrund entreißt,
Mir flieht das Bild vergangner Tage,
An deinem Sarge steht mein Geist.

Um den sie alle weinen müssen,
Du Jungfrau hold! zu deinem Schrein
Drängt sich, dich einmal noch zu küssen,
Dein Herzensfreund, der Frühling ein.

Das bange Scherzo hör ich klingen
Um dich, so starr und still du auch,
Mit deines Haares dunkeln Ringen
Spielt schmerzlich noch des Frühlings Hauch.

Jetzt aber wird der Sarg geschlossen,
Auf immer deine Lichtgestalt
Aus unserm Angesicht verstoßen;
Im Schollenwurf dein Lied verhallt.

Nur deine Mutter hör ich weinen;
O schwiege doch der Freunde Trost!
Für eine Mutter giebt es keinen,
Ein Dolch ins Herz ist ihr sein Frost.

Dem Schmerz nach ihrem lieben Kinde
Bleibt bis zum Tod ihr Herz geweiht,
Wenn auch des Trostes kühle Rinde
Den Freunden einst dein Grab verschneit.

Und soll sie einst dich wieder haben,
Durchzuckt das weiche Mutterherz,
Daß sie dich hier so früh begraben,
Im Himmel noch ein leiser Schmerz.

Täuschung.

Das Käuzlein traurig ruft in öder Felsenritze
Und grüßt mit seinem Lied des Himmels wilde Blitze.

Als wie ein schwarzer Aar, deß Flügel Feuer fingen,
So schlägt die schwarze Nacht die feuervollen Schwingen.

Es glänzt die Regenflut, der finstern Nacht entsunken,
Manchmal im Wetterschein wie diamantne Funken.

So kann in banger Nacht ein Strom von heißen Zähren
Im hellen Wetterschein des Unglücks sich verklären.

Verfangen in der Schlucht, die lauten Winde rasen,
Die zu der Wolkenschlacht die Riesentuba blasen.

Mit Stimmen mannigfalt hör' ich den Gießbach klingen,
Wie Donner, Kauz und Wind scheint er zugleich zu singen. —

Doch nein! mich täuscht mein Sinn, als ob zum Wettergrimme
Mit klâglichem Geschrei das Felsenkäuzlein stimme;

Daß Wolkenschlachtmusik die lauten Winde keuchten,
Und daß der Blitz geflammt, den Regen zu beleuchten;

Und daß der Felsenbach den Wetterstimmen allen
Antworten will zugleich in dumpfen Wiederhallen.

Einsame Klagen sind's, weiß keine von der andern,
Wenn sie zusammen auch im wilden Chore wandern.

Drum ist die Erde ja ums Paradies betrogen,
Daß ihre Luft ertönt von dunklen Monologen.

Wenn alle Klagen einst in diesen Erdengründen,
Was jede heimlich meint, einander sich verstünden:

Dann wäre ja zurück das Paradies gewonnen,
In einen Freudenschrei das Klaggewirr zerronnen.

Trotz allem Freundeswort, und Mitgefühlsgeberden,
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

Tod und Trennung.

Gottes Milde mocht' es fügen,
Liegt ein Mensch in letzten Zügen,
Stehn am Sterbepfühl die Seinen,
Daß sie müssen weinen, weinen;

Daß sie nicht vor Thränen schauen
Das unnennbar bange Grauen,
Wie der Geist verläßt die Hülle,
Letztes Zucken, tiefe Stille.

Weh dem Thränenlosen, wehe,
Der sich wagt in Sterbens Nähe,
Denn ihm kann durchs ganze Leben
Jenes Grauen heimlich beben.

Doch ein Anblick tiefrer Trauer,
Bänger als des Sterbens Schauer,
Wär' es, könnt' ein Aug es fassen,
Wie zwei Herzen sich verlassen.

An die Verstockten.

Thorenangst und Narrenzittern,
Ausparieren hin und her,
Macht den Binsenschaft zum Speer,
Schlägt die Laffen erst zu Rittern.

Wenn ein muntrer Spatz am Dache
Lärmet über eurem Haus,
Springet ihr zum Fenster aus,
Ob der Bau zusammenkrache.

Schweift in euren Waldesgründen
Von Leuchtkäfern eine Schar,
Ha, wie schreckt euch die Gefahr,
Daß sie euch den Wald anzünden.

Die Metaphern und die Tropen,
Die da pfeift ein loser Wicht,
Wandeln euch die Schafe nicht
Um zu scheuen Antilopen,

Oder gar zu wilden Bären;
Ruhig mögt ihr und noch lang,
Trotz dem kecken Sang und Klang,
Eure Horden scheren, scheren.

Doch vor Einem zittert, Thoren!
Wenn er an den Pfeilern rührt,
Wenn er seine Flammen schürt,
Wahrt euch, sonst seid ihr verloren!

Hört ihr's im Gebälke knarren,
Baut ein neues Haus geschwind,
Eh' mit Habe, Weib und Kind
Euch begraben eure Sparren.

Funken sind des Feuers Boten,
Funken jagen durch das Land,
Und den großen Gottesbrand
Dämpft ihr nicht mit euren Pfoten.

Zitternd seht ihr und erschrocken
Funken, die der Witz gefacht,
Die das Volk, indem es lacht,
Haucht in tote Aschenflocken;

Aber nicht wollt ihr erschrecken,
Wenn es blitzt im Herzensgrund,
Wenn die Sklaven, kettenwund,
Doch den Gott in sich entdecken.

Hört, es kann die Stunde kommen,
Wo das Lamm ein Löwe heißt,
Wo es brüllend euch zerreißt;
Laßt euch Gottes Zeichen frommen! —

Herbstlied.

Rings trauern die Entlaubten,
Vom kalten Wind durchweht,
Die Tannen nur behaupten
Ihr dunkles Grün so spät.

Wenn's Vöglein baut sein Lager,
So grünt das Tannenreis,
Und grünt, wenn's Wild sich, hager,
Scharrt Wurzeln aus dem Eis.

Die Buche seh ich schwinden
Im Froste, lebenssatt,
Wie sie den kalten Winden
Hinwirft das letzte Blatt.

Zu meiner Seele Trauer
Die Buche besser stimmt,
Daß sie den Winterschauer
Sich so zu Herzen nimmt.

Schlaflose Nacht.

Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!
Denn seine Herde treibt der laute Tag
In unsern grünenden Gedankenhag,
Die schönsten Blüten werden abgefressen,
Zertreten oft im Keime und vergessen.
Trägt aber uns der Schlaf mit weicher Hand
Ins Zauberboot, das heimlich stoßt vom Strand,

Und lenkt das Boot im weiten Ozean
Der Traum herum, ein trunkner Steuermann,
So sind wir nicht allein, denn bald gesellen
Die Launen uns der unbeherrschten Wellen
Mit Menschen mancherlei, vielleicht mit solchen,
Die feindlich unser Innres tief verletzt,
Bei deren Anblick sich das Herz entsetzt,
Getroffen von des Hasses kalten Dolchen;
An denen gerne wir vorüberdenken,
Um tiefer nicht den Dolch ins Herz zu senken. —
Dann wieder bringen uns die Wellenfluchten,
Wohin wir wachend nimmermehr gelangen,
In der Vergangenheit geheimste Buchten,
Wo uns der Jugend Hoffnungen empfangen.
Was aber hilft's? wir wachen auf — entschwunden
Ist all das Glück, es schmerzen alte Wunden.
Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!

An eine Witwe.

Nach einem heftigen Gewitter
Wandl' ich allein im tiefen Haine,
Und blicke durch das nasse Gitter
Der Blätter auf zum Sternenscheine.

Die sturmesmüden Bäume schweigen;
Nur manchmal rauschen Windeshauche,
Wie eine Mahnung in den Zweigen,
Dann tropft es nach im dunkeln Strauche.

So fand ich, nach den Schmerzgewittern,
Dich müd versenkt im stillen Grame;
Doch sah ich deine Thränen zittern,
Wenn dir erklang sein teurer Name.

Der Frühling kam, vor seinem Strahle
Suchst du des Schmerzes traute Schatten,
Und führest nach dem fernen Thale
Die Kinder an das Grab des Gatten.

Du wanderst mit den Vaterlosen,
Mit Thränen neu das Grab zu tränken,
Auf das du deiner Wangen Rosen
Gestreut zum treuen Angedenken.

O bring' zum Grabe deines Lieben
Von mir auch einen Gruß, und sage,
Daß auch mein Herz ihm treu geblieben,
Bring' ihm des Jugendfreundes Klage.

Wenn aus dem Aug' dir Thränen brechen,
Möcht' ich am Grabe dich begrüßen,
Mit dir von seiner Jugend sprechen,
Und möchte seine Kinder küssen.

Auf eine goldene Hochzeit.

Kennt ihr sie nicht, des Nordens alte Sage:
Von jenem Wunder an der Grönlandsküste,
Vom Lenz, den rings umstarrt die bleiche Wüste,
Des eis'gen Todes nie gelöste Klage?

Durch eines ruhenden Vulkanes Spalten
War dort ein warmer Quell hervorgesprungen,
War aus der Tief' ein Lebenshauch gedrungen,
Die nördliche Oase zu erhalten.

Dort war ein Kloster, grüne Lämmerweide,
Ein Garten prangte frisch mit Blumen, Früchten,
Und singend kamen Vögel, hinzuflüchten
In ein Asyl vor winterlichem Leide.

Im Kloster wohnte friedlich die Gemeine;
Sie führten ihre treue warme Quelle,
Die milde Freundin, traut durch jede Zelle,
Durch Wies' und Feld und durch die grünen Haine.

War Winter auch ringsum in alle Ferne,
Aus dieses Klosters frohen Paradiesen
War durch den Quell der rauhe Gast verwiesen;
Nur heller strahlten dann bei Nacht die Sterne.

Zur Wehmut führen gerne solche Kunden
Auf des entflohnen Glückes dunklen Fährten;
Begrub das Eis nicht längst die schönen Gärten?
Sind Quell und Kloster nicht schon längst verschwunden?

Sie sind es nicht! kein Winter wird sie morden;
Ob äußres Leben auch im Frost zerstiebe,
Im Innern die Oase schützt die Liebe,
Die warme Quelle in des Alters Norden.

Das Kloster ist das Bündnis guter Herzen,
Dies mag getrost die strenge Zeit erwarten,
Umrankt von einem immergrünen Garten,
Wo Blumen blühn und Frühlingslieder scherzen.

An den Tod.

Wenn's mir einst im Herzen modert,
Wenn der Dichtkunst kühne Flammen,
Und der Liebe Brand verlodert,
Tod, dann brich den Leib zusammen!

Brich ihn schnell, nicht langsam wühle;
Deinen Sänger laß entschweben,
Düngen nicht das Feld dem Leben
Mit der Asche der Gefühle.

Herbstlied.

Ja, ja, ihr lauten Raben,
Hoch in der kühlen Luft,
's geht wieder ans Begraben,
Ihr flattert um die Gruft!

Die Wälder sind gestorben,
Hier, dort ein leeres Nest;
Die Wiesen sind verdorben;
O kurzes Freudenfest!

Ich wandre hin und stiere
In diese trübe Ruh,
Ich bin allein und friere,
Und hör' euch Raben zu.

Auch mir ist Herbst, und leiser
Trag' ich den Berg hinab
Mein Bündel dürre Reiser,
Die mir das Leben gab.

Einst sah ich Blüten prangen
An meinem Reiserbund,
Und schöne Lieder klangen
Im Laub, das fiel zu Grund

Die Bürde muß ich tragen
Zum letzten Augenblick;
Den Freuden nachzuklagen,
Ist herbstliches Geschick.

Soll mit dem Rest ich geizen,
Und mit dem Reisig froh
Mir meinen Winter heizen?
Ihr Raben, meint ihr so?

Erinnerungen schärfen
Mir nur des Winters Weh;
Ich möchte lieber werfen
Mein Bündel in den Schnee.

Vorwurf.

Du klagst, daß bange Wehmut dich beschleicht,
Weil sich der Wald entlaubt,
Und über deinem Haupt
Dahin der Wanderzug der Vögel streicht.

O klage nicht, bist selber wandelhaft;
Denkst du der Liebesglut?
Wie nun so traurig ruht
In deiner Brust die müde Leidenschaft!

Der Jäger.

Es zwittert schon im Thale
Grau zwischen Tag und Nacht,
Doch sucht mein Dachs noch immer
Umspürend flink und sacht.

Der Hund will mir was liefern
Noch heute vors Gewehr,
Der kleine Todeskuppler
Sucht überall umher.

Umsonst! ist nichts zu finden,
Mein Waldmann, als Verdruß;
Wir bringen nichts nach Hause
Als noch im Rohr den Schuß.

Will nicht die Flint' ausschießen
Mißmutig in die Luft,
Weil ich nicht mag verscheuchen
Das Wild in ferner Schluft.

Auf morgen will ich sparen
Den Schuß, mein guter Hund,
Bis wir herausgekommen
Vielleicht zur bessern Stund'.

Das ist ein schlechter Jäger,
Der sich das Wild verstört,
Der ohne Ziel und Beute
Sich gerne knallen hört.

Und schieß' ich morgen nimmer,
Weil krank ich, oder tot,
So wird ein Andrer schießen,
Dem's Waidmannsheil sich bot.

Lied eines Schmiedes.

Fein Rößlein, ich
Beschlage dich,
Sei frisch und fromm,
Und wieder komm!

Trag deinen Herrn,
Stets treu dem Stern,
Der seiner Bahn
Hell glänzt voran!

Bergab, bergauf
Mach flinken Lauf,
Leicht wie die Luft
Durch Strom und Kluft!

Trag auf dem Ritt
Mit jedem Tritt
Den Reiter du
Dem Himmel zu!

Nun, Rößlein, ich
Beschlagen dich,
Sei frisch und fromm,
Und wieder komm!

Ohne Wunsch.

Ja, mich rührt dein Angesicht,
Und dein Herz, das liebevolle,
Aber, Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich besitzen wolle.

Kamst mir durch die Seele wie
Ein süßholdes Lied gedrungen,
Aber wie die Melodie
Mußt du wieder sein verklungen.

Meine Freuden starben mir
In der Brust, bestürmt, gespalten,
An den Bahren könnten wir
Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Ein zu trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder,
Kind, mir würde um dich bang,
Flieh, es krachen die Geländer!

Mein Türkenkopf.

Mein Pfeifchen traut, mir ist dein Rauch,
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

Und hält die Rose Streit mit dir,
Von beiden schöner welche?
Bist du die schönre Rose mir
Mit deinem Glutenkelche.

Denn wie die Rose duftend blüht
Im Grün der Frühlingsbäume,
Also mein Pfeifchen duftend glüht
Zum Frühling meiner Träume.

Weckt mir der Rose Freudenstrahl
Ein schmerzlich Angedenken,
Hilfst du zu kurzer Rast einmal
Was ich verlor — versenken.

Und wenn dein blauer Wolkenzug
Die Stirne mir umsponnen,
Umkreist mich gern der rasche Flug
Von dichterischen Wonnen.

Wenn dann die Qual versank in Ruh,
So dünket mich, mir wehte
Ein heilend Lüftchen Nebel zu
Vom stillen Thal des Lethe.

Drum, Pfeifchen traut, ist mir dein Rauch,
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

Der Hagestolz.

Ich hab' kein Weib, ich hab' kein Kind
In meiner öden Stube,
Hier tönt's nicht: „guten Morgen!" lind
Hier tobt kein muntrer Bube.

Und auch kein treuer Hund mir naht
Mit schmeichelndem Gewedel;
Der Rauch nur ist mein Kamerad,
Und dort der Totenschädel.

In Ringlein blau der Rauch verweht;
Des Hirnes leerer Tiegel
Dort auf dem Schrank am Spiegel steht
Ein fortgesetzter Spiegel.

Ich habe weislich mir gepflanzt
Den Freund auf die Kommode,
Vor allzuheißem Wunsch verschanzt
Hab' ich mich mit dem Tode.

Den Rauch betrachtend, Rad an Rad,
Und dort den bleichen Knochen,
Hat noch ein dritter Kamerad
Wildkalt in mir gesprochen:

Was ist es auch, was thut es auch
Daß Weib und Kind dir fehle,
Bald wird ja doch, wie dieser Rauch,
Verblasen deine Seele!

Die Schädelpfeif' hat auch geraucht,
Als drin das Leben brannte,
Als noch der Raucher drein gehaucht,
Der große Unbekannte.

Einst Wolken blies der alte Pan
Aus diesen schlechten Scherben;
Nun hat er's Pfeiflein abgethan,
Die Menschen heißen's Sterben.

Der Schädel dort, so häßlich itzt,
So kahl und hohl zur Stunde,
War einst, wer weiß, wie schön geschnitzt
Als Pan ihn hielt am Munde.

Das Bild am Kopf ist abgewischt;
War's dumm, war's ein gescheides,
Es wird nicht wieder aufgefrischt
's ist einerlei nun beides.

Und ob es Glück, ob Unglück hieß,
Ob Kummer oder Segen,
Was Pan hier in die Lüfte blies,
Ist wenig dran gelegen.

Vom Rauche, den der Wind vertrieb,
Vom Feuer, windverschlungen,
Nichts als ein Bild erhalten blieb
In Pans Erinnerungen. —

Das Lebensglück ist nicht geglückt,
Die Menschen mir's zertraten,
Nun will ich, in mich selbst gedrückt,
Auch einen Hund entraten.

Wenn sie mich unbeweint zuletzt
Weib-, kinderlos verscharren,
Ich zünde meinen Knaster jetzt,
Dem Rauche nachzustarren.

Der Schmerz.

Sie ließ sich überraschen
Von diesem Trauerwort,
Und ihre Thränen waschen
Die rote Schminke fort.

Das Leben täuscht uns lange,
Du zeigst, der Schminke bar,
Des Lebens welke Wange;
O Schmerz, wie bist du wahr!

An den Frühling 1838.

Lieber Frühling, sage mir,
Denn du bist Prophet,
Ob man auf dem Wege hier
Einst zum Heile geht?

Mitten durch den grünen Hain,
Ungestümer Hast,
Frißt die Eisenbahn herein,
Dir ein schlimmer Gast.

Bäume fallen links und rechts,
Wo sie vorwärts bricht,
Deines blühendes Geschlechts
Schont die rauhe nicht.

Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild.

Küsse deinen letzten Kuß,
Frühling, süß und warm!
Eiche und Maria muß
Fort aus deinem Arm!

Pfeilgeschwind und schnurgerad,
Nimmt der Wagen bald
Blüt' und Andacht unter's Rad,
Sausend durch den Wald.

Lieber Lenz, ich frage dich,
Holt, wie er vertraut,
Hier der Mensch die Freiheit sich,
Die ersehnte Braut?

Lohnt ein schöner Freudenkranz
Deine Opfer einst,
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Über Freie scheinst?

Oder ist dies Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unsrer Sturmesbahn
Gold und Sinnengier?

Zieht der alte Fesselschmied
Jetzt von Land zu Land,
Hämmernd, schweißend Glied an Glied,
Unser Eisenband?

Braust dem Zug dein Segen zu,
Wenn's vorüberschnaubt?
Oder, Frühling, schüttelst du
Traurig einst dein Haupt?

Doch du lächelst freudenvoll
Auf das Werk des Beils,
Daß ich lieber glauben soll
An die Bahn des Heils.

Amselruf und Finkenschlag
Jubeln drein so laut,
Daß ich lieber hoffen mag
Die ersehnte Braut.

Das Lied vom armen Finken.

Der Finkler ist ein Schlauer;
Wann dürr die Blätter sinken,
Dann sperrt er in den Bauer
Den eingefangnen Finken.

Er macht den Finken kirre,
Daß er zu finden lerne
Das Wasser im Geschirre,
Und seines Futters Kerne.

Und weiß das arme Finklein
In seinen Sprossenwänden
Bescheid in jedem Winklein,
Dann geht es an ein Blenden.

Der Vögelpotentate
Brennt nun dem armen Tropfe
Mit glutgehitztem Drahte
Die Äuglein aus dem Kopfe.

Und fragst du nach dem Witze
Von solchem schnöden Werke?
Ei, daß im Kerkersitze
Der Fink den Lenz nicht merke.

Der Vogler kann nicht brauchen
Des Finken Schlag im Märzen,
Daß Lust und Lied ihm tauchen
Aus lenzgewecktem Herzen.

Da sitzt er nun gefangen
Im traurigen Verstecke,
Gar fleißig überhangen,
Daß ihn kein Lüftlein wecke.

Und sollte seine Seele,
Die doch den Frühling spüret,
Sich wagen auf die Kehle,
Wenn sich der Sänger rühret:

Vertreibt ihm bald sein Dränger
Die frohen Lenzgedanken,
Er spritzt dem kecken Sänger
Kalt Wasser in die Flanken.

Und läßt sich nicht bezwingen
Der Fink mit kalten Bädern,
Will selbst der Nasse singen,
So rupft man ein paar Federn.

Er soll sein lautes Schlagen
Und seinen Frühlingsglauben
Bis in den Herbst vertagen,
Wo sich die Hain' entlauben.

Dann wird er singen dürfen,
Und seine Flügel dehnen,
Die Waldeslüfte schlürfen,
Und sich im Frühling wähnen.

Dann auf dem Vogelherde
Beginnt der Narr zu preisen
Die freudenwelke Erde
In frohen Frühlingsweisen.

Dann hören sein Frohlocken
Und seine Frühlingslüge,
Verwirrt und süß erschrocken,
Der Vögel Wanderzüge.

Und voller Lenzverlangen,
Dem Finkler zum Ergötzen,
Fallen sie ein und fangen
Sich auch in seinen Netzen. —

Nun ist es Lenz, nun sitzet
Der Fink in seiner Steige,
Der Vogler rupft und spritzet,
Daß er den Lenz verschweige.

Ich aber vorempfinde,
Was droht aus Ost und Norden,
Das Heer der kalten Winde,
Die unsre Wälder morden.

In den zerstörten Hagen
Hör' ich am Vogelherde
Auch schon den Finken schlagen:
„Wie schön ist Gottes Erde!"

Doch wird's dann wieder heller
Nach trüben Winternissen,
Wenn einst dem Vogelsteller
Sein altes Garn zerrissen.

Hypochonders Mondlied.

Singt ihr in eurem Freudenliede:
Der heitre Mond am Himmel lacht,
Und ihm entstrahlt ein süßer Friede —
So habt ihr nie den Mond bedacht.

Seht ihr ihn dort herüberschweben,
Bleich, ohne Wasser, ohne Luft;
Er zieht mit ausgestorbnem Leben,
Ein Totengräber samt der Gruft.

Dort dringt der Mond mit seinem Schimmer
Still dem Nachtwandler ins Gemach,
Und winkt und lockt aus Bett und Zimmer,
Der Schläfer folgt ihm auf das Dach,

Und huscht, geschlossner Augenlider,
Hin, her, des Daches steilsten Bug,
Als hielte geistiges Gefieder
Enthoben ihn dem Erdenzug.

Der Mond zieht traurig durch die Sphären,
Denn all die Seinen ruhn im Grab;
Drum wischt er sich die hellen Zähren
Bei Nacht an unsern Blumen ab.

Darum durchschleicht er Fenster, Thüren,
Auf Diebessohlen leis und lind,
Der Erde heimlich zu entführen
Im Schlafe dies und jenes Kind.

Den Schläfern um den Leib zu schlingen
Sucht er sein feines Silbernetz,
Und sie zu sich hinaufzuschwingen;
Doch seine Fäden reißen stets.

Und ewig wird es ihm mißglücken
Zu stehlen sich ein Spielgesind,
In seine Wüste zu entrücken
Ein lebenswarmes Erdenkind.

Der Mond wohl auch die Schlummerlosen
Der Erde zu entlocken sucht;
Er will mit schwärmerischem Kosen
Bereden sie zu früher Flucht.

Oft wenn ich ging durch Wald und Wiesen,
Log mir der Mondenschein so lang,
Ich sei auf Erden nur verwiesen,
Bis ich hinweg mich sehnte bang.

Weil er uns nicht vermag zu stehlen;
Nicht wachend, nicht in Schlafesruh',
Schickt er mit Blicken, stieren, scheelen,
Der Erde Todeswünsche zu.

Als Knabe schon konnt' ich nicht schauen
Zum stillen blassen Mond empor,
Daß nicht ein wunderliches Grauen
Mir heimlich das Gebein durchfror.

Nirgends, auf Wald und Feld und Straßen,
Frohlockt so hell des Mondes Licht,
Wie auf dem Kirchhof, wo verlassen
Ein armes Herz vor Leide bricht.

Ja, Gräber sind für ihn die Stelle,
Und an Ruinen Dorngesträuch;
Doch vor des Mondes schlimmer Helle
Bewahrt das Brautbett, rat' ich euch.

Laßt ihr den Mond ins Brautbett scheinen,
Ist euer künftig Kind bedroht,
Denn viele Stunden wird es weinen,
Und wünschen wird es sich den Tod.

Wenn Schiffer Nachts das Meer befahren,
Umhüllen sie das Haupt genau,
Denn spielt der Mond mit ihren Haaren,
So färbt er sie frühzeitig grau.

Und bei Banditen geht die Kunde:
Ein Dolch, gewetzt im Mondenschein,
Sticht eine ewig stumme Wunde,
Trifft mittendurch ins Herz hinein.

Und jene grausen alten Weiber,
Die man nicht gern genauer nennt,
Weil ihnen sonst die dürren Leiber
Das tolle Volk zu Asche brennt;

(— Wenn auch von Ärzten, Philosophen,
Ein volkverwirrendes Komplott
Sie Hexen nennt und Teufelszofen,
Der aufgeklärten Zeit zum Spott —)

Die ziehn auf mondbestrahlten Heiden,
Und pflücken murmelnd Gras und Kraut,
Woraus zu manchen Zauberleiden
Manch böses Tränklein wird gebraut.

Bergjäger, der kein Raubschütz, meidet
Den Mond; ein Wild, im Mondenstrahl
Geschossen oder ausgeweidet,
Verwest so frühe noch einmal.

Und eine Tann', im Wald geschlagen,
Wenn hell der Mond am Himmel blinkt,
Als Mastbaum in das Meer getragen,
Zerbricht der Sturm — das Schiff versinkt.

Tief in den höchsten Steyrerfelsen
Kenn' ich ein Dörflein, wo man meint:
Der Mond wird schuld an dicken Hälsen,
Wenn er in einen Brunnen scheint.

Dort meint man auch, wenn Mondsgefunkel
Die Spinnerin am Rad umspinnt
Und widerglänzt von ihrer Kunkel,
Daß sie ein Leichenhemd gewinnt. — —

Weil mich der Mond, ins Zimmer glotzend,
Nicht schlafen ließ in dieser Nacht,
Hab' ich Poet, hinwieder trotzend,
Dies Lied zum Schimpf auf ihn gemacht.

Noch wüßt' ich viel von ihm zu melden,
Doch seh' ich dort im Untergang
Hinunterducken meinen Helden,
Bevor ich noch das Schlimmste sang.

Der offene Schrank.

Mein liebes Mütterlein war verreist,
Und kehrte nicht heim, und lag in der Grube;
Da war ich allein und recht verwaist,
Und traurig trat ich in ihre Stube.

Ihr Schrank stand offen, ich fand ihn noch heut,
Wie sie, abreisend, ihn eilig gelassen,
Wie alles man durcheinanderstreut,
Wenn vor der Thür die Pferde schon passen.

Ein aufgeschlagnes Gebetbuch lag
Bei mancher Rechnung von ihr geschrieben;
Von ihrem Frühstück am Scheidetag
War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeschlagne Gebet,
Es war: wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht;
Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
Nicht länger meine gerechten Schmerzen,
Ich las die Zahlen und ich zerriß
Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zusammen sucht' ich den Speiserest,
Das kleinste Krümlein, den letzten Splitter,
Und hätt' es mir auch den Hals gepreßt,
Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

Prolog.*

Der Winter stand, ein eiserner Tyrann,
Nie lösend seine Faust die festgeballte,
Die eisig sich um Berg' und Thäler krallte;
Ihr Leben lag erstarrt in seinem Bann.
Als frostbedeckt die Berg' und Thale ruhten,
Gesellig drängte doch das Menschenleben
In Lust und Spiel zusammen seine Gluten,
Ließ Freudenfeste überm Tode schweben.
Zum Tanz berauschend sangen helle Geigen,
Die schöne Jugend drehte sich im Reigen,
Nicht denkend an ein Scheiden und Vergehen,
Sorglos, wie sich die Stern' am Himmel drehen.
Und übers blanke Feld des Eises glitten
Mit Geißelknall und Schellenklang die Schlitten.
So war es jüngst noch im Magyarenlande,
Am segenüberhäuften Donaustrande.
Wer hätte wohl in so beglückten Stunden
Den Donnerschlag des Unglücks vorempfunden?
Wer hörte damals in den Schlittenschellen
Prophetisch grause Totenglöcklein gellen?
Kein Tänzer ahnte dor beim Taumelfeste
Im Wassersturme tanz nde Paläste.
Die Jubeltage waren bald verflogen,
Die Freude lenkte die erregten Wogen,
Die Zeit des holden Frühlings war gekommen,
Die alle Herzen spüren süß beklommen,
Die Zeit, wo aus dem Eis die Knospen springen
Und hell vom Liebesfest die Wälder klingen.
O Frühling, alle Herzen harrten dein,
Auf deine Lieder, deinen Sonnenschein;

* Gesprochen in einem Konzerte zur Unterstützung durch Überschwemmung Verunglückter.

Wie schrecklich aber täuschtest du ihr Hoffen,
Mit welchen Liedern hast du sie getroffen!
Sturmläuten, Jammerruf und Hülfeschreien
Und Flutendonner, schlagend an die Wände,
Sind diesmal, Frühling, deine Melodeien;
Und deine Blumen sind gerungne Hände,
Und rings verzweiflungsblasse Angesichter;
Diesmal bist du gekommen als Vernichter!
Danubius, der starke Riese, hat
Schon längst gebuhlt um diese schöne Stadt;
Der Riese hat an hellen Sommertagen
Auf seiner breiten Brust ihr Bild getragen,
Er trug ihr Bild, gefaßt in Strahlenflimmer;
Wie hat es doch so bang gezittert immer!
Zu Winter hielt er einen festen Schlaf,
Bis weckend ihn der Hauch des Frühlings traf.
Urplötzlich ward vom Schlaf Danubius munter,
Er springt nach seiner Braut mit offnen Armen,
Sie jammert auf, er faßt sie ohn' Erbarmen
Und reißt sie jauchzend in sein Bett hinunter.
Er brachte ihr, als reiche Morgengabe,
Die wüsten Trümmer mit von manchem Grabe:
Waldstämme, Dächer und zerrissne Mühlen
Ließ er heran zu ihren Füßen spülen,
Und Leichen rollt er, frische, längstversenkte,
Die nun die Flut aus ihren Grüften drängte.
Die Welle, die vordem so mild und zahm
Als treue Magd ins Haus des Menschen kam,
Die noch im Herbst als Müllerin geschaltet,
Hat jetzt sich zur Hyäne umgestaltet,
Sie wühlt hervor, was alte Gräber bergen,
Und treibt heran die Wiegen mit den Särgen.
Durch alle Schranken stürzen sich die Fluten,
Sie steigen immer höher an die Wände,
Und unaufhaltsam sieht der Mensch sein Ende,
Wie seine Jahre schrumpfen zu Minuten.
Dort auf die Dächer klettern die Bedrohten:
So sammeln sich die Schwalben auf den Dächern,
Enteilend ihren gastlichen Gemächern,
Wenn übers Meer der Süden sie entboten.
Es werden diese angstgetriebnen Seelen,
Den Schwalben gleich, des Weges nicht verfehlen,
Sie flüchten in die Heimat übers Meer,
Von wannen aber keine Wiederkehr.
Ein Schrei, ein Krach — und alles ist verschwunden —

Nun todesstill — nie wird die Spur gefunden.
Im Element verschwunden ohne Spur
Ist hier der Menschen Werk und all ihr Glück,
Als träumte wieder einmal die Natur
In ihre wilde Jugend sich zurück.
Fort ist die Stadt, die blühend sich geregt,
Als hätte dürres Laub der Sturm verfegt;
Die alten Steppen werden aufgefrischt,
Wo eines edlen Volkes Freude stand,
Als eine leere Tafel blieb das Land,
Des Volkes Rechnung ist hinweggewischt.
Und weinend wandeln auf der wüsten Heide,
Dem stillen Grab von so viel Glück und Leide,
Das Elend und der Kummer, eng verschlungen,
Und spät verblutende Erinnerungen.
Hier lernt das Herz erträumten Schmerz vergessen,
Hat ihm ein Hauch des Schicksals weh gethan;
Wir lernen unsern kummervollen Wahn
An dem furchtbar gediegnen Unglück messen
O haltet euer Herz an die gekettet,
Die aus dem Sturm als Bettler sich gerettet!
O gebt mit sanftem Wort und weichen Händen
Dem Kummer Trost, dem Elend eure Spenden!
Das ist ein böser Frühling für die Armen,
Und unersetzlich ist, was er genommen;
Doch eure Liebe wird dem Unglück frommen,
Denn Balsam jeder Wunde ist Erbarmen.
Die milden Gaben, eure Liebesboten,
Sie heilen nicht die unheilbaren Schäden,
Und nicht erwecken können sie die Toten;
Doch können sie den großen Schmerz bereden,
Daß er sich allgemach zur Wehmut mildre,
Und daß er zur Verzweiflung nicht verwildre.
Die Armen schauen mit verweinten Blicken,
Gerührt, auf ihrem Schutt des Mitleids Blüte;
Der Herzenshauch von euch wird sie erquicken;
Der schönste Frühling ist die Herzensgüte!

An eine Freundin.

Dichterherzen können segnen
Wen sie lieben; fremd und rauh
Meinem Herzen zu begegnen
Hüte dich, du schöne Frau.

Eine Sage läßt dich grüßen,
So ich im Gebirg vernahm,
Als ich einst, vor Wettergüssen
Flüchtend, in ein Hüttlein kam,

In den tiefsten Einsamkeiten,
Zwischen Felsen, ruht ein See;
Dem entstieg ein Geist vor Zeiten,
Kam den Menschen in die Näh'.

Kam ins Dorf, erschien beim Feste,
Brachte Segen in das Haus,
Und es blickten Wirt und Gäste
Oft gar sehnlich nach ihm aus.

Plötzlich stand er unter ihnen
Trug ein dunkles Mönchsgewand!
Und der Mann mit ernsten Mienen
Freud' an ihrer Freude fand.

Gerne weilt' er eine Stunde,
Nickte, und verlor sich sacht
In den See, zum stillen Grunde
Taucht' er heim um Mitternacht.

Glücklich ward die Braut gepriesen,
Wenn er kam und ihr zum Tanz
Brachte von verhorgnen Wiesen
Fremder Blumen einen Kranz.

Wohlgeruch durchquoll das Zimmer,
Schöner blühte dann die Braut,
Ward im gleichen Jugendschimmer
Viele Jahre noch geschaut.

Mutter ward sie guter Kinder,
Haus und Feld gedieh; bis spät
Sie der Tod, ein leiser, linder,
Überraschte beim Gebet.

Einst mit rauher Ungebühre
Sprach ihm eines was zu leid;
Traurig schwieg er und zur Thüre
Schwand der Saum von seinem Kleid.

Und sie sahn vom Ufer nieder,
Riefen, klagten je und je;
Doch es kam der Geist nie wieder,
Blieb in seinem tiefen See.

Thränenpflege.

Ach, Freundin, ich habe dich gestört
In deinem verborgnen Weinen;
Nun hast du zu weinen aufgehört,
Und ruhig willst du scheinen.

Wenn deine Züge verhüllend auch
Vor deinen Schmerz sich reihen,
Und ihn nicht nennt der Lippen Hauch,
Ich hör ihn im Herzen schreien.

Pfleg' deinen Schmerz mit Thränen lind,
Als eine weinende Aja,
Einschläfre ihn, als wie ihr Kind
Die Mutter im Himalaya.

Sie legt das Kind im Schattengestein
Dem Tropfbach unter, vertrauend;
Die leisen Tropfen schläfern es ein.
Ihm auf die Wangen tauend.

An den Frühling.

Noch immer, Frühling, bist du nicht
Gekommen in mein Thal,
Wo ich dein liebes Angesicht
Begrüßt das letzte Mal.

Noch stehn die Bäume dürr und bar
Um deinen Weg herum
Und strecken, eine Bettlerschar,
Nach dir die Arme stumm.

Frühblumen wähnten dich schon hier,
Frost bringt sie um ihr Glück,
Sie sehnten sich heraus nach dir,
Und können nicht zurück.

Die Schwalbe fliegt bestürzt umher,
Und ruft nach dir voll Gram,
Bereut schon, daß sie übers Meer
Zu früh herüberkam.

An ein schönes Mädchen.

Wie die Ros' in deinem Haare,
Mädchen, bist du bald verblüht;
Schönes Mädchen, o bewahre
Vor dem Welken dein Gemüt!

Mädchen, wenn dein Herbst gekommen,
Und das ganze Paradies
Deiner Blüte dir genommen,
Und dich aus dir selbst verwies;

Wenn du in des Welkens Tagen
Nicht den frohen Mut mehr hast,
Rosen in dem Haar zu tragen,
Weil den Wangen sie verblaßt;

O dann zaubert dein Gemüte,
Wenn du's vor dem Frost bewacht,
Auf dein Antlitz eine Blüte,
Leuchtend durch die Todesnacht.

Der schwarze See.

Die Tannenberge rings den tiefen See umklammen,
Und schütten in den See die Schatten schwarz zusammen.

Der Himmel ist bedeckt mit dunklen Wetterlasten,
Doch ruhig starrt das Rohr, und alle Lüfte rasten.

Sehr ernst ist hier die Welt und stumm in sich versunken,
Als wär' ihr letzter Laut im finstern See ertrunken.

Als wie ein Scheidegruß erscheint mir diese Stille,
Ein stummes Lebewohl, ein düstrer letzter Wille.

Sehr ernst ist hier die Welt und mahnt, das Erdenweh,
Des Herzens letzten Wunsch zu werfen in den See.

O Hoffnungen, hinab! zerrissne Traumgeflechte!
O Liebe, süßer Schmerz der schlummerlosen Nächte!

Ihr habt mein Herz getäuscht; nicht heilen wird die Wunde,
Doch hab ich noch die Kraft, zu stoßen euch zum Grunde. —

Der Wind wacht auf, ich seh' ihn durchs Gewässer streichen;
Will denn sein Hauch das Herz mir noch einmal erweichen?

Das Schilf am Ufer bebt und flüstert mir so bange,
Im Winde bebt der Wald am steilen Uferhange.

Ich höre kommen dich, Natur! dein Mantel rauscht,
Wie der Geliebten Kleid, wenn ich nach ihr gelauscht;

Willst du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen?
Ins Elend locken mich mit schmeichelnden Gesängen?

Es schwillt der Wind zum Sturm, es zucken Blitze wild,
Den schwarzen See durchglüht ihr schnell verzitternd Bild;

Sie leuchten durch den See, wie aus beglückten Tagen
Durch mein verfinstert Herz Erinnerungen jagen.

Sie rufen mir: o Thor! was hat dein Wahn beschlossen!
Die Hoffnung kannst und sollst du in das Grab hier stoßen!

Doch willst in diesem See die Liebe du ertränken,
So mußt du selber dich in seine Fluten senken!

Das Roß und der Reiter.

Die frische Quelle rinnt herab am Steingesenke,
Der Reiter führt sein Roß zur lang ersehnten Tränke.

Aus Bergesadern kühl die klaren Fluten fließen,
In heiße Adern sich des Pferdes zu ergießen.

Der Reiter schaut sein Roß mit innigem Vergnügen,
Wie es die Flut einzieht in lustgedehnten Zügen;

Und wie die Wellen ihm die Mähne wiegend spülen,
Und wie sie, eingeschlürft, das heiße Blut ihm kühlen.

Der Rappe möchte gern im durstenden Verlangen
Jeglichen Wasserguß, der ihm enteilt, empfangen;

Doch wie er unten trinkt, hört oben schon sein Lauschen
Den reichen Überfluß verheißend niederrauschen.

Der Reiter hat sich auch am Quelle kühl getrunken,
Steht nun im großen Blick des Hochgebirgs versunken.

Er starrt auf Alpen hin, ihr seliges Umnachten,
Das leise Zauberspiel des Lichtes zu betrachten;

Wie mit den fernen Höhn die Strahlen dort verkehren
Und sich in stiller Glut im letzten Kuß verzehren.

Und auf den Wandrer sinkt, den düstern, sehnsuchtkranken,
Der frische Seelentau der himmlischen Gedanken.

Es strömt auf ihn herab die ew'ge Liebesquelle,
Es kann sein durstend Herz nicht fassen jede Welle;

Doch kann sein Herz auch nicht den ganzen Strom behausen,
So hört er oben schon die ew'ge Fülle brausen.

Die Blumenmalerin.

Brach ein Leben bei den heitern Griechen,
Bog der Freund sich auf den Todessiechen,
Aufzuküssen seinen letzten Hauch.
Blumen, nicht im einsam wilden Grase,
Blumen, euch in der krystallnen Vase
Fiel ein schönes Los im Sterben auch!

Eure holden Äuglein blicken trüber,
In den bleichen Todesschlaf hinüber
Neigt ihr schon die Häupter traurig matt;
Während eure Blätter sich entfärben,
Während eure schönen Blüten sterben,
Blüht ihr auf an diesem weißen Blatt.

Blumen, eure letzten Blicke flehen:
„Schöne Freundin! laß uns nicht vergehen!
Tröste unser flüchtiges Geschick!
Deinen zauberischen Pinsel tauche
Eilig noch in unsre Sterbehauche,
Küss' die Seele auf in deinen Blick!"

Und sie blickt und malt und blicket wieder,
Blum' an Blume neigt getrost sich nieder,

Wenn ihr Bild der Freundin schön gelang.
Und es wagt die lieblichste der Frauen
Nicht, vom schönen Werke abzuschauen,
Vom besiegten Blumenuntergang.

Husarenlieder.

I.

Der Husar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein herzliebster Schatz;
Sie winkt, mit einem Satz
Ist er da, trara!

Der Husar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein Wein; flink! flink!
Säbel blink! Säbel trink!
Trink Blut! trara!

Der Husar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein herzliebster Klang,
Sein Leibgesang,
Schlafgesang, trara!

II.

Der leidige Frieden
Hat lang gewährt,
Wir waren geschieden,
Mein gutes Schwert!

Derweil ich gekostet
Im Keller den Wein,
Hingst du verrostet
An der Wand allein.

Von Sorte zu Sorte
Probiert' ich den Wein,
Indessen dorrte
Das Blut dir ein.

Ist endlich entglommen,
Der heiße Streit,
Mein Schwert, und gekommen
Ist deine Zeit.

Ich gab deiner Klingen
Den blanken Schliff,
Ich lasse dich singen
Den Todespfiff.

Im Pulvernebel
Die Arbeit rauscht,
Wir haben, o Säbel,
Die Freuden getauscht.

Im brausenden Moste,
Mein durstiges Erz,
Betrinke dich, koste
Von Herz zu Herz.

Derweil du gekostet
Das rote Blut,
Ist mir eingerostet
Der Hals vor Glut.

III.

Den grünen Zeigern,
Den roten Wangen,
Den lustigen Geigern,
Bin ich nachgegangen
Von Schenk' zu Schenk'
So lang ich denk'.

Am Tschako jetzt trag' ich
Die grünen Äste,
Rote Wangen, die schlag' ich
Den Feinden aufs Beste,
Kanonengebrumm
Musiciert herum.

IV.

Da liegt der Feinde gestreckte Schar.
Sie liegt in ihrem blutroten Blut;
Wie haut er so scharf, wie haut er so gut,
Der flinke Husar:

Da liegen sie, ha! so bleich und rot,
Es zittern und wanken noch husch! husch!
Ihre Seelen auf seinem Federbusch,
Da liegen sie tot.

Und weiter ruft der Trompetenruf,
Er wischt an die Mähne sein nasses Schwert,
Und weiter springt sein lustiges Pferd
Mit rotem Huf.

An den Ischler Himmel im Sommer 1838.

Ein Scherz.

Himmel! seit vierzehn Tagen unablässig
Bist du so gehässig und regennässig,
Bald ein Schütten in Strömen, bald Geträufel;
Himmel, o Himmel, es hole dich der Teufel!

Gurgelst wieder herab die schmutzigen Lieder,
Hängen vom Leibe dir die Fetzen nieder,
Taumelst gleich einem versoffenen, zitternden Lumpen,
Hin von Berge zu Berge mit vollem Humpen!

Warfst den Bergen die Kinder aus ihren Betten,
Alle Bäche heraus, und plump zertreten
Hast du die reifende Saat den armen Bauern;
Unband! wie lange noch soll dein Unfug dauern?

Wenn doch endlich tüchtige Winde brausten!
Und dich rasch von dannen peitschten und zausten!
Aber du wirst von Stunde zu Stunde noch frecher,
Lümmelst schon dich herein bis auf unsre Dächer.

Hast an harten Felsen den Kopf zerschlagen,
Und noch bist du nicht hin! seit vierzehn Tagen!
Blinder Unhold! es ist das Auge der Sonnen
Und das Auge des Monds dir ausgeronnen.

Ungastfreundlicher Strolch! die schönsten Frauen
Kamen zu baden, und das Gebirg zu schauen;
Baden können sie gnug, doch den Hals nie strecken
Aus dem Thale, dem riesigen Badebecken.

Hätte Ischl nur dich und seine Soolen,
Hätt' ich mit einem Fluche mich längst empfohlen;
Doch nebst dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!

Der Kranich.

Stoppelfeld, die Wälder leer,
Und es irrt der Wind verlassen,
Weil kein Laub zu finden mehr,
Rauschend seinen Gruß zu fassen.

Kranich scheidet von der Flur,
Von der kühlen, lebensmüden,
Freudig ruft er's, daß die Spur
Er gefunden nach dem Süden.

Mitten durch den Herbstesfrost
Schickt der Lenz aus fernen Landen
Dem Zugvogel seinen Trost,
Heimlich mit ihm einverstanden.

O wie mag dem Vogel sein,
Wenn ihm durch das Nebeldüster
Zückt ins Herz der warme Schein,
Und das ferne Waldgeflüster!

Hoch im Fluge übers Meer
Stärket ihn der Duft der Auen;
O wie süß empfindet er
Ahnung, Sehnsucht und Vertrauen!

Nebel auf die Stoppeln taut;
Dürr der Wald; — ich duld' es gerne,
Seit gegeben seinen Laut
Kranich, wandernd in die Ferne.

Hab' ich gleich, als ich so sacht
Durch die Stoppeln hingeschritten,
Aller Sensen auch gedacht,
Die ins Leben mir geschnitten;

Hab' ich gleich am dürren Strauch
Andres Welk bedauern müssen,
Als das Laub, vom Windeshauch
Aufgewirbelt mir zu Füßen:

Aber ohne Gram und Groll
Blick' ich nach den Freudengrüften,
Denn das Herz im Busen scholl,
Wie der Vogel in den Lüften;

Ja, das Herz in meiner Brust
Ist dem Kranich gleich geartet,
Und ihm ist das Land bewußt,
Wo mein Frühling mich erwartet.

Das dürre Blatt.

Durchs Fenster kommt ein dürres Blatt,
Vom Wind hereingetrieben;
Dies leichte, offne Brieflein hat
Der Tod an mich geschrieben.

Das dürre Blatt bewahr' ich mir,
Will's in die Blätter breiten,
Die ich empfangen einst von Ihr;
Es waren schöne Zeiten!

Da draußen steht der Baum so leer;
Wie er sein Blatt im Fluge,
Kennt sie vielleicht ihr Blatt nicht mehr,
Trotz ihrem Namenszuge.

Der toten Liebe Worte flehn,
Daß ich auch sie vernichte;
Wie festgehaltne Lügner stehn
Sie mir im Angesichte.

Doch will ich nicht dem holden Wahn
Den Wurf ins Feuer gönnen;
Die Worte sehn mich traurig an,
Daß sie nicht sterben können.

Ich halte fest, zu bittrer Lust,
Was all mein Glück gewesen,
In meinem schmerzlichen Verlust
Will ich zurück mich lesen.

Das dürre Blatt leg' ich dazu,
Des Todes milde Kunde,
Daß jedes Leiden findet Ruh,
Und Heilung jede Wunde.

Erinnerung.

Einst gingen wir auf einer Bergeswiese;
Tief atmend tranken wir die Blumenseelen,
Das Bächlein kam herab, uns zu erzählen
Den unvergess'nen Traum vom Paradiese.

Wir sahn das Abendrot die Gipfel färben,
Es war ein Spiel vom schönsten Alpenlichte,
Doch wandt' ich mich nach deinem Angesichte,
Das strahlte mir wie Liebe ohne Sterben.

Bald war den Bergen ihre Glut entschwunden,
Und wird vielleicht so schön nie wieder kommen;
Auch deinem Antlitz war der Strahl genommen,
Ich sah ihn nicht in allen spätern Stunden.

Hat mich vielleicht in deinen Zaubermienen
Der Wiederschein der Sonne nur geblendet?
Auch dann ein Strahl der Liebe, die nicht endet,
Doch besser wär's, mir hätt' er nicht geschienen.

Gutenberg.

„Schon weht es kühler auf Erden;
Es möchte Abend werden,
Es möchte werden Nacht,
Bevor durchrungen die Schlacht,
Der Menschheit altes Gefecht
Um Freiheit, Licht und Recht.
Ich reiche beiden Heeren
Beschleunigend Waffen und Wehren,
Es soll ihr Letztes wagen
Die Höll', und werden erschlagen;
Daß noch ein Stündlein Frieden
Der Menschheit sei beschieden."

So dachte der Genius, der die Menschheit führt,
Als er die Stirne Gutenbergs berührt.

An Agnes.

Wo kein Strahl des Lichtes blinket,
Wo kein Tau von Thränen sinket
In die Stille nieder,
Und hinaus in alle Weiten
Nächtlicher Vergessenheiten
Dringen deine Lieder.

Die entflohn und nicht mehr kamen,
Freuden mit verlornen Namen,
Kannst du wiederbringen;
Lauschend treten alle Schmerzen
Leiser auf in meinem Herzen,
Hören sie dich singen.

Im Vorfrühling.

Am Grabe E. Mitschits.

Ringsum sind die Berge noch verschneit,
Aber Blumen seh' ich hier, die frühen!
Blumen, schön, daß ihr gekommen seid,
Hier auf seinem frühen Grab zu blühen.

Freudig stieg er manchen Berg hinan,
Um des Frühlings Grüße zu empfangen!
Weil der Tote nicht mehr kommen kann,
Ist nun ihm der Frühling nachgegangen. —

Blumen! ob ihr nicht die Freuden seid,
Die dem Toten hätten kommen sollen?
Die, gehüllt in euer lichtes Kleid,
Doch auf seinem Grabe blühen wollen?

Bei Übersendung eines Straußes.

In den trüben, in den kalten
Tagen, die uns heimgesucht,
Hat der Herbst auf ihrer Flucht
Letzte Blumen aufgehalten,

Um sie dir zu schenken!
Diesem Herbste will ich gleichen:
Wenn auf meine lauten Wälder,
Blumigen Gedankenfelder
Mir die Todeslüfte streichen,
Daß sie schweigen und verblühn,
Will ich mit dem letzten Grün
Deiner noch gedenken.

Der einsame Trinker.

I.

„Ach, wer möchte einsam trinken,
Ohne Rede, Rundgesang,
Ohne an die Brust zu sinken
Einem Freund im Wonnedrang?"

Ich; — die Freunde sind zu selten;
Ohne Denken trinkt das Tier,
Und ich lad' aus andern Welten
Lieber meine Gäste mir.

Wenn im Wein Gedanken quellen,
Wühlt ihr mir den Schlamm empor
Wie des Ganges heil'ge Wellen
Trübt ein Elefantenchor.

Dionys in Vaterarme
Wild den einzlen Mann empfing,
Der, gekränket vor dem Schwarme,
Nach Eleusis opfern ging.

II.

Ich trinke hier allein,
Von Freund und Feinden ferne,
In stiller Nacht den Wein,
Und meide selbst die Sterne:

Da fährt man gerne mit
In Blicken und Gedanken,
Und könnt' auf solchem Ritt
Das volle Glas verschwanken.

Der Kerzen heller Brand
Kommt besser mir zu statten,
Da kann ich an der Wand
Doch schauen meinen Schatten.

Mein Schatten! komm, stoß an,
Du wesenloser Zecher!
Auf, schwinge, mein Kumpan,
Den vollen Schattenbecher!

Seh' ich den dürren Schein
In deinem Glase schweben,
Schmeckt besser mir der Wein
Und mein lebendig Leben;

So schlürfte der Hellen
Die Lust des Erdenpfades,
Sah er vorübergehn
Als Schatten sich im Hades

III.

Schatten, du mein Sohn,
Hast dich nicht verändert,
Warst vor Jahren schon
Ebenso gerändert.

Was auf Stirn' und Wang'
Zeit mir eingehauen:
Jugenduntergang
Lässest du nicht schauen.

Einen Berg ich sah
Spät im Herbste ragen,
Umriß war noch da
Wie zu Frühlings Tagen.

Nicht mit seinem Grat
Giebt der Berg zu wissen:
„Meine Wälder hat
Mir der Sturm zerrissen."

„Meine Herde schied
Mit den Glockenklängen,
Still das Alpenlied
Auf den Wiesenhängen."

Hohen Angesichts
Blickt der Berg ins Ferne,
Nahm der Herbst doch nichts
Seinem Felsenkerne.

Froh ins ferne Land
Will wie er ich blicken;
Und mein fester Stand
Trotze den Geschicken.

Süßes Traubenblut
Fließt auf meiner Schanze;
Rebe, teures Gut!
Seelenvolle Pflanze!

Soll für Recht und Licht
Andres Blut einst fließen,
Minder freudig nicht,
Will ich meins vergießen.

IV.

Redlich, Schatten, kannst du heben
Den Pokal, mich lassen leben;
Wenn sie meinen Leib bestatten,
Bist du mitvergangen, Schatten!

Manches Auge möchte weinen;
Schatten, doch ich wüßte Keinen
Auf dem weiten Erdenringe,
Der wie du mit mir verginge.

Weil dem Sünder ohne Reue
Soll gebrochen sein die Treue,
Lassen tiefempfundne Mären
Den Verbrecher dich entbehren.

Treuer Freund, sei mir gepriesen!
Hast mir Liebes oft erwiesen;
Will zu stolz das Herz mir glänzen,
Zeigst du still mir meine Grenzen.

Frühling.

Die warme Luft, der Sonnenstrahl
Erquickt mein Herz, erfüllt das Thal.
O Gott! wie deine Schritte tönen!
In tiefer Lust die Wälder stöhnen;
Die hochgeschwellten Bäche fallen
Durch Blumen hin mit trunknem Lallen;
Sein bräutlich Lied der Vogel singt,
Die Knosp' in Wonne still zerspringt;
Und drüber goldner Wolken Flug:
Die Liebe ist in vollem Zug.
An jeder Stelle möcht' ich liegen;
Mit jedem Vogel möcht' ich fliegen,
Ich möchte fort und möchte bleiben,
Es fesselt mich und will mich treiben.
O Lenz, du holder Widerspruch:
Ersehnte Ruh und Friedensbruch,
So heimatlich und ruhebringend,
So fremd, in alle Ferne dringend.
Das Frühlingsleuchten, treu und klar,
Erscheint dem Herzen wunderbar
Ein stehngebliebner Freudenblitz,
In Gottes Herz ein offner Ritz;
Und wieder im Vorübersprung
Ein Himmel auf der Wanderung;
Ein irrer Geist, der weilend flieht
Und bang das Herz von hinnen zieht.
Ich wandle irr, dem Himmel nach,
Der rauschend auf mich niederbrach;
O Frühling! trunken bin ich dein!
O Frühling! ewig bist du mein!

An die Alpen.

Alpen! Alpen! unvergeßlich seid
Meinem Herzen mir in allen Tagen;
Bergend vor der Welt ein herbes Leid,
Hab' ich es zu euch hinaufgetragen.

Für das Unglück steht ein Gnadenbild
Zwischen Felsen heimlich eingeschlossen,
Eine Kluft ist's, einsam, tief und wild,
Durch den Abgrund ist ein Quell gestoßen.

Wie die Brust Maria's schwertdurchbohrt
Ist zu schaun in christlicher Kapelle,
So Natur, der heil'gen Mutter dort
Schien das Herz durchschnitten von dem Quelle.

Grauer Felsen ewig starrer Blick
Hangt hinab zur tiefgerissnen Wunde,
Und der Mensch mit seinem Mißgeschick
Lauscht dem Strom, der immer klagt im Grunde.

Tausendstimmig braust ein dunkler Schmerz
In des Stroms zerbrochenen Accorden,
Und aufhorchend ist des Menschen Herz
Seiner eignen Klage still geworden.

Wird des Unglücks heil'ger Sinn geahnt,
Hat der Kummer seinen Groll verloren;
Rauschend hat mich's an der Kluft gemahnt:
Schmerz und Liebe hat die Welt geboren.

Schmerz und Liebe ist des Menschen Teil,
Der dem Weltgeschick nicht feig entwichen;
Zieht er aus dem Busen sich den Pfeil,
Ist er für die Welt und Gott verblichen.

Heimweh jagt des Abgrunds wilden Schaum;
Läßt Natur die Erd' in Freuden prangen,
Schildert sie der Zukunft schönen Traum;
All ihr Herz ist Sehnen und Verlangen.

Heimweh ist es, wenn die Liebe naht,
Ist der Grund des nie gestillten Fragens,
Heimweh jede große Menschenthat,
Und die Wunder himmlischen Entsagens. —

Alpen, o wie stärkte mich die Rast,
Lagernd auf dem weichen Grün der Wiesen,
Kräuterdüfte fächelten den Gast,
Eisgeharnischt ragten eure Riesen.

Lerche sang ihr lustverwirrtes Lied,
Schweigend strich der Adler durchs Gesteine,
Und die Gipfel, als die Sonne schied,
Schwelgten stumm im letzten Purpurscheine.

Eine Herde irrt' am Wiesenhang,
Kühe weidend pflückten ihre Beute,
Und die Glock' an ihrem Halse klang
Für die Kräuter sanftes Sterbgeläute.

Kaum vernehmbar kam der müde Schall
Jener Kluft herüber mit den Winden;
Wo so hoher Frieden überall,
Ließ die Ruh in Gott sich vorempfinden. —

Frischen Mut zu jedem Kampf und Leid
Hab' ich thalwärts von der Höh getragen;
Alpen! Alpen! unvergeßlich seid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen!

Die Poesie und ihre Störer.

Im tiefen Walde ging die Poesie
Die Pfade heil'ger Abgeschiedenheit,
Da bricht ein lauter Schwarm herein und schreit
Der Selbstversunknen zu: „Was suchst du hie?
Laß doch die Blumen blühn, die Bäume rauschen,
Und schwärme nicht unpraktisch weiche Klage,
Denn mannhaft wehrhaft sind nunmehr die Tage,
Du wirst dem Wald kein wirksam Lied entlauschen.
Komm, komm mit uns, verding' uns deine Kräfte;
Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
Mit blankgemünztem Lobe in Journalen,
Heb' dich zum weltbeglückenden Geschäfte! —
Laß nicht dein Herz in Einsamkeit verdumpfen,
Erwach' aus Träumen, werde sozial,
Weih' dich dem Thatendrange zum Gemahl;
Zur alten Jungfer wirst du sonst verschrumpfen!"
Die Poesie dem Schwarm antwortend spricht:
„Laßt mich! verdächtig ist mir euer Streben;
Befreien wollt ihr das gejochte Leben,
Und gönnt sogar der Kunst die Freiheit nicht?
Euch sank zu tief ins Aug' die Nebelkappe,
Wenn euer Blick nicht straßenüber sieht,
Und wenn ihr heischt vom freigebornen Lied,
Daß es dienstbar nur eure Gleise tappe.
Ein Blumenantlitz hat noch nie gelogen,
Und sichrer blüht es mir ins Herz die Kunde,
Daß heilen wird der Menschheit tiefe Wunde,
Als euer wirres Antlitz, wutverzogen.

Prophetisch rauscht der Wald: die Welt wird frei!
Er rauscht es lauter mir als eure Blätter,
Mit all dem seelenlosen Wortgeschmetter,
Mit all der matten Eisenfresserei.
Wenn mir's beliebt, werd' ich hier Blumen pflücken;
Wenn mir's beliebt, werd' ich von Freiheit singen;
Doch nimmermehr lass' ich von euch mich dingen!"
Sie spricht's und kehrt dem rohen Schwarm den Rücken.

Der Rationalist und der Poet.

„Freund, du sitzest hier auf weichem Moose,
Ins Geruchzeug duftet dir die Rose,
Um dein Antlitz Frühlingswinde wallen,
Und da drüben lärmen Nachtigallen.
Darum singst du hier ein Lied versöhnend,
Weich und duftig, lind und zärtlich tönend.
Säßest du auf einem harten Stumpfe,
Käme dir der Duft von einem Sumpfe,
Spürtest du den Herbstwind frostig wehen,
Wärst du hier umkrächzt von rauhen Krähen:
Ha! ich wette, hart und widrig klänge,
Kühl und rauh, was deine Muse sänge.
Wäre dort die Wolke losgebrochen,
Hättest du dich ohne Lied verkrochen.
Hundert Dinge stören dir's Gehege,
Weisen deiner Phantasie die Wege,
Hundert Mitarbeitern bist du pflichtig;
All dein Dichtertreiben sind' ich nichtig."
Also spricht der Rationaliste,
Der den Dichter heimlich hat belauert,
Stolzer Hahn auf dem Verstandesmiste,
Daß dem Dichter vor dem Wichte schauert.
Dichter spricht: Wenn Vögel, Blumen, Winde,
Und das ganze liebe Lenzgesinde
Meinem Liede helfen, wird's ihm frommen,
Und es wird der Welt zu Herzen kommen.
Hätt' ich rauhen Felsensitz erklettert,
Schwül bedrückt von einer Sumpfeswolke,
Rauh umkrächzt von einem Rabenvolke,
Oder auch von Hagelschlag umwettert:
Säng' ich! und in meinem Liede schalten
Ließ' ich gern auch die Naturgewalten.

Aber gleich entflüchten Lust und Schmerzen,
Dringt heran mir ein Gesicht wie deines,
Kalt genug, mir trotz des Maienscheines
Aus der Welt die Poesie zu merzen.

Passiver und aktiver Beifall.

Der scharfe Geist hat euch geschwind durchdrungen,
Und bald empfängt er eure Huldigungen;
Den tiefen aber sollt ihr selbst durchdringen,
Drum wird ihm eure Liebe spät gelingen.

Form.

Ist die Form auch festgeschlossen,
Immer noch ist's kein Gedicht,
Wenn um den Gedanken nicht
Stetig sich das Wort gegossen.

Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
Was sie wecken, Lust und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

Hört den losen Kern er klappern
Wie Thoneisenklapperstein,
Mag das Wort gemeistert sein,
Ist es doch nur dürres Plappern.

Irrtum.

Was Ihr Bild nennt unverständig,
Ist nur Gleichnis, kalt und hohl,
Wo der Geist nicht ein Symbol
Mit der Sprache zeugt lebendig.

Und das Ringlein Salomonis,
Das die Diwen zwinget ein,
Zaubermächtig, es ist kein
Tertium comparationis.

An einen Dichter.

Nur wer sich mit eignen Kräften
Durch das Dickicht einen Pfad schafft,
Kann den Kranz sich dauernd heften;
Kunst ist keine Kameradschaft.

Düngst du deinen Ruhm in Scherben
Mit dem Mist der Schmeicheleien,
Wird er übernacht dir sterben;
Laß ihn wachsen wild im Freien.

Dann nur mag sein Hauch dich stärken,
Wenn er dir auf Dornenwegen
Und nach heiß vollbrachten Werken
Überraschend blüht entgegen.

Zweierlei Vögel.

Strichvogel Reflexion,
Zugvogel Poesie,
Singt jeder andern Ton,
Und andre Melodie.

Strichvogel hüpft und pfeift
Und pickt von Ast zu Ast,
Und höchstens einmal streift
Zu Nachbarn er als Gast.

Er ruft: Freund bleib im Land,
Und redlich nähre dich;
Es wagt um Fabeltand
Ein Narr nur weiter sich.

O halte deinen Flug
Von Meer und Stürmen fern,
Die Sehnsucht ist Betrug,
Hier picke deinen Kern!

Zugvogel aber spricht:
Du Flattrer, meinen Flug
Und Zug verstehst du nicht;
Klug ist hier nicht genug.

Du picke immer zu,
Und bleib auf deinem Ast,
Wenn keine Ahnung du
Von meiner Ahnung hast.

Doch pfeif's nicht aus als Wahn
Und Narrenmelodei,
Daß hinterm Ozean
Auch noch ein Ufer sei.

Vermischte Gedichte.

Neue Folge.

Einem Gemütskranken.

Seitdem du mit den höchsten Mächten
Begannst zu hadern und zu rechten,
Kann dir der kleinste, stillste Wurm
Im Herzen wecken einen Sturm,
Wie einst in jenen Frühlingstagen,
Die dir kein Gott zurück mehr ruft,
Ein grünes Blatt, ein Hauch der Luft
Dir oft gebracht ein seliges Behagen.

An einem Grabe.

Kühl herbstlicher Abend, es weht der Wind,
Am Grabe der Mutter weint das Kind,
Die Freunde, Verwandten umdrängen dicht
Den Prediger, der so rührend spricht.
Er gedenkt, wie fromm die Tote war,
Wie freundlich und liebvoll immerdar,
Und wie sie das Kind so treu und wach
Stets hielt am Herzen, wie schwer dieß brach.
Daß grausam es ist, in solcher Stund'
Die Toten zu loben, ist ihm nicht kund,

Der eifrige Priester nicht ahnt und fühlt,
Wie er im Herzen des Kindes wühlt.
Es regnet, immer dichter, herab,
Als weinte der Himmel mit, aufs Grab,
Doch stört es nicht den Leichensermon,
Auch schleicht kein Hörer sich still davon.
Die Tote hört der Rede Laut
So wenig als: wie der Regen taut,
So wenig als das Rauschen des Winds,
Als die Klagen ihres verwaisten Kinds.
Der Priester am Grabe doch meint es gut,
Er predigt dem Volke mit Kraft und Glut,
Verwehender Staub dem Staube,
Daß er ans Verwehen nicht glaube.

Veränderte Welt.

Die Menschheit ist dahinter kommen,
Trotz aller Gaukelei der Frommen,
Daß mit dem Leben vor dem Grabe
Man endlich Ernst zu machen habe.

Zerbrochen ist des Wahnes Kette,
Die Erde sei nur Übungsstätte,
Nur Voltigierbock sei das Leben,
Aufs Roß werd' uns der Himmel heben.

Auf freiem grünem Erdengrunde
Wird Jeder bald schon hier, zur Stunde,
Bevor das Grab ihn deckt mit Schollen,
Sein Rößlein weiden, tummeln wollen.

Naturbehagen.

Der Seerab' hat ein gutes Leben!
So überm Wasser hinzuschweben,
Wo lustig plätschern, zierlich kreisen,
Einladend, seine leckern Speisen.
Sein scharfes Auge weiß auf Strecken
Die feinsten Fischlein zu entdecken,

Sein treues Auge sieht bei Zeiten
Am Strand den Jäger lauernd schreiten,
Und plötzlich unter taucht der Rab,
Schwimmt unsichtbar vom Jäger ab,
Und taucht erst fröhlich wieder auf,
Wohin nicht reicht der Flintenlauf.
Sanft fällt des Jägers Schuß dort nieder,
Wie schlafergriffne Augenlider,
Den Augenlidern gleich des Raben,
Der nach genossnen Meeresgaben
Am sichern Fels, im Sonnenschein,
Beim Wellenmurmeln schlummert ein

Trinksprüche.

Ihr stoßet an, die Gläser klingen,
Ihr lasset leben manchen Mann;
Und morgen schon denkt keiner dran,
Ihm eine Freud' ins Herz zu bringen.

Ich hör' ein Pereat! euch brüllen,
Auf Tod habt ihr das Glas geleert,
Doch keinem ist der Mut bescheert,
Das Grab des Feindes anzufüllen.

Ich trinke nicht zum Segensspruche,
Wo nicht mein Herz beglücken will;
Zum bösen Wunsche bleib ich still,
Wenn nicht die Klinge folgt dem Fluche.

Studentenreise.

W'r hatten im Sacke nur wenig Geld,
Doch lachend wogte das goldne Feld
In lustigen Sommerwinden,
Das Übrige würde sich finden.

Die Rößlein schlichen den lahmsten Trab,
Als wäre die Erde ein weites Grab,
Und fürchteten sie zu versinken
Auf Tote zur Rechten und Linken.

Der Fuhrmann schmauchte schlechten Tabaks,
Er war hartmäulig, stumpfen Geschmacks,
Wie seine Gäule nicht wissen,
Daß sie werden im Maule gerissen.

Doch ging es auch langsam, ging es doch froh,
Wir rauchten bessern, mein Studio
Schrie mir homerische Zeilen,
Wie die Helden sich tapfer zerkeilen.

Das Straßenpulver ward Schlachtenstaub,
Rings tobte die Rache um Helena's Raub,
Die Reiter stürzten zur Erde,
Drum schlichen so traurig die Pferde.

Der dampfende Kutscher auf seinem Thron,
Ein rauchender Turm von Ilion;
Nur Helena konnt' ich nicht schauen
Vor Staub, die schönste der Frauen.

Da dacht' ich, sie zu finden geschwind,
An ein vielleicht noch schöneres Kind,
Homerische Klänge versäumend,
Zum seligen Paris mich träumend.

Der arme Jude.

I.

Armer Jude, der du wandeln
Mußt, von Dorf zu Dorf hausierend,
Schlecht genährt und bitter frierend,
Allwärts rufend: „Nichts zu handeln?"

Holt die Seuche Mann und Frauen,
Ziehst du nach auf ihrer Fährte,
Und die Kleider, die sie leerte,
Schleppst du fort, dir darf nicht grauen.

Auf dem Baume krächzt der Rabe,
Hunde zerren dich am Rocke,
Schneegestöber, Flock an Flocke,
Fleißig wanderst du am Stabe.

Ein Jerusalem, papieren,
Bauen deine Stammgenossen,
Doch für dich ist es verschlossen,
Wandern mußt du, darben, frieren.

Jene haben's hoch getrieben,
Du verschacherst alte Kleider;
Aber Alle seid ihr leider
Ein geknicktes Volk geblieben.

II.

Jud' ist an ein Kreuz gekommen,
Speist am fremden Heiligtume
Auf der Bank ein Stücklein Krume,
Ruhe soll den Gliedern frommen.

Nickend träumt er: seine Väter
Jubeln um das Kreuz im Ringe,
Und er hört die Silberlinge
Klirren Judas, dem Verräter.

Zieht ein Jäger, heimbeflissen,
Doch es schnüffelt noch sein Hündlein
Um den Schläfer, um das Bündlein,
Stiehlt ihm aus der Hand den Bissen.

Zieht des Wegs daher ein Bauer,
Und er rüttelt wach den Armen:
„Schlaf' nicht!" ruft er mit Erbarmen,
„Sonst erfrierst im Winterschauer."

„Leg wahrhaftig deine Bürde
Hin am Kreuze, samt dem Fluche;
Jude, irres Schäflein, suche
Jesu Christi warme Hürde."

„Jude, wolle dich bekehren!
Dir vom ganzen alten Bunde
Blieb dies Bündlein nur zur Stunde,
Dich zu schützen, dich zu nähren."

„Laß dich taufen und verwandeln;
Mancher that's, und mit vier Rossen,
Hornklang kommt er nun geschossen,
Der einst unrief: nichts zu handeln?"

„Nimm mich an zu deinem Paten;
Nebst dem Angebind, dem werten,
— Gott gesegnet's dem Bekehrten —
Labst du dich an Wein und Braten."

Drauf der Jude spricht, der echte:
„„Laß mich nie und nimmer taufen.
Wollt ihr nicht Gewänder kaufen,
Für die Dirnen, für die Knechte?""

„„Mancher trägt das Kreuz am Rücken,
Jude noch im Herzensgrunde,
Schwerer als des Bündels Pfunde;
Wählt euch was von meinen Stücken!""

Doch er sieht den Bauer scheiden,
Und sein Bündel schnürt er wieder,
Müde senkt er drauf sich nieder,
Traurig von des Weges Leiden.

Wieder hat am Kreuz den Armen
Schlaf und froher Traum befallen,
Eine Stimme hört er schallen,
Süß, wie himmlisches Erbarmen:

„Harret, meine Kinder, harret!"
Ruft Messias, näher, näher. —
Wandrer finden den Hebräer
Liegen an dem Kreuz erstarret.

Der kriegslustige Waffenschmied.

Spritze Funken, Säbelklinge,
Werde meinen Hammerschlägen
Hart geschmeidig, scharf, du Degen,
Daß dich froh der Reiter schwinge!

Schwert, wie dir mein Hammerschwingen
Helle Funken ausgetrieben,
Sollen bald von deinen Hieben
Seelen aus den Leibern springen.

Friede ist ein falscher Engel,
Unkraut wuchert auf zu Wäldern,
Steuern wachsen auf den Feldern
Mehr als Korn und Weizenstengel.

Friede hat das Menschenleben
Still verwahrlost, sanft verwüstet;
Wie er seiner That sich brüstet!
Alles hängt voll Spinneweben.

Ha! nun fährt der Krieg dazwischen;
Klafft und gähnt erst manche Wunde,
Gähnt man seltner mit dem Munde,
Kampf und Tod die Welt erfrischen.

Feige Lüge aus dem Herzen
Treibt der Krieg, der offne, scharfe,
Weil der Tod zerreißt die Larve,
Weil die Wunden ehrlich schmerzen.

Wieder soll in Kampfgewittern
Frische Luft der Wahrheit wehen,
Tote werden auferstehen,
Menschentreter werden zittern.

Der Pechvogel.

Ein Stück des Lebens ward verträumt,
Das beste Glück hab' ich versäumt,
Die Winde sausen durch die Stoppeln,
Ich möchte meinen Schritt verdoppeln.

Doch sausen sie mir lange gut,
Ich ändre drum nicht meinen Mut,
Und nicht erhitz' ich meine Sohlen,
Um das Versäumte nachzuholen.

Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Gestanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen.

Drei Wünsche blieben mir versagt,
Doch sei's mit keinem Hauch beklagt;
Das Glück, mir feindlich allerwegen,
Hätt' sie gewendet zu drei Schlägen.

Mich hätt', eh' ich den Ruhm geschmeckt,
Die erste Kugel hingestreckt,
Nachdem mein Söhnlein mir gestorben,
Mein Weib treulos mir's Bett verdorben.

Der Kranke im Garten.

Noch eine Nachtigall, so spät?
Schon sind die Blüten längst verweht,
Der Sommer reift die Felder schon,
Und noch ein Frühlingston?

O Lenz, ward es dir offenbar,
Daß ich noch sterbe dieses Jahr?
Und riefest aus der Ferne du
Noch einen Gruß mir zu? —

Beethovens Büste.

Traurig kehrt' ich eines Abends
In mein einsam düstres Zimmer,
Überraschend drin entgegen
Blinkte mir ein Freudenschimmer.

Mit dem sichern Blick der Liebe
Hatt' ein Freund den Spalt getroffen,
Wo des Unmuts düstre Zelle
Blieb dem Strahl der Freude offen.

Ha! ich fand des Mannes Büste,
Den ich höchst als Meister ehre
Nebst dem schroffen Urgebirge
Und dem grenzenlosen Meere.

Ein Gewitter in den Alpen,
Stürme auf dem Ozeane,
Und das große Herz Beethovens,
Laut im heiligen Orkane,

Sind die Wecker mir des Mutes,
Der das Schicksal wagt zu fodern,
Der den letzten Baum des Edens
Lächelnd sieht zu Asche lodern.

Kämpfen lern' ich ohne Hassen,
Glühend lieben und Entsagen,
Und des Todes Wonneschauer,
Wenn Beethovens Lieder klagen;

Wenn sie jubeln, Leben schmetternd,
Daß die tiefsten Gräber klüften,
Und ein dionysisch Taumeln
Rauschet über allen Grüften.

Wenn sie zürnen, hör' ich rasseln
Menschenwillens heil'ge Speere,
Und besiegt zum Abgrund, heulend,
Flüchten die Dämonenheere. —

Sanftes Wogen, holdes Rieseln;
Sind des Weltmeers kühle Wellen
Süß beseelt zu Liebesstimmen?
Wie sie steigen, sinken, schwellen!

Auf der glatten Muscheldiele
Halten Nixen ihren Reigen,
Keime künft'ger Nachtigallen
Träumen auf Korallenzweigen.

Horch! noch leiser! dem Naturgeist
Abgelauschte Lieder sind es,
Die er flüstert in das erste
Träumen eines schönen Kindes;

Die er spielt auf Mondstrahlsaiten,
Ob dem Abgrund ausgespannten,
Deren Rhythmen in der Erdnacht
Starren zu Krystallenkanten;

Und nach deren Zaubertakten
Rose läßt die Knospe springen,
Kranich aus des Herbstes Wehmut
Lüftet seine Wanderschwingen. —

Ach, Coriolan! vorüber
Ist das Ringen, wilde Pochen,
Plötzlich sind's die letzten Töne,
Dumpf verhallend und gebrochen.

Wie der Held im schönen Frevel
Überstürmte alle Schranken,
Dann — der tragisch Überwundne
Stehn geblieben in Gedanken.

Sinnend starrt er in den Boden,
Sein Verhängnis will Genüge;
Fallen muß er, stummes Leiden
Zuckt um seine edlen Züge. —

Horch! im Zwiespalt dieser Töne
Klingt der Zeiten Wetterscheide,
Jetzo rauschen sie Versöhnung
Nach der Menschheit Kampf und Leide.

In der Symphonieen Rauschen,
Heiligen Gewittergüssen,
Seh' ich Zeus auf Wolken nahn und
Christi blut'ge Stirne küssen;

Hört das Herz die große Liebe
Alles in die Arme schließen,
Mit der alten Welt die neue
In die ewige zerfließen.

Am Sarge eines Schwermütigen,

der sich selbst den Tod gegeben.

Naturgeister singen:

Er ist von uns gewichen,
Er ist so früh verblichen,
Laßt uns in tiefste Schatten
Dies heiße Herz bestatten!

Wir singen manche Weisen,
Wenn wir die Erd' umkreisen,
Die bängste aller bangen
Hat lauschend er empfangen.

Das Lied, das dumpf wir klagen,
Wenn wir den Wildbach jagen,
Und wenn wir Blitze flechten
In schwülen Sommernächten.

Im Rufe tönt's der Unken,
Von dunkler Schwermut trunken,
Und in den Wiederhallen
Bewegter Nachtigallen.

„Fahr wohl!“ nachruft es leise
Dem Frühling auf die Reise;
Wir hauchen es gelinde
Durchs Haar dem toten Kinde.

Die Röslein all zerpflücken
Und zu die Äuglein drücken
Dem Lenz wir und dem Kleinen,
Und niemand sieht uns weinen.

Wenn Wölf' im Eise suchen
Ihr Leben und verfluchen,
Und wenn das Käuzlein grelle
Aufstöhnt in seiner Zelle,

Wenn sich die Meereswellen
Auftürmen und zerschellen,
Im Sturm die Möven zagen,
Erhebt das Lied sein Klagen.

O Mövenschrei und Schwanken!
O menschliche Gedanken
Vom Leben ew'ger Dauer,
Hört ihr des Liedes Trauer?! —

Doch sind die Stimmen alle
Nur abgebrochne Halle,
Ein ahnendes Besinnen
Kaum auf des Lieds Beginnen.

Bei seinem vollen Klange
Ach, würde uns zu bange,
Wir stünden schmerzlich träumend,
Das Erdenwerk versäumend.

Dies Herz hat es vernommen,
Und sang es fort beklommen;
Dies Herz hat ausgesungen
Das Lied, und ist zersprungen.

Die Drei.

Drei Reiter nach verlorner Schlacht,
Wie reiten sie so sacht, so sacht!

Aus tiefen Wunden quillt das Blut,
Es spürt das Roß die warme Flut.

Vom Sattel tropft das Blut, vom Zaum,
Und spült hinunter Staub und Schaum.

Die Rosse schreiten sanft und weich,
Sonst flöß' das Blut zu rasch, zu reich.

Die Reiter reiten dicht gesellt,
Und einer sich am andern hält.

Sie sehn sich traurig ins Gesicht,
Und einer um den andern spricht:

„Mir blüht daheim die schönste Maid,
Drum thut mein früher Tod mir leid."

„Hab' Haus und Hof und grünen Wald,
Und sterben muß ich hier so bald!"

„Den Blick hab' ich in Gottes Welt,
Sonst nichts, doch schwer mir's Sterben fällt."

Und lauernd auf den Todesritt
Ziehn durch die Luft drei Geier mit.

Sie teilen kreischend unter sich:
„Den speisest du, den du, den ich."

Welke Rose.

In einem Buche blätternd, fand
Ich eine Rose welk, zerdrückt,
Und weiß auch nicht mehr, wessen Hand
Sie einst für mich gepflückt.

Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinnrung; bald zerstiebt
Mein Erdenlos, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt.

Der fromme Pilger.

Selig wandelt dort ein Ritter
Durch Jerusalems Gefilde;
Weinend trat er auf den Boden,
Wo einst wallte Jesus Christus,
Und die Lippen senkt er küssend
Auf den Grund, der Ihn getragen,
Alles Erdenleids genesen
Fühlt sich hier der fromme Pilger;
Mit der Bürde seiner Sünden
Sind die Lasten seiner Sorgen
Hinter ihm ins Meer versunken. —

Anders rauschen hier die Wasser,
Anders wehen ihm die Lüfte,
Wie erquickend und geheiligt
Sind die Züge seines Odems!
Wunderbar bewegte Hauche
Säuseln durch das Laub der Bäume,
Gleich als hätte hier die Erde
Ihn noch immer nicht vergessen,
Der hier einst geliebt, geduldet,
Und am Kreuz für uns gestorben;
Gleich als rauschten holde Mären
Sein Gedächtnis durch die Wipfel,
Frohe Kunden, Festgesänge,
Göttlich leise Traditionen,
Von den Blättern, welk und sinkend
Zugerauscht den frischen, grünen,
Und von Blüte hin zu Blüte
Fortgehaucht durch all die Zeiten.

Inneres Gericht.

Als ein strenger Richter und Hinrichter,
Vieler süßen Hoffnungen Vernichter,
Mag auch ihre ganze Sippschaft weinen,
Mußt du einmal in dir selbst erscheinen,
Wenn du noch gewinnen willst den Frieden,
Eh der Tod den seinen dir beschieden.

Als Gedanke ist der Geist das Licht,
Wärme ist im Herzen er als Liebe!
Was nicht sein, verfalle dem Gericht,
Lust und Schmerz — es sterbe und zerstiebe

Die Nonne und die Rose.

Dunkle Wolken niederdrohten,
Und es zuckten Wetterscheine,
Brausend jagten schon die Boten
Des Gewitters durch die Haine.

Eine Rose dort am Aste,
Schöne Nonne, sahst du beben,
Und ein Bangen dich erfaßte
Um der Rose zartes Leben.

Sie zu wahren vor den Wettern,
Schnittest du sie schnell vom Strauche,
Eh der Sturm sie kann entblättern
Und entführen ihre Hauche.

Draußen tobt des Frühlings Eile,
Rosen flattern weithin, irre;
Deine blüht noch eine Weile
Scheinlebendig im Geschirre.

Teilte sie nicht, schnell verglühend,
Lieber solche Frühlingslose?
Schöne Nonne, still verblühend,
O wie gleichst du dieser Rose!

Das Kind geboren, die Mutter tot.

Die schöne Mutterliebe hat dem Leben
Ein Opfer hier, ein blühend Kind gegeben,
Vertrauend und mit innigstem Verlangen,
Daß alle Götter huldvoll es empfangen;
Doch als sie weihend will den Segen sprechen
In ihres Herzens heißem Überwallen,
Ließ ihre Hand, vor Freude zitternd, fallen
Den Mutterleib, die Opferschale brechen.

Die Albigenser.

Das Aug' der Liebe weiß im Freudensaale
Durchs Tanzgewühl, durch die Gestaltenflucht
Den Liebesblick zu finden, den sie sucht,
Und weidet sich an seinem süßen Strahle.

Mein Auge sieht auf wüsten Degenklingen
Die Feuer sprühend durch die Helme dringen,
Und auf den Spitzen fluchbeschwingter Lanzen
Hier, dort verirrte Funken Gottes tanzen.

Zweifelnder Wunsch.

Wenn Worte dir vom Rosenmunde wehen,
Bist du so schön! — gesenkten Angesichts
Und still, bist du so schön! — was soll ich flehen:
O rede mir!? o sage nichts!?

Drum laß mich zwischen beiden Himmeln schwanken
Halb schweigend, sprechend halb, beglücke mich
Und flüstre mir, wie heimlich in Gedanken,
Das süße Wort: „Ich liebe dich!"

Die Bauern am Tissastrande.

Thörichte Freunde des toten Alten,
Fahrend in ausgeleierten Gleisen,
Tanzend nach verklungenen Weisen,
Möge dies Märlein euch unterhalten.

Warme, lebendige Lüfte wallen
Über dem schönen Magyarenlande,
In den Gebüschen die Nachtigallen
Singen entzückt am Tissastrande.
Fischlein, springend mit stillem Ergetzen,
Holen vom Lenz sich flüchtigen Kuß,
Fürchten sich nicht vor den silbernen Netzen,
Welche der Mond warf über den Fluß.
Brausend vor Freude, münden die Quellen,
Und das lenzbezauberte Land,
Weil es nicht blühn kann unter den Wellen,
Blüht es hier doppelt als üppiger Strand,

Weil es nicht singen kann unter den Wogen,
Singt es dafür hier doppelt so laut,
Liebestönen, schmachtend gezogen,
Lauscht des Sprossers glückselige Braut.

Rüstig rudern dort über die Wellen
Lustige Bauern mit Scherzen und Lachen,
Und die Zigeuner, ihre Gesellen,
Stimmen die Geigen bereits im Nachen,
Stoßen ans Land und eilen zur Schenke;
Weil so laut das heischende Rufen,
Springen die Wirte schon mit dem Getränke
Über die finsteren Kellerstufen.

Um den Eichtisch sitzen die Alten,
Vor dem Tanze noch Schmaus zu halten.
Zum Abschnitt gereicht, in der Runde
Geht das köstliche Weizenbrot,
Und sie führen behaglich zum Munde
Feurigen Wein, tiefdunkelrot;
Wischen sich trocken und schieben zur Seite,
Daß er den Speisen den Weg nicht bestreite,
Schnurrbarts buschigten halben Kranz;
Braten und Schinken, warme und kühle,
Wandern geschwind in die knöcherne Mühle;
Dort die Jungen fliegen zum Tanz.

Hei! wie die Geigen singen und klingen!
Hei! wie die Hämmer des Cimbals springen
Über die Saiten frisch auf und nieder,
Pochender Herzschlag heimischer Lieder.
Himmel, wie jauchzen die Geigen so helle,
Schmetternd schreit Klarinette, die grelle.

Weinendes Klagen, Freudengekicher
Schüttern im schroffen Wechsel die Luft,
Setzen gewaltig, keck und sicher
Über des Mißklangs drohende Kluft.
Alle die Töne, sie klettern, sie tanzen,
Wildverschlungen wie Urwaldpflanzen,
Wildhinfahrend wie schwelgende Flammen
Aber der Brummbaß hält sie zusammen.

Kräftige Bursche tanzen im Saale,
Schwingen empor die hurtigen Weiber,

Werfen empor die blühenden Leiber
Hoch in die Luft, wie süße Pokale;
Drehen sie schnell im wechselnden Kreise
Nach der Musik beschleunigter Weise,
Wie der wirbelnde Strom den Kahn,
Wie ein Rosenblatt der Orkan.
Zitternd dröhnt die gestampfte Diele
Zu der Zigeuner mächtigem Spiele.

Auch die Alten sind aufgesprungen,
Als die beliebte „Werbung" erklungen,
Uralt immer willkommne Klänge,
Nie vergessne Ahnengesänge.
Was, längst Asche, ruht in den Grüften,
Tanzte und jauchzte bei diesen Tönen;
Von den Toten klingt in den Lüften
Freudenvermächtnis den späten Söhnen.
Wie gebannt von den Geistern der Alten,
Wollen nichts Neues hören die Bauern;
Und der Zigeuner muß ausdauern,
Darf nicht wechseln noch innehalten.
Also tanzen sie Stund' auf Stunde
Immer zur alten beliebten Weise,
Bis die Zigeuner, müd' zum Grunde,
Heimlich sich winken und — spielen leise.
Doch die Berauschten merken es nimmer,
Hören des Liedes Vollklang noch immer.
Leiser und leiser, bis zur Erstrebung,
Hallt und verhallt die lustige Werbung;
Baß und Flöte, Cimbal und Geigen
Haben sich stille hinaus verloren,
Doch der Musik und des Weines Thoren
Hören sie immer noch, springen den Reigen;
Springen ihn, bis der Sonnenschein
Strahlend bricht durch die Fenster herein
Und der Wirt rings „guten Tag!"
Wünscht mit kräftigem Schulterschlag. —
Weithin das lachende Märlein fliegt
Von den Thoren, die immer noch sprangen,
Während schon längst, erschöpft und versiegt,
Ihre Musik war heimgegangen.

Waldlieder.

Waldlieder.

I.

Am Kirchhof dort bin ich gestanden,
Wo unten still das Rätsel modert,
Und auf in Grabesrosen lodert;
Es blüht die Welt in Todesbanden.

Dort lächelt auf die Gräber nieder
Mit himmlisch duldender Geberde
Vom Kreuz das höchste Bild der Erde;
Ein Vogel drauf sang seine Lieder.

Doch kaum, daß sie geklungen hatten,
Flog scheu zum Wald zurück der Wilde;
Ich sang, wie er, ein Lied dem Bilde,
Und kehrte heim in meine Schatten.

Natur! will dir ans Herz mich legen!
Verzeih, daß ich dich konnte meiden,
Daß Heilung ich gesucht für Leiden,
Die du mir gabst zum herben Segen.

In deinen Waldesfinsternissen
Hab' ich von mancher tiefen Ritze,
Durch die mir leuchten deine Blitze,
Den trüglichen Verband gerissen.

II.

Die Vögel fliehn geschwind
Zum Nest im Wetterhauche,
Doch schleudert sie der Wind
Weitab von ihrem Strauche.

Das Wild mit banger Hast
Ist ins Gebüsch verkrochen;
Manch grünend frischer Ast
Stürzt nieder, sturmgebrochen

Das Heer der Wolken schweift
Mit roten Blitzesfahnen,
Aufspielend wirbelt, pfeift
Die Bande von Orkanen.

Das Bächlein, sonst so mild,
Ist außer sich geraten,
Springt auf an Bäumen wild,
Verwüstend in die Saaten.

Der Donner bricht herein,
Es kracht die Welt in Wettern,
Als wollt am Felsgestein
Der Himmel sich zerschmettern.

Der Regen braust; nun schwand
Das Thal in seiner Dichte;
Verpfählt hat er das Land
Vor meinem Augenlichte.

Doch mir im Herzensgrund
Ist Heiterkeit und Stille;
Mir wächst in solcher Stund'
Und härtet sich der Wille.

III.

Durch den Hain mit bangem Stoße
Die Gewitterlüfte streichen;
Tropfen sinken, schwere, große,
Auf die Blätter dieser Eichen.

An ein banges Herzensklopfen
Mahnt mich dieser Bäume Schwanken,
Mahnt mich an Gewittertropfen,
Die aus lieben Augen sanken.

Muß ein großer Schmerz in Zähren
Sich entlasten unaufhaltsam,
Stürzen ihm die großen, schweren
Tropfen plötzlich und gewaltsam.

War die Thräne noch zu fassen,
Kam sie nicht hervorgebrochen,
Denn der Schmerz will sie nicht lassen,
Will sie heißer, herber kochen.

O! es waren heiße, herbe,
Die aus ihren Augen quollen;
Und ich werde, bis ich sterbe,
Sehen diese Thränen rollen.

IV.

Bist fremd du eingedrungen,
So fürcht' Erinnerungen,
Sie stürzen auf Waldwegen
Wie Räuber dir entgegen.

Willst du im Walde weilen
Um deine Brust zu heilen,
So muß dein Herz verstehen
Die Stimmen, die dort wehen.

In froher Kinder Kreise
Verjüngen sich die Greise,
Und Grambeladne werden
Noch einmal froh auf Erden.

Verjüngender doch wirken
In heimlichen Bezirken,
Im Schoß der Waldesnächte
Natur und ihre Mächte.

Hier quillt die träumerische,
Urjugendliche Frische,
In ahnungsvoller Hülle
Die ganze Lebensfülle.

Es rauschet, wie ein Träumen
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodieen.

Im Herzen wird es helle
Und heim zum ew'gen Quelle
Der Jugend darfst du sinken,
Dich frisch und selig trinken.

Sehnsüchtig zieht entgegen
Natur auf allen Wegen,
Als schöne Braut im Schleier,
Dem Geiste, ihrem Freier.

Tautropfen auf den Spitzen
Der dunkeln Halme blitzen
Wie helle Liebeszähren,
Ein süß nach Ihm Begehren.

Sie schweigt, in Sehnsucht lauschend,
Dann plötzlich, freudig rauschend,
Scheint selig sie zu spüren,
Daß er sie heim wird führen.

All ihre Pulse beben,
In ihm, in ihm zu leben,
Von ihm dahinzusinken,
Den Todeskuß zu trinken.

So lauscht und rauscht die Seele,
Daß Gott sich ihr vermähle,
Fühlt schon den Odem wehen,
In dem sie wird vergehen.

V.

Wie Merlin
Möcht' ich durch die Wälder ziehn
Was die Stürme wehen,
Was die Donner rollen
Und die Blitze wollen,
Was die Bäume sprechen,
Wenn sie brechen,
Möcht' ich wie Merlin verstehen.

Voll Gewitterlust
Wirft im Sturme hin
Sein Gewand Merlin,

Daß die Lüfte kühlen,
Blitze ihm bespülen
Seine nackte Brust.

Wurzelfäden streckt
Eiche in den Grund,
Unten saugt versteckt
Tausendfach ihr Mund
Leben aus geheimen Quellen,
Die den Stamm gen Himmel schwellen

Flattern läßt sein Haar Merlin
In der Sturmnacht her und hin,
Und es sprühn die feurig falben
Blitze, ihm das Haupt zu salben,
Die Natur, die offenbare,
Traulich sich mit ihm verschwisternd,
Tränkt sein Herz, wenn Blitze knisternd
Küssen seine schwarzen Haare. — —

Das Gewitter ist vollbracht,
Stille ward die Nacht;
Heiter in die tiefsten Gründe
Ist der Himmel nach dem Streite;
Wer die Waldesruh verstünde
Wie Merlin, der Eingeweihte!

Frühlingsnacht! kein Lüftchen weht,
Nicht die schwanksten Halme nicken,
Jedes Blatt, von Mondesblicken
Wie bezaubert, stille steht.
Still die Götter zu beschleichen
Und die ewigen Gesetze,
In den Schatten hoher Eichen
Wacht der Zaubrer, einsam sinnend,
Zwischen ihre Zweige spinnend
Heimliche Gedankennetze.

Stimmen, die den Andern schweigen,
Jenseits ihrer Hörbarkeiten,
Hört Merlin vorübergleiten,
Alles rauscht im vollen Reigen.
Denn die Königin der Elfen,
Oder eine kluge Norn

Hält, dem Sinne nachzuhelfen,
Ihm ans Ohr ein Zauberhorn.
Rieseln hört er, springend schäumen
Lebensfluten in den Bäumen;
Vögel schlummern auf den Ästen
Nach des Tages Liebesfesten,
Doch ihr Schlaf ist auch beglückt;
Lauschend hört Merlin entzückt
Unter ihrem Brustgefieder
Träumen ihre künft'gen Lieder.
Klingend strömt des Mondes Licht
Auf die Eich' und Hagerose,
Und im Kelch der feinsten Moose
Tönt das ewige Gedicht.

VI.

Der Nachtwind hat in den Bäumen
Sein Rauschen eingestellt,
Die Vögel sitzen und träumen
Am Aste traut gesellt.

Die ferne, schmächtige Quelle,
Weil alles andre ruht,
Läßt hörbar nun Welle auf Welle
Hinflüstern ihre Flut.

Und wenn die Nähe verklungen,
Dann kommen an die Reih'
Die leisen Erinnerungen,
Und weinen fern vorbei.

Daß alles vorübersterbe,
Ist alt und allbekannt;
Doch diese Wehmut, die herbe,
Hat Niemand noch gebannt.

VII.

Schläfrig hangen die sonnenmüden Blätter,
Alles schweigt im Walde, nur eine Biene

Summt dort an der Blüte mit mattem Eifer;
Sie auch ließ vom sommerlichen Getöne,
Eingeschlafen vielleicht im Schoß der Blume.
Hier, noch Frühling, rauschte die muntre Quelle,
Still versiegend, ist in die Luft zergangen
All ihr frisches Geplauder, helles Schimmern.
Traurig kahlt die Stätte, wo einst ein Quell floß;
Horchen muß ich noch dem gewohnten Rauschen,
Ich vermisse den Bach, wie liebe Grüße,
Die sonst fernher kamen, nun ausgeblieben.
Alles still, einschläfernd, des dichten Mooses
Sanft nachgiebige Schwellung ist so ruhlich;
Möge hier mich holder Schlummer beschleichen,
Mir die Schlüssel zu meinen Schätzen stehlen,
Und die Waffen entwenden meines Zornes,
Daß die Seele, rings nach außen vergessend,
Sich in ihre Tiefen hinein erinn're,
Preisen will ich den Schlummer, bis er leise
Naht in diesem Dunkel und mir das Aug' schließt.

Schlaf, du kindlicher Gott, du Gott der Kindheit!
Du Verjünger der Welt, die, dein entbehrend,
Rasch in wenig Stunden wäre gealtert.
Wunderthätiger Freund, Erlöser des Herzens!
Rings umstellt und bewacht am hellen Tage
Ist das Herz in der Brust und unzugänglich
Für die leiseren Genien des Lebens,
Denn ihm wandeln voran auf allen Wegen
Die Gedanken, bewaffnet, als Liktoren,
Schreckend und verscheuchend lieblichen Zauber.
Aber in der Stille der Nacht, des Schlummers,
Wacht die Seele heimlich und lauscht wie Hero,
Bis verborgen ihr Gott ihr naht, herüber
Schwimmend durch das wallende Meer der Träume.

Eine Flöte klang mir im Schlaf zuweilen,
Wie ein Gesang der Urwelt, Sehnsucht weckend,
Daß ich süß erschüttert erwacht' in Thränen,
Und noch lange hörte den Ruf der Heimat;
Bliebe davon ein Hauch in meinen Liedern!

Schlaf, melodischer Freund, woher die Flöte?
Ist sie ein Ast des Walds, durchhaucht vom Gotte,
Hört' ich im Traum des heiligen Pan Syringe?

VIII.

Abend ist's, die Wipfel wallen,
Zitternd schon im Purpurscheine,
Hier im lenzergriffnen Haine
Hör' ich noch die Liebe schallen.

Kosend schlüpfen durch die Äste
Muntre Vöglein, andre singen;
Rings des Frühlings Schwüre klingen,
Daß die Liebe ist das Beste.

Wo die frischen Wellen fließen,
Trinken Vöglein aus der Quelle,
Keins will unerquickt zur Stelle
Seinen Tagesflug beschließen.

Wie ins dunkle Dickicht schweben
Vöglein nach dem Frühlingstage,
Süß befriedigt, ohne Klage,
Möcht' ich scheiden aus dem Leben;

Einmal nur, bevor mir's nachtet,
An den Quell der Liebe sinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeschmachtet,

Wie vor Nacht zur Flut sich neigen
Dort des Waldes durst'ge Sänger;
Gern dann schlief' ich, tiefer, länger,
Als die Vöglein in den Zweigen.

IX.

Rings ein Verstummen, ein Entfärben:
Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln;
Ich liebe dieses milde Sterben.

Von hinnen geht die stille Reise,
Die Zeit der Liebe ist verklungen,
Die Vögel haben ausgesungen,
Und dürre Blätter sinken leise.

Die Vögel zogen nach dem Süden,
Aus dem Verfall des Laubes tauchen
Die Nester, die nicht Schutz mehr brauchen,
Die Blätter fallen stets, die müden.

In dieses Waldes leisem Rauschen
Ist mir, als hör' ich Kunde wehen,
Daß alles Sterben und Vergehen
Nur heimlich still vergnügtes Tauschen.

Größere lyrisch-epische Dichtungen.

Klara Hebert.

Ein Romanzenkranz.

Cisteron.

Welche Freude fühlt der Wandrer,
Zieht er so im Frühlingsstrahle
Durch die schönen, liedervollen,
Wonnigen Provencerthale!

Heißer glüht der Kuß der Sonne
Auf den blumenreichen Matten;
Süßre Labung rauscht die Quelle,
Kühler säuseln hier die Schatten.

Voller tönt des Donners Stimme,
Und die Sterne blinken heller;
Rascher blüht die Frucht und reifet,
Und die Liebe zündet schneller.

Unbesiegbar und unendlich
Ist der Liebe banges Sehnen,
Und es nagen in die Herzen
Tiefer ihre Spur die Thränen.

Aber führt der Weg den Wandrer
An den Ort, den ich besinge,
Kann er nicht dem Schauder wehren,
Daß er ihm das Herz durchdringe.

Am Gestade der Durance
Sieht er eines Städtchens Mauern,
Grauberäuchert, hin und wieder
Seine stillen Häuser trauern.

Grausenhafte Felsenschlünde
Sieht der Wandrer dicht daneben,
Selten auf granitnem Blocke
Einen Strauch im Winde beben.

In dem nächtlichen Reviere
Scheint der Tod sich zu ergehen,
Und den Leben nachzusinnen,
Die sein Odem wird verwehen.

Von den Klippen, wie verzweifelnd,
Stürzt der Wildbach in die Tiefe,
Und er brauset in den Schluchten,
Ob er bang nach Hülfe riefe.

Furchtsam ruht am Fuß des Berges
Städtchen Cisteron geschmieget,
Wie zu des Gebieters Füßen
Weinend eine Sklavin lieget.

Auf dem Berge ragt Gemäuer,
Und in längst verblichnem Glanze
Herrschten hier von ihrem Schlosse
Einst die Grafen der Provence.

Wie so traurig hier dem Wandrer
Die verfallnen Türme winken:
Alles Edle hier auf Erden,
Alles muß am Ende sinken!

An den Türmen, steil und plötzlich,
Hebt sich eine Felsenmasse,
Eine Herberg' für die Wolken,
Auszuruhn auf ihrer Straße.

Und zuhöchst am Felsenhaupte
Steht ein Häuschen, einsam, wüste,
Wo der Heide mit dem Opfer
Seine Götter einst begrüßte.

Doch in unsern schlimmen Tagen
Ward der Tempel zum Gefängnis,
Wo die Tyrannei ihr Opfer
Quält in heimlicher Bedrängnis.

Ludewig, du böser König!
Richelieu, du arger Priester!
Wagt der König nicht den Frevel,
Schon vollbringt ihn der Minister.

Zu beklagen ist die Menschheit,
Will ein Priester ihr gebieten;
Statt den Himmel ihr zu geben,
Raubt er ihr die Erdenblüten.

Der nächtliche Gang.

Tiefe Nacht; — der stille Vollmond
Hebt sich jenseits von den Auen,
Und die Wellen der Durance
Sind ein Silberstrom zu schauen.

Flüchtig eilen sie vorüber
An den mondbeglänzten Riffen,
Und von rätselhafter Wehmut
Fühlt der Wandrer sich ergriffen;

Denn er hört im ruhelosen,
Immergleichen Wellenschlage
Ewig an die Sterne tönen
Seines Herzens bange Frage:

Ein Verrauschen, ein Verschwinden
Alles Leben! — doch von wannen? —
Doch wohin? — die Sterne schweigen,
Und die Welle rauscht von dannen.

Cisteron, das Städtchen, schlummert,
Nur im Schlosse lassen Worte
Dumpf und eilig sich vernehmen,
Und es dröhnt die Eisenpforte.

Männer steigen still und langsam
Dort hinauf zum Felsenhause:
Waffenknechte sind es, führen
Den Gefangnen in die Klause.

Johann Kasimir von Polen!
Heiß durchrollt von Königsblute,
Edler Sproß vom Stamme Wasa,
Ach, wie mag dir sein zu Mute!

Heldenjüngling, der du kämpftest
Ruhmbekränzt in manchen Schlachten,
In verräterischer Fremde
Mußt du als Gefangner schmachten!

Spricht man so im feinen Frankreich
Hohn des Gastes heil'gem Rechte,
Daß den freundgesinnten Fürsten
Zwingen die Tyrannenknechte?!

In des Mondes hellem Scheine
Glänzen ihre Mordgewehre;
Aber nicht des Polenfürsten
Stolz und schnell verwischte Zähre.

Auf dem steilen Stufenpfade,
Eingehauen dem Granite,
Heben sich in scheuer Windung
Nach dem Gipfel ihre Schritte.

Wagt es wer, im schwanken Mondlicht
Da den Pfad hinaufzuwallen,
Bebend sieht er seinen Schatten
In den grausen Abgrund fallen.

Sinnend bleibt Johannes stehen,
Und er hört im Niederlauschen
Immer leiser dort die Schluchten,
Leiser die Durance rauschen.

Horch! Ein Lüftchen aus den Auen,
Wo die Nachtigallen singen,
Kommt dem Armen nachgeflogen,
Ihm noch einen Laut zu bringen.

Weither kam das gute Lüftchen,
Wie ein Kind, das frohbehende
Einem Bettler, wenn er scheidet,
Nacheilt mit der milden Spende.

Und sie klimmen immer höher,
Nur noch ihre Tritte schallen;
Still ist nun der Wasser Rauschen,
Still das Lied der Nachtigallen.

Todesruhe deckt die Höhen,
Die verlassnen Felsenklippen;
Kein Gesträuch und keine Blume
Auf des Abgrunds bleichen Lippen.

Der selige Abend.

Schnell versammelt um die Felsen
Haben Wolken sich und Winde,
Um den neuen Gast zu grüßen,
Seines Kummers Spielgesinde.

Ausgelöschen ist das Mondlicht
Und der Sterne helles Flimmern,
Durch die enge Fensterspalte
Hört der Gast die Lüfte wimmern.

Traurig sinnend blickt Johannes
In die dunkle Ferne nieder,
Und es flattern seine Locken
Windgeschaukelt hin und wieder;

Flattern um die blasse Stirne,
Wie das Laub der Trauerweiden
Um die bleiche Marmortafel
Über den begrabnen Freuden.

Er gedenket eines Abends,
Eines seligen vor allen,
Als in Martigues er gelandet
Mit den Freunden und Vasallen.

Ruhig lag die sturmerprobte
Genuesische Galeere,
Lustig flogen ihre Wimpel,
Und der Tag versank im Meere:

Scheidend warf er seine Strahlen
In der Wellen bunt Gedränge,
Wie ein König, goldverstreuend,
Scheidet von der frohen Menge.

Nach dem Sturme lag die See nun
Schön in ihrer stillen Größe;
Nur noch manchmal an das Ufer
Tönten bange Wellenstöße:

Also zuckt nach starkem Weinen
Noch das Herz mit bangem Schlage,
Ist auch schon das Auge heiter,
Und verstummt des Mundes Klage.

Lieblich war der Lüfte Säuseln
Nach dem rauhen Sturmestosen:
Auf der Meeresruhe schwebten
Die Gesänge der Matrosen. —

Dicht am Strande, schmuck und wirtlich,
Winkt der Gasthof mit dem Schilde
Dreier Lilien, einzukehren
Zu dem schönen Engelbilde:

Klara Hebert, weit gepriesen
Rings im Lande ob der Blüte
Ihrer Schönheit, weit im Lande
Ob des Herzens Wundergüte.

Laut mit ungestümer Freude
Tritt der Seemann in das Zimmer,
Dringend heischt er nach dem Becher;
Doch sein Mut wird stiller immer.

Ihm kredenzt der Wirtin Tochter
Freundlich mit den zarten Händen,
Und er läßt den Becher stehen,
Kann sein Auge nimmer wenden.

Nun sie seinem Blick entschwunden,
Trinkt er aus mit raschem Zuge;
Daß sie noch einmal ihn fülle,
Klopft er sachte mit dem Kruge.

Seine Seele wird ergriffen
Schmerzlich von der Liebe Ahnen,
Die für immer er verloren
Auf den sturmbewegten Bahnen.

Und er eilt hinaus zum Strande,
Fort treibt ihn sein wild Verlangen,
Daß die Stürme ihm entschlagen
Dieses ungewohnte Bangen. —

Mit dem glänzenden Gefolge
War der Prinz nun angekommen;
Ihn empfing die Wirtin rauschend,
Ihre Tochter still beklommen.

Schüchtern vor dem fremden Fürsten
Steht sie, harrend der Befehle,
Kaum zu ihm hinanzublicken
Wagt ihr Auge, voller Seele.

Tiefen Ernst und süße Schwermut
Sprechen seine schönen Züge,
Und des Auges Blitz verkündet
Hell des Mutes hohe Flüge.

Froh erschrecken ihre Blicke,
Und sie können nicht verweilen,
Müssen mit dem schönen Bilde
Schnell zurück zum Herzen eilen.

Überwältigt von der Liebe
Selig dringendem Erwarten,
Treten beide unwillkürlich,
Stumm und bebend, in den Garten.

Also wandeln sie noch lange
Mit verschwiegenem Gefühle;
Gastlich bieten hier die Bäume
Süße Frucht und Schattenkühle.

Nachtigallen, immer lauter,
Singen auf den grünen Zweigen,
Gleich als wollten sie verraten,
Was die beiden sich verschweigen.

Freudig grüßen schon die Sterne
Sie auf ihrem schönsten Gange;
Endlich wird die Liebe Sprache,
Und sie flüstern viel und lange.

Klärchen hört die Zauberworte,
Daß sie ihm auf weiter Erde
Die alleinzige Geliebte
Sei und immer bleiben werde.

In der Jungfrau Busen plötzlich
Ist der Himmel aufgegangen,
Seines Lenzes Purpurblüten
Treibt das Herz ihr auf die Wangen

Blumengruß.

Jener Abend war entschwunden;
Doch mit jedem Morgenlichte
Fand Johannes im Gefängnis
Frische Blumen, süße Früchte.

Sind es Früchte nicht von Bäumen,
Die er sah auf seinen Wegen?
Hauchten diese Blumen nie noch
Ihre Düfte ihm entgegen? —

Gleich als hätte heimlich Jemand
Abgeschmeichelt jeder Stelle
Eine freundlichere Miene,
Heitert sich die Kerkerzelle.

Dieses ewig wache Sorgen,
Ob ein Geist es heimlich übe,
Allgewärtig, ungesehen,
Kann es Jemand als die Liebe? —

Jüngling, mit den edlen Freunden,
Die getreu dir auch im Leide,
Ist noch eine treue Seele
Dir gefolgt, in fremdem Kleide.

Ihre Sehnsucht will die Jungfrau
Deinem Blick verborgen halten,
In die Pflicht des Pagen hüllen
Ihrer Liebe stilles Walten.

Und es deckt die Rosenwangen
Gelbe, angetünchte Farbe,
Und es flüchtet ihre Stirne
Unter die gemalte Narbe.

Kaum erwacht der Tag im Osten
Und der Schwalben frühes Rufen,
Eilt auch schon das gute Klärchen
Nieder die granitnen Stufen.

Über Felsen, Thal und Wiesen
Wandert sie wohl eine Meile
Nach dem Garten ihrer Mutter
Fort in rastlos froher Eile.

Was an schönen frischen Blumen
In den Beeten ist zu finden,
Pflücket sie mit klugem Finger,
Ihm den Morgengruß zu winden.

Und sie blicket, Früchte suchend,
Nach den Bäumen in der Runde;
Sinnend hält sie manchmal inne,
Eingedenk der süßen Stunde.

Und die Wonne jener Stunde,
Und das mitleidvolle Bangen
Um den Teuren mengen ihre
Thränen auf des Mädchens Wangen.—

Nun erwacht der Prinz vom Traume,
Der ihn ließ sein Klärchen schauen,
Der ihn wandeln, frei und selig,
Ließ in heimatlichen Auen.

Des Erwachten Blicke schweifen
Finster an den Kerkerwänden,
Doch sie werden plötzlich heiter,
Treffen sie die Morgenspenden.

Still und schüchtern in der Ferne
Steht der Page, will's kaum wagen,
Daß sie nicht Verräter würden,
Seine Augen aufzuschlagen.

Klara sieht es freudebebend,
Wie der Liebe stumme Gaben
Ihm das Angesicht erheitern
Und die kranke Seele laben.

Die Gewitternacht.

Mit dem Grafen Konopacki,
Seinem Freunde, treubewähret,
Spricht Johannes angelegen,
Als der Abend wiederkehret.

Eben hat der Graf des Trostes
Mildberedtes Wort geendet,
Und des Prinzen düstre Seele
Froher Hoffnung zugewendet.

Leise lächelt dem die Freude
Auf den kummerbleichen Wangen,
Und er hält die Hand des Freundes
Mit des Dankes Druck umfangen. —

Draußen sind die Waffenknechte
Rundgelagert in der Halle,
Und es dröhnt der Marmorboden
Vom Pokal und Würfelfalle. —

Weiche Provençalenlieder
Tönen aus den rauhen Kehlen,
Und sie schweben durch die Runde
Schwankend, wie verirrte Seelen.

Doch den Einen von den Wachen
Seine Kameraden schelten,
Denn er schweigt bei ihrem Jubel,
Hebt auch seinen Becher selten.

Klärchens Vetter, Heinrich ist es,
Den des Mädchens Flehn bewogen,
Daß der Krieger auf des Kerkers
Prevotalwacht ist gezogen. —

Schweigend blicken jetzt die Freunde
Durch des Kerkers Fenstergitter,
Nächtlich kommt heraufgezogen
Dort vom Westen ein Gewitter;

Und die freien Wetterwolken
Ziehen rasch vorbei und schneiden
Finstre, höhnische Gesichter
In den Kerker auf die Beiden.

Brausend fliegt des Todes Jagdhund
Sturm bergan in wilder Eile,
Seinen Herrn zu suchen, irrt er
Durch die Felsen mit Geheule.

Immer wird der Himmel dunkler,
Und schon ist die Nacht vollkommen;
Wie von einer finstern Ahnung
Wird der Freunde Herz beklommen.

Donnernd hallt des Todes Waidruf
Ringsum in Gebirg und Thalen,
Plötzlich zündet er die Nacht an
Mit den hingeschossnen Strahlen.

Immer lauter schreit der Donner
Durch die grausen Finsternisse;
Aus gebrochnen Wolken stürzen
Rauschend sich die Regengüsse.

Hart am Kerker Blitze zucken
Sehn die Beiden mit Entsetzen:
An den Felsen scheint der Tod hier
Seinen Flammenpfeil zu wetzen. —

Doch wer sind die zwei Gestalten,
Die, umrauset von den Wettern,
Es in solcher Stunde wagen
Zum Gefängnis aufzuklettern?

Richelieu's geheimes, sichres
Werkzeug in verruchten Thaten:
Chantereine, der Hauptmann ist es
Von des Schlosses Wachtsoldaten.

Dieser weiß zu des Gebieters
Schlau verderblichem Befehle
Immer noch ein Gift zu fügen
Aus der eignen bösen Seele.

Und mit ihm der Knechte kühnster,
Dem er alles mag vertrauen,
Der ihm durch die Nacht der Sünde
Folgt wie durch Gewittergrauen.

Rastend halten sie jetzt inne
Auf bequemer Felsenfläche,
Daß des Gräuels nahen Ausgang
Noch das finstre Paar bespreche.

Wildfrohlockend ruft der Hauptmann:
„Heute muß das Werk vollbracht sein,
Und zur Freude des Ministers
Dieß des Polen letzte Nacht sein!

Reich an Hasse ist der Priester,
Dessen mag manch' Grab ihn loben;
Doch des Hasses herbste Fülle
Kocht sein Herz für den da oben.

Denn der hat sich kühn vermessen
Einst in hoher Fürsten Kreise
Dem Gefürchteten zu nahen
Auf verächtlich kalte Weise.

Und er wäre längst verblichen;
Doch der König selbst, der schwache,
Hat Gewalt verboten, fürchtend
Österreichs und Polens Rache.

Heute will mit eigner Faust ich
Nach der rechten Stunde haschen,
Und mit dem, was wir vollbringen,
Selbst den Teufel überraschen.

Doch daß unsrer That Geheimnis
Kein Verräterohr belausche,
Liegt der Wache ganze Rotte
Eingezecht im tiefsten Rausche.

Hurtig schleudern in den Kerker
Wir die lohen Schwefelbrände,
Daß der Fürst im schweren Qualme
Sein erlauchtes Leben ende!

Und sein guter, treuer Landsmann,
Der da schläft an seiner Seiten,
Wird den Freund wohl mit Vergnügen
In die andre Welt begleiten.

Lustig vorwärts, Kamerade!
Vorwärts, Bruder, ohne Zagen!
Morgen heißt es: in den Kerker
Hat der Donner eingeschlagen.

Ja! dem Himmel aufgebürdet
Sei die Mordthat unsrer Hände;
Und der wütet heut so närrisch,
Daß er's selber glaubt am Ende!"

Hastig schreiten sie nun aufwärts,
Kommen zu den Kerkerthoren;
Doch es ging von dem Gespräche
Nicht ein Wörtchen auch verloren.

Denn des Prinzen treuer Page,
Dem ein Unheil mochte ahnen,
Folgte ihnen Schritt für Schritte
Nach auf ihren schlimmen Bahnen.

Sachte sind sie nun getreten
In das Haus, die Schwefelbrände
Aus dem Dunkel still zu holen,
Und entzünden sie behende.

Klärchen weckt den Vetter schleunig,
Der in leichtem Schlummer nicket,
Hält die Hand ihm, daß er schweige,
Zitternd auf den Mund gedrücket.

Chantereine ist schnell und leise
Schon zum Fenster angeklommen,
Hat nun aus der Hand des Knechtes
Schon den Brand hinaufgenommen;

Plötzlich mit dem Feuerrohre
Bricht der Page vor, entschlossen;
In den bodenlosen Abgrund
Stürzt der Bösewicht erschossen.

Wütend, mit gezücktem Dolche,
Faßt den Pagen nun der Scherge;
Doch, von Heinrichs Schwert getroffen,
Taumelt er hinab die Berge.

Der alte Marko.

„Klara, lebst du?" ruft Johannes
Bang mit lautem Herzenspochen;
Klara liegt am Kerkerlager,
Eine Lilie, sturmgebrochen.

Stumm, mit trostberaubter Miene,
Steht des Fürsten Arzt daneben,
Ohne Rast mit Blick und Händen
Spürend nach dem teuren Leben.

Abgewaschen ihrem Antlitz
Ist die jungfräuliche Lüge,
Und in bleicher Todesschönheit
Zeigen sich die holden Züge.

Lose sind die wirren Haare,
Blutig sind die zarten Hände,
Die im Sturme sich geklammert
An die rauhen Felsenwände.

In die weiche Brust gedrungen
Ist der Dolch des Mordgesellen,
Und der treue, warme Purpur
Quillt hervor in raschen Wellen.

Und ein stilles, starres Lächeln
Ruht so hold auf ihrem Munde,
Gleich als fühle sie mit Wonne
Bluten ihre tiefe Wunde.

Wer die Liebe hat im Herzen
Mit dem vollen heißen Triebe,
Fühlt wohl auch die süße Sehnsucht,
Hinzusterben für die Liebe;

Hinzuschütten alles Leben
Mit dem einen süßen Worte:
„Dir!“ — wie stürzt das Blut so freudig
Durch die aufgerissne Pforte! —

Doch der alte, treue Marko
Waltet ohne Rast noch immer;
Sieht vielleicht sein scharfes Auge
Noch wo dämmern einen Schimmer?

Kräuter, die der fernste Süden,
Die der höchste Nord geboren,
Seiner Kunst geheimste Kräfte
Werden jetzt von ihm beschworen.

Wonnebebend und verzweifelnd,
Reicht Johannes ihr die Labe;
Seine Seele zittert zwischen
Klara's Lieb' und ihrem Grabe. —

Endlich hebt sich ihre Wimper:
O du Seligster von allen!
Freudeschluchzend zum Gebete
Mußt du auf die Kniee fallen!

Und der alte, treue Marko
Blickt empor zu Gott und betet:
„Meine Kunst ist deine Gnade,
Die vom Tode sie gerettet!"

Klara hebt die matten Augen
Auf zu dem in Freudezähren,
Dem zu Liebe bald auf immer
Sie geschlossen blieben wären.

Und lebendig wird das Lächeln,
Das vom Tode war befangen;
Ein jungfräuliches Erröten
Dämmert auf den bleichen Wangen.

Die Botschaft.

Nach Saint-Germain zum Verkaufe
Trägt ein Häuflein Bauersleute,
Was der Herbst mit vollen Händen
Ihm auf Flur und Garten streute.

Neben schwer beladnem Wagen
Läßt der Mann die Geißel knallen;
In der Bäurin feinem Korbe
Wird das schmucke Obst gefallen.

Mit Geschichten, frohen Possen,
Und nun wieder mit Gesängen,
Suchen sie sich wegzustehlen
Über ihres Weges Längen.

Hinter ihnen Pferdgetrappel,
Und sie stehen, und sie schweigen,
Und neugierig nach den Reitern
Aug' und Ohr sie rückwärts neigen.

In noch nie gesehner Eile,
Brausend gleich empörten Wogen,
In noch nie gesehnen Trachten
Kommt die Schar herangeflogen.

Wer? wohin? woher des Weges?
Rufen die erstaunten Bauern;
Doch mit Staub die Rosseshufe
Ihnen schnell den Mund vermauern. —

Es ist Christoph Gonsiewski,
Von Smolensk der Wojewode,
Der mit seinen Reitgefährten
Manches Roß gejagt zu Tode.

Nimmer länger soll Johannes
Schmachten in den Kerkermauern;
Wladyslaw, sein treuer Bruder,
Fühlt herzinniges Bedauern.

Wladyslaw, der Polenkönig,
König auch im Schwedenlande,
Ist empört in tiefster Seele
Über Frankreichs freche Schande.

Und er ließ zu seinen Boten
Zürnend seine Stimme tosen,
Und das Wort, das er gesendet
An den König der Franzosen,

Ist ein Blitz in sie gefahren,
Der sie nun fortreißt geschwinde,
Unaufhaltsam nach dem Orte,
Wo er, freigelassen, zünde. —

In dem Schlosse zu Saint-Germain
Schnauben schon die müden Renner;
Vor den argbetroffnen König
Treten die sarmat'schen Männer.

Schweiß entrollt den kühnen Stirnen,
Und ihr Auge glüht im Zorne,
Drohend klirren ihre Säbel,
Ihre blutgetränkten Sporne.

Und zum König nun beginnet
Gonsiewski so zu reden:
„Wladyslaw hat uns gesendet,
Herr der Polen und der Schweden:

Habt Ihr nicht noch diese Stunde
Seinen Bruder freigesprochen,
Soll an Euch und Eurem Lande
Blutig sein die Schmach gerochen!

Daß der Prinz das Land durchspähte,
Euch an Spanien zu verraten,
Ist nur eine schnöde Lüge
Eures tückischen Prälaten;

Eine Lüge, ausgebrütet
Von der Kirche grimmstem Geier;
Denn in Eurer faulen Krone
Nistet dieses Ungeheuer! —

Östreich, Spanien und Italien
Werden sich an Polen halten,
Eure Macht und Johanns Kerker
Schnell mit einem Hiebe spalten!"

Zornesbleich und furchtergriffen,
Tiefbeschämet, starrt zur Erde
König Ludwig, und gebietet,
Daß der Prinz befreiet werde.

Die Heimkehr.

Zu Paris am Königsschlosse,
Das der Prinz nunmehr bezogen,
Harrt der Wagen lange Reihe,
Drängen sich des Volkes Wogen.

Auf der kunstgeschmückten Treppe
Stehn die königlichen Garden,
Dem Andrang des Volkes wehrend
Mit dem Stoß der Hellebarden.

Johann Kasimir, gebleichet
Von des Kummers langem Drucke,
Stieg herab, seit lange wieder
Heut im vollen Fürstenschmucke.

Auf dem Haupt die sammtne Mütze;
Um den Busch des Reihers brannten,
In vielfache Schnur gewunden,
Große helle Diamanten.

An dem sammtnen Oberkleide
Weite Ärmel niederhangen,
Drauf das goldne Fell des Widders
Und die Demantkette prangen.

Der kostbare Persergürtel
Trägt des Säbels Eisenbogen
Mit rubinbesetztem Griffe,
Den der Jüngling oft gezogen.

Ihn umrauschen die Begleiter:
Sully, Angouleme, nebst andern,
Sagen ihm viel süße Worte,
Wünschen ihm ein glücklich Wandern.

Doch der Zug, die Treppe nieder,
Muß auf jeder Stufe stocken,
Unaufhaltsam strömt das Volk zu,
Mit gutmütigem Frohlocken.

In der Treppe tiefster Ecke,
Hinter des Hatschieren Rücken,
Hat ein Mädchen sich geschmieget,
Auf den Zug hervorzublicken.

Eingebettelt in die Stelle
Hat sie sich mit bangem Flehen,
Daß sie dürfe nur noch einmal
Unbemerkt den Prinzen sehen.

Also hat in scheuer Demut
Klara Hebert sich verborgen;
Nicht mehr braucht ja ihre Liebe
Für den Teuren mehr zu sorgen.

Nicht gewahrt der rauhe Wachmann
Ihres Herzens lautes Pochen,
Und wie manche heiße Thräne
Aus den Augen ihr gebrochen.

Plötzlich hält Johannes inne,
Forschend blickt er ins Gedränge;
Doch nicht sieht er, die er suchet
In des Volkes bunter Menge.

Und der Liebe bange Zweifel
Ihm die Seele jetzt erfassen:
„Klara!“ ruft er laut und schmerzlich,
„Willst du mich im Glück verlassen?“ —

Wie sie so ihn hören rufen,
Stürzt sie hin mit lautem Weinen,
Und ohnmächtig liegt das Mädchen
Auf der Treppe Marmorsteinen.

Festgedrückt an seinen Busen,
Hält Johannes sie umfangen,
Mit unendlich süßer Wehmut
Küßt er ihre bleichen Wangen.

Lange noch auf ihrem Antlitz
Ruht sein seliges Betrachten,
Und es zittert seine Stimme:
„Lebewohl!“ der Auferwachten.

Zu Graf Angouleme nun spricht er:
„Eurem Schutz sei sie befohlen;
Ehret sie, wie es der Freundin
Ziemen mag Johanns von Polen!

Meines Lebens kühne Rettung
Dank' ich diesen zarten Händen;
Und daß ich zur lieben Heimat
Wieder mag die Schritte wenden!“

Rasch besteigt er seinen Wagen;
Und den Prinzen segnet Jeder.
Jetzt verliert sich in der Ferne
Schon das Rollen auch der Räder.

Die Sehnsucht.

Haben wir auch schön geträumet
Von des Glückes Zauberlanden,
Wo sich ew'ge Freudenkränze
Um die trunknen Schläfe wanden;

Und wir wachen auf am Morgen,
Kehren zu des Lebens Mühen
Ohne Klagen wir zurücke;
Träume müssen ja verblühen.

Also waltet in dem Gasthof
Klara nach der alten Weise;
Nur ein seliges Erinnern
An den Traum umschwebt sie leise.

Mit gewohnter, holder Miene
Grüßet sie die frohen Zecher;
Doch am freundlichsten vor allen
Füllet Einem sie den Becher.

Oft auch sah man, wie die Jungfrau
Und der Krieger lange sprachen;
Heinrich ist es, der gestanden
Bei des Prinzen Kerkerwachen.

Heinrich weiß gar viel zu rühmen
Von dem schönen Fürstenjungen,
Wie dem Stolzen nie das Unglück
Einen Klagelaut erzwungen.

Eines aber hoch zu preisen
Seine Worte nie vergaßen:
Wie der Prinz den bösen Hauptmann
Chantereine einst angelassen.

Dieser trat mit plumpem Trotze
Vor den Stillen, scheinbar Zahmen,
Ihm den Säbel abzufordern
Frech in König Ludwigs Namen.

Doch wie donnerte der Jüngling:
„Ich bin Johann, Prinz von Polen!
Lüstet ihn nach meinem Schwerte,
Mag's dein König selber holen!"

Feig verzagend vor dem Kühnen,
Sucht der Hauptmann seine Rotte
Zu Gewaltthat aufzustacheln
Mit Befehl und scharfem Spotte.

Ha! wie hat der Polenjüngling
Jetzt sein tapfres Schwert geschwungen!
Ha! wie ist er auf den Hauptmann,
Auf die Knechte eingedrungen!

Und die Rotte feiler Schergen
Taumelte zurück, erschrocken,
Wie der Sturmwind auseinander
Jagt der Spreu geringe Flocken. —

Schwellend hat bei solchen Reden
Klara's Busen sich erhoben;
Süßer Klang ist's für die Jungfrau,
Hört sie den Geliebten loben. — —

War nun Klara gegen jeden
Froh und freundlich tagesüber,
Wenn sie endlich kann allein sein,
Ist sie Abends um so trüber.

Ist ihr auch das Glück der Liebe
Wie ein Traum vorübergangen,
Werden doch in stiller Sehnsucht
Täglich bläßer ihre Wangen.

Oft in heitern, schönen Nächten,
Wenn der Mond, die Sterne scheinen,
Wandelt Klara, sein gedenkend,
An dem Strand mit leisem Weinen;

Horchet in die Meereswelten,
In die stummen, regungslosen:
Keine fernen Ruderschläge? —
Keine Lieder der Matrosen? —

Wirft das Meer in trüben Nächten
Seine Wellen ans Gestade,
Wandelt Klara still und einsam
Ihres Grams geheime Pfade.

Aber nicht vom stillen Meere,
Nicht vom Meere, sturmgeschlagen,
Harret sie auch manche Jahre,
Wird der Teure hergetragen.

Der Ring.

Jubelnd ist der Tag erschienen,
Schwingt den Goldpokal der Sonne,
Gießt auf Berg und Thal berauschend
Nieder seine Strahlenwonne.

In den Lüften aufzutauchen
Darf kein Wölkchen sich getrauen,
Auf das Glück der treuen Liebe
Will der ganze Himmel schauen.

Nur die Lerchen, Freude singend,
Steigen auf im Morgenglanze,
Trunken von den Strahlengüssen
Jauchzt die Welle der Durance. —

In dem Garten, wo vor Jahren
Gingen in der Schattenkühle
Klara Hebert und Johannes
Mit verschwiegenem Gefühle;

Wo die lauten Nachtigallen
Süß verräterische Lieder
Sangen auf den grünen Zweigen: —
Wandeln sie auch heute wieder.

Und in seliger Verschlingung
Kehren sie zum trauten Orte,
Wo vor Jahren ihre Liebe
Fand die ersten, leisen Worte.

Klara blüht in neuer Schöne,
Rosen, Fremdlinge seit lange,
Kehrten schüchtern heute wieder
Auf die freudenhelle Wange.

Nach dem hohen Felsenhause,
Das nun wieder wüst und einsam,
Wandeln Klara, ihre Mutter
Und Johannes froh gemeinsam.

Selbst die rauhen, öden Klippen
Hält die Freude jetzt umschlungen;
Nur wie leichte Nebel schleichen
Durchs Gestein Erinnerungen.

Als sie traten in das düstre
Und verhängnisvolle Zimmer,
Treffen die erstaunten Frauen
Crucifix und Kerzenschimmer.

Und dem Priester, der sie grüßet,
Harrt am Munde schon der Segen;
Auch der alte, treue Marko
Eilt der Jungfrau froh entgegen. —

Klara trug das goldne Ringlein
Auf der stillen Herzenswunde,
Daß ihr scheidend einst gegeben
Johann in der bangen Stunde.

Den Smaragd am Ringe damals
Sah das Volk gar hell erglänzen,
Mit prophetischem Gemahnen
An das Grün von Myrtenkränzen.

Die Marionetten.

Nachtstück.

Erster Gesang.

Der Gang zum Eremiten.

Grau düstre Felsen sah ich trotzig ragen
Aus eines Thales stillen Finsternissen,
Als wollten kühn den Himmel sie verjagen,
Dem sie den Schleier vom Gesicht gerissen.
Abgründe, ihre Riesengräber, lauern
In sicherer Geduld zu ihren Füßen.
Kein Vogelsang, kein Bach, kein Waldesschauern,
Kein Klageton entfährt dem finstern Thale;
Nur stummes, unermeßlich wildes Trauern.
Einsam verkümmert steht der Strauch, der kahle,
Hat Regen nur und Sturm und Frost erlebt,
Stirbt ungeliebt vom süßen Sonnenstrahle.
An seinen Ästen, windgefächelt, bebt
Die Wolle eines Lamms in stummer Klage
Und des zerrissnen Blut am Boden klebt.

Dort fliegt mit leisem, sattem Flügelschlage
Ein Geier seinem Felsenhorste zu.
Auf grüner Trift, erquickt vom Sommertage,
Schuldloses Lamm, wie fröhlich irrtest du
Mit deiner Weide friedlichen Genossen,
Indeß auf dich aus heitrer Lüfte Ruh
Vormordend Geierblicke niederschossen!
Der Geier, stürzend sich in seinen Blick,
Kommt plötzlich auf das Lamm herabgestoßen
Und reißt es fort aus seinem Jugendglück.
Hoch über Wälder, Thale, Felsenriffe
Fliegt er damit in seine Nacht zurück.
Es zittert, wimmert; doch mit festrem Griffe
Umklammert er's, ob sich am Angstgeschrei
Die scharfe Gier des Mörders schärfer schliffe. —
Nun drang ich tiefer, an dem Strauch vorbei,
Und wilder immer ward des Thales Grund,
Die dunkle Wiege der Melancholei.
Da bricht aus dornumstarrtem Felsenmund
Ein Quell hervor, die bange Ruh zu stören,
Und braust hinunter in den offnen Schlund.
Unheimlich ist und grausenvoll zu hören
Das hohle Tosen in den Steinverliesen,
Wo murmelnd Nacht und Tod sich Treue schwören.
Wie, trauernd nach verlornen Paradiesen,
Des Freundes Haupt ans Herz des Freundes fällt,
Umarmen sich die ernsten Felsenriesen.
Und weiter drang ich, — dämmerlich erhellt
War mir die Schlucht; es fiel ein leiser Regen;
Der Himmel Blitze durch die Felsen schnellt',
Und fernher klang's von dumpfen Donnerschlägen.
Gar seltsam bleich erschien mir das Gesicht
Des Eremiten, der mir trat entgegen.
Es wankt' um ihn ein zweifelhaftes Licht;
Der Sturm ist laut und plötzlich aufgefahren,
Wie, wer verschlafen, schnell vom Lager bricht.
Er faßt den Alten an den grauen Haaren;
Der aber schreitet durch des Sturmes Macht,
Uneingedenk der Wetter und Gefahren.
Bald ist er mir begraben von der Nacht,
Bald wieder glüht er auf im Wetterschein,
Als hätt' ihn hell der Windstoß angefacht.
Nun schritt er näher und gewahrte mein,
Und hieß mich froh mit gastlich mildem Worte
In seinen Wildnissen willkommen sein.

Und durch des Klippenthals geheimste Orte,
Durch des Gewitters wachsendes Gebrause
Führt' er mich fort zu einer schmalen Pforte,
Und grüßte mich in seiner öden Klause.

Zweiter Gesang.

Lorenzo.

Der Sturm verstummte, die Gewitter schwiegen,
Das volle Mondlicht hatte sich ergossen,
Beruhigend sich an das Thal zu schmiegen.
Ich saß mit meinem wirtlichen Genossen
Beim Abendmahl; da hob er seinen Wein,
Mich feierlich einladend, anzustoßen.
Ein Frauenbild, erhellt von Lampenschein,
Hing an der Wand, umhüllt von schwarzem Flor:
Drauf wies er hin und sprach: „Ich denke dein!"
Und plötzlich stürzten Thränen ihm hervor.
Auf seinen Zügen lag ein tiefes Leid,
Wie er im teuren Bilde sich verlor.
Ich that aufs Wohl der Toten ihm Bescheid,
Und als ich anstieß mit dem trüben Becher,
Da hatte heimlich mir die Ewigkeit
Von ihrem Ernst geträufelt in den Becher.
Der Eremit begann mit scheuem Munde
Von einer schwarzen That und ihrem Rächer
Zu geben mir die schaudervolle Kunde.
Und wie er ins vergangne Leben schied,
Riß er die Zeit von jeder Herzenswunde. —
— Du, Gott des Schmerzes, rüste du mein Lied,
Und wappne mich auf den verwegnen Gang
Durchs ungeheuer nächtliche Gebiet.
Gieb mir ein wildes Herz, daß mein Gesang
Auf seiner Bahn vor Schreck nicht sterben dürfe;
Gieb mir ein Herz, das lauten Wetterklang
Wie süße Nachtigallenlieder schlürfe!
Und wenn ins Thal mit grimmigem Frohlocken
Die Stürme werfen ihre Donnerwürfe,
Daß Wald und Fels herunterbricht erschrocken:
Dem Herzen sei's schwermütiges Behagen,
Wie Niedersäuseln welker Blütenflocken! —
„Graf Robert sehnte sich nach stillen Tagen,
Er hatte viel sich durch die Welt getrieben,
Des Lebens manchen heißen Kampf geschlagen.

Im Herbst der Tage schwanden ihm die Lieben;
Da wird die Freudenflur so still, so leer!
Wohl dir, ist dann ein Kind dir noch geblieben;
Dir fallen leiser dann und minder schwer
Des Alters unvermeidlich bittre Lose,
Dir weht es milder von den Gräbern her!
Roberto klagt an manchen Hügels Moose,
Trübhadernd mit den räuberischen Jahren:
Nun hing sein Herz an seiner letzten Rose.
Geschieden von der Welt bewegten Scharen
Hat sich sein Herz, das nur den Frieden sucht,
Des Glückes letzte Spur sich zu bewahren.
Er zog mit seinem Kind in diese Schlucht;
Maria that in ihrer Morgenblüte
Der Einsamkeit entsagungsvolle Flucht.
An Schönheit wunderbar, an tiefer Güte,
War selige Genüg' ihr stilles Leben,
Daß sie den Abend ihres Vaters hüte.
Auf jenen Felsen, die am höchsten streben,
Stand ihm sein Ahnenschloß, seit lange wüste,
Wehrlos dem Sturz der Zeiten hingegeben;
Von wannen einst in kriegrischem Gelüste
Der Ritter brausen ließ die blut'gen Fahnen,
Wo man den Freund mit Wein und Sang begrüßte.
Dahin von seinen sturmbewegten Bahnen
Trieb ihn die Sehnsucht, nach den Tannenhainen,
Zur längst verglühten Asche seiner Ahnen.
„Dort will ich meine letzte Thräne weinen
Dem treuen Weib; dort wird dem Tode mild
Des Kindes Lieb ins finstre Antlitz scheinen!"
So malte sich sein Herz des Schicksals Bild,
Als mit Marien er die alten Mauern
Bezog in diesem einsamen Gefild." —
Nun schwieg der Eremit und sank mit Schauern
Zurück in der Erinnrung dunkle Nächte;
Bis wieder er begann mit tiefem Trauern:
„Ich war ein Jüngling, würdigem Geschlechte
Entsprossen, mit dem tapfern alten Grafen
Zurückgekehrt aus rühmlichem Gefechte,
Als mich die Blicke seiner Tochter trafen
Und mich durchdrangen mit so heißen Wunden,
Die nur mit meinem letzten Hauch entschlafen.
Hab' ich auch Liebe nicht bei ihr gefunden,
Blieb doch seit jenem süßen Augenblick
Der Wunsch, je zu genesen, überwunden.

Roberto, gönnend mir ein froh Geschick,
Erhoffte von der leisen Macht der Tage,
Daß sich ihr Herz noch neige meinem Glück,
Und daß ich nicht dem Waffenfreund versage,
Zu folgen ihm auf seiner Väter Schloß.
Ich folgte trauernd, aber ohne Klage.
Wenn ich die Näh' der Himmlischen genoß,
Der Wimper keine Bettlerin entschlich,
Was ich an Thränen einsam auch vergoß.
Ein schnelles Jahr voll bittrer Wonn' entwich,
Umsonst hat sie mein stummer Schmerz beschworen;
Mir sprach kein Hauch, kein Blick: ich liebe dich!
Das Los hatt' einen Andern ihr erkoren,
Der wie ein Sturm ihr junges Herz bezwang,
An den sie Herz und all ihr Glück verloren. —
Einst saßen wir am steilen Felsenhang
Vor dem Ruinenschloß und überließen
Nachsinnend uns dem Sonnenuntergang.
Dort sah ich ganz die Rose sich erschließen:
Maria's offnes Auge, tief und klar,
Schien Seelen in den Abgrund auszugießen;
Die leisen Winde küßten ihr das Haar,
Auf ihren Busen kamen, sich zu wiegen,
Die Purpurstrahlen hell und wunderbar;
Der Himmel schien am Halse ihr zu liegen.
Ich aber wünscht', es möchte meine Seele
In solchem Anblick sterben und versiegen.
Und ich begann, daß ich mein Leid verhehle,
Zu singen mit Robert, dem Mann der Waffen,
Ein altes Reiterlied aus voller Kehle.
Da stört' uns plötzlich lautes Hundeklaffen;
Zwei Doggen kamen schnell heraufgesprungen,
Als wollten sie dem Wind ein Wild entraffen,
Und hinterdrein, von Fels zu Fels geschwungen,
Mit stolzem Wuchs, waidmännisch angethan,
Die Faust ums schlanke Feuerrohr geschlungen,
Kam rasch und kühn ein Mann den Berg heran.
Und mich erfaßt' ein sonderbar Gefühl,
Als ich ihn sah mit leichtem Gruße nahn:
Die Stirne brütend und gewitterschwül,
Die Augen zwei gefangne Blitze brennen:
Doch lag es um die Lippen ihm so kühl,
Ein Rätsel, unerfreulich zu erkennen.
Die Bläſſe sprach: dies Herz hat keinen Frieden;
Unheimlich schön war die Gestalt zu nennen.

Ob auch Maria's Blicke ihn vermieden,
Ich sah des Vaters Hand sie zitternd fassen;
Auf immer war die Ruh' von ihr geschieden,
Ich sah ihr wechselnd Glühen und Erblassen;
Und ich empfand in meines Herzens Grunde
Zu jenem Fremden ahnungsvolles Hassen.
Ich will vollenden dir die trübe Kunde;
Doch vor Maria's teurem Bilde nicht.
Komm, folge mir in dieser stillen Stunde!"
So sprach der Eremit und nahm ein Licht,
Und ernst verließen wir das öde Haus;
Er sah mir recht bekümmert ins Gesicht,
Und wies mir in die dunkle Nacht hinaus.

Dritter Gesang.

Antonio.

Der Klausner trug die leuchtende Laterne.
Fort war der Mond; aus finstern Wolken glommen
Nur matt und scheu hervor die seltnen Sterne.
Mich aber hatte plötzlich überkommen
Die große Wehmut der Vergangenheit.
Ich that dem Alten schweigend und beklommen
Durch seinen dunklen Garten das Geleit.
Ich dachte traurig an so manches Grab,
Und allen Toten war mein Herz geweiht.
Auch die Natur, die nächtlich stille, gab
Gedankenvoller Wehmut sich zu eigen;
Nach dem Gewitter tropft' es noch herab
Wie weinendes Erinnern von den Zweigen.
So mochten wir wohl eine Stunde ziehn
Durch Fels und Wald mit ungebrochnem Schweigen.
Wir sahn die Wolken kommen und entfliehn,
Den Mond verhüllen bald, und wiedergeben.
Drauf wies der Alte sinnig deutend hin,
Und endlich sprach er: „Dort am Fels erheben
Die Mauern sich vom alten Grafenschloß;
Dort wollen wir den Rest der Nacht verleben!"
Und schneller schritt mein leitender Genoß
Den Bergpfad mir voran im Mondenscheine,
Der wie versöhnend die Ruin' umfloß.
„Hier," — fuhr der Alte fort — „an diesem Steine
Hier saß Maria, ich vergeß' es nimmer,
Die schöne Jungfrau noch, die himmlisch reine,

Umspielt vom linden West, vom Abendschimmer.
Hier stand vor ihr der falsche Bösewicht,
Der lächelnd sie zerbrach in kalte Trümmer.
O Maienluft! o helles Abendlicht!
Warum habt ihr das arme Kind verraten,
Da ihr geschmeichelt um ihr Angesicht,
Daß ihre tiefsten Blicke auf sich thaten,
Daß ihre Reize all, von euch betrogen,
Unselig siegreich auf die Wange traten!
Wie heiß Lorenzo's Blicke sie umflogen!
Und, schwelgend in der Blüte vollem Prangen,
Den holden Reichtum trunkenhaft erwogen!
Wie zauberisch Lorenzo's Lippen klangen!
Bald süß und weich die weltgeschliffnen Worte,
Bald kühn und kräftig auf den Hörer drangen,
Womit er leicht ein junges Herz durchbohrte!
Den Vater auch bezwang der Rede Kraft,
Und brach zu seiner Gunst die letzte Pforte.
Mir ward Roberto's Schloß zur Kerkerhaft;
Ich stieg zu Roß in selber Nacht und sprengte
Von dannen schnell mit meiner Leidenschaft.
Doch ob ich auch mich in die Schlachten mengte,
Ich konnte nicht die Glut im Herzen mildern,
Die heimlich und unlöschbar mich versengte.
Lang kämpft' ich mit des Zweifels schwanken Bildern,
Bis aus der Heimat mir ein Bote kam,
Die traurige Gewißheit mir zu schildern:
Wie der Verführer frech und ohne Scham
Gar bald die Eide brach, die er geschworen:
Lorenzo floh; Maria starb vor Gram.
Wie bitter schwer Roberto sie verloren,
Und wie in ihm der Liebe letzter Funken
An seines Kindes kalter Leich' erfroren;
Und wie sein Blick, ins tote Kind versunken,
Schmerzlich ergründet, was man ihm geraubt,
Und sich mit wilder Rache voll getrunken.
Die Nacht des Wahnsinns schlug sich um sein Haupt;
Sie trieb ihn fort und fort nach allen Winden
Rastlos, wie durch den Wald der Jäger schnaubt.
Doch sah er stets die blut'ge Hoffnung schwinden;
Durch Land und Meer trieb ihn der Rache Qual,
Er konnte nicht die Spur Lorenzo's finden.
Da fuhr ihm plötzlich, wie ein Wetterstrahl,
Prophetisch durch der Seele Finsternis
Die Sehnsucht nach dem fernen Felsenthal;

Und was ihn erst in alle Fernen riß,
Nun zwang es ihn zurück in diese Räume,
Als wäre hier sein Opfer ihm gewiß.
Hier träumt' er immer wilder seine Träume,
Die rings umher getreue Freunde hatten:
Ruinen, Gräber, finstre Tannenbäume.
Wie auf der Wüste, dürr und ohne Schatten,
Wenn sie den Tag um dunkle Nacht vertauscht,
Der Wandrer sinkt in durstendem Ermatten,
Einschläft und träumt, daß ihm die Quelle rauscht
Vom Sand empor dann fährt der Frohbethörte,
Und in die Nacht, die dunkle, stille, lauscht:
So war's Robert, wenn's ihn vom Schlaf empörte,
Als ob er aus Lorenzo's Busen noch
Die heißersehnte Quelle rieseln hörte.
Wenn dann das schwarze Traumbild sich verkroch,
Wie glühend quält' es ihn, zu hören nur
Des eignen Herzens einsames Gepoch!
Oft wenn er so empor vom Lager fuhr,
Erweckt' er seine alten, treuen Knechte,
Und schwor mit ihnen seinen Racheschwur.
Auch trieb er oft mit ihnen lange Nächte
Ein närrisch Puppenspiel, worein er trug
Wahrheit und Traum in grausigem Geflechte.
Die Puppen mußten spielen, Zug für Zug,
Viel längstvergangne, traurige Geschichten,
Nachtappen seinem wilden Geistesflug;
Doch immer war das Spiel ein Klagen, Richten:
Unheimlich kindisch war des Alten Drang,
Auch nur im Bild Lorenzo zu vernichten.
So lebte Robert manche Jahre lang;
Von allen Wandrern, die das Thal betreten,
That keiner nach dem Schlosse mehr den Gang.
Doch kam ein Abend: Maienlüfte wehten,
Es ruhte auf dem alten Schloßgestein
Der Strahl, wie einst, mit rötlichem Verspäten.
Roberto saß betrübt im Abendschein,
Und sinnend sank das Haupt ihm, das ergraute,
Und hüllte ins Vergangne ganz sich ein.
Wie er nun klar sein Kind Maria schaute,
Und wie sein starrer Blick leibhaft vor sich
Das Bild Lorenzo's in die Dämmrung baute:
Da schallten Tritte und — sein Traum entwich —
Ein junger Mann nun plötzlich vor ihm stand,
Der wunderbar genau Lorenzo glich.

Es war Lorenzo's Sohn. Aus fernem Land
War er gefolgt dem dunkeln Trieb, zu reisen,
Bis sich sein Pfad in diese Thäler wand,
Und ihn mit Lockungen, mit holden, leisen,
Verführte schlangenhaft in diese Schluchten,
Nach des Verhängnisses geheimen Kreisen.
„Halloh! nun endlich hab' ich dich, Verfluchten!"
So rief Robert, sprang auf und hielt ihn fest;
„Gelüstet dich nach meinem Kind, Verruchten?
Stahlst du nicht frevelnd mir den letzten Rest?
Lorenzo, hab' für dich kein Opfer mehr!
Maria ist von deinem Kuß verwest!"
Und riesenkräftig schleift er ihn einher.
Was ihm an Kraft geschwunden mit den Jahren,
Beschwor die Wut zu schneller Wiederkehr.
Mit Flammenaugen, weißen Flatterhaaren,
Ist er mit ihm zu jenes Turmes Thüre,
Ein Rachedämon, brausend hingefahren.
Umsonst beteuerten Antonio's Schwüre,
Es sei Lorenzo's vorwurfsloser Sohn,
Um den er seine Eisenkette schnüre;
Und seiner Knechte Wort klang ihm wie Hohn,
Daß welk und grau ja längst Lorenzo sei,
Da dreißig Jahre schon nach ihm entflohn.
Dem Wahnsinn war das Alte nicht vorbei:
Lorenzo's Züge waren mit den Zeiten
Gealtert nicht in seiner Phantasei.
Und in des Turmes finstern Einsamkeiten,
War nun Antonio's schrecklich Los, zu schmachten,
Zu hören stets die Todesstunde schreiten.
Roberto säumte noch, ihn hinzuschlachten:
„Bis seinen Lauf der bleiche Mond vollendet,
Soll dich die feste Kerkerwand umnachten.
Die Frist sei dir, Verbrecher, noch gespendet,
Auf daß auch dich dein Vater sterben sehe!"
Und in die Ferne ward ein Brief gesendet.
Lorenzo ahnte nicht des Schicksals Nähe.
Schon war verschlummert seine Jugendsünde,
Sein Herz erwarmet in beglückter Ehe:
Da kam das Schreckensblatt von seinem Kinde;
Da brach er auf und flog mit Sturmeseile,
Daß er Antonio noch lebendig finde,
Daß er des Wahnsinns blut'gen Irrtum heile,
Und das schuldlose Opfer schnell erlöse;
Wo nicht, den Tod mit seinem Sohne teile.

Wohl mahnte laut sein Herz ihn an das Böse
Der Jugendschuld, als er dem Schloß genaht,
Mit des Gewissens hämmerndem Getöse;
Wohl trieb er seinen Witz nach klugem Rat,
Wie er den Sohn entreiße der Gefahr,
Und selber nicht bezahle seine That.
Ihm folgte schützend eine Waffenschar
Zum Schlosse, das ihm schon entgegendrohte,
Rauh, wie der Rache türmender Altar.
Durch Nebel taucht' empor das blutigrote
Antlitz des Mondes am bewegten Himmel,
Der schreckensvollen Nacht ein ernster Bote.
Der Wolken trübweissagendes Gewimmel
Flog unstet übers Thal, die Winde trugen
Herüber fernen Donners dumpf Getümmel:
Als an das Grafenschloß die Wandrer schlugen,
Und bald darauf das Thor, das langentwöhnte,
Einlaß gewährend knarrt in seinen Fugen.
Ihr scheuer Tritt im öden Burghof tönte,
Wo alles einsam, still und finster lag,
Durchs hohe Gras allein der Windhauch stöhnte.
Die Waffenknechte lauschten stumm und zag:
Lorenzo hört des Busens alten Wächter
Stets lauter mit erinnrungsvollem Schlag,
Und ihn ergriff, wie die gedungnen Fechter,
Ein Grauen: plötzlich aus des Schlosses Tiefen
Schnitt durch die Nacht ein höhnisches Gelächter;
Dann todesstill; — dann wirre Stimmen riefen.
Schon sah Lorenzo, dem der Mut zerbrach,
Die Nacht vom Blute seines Kindes triefen.
Und zaudernd schritten sie dem Laute nach,
Und über Treppen, dunkle Hallengänge,
Betraten sie ein dämmerndes Gemach.
Hier sahn sie das phantastische Gepränge
Der wunderlichen Marionettenbühne;
Hier lernten sie verstehn die grausen Klänge.
So eben eifert der wahnwitzig kühne
Poet, daß er auch strafe die Bethörung
An seinem Helden und das Schicksal sühne:
Und mit den Worten innigster Empörung
Empfing den Todesstreich Lorenzo's Puppe.
Jetzt fuhr der Alte auf, entzückt der Störung:
„Ihr Herren, wie behagt euch diese Gruppe?
Soll wiederholet werden euch zu Ehren
Von meinem tüchtigsten Schauspielertruppe!

Ich kenn' euch wohl und euer heiß Begehren:
Doch wollet nur indes Geduld'n tragen,
Und lustig erst den Willkommsbecher leeren!"
Der Vorhang fiel; doch wollte nicht behagen
Der Becher, den Roberto's Knechte reichten,
Bis wieder ward der Vorhang aufgeschlagen.
Bei einer Dämmerlampe trübem Leuchten
Begannen ihren Tanz die Marionetten;
Doch schrecklich, daß die Gäste dran erbleichten,
Denn plötzlich schauten sie, geschleift an Ketten,
Verhöhnt von Roberts tragischem Sermon,
Mit plumpen Tritt — Antonio's Leiche treten.
Lorenzo starb vor Schreck an seinem Sohn;
Die Knechte hüllten schreiend ihr Gesicht,
Und mit Entsetzen stürzten sie davon." —
So weit des Klausners nächtlicher Bericht.
Und ich erwacht' an eines Baches Rand,
Als durch die Felsen drang das Morgenlicht,
Nachsinnend, wo der Eremit verschwand;
Ob Wahrheit, was nun meine Sinne mied,
Ob eines bösen Traumes wilder Tand? —
Und als ich aus dem Klippenthale schied,
Sah wieder ich des Lammes Wolle beben
Am Strauche, den die Sonne ewig flieht,
Im Hintergrund den stillen Geier schweben.

Anna.

(Nach einer schwedischen Sage.)

I.

Anna steht in sich versunken,
Blicket in den See hinein,
Weidet, eigner Schönheit trunken,
Sich an ihrem Widerschein.

Sie beginnt hinab zu reden:
Wunderholde Jungfrau, sprich,
Schönstes Bild im Lande Schweden.
Bin ich du? und bist du ich?

Nein, o nein, ich glaub' es nimmer,
Wenn es auch die Welt mir schwört,
Daß so heller Rosenschimmer
Meinen Wangen angehört.

Dieser Mund, ist er der meine,
Den dies süße Lächeln bricht?
Seh' ich doch, wie auch der deine
Fragend mir entgegenspricht.

Liebes Wasser, sag', erzähle,
Hast mein Auge du gemalt?
Oder ist des Himmels Seele,
Was dein Spiegel widerstrahlt?

Anna neigt vom grünen Strande
Sich in ihres Bildes Näh',
Streift vom Busen die Gewande,
Läßt ihn leuchten in den See.

Nach dem Bilde niederhangend,
Starrt sie zweifelnd und beglückt,
Und das Bild, ihr nachverlangend,
Starrt bewundernd und entzückt.

Fragt das Bild, im Wasser schwebend:
Anna, hab' ich dich erreicht?
Fragt das Mädchen, freudig bebend:
Bin ich schöner noch vielleicht?

In den seligen Geberden,
Die das Bild ihr abgelauscht,
Sieht sich Anna schöner werden,
Und die Jungfrau steht berauscht.

„Wenn so schön ich immer bliebe!
Muß dies Bild denn auch vergehn?"
Ruft sie, eitler Eigenliebe,
Horch! die Winde sausend wehn!

Rauschend wird ihr Bild zertrümmert
Im empörten Wellenschaum;
Und das Mädchen sieht bekümmert
Sich darin vergehn wie Traum.

Und im Walde knarrt es knickend,
Und am Ufer schwankt das Rohr,
Aus den Weiden, freundlich nickend,
Huscht ein altes Weib hervor.

Alte spricht, und weint verstohlen:
„Wie dein Bild im Wind zerfuhr,
Wurden deine Kinder holen
Deiner Schönheit letzte Spur."

„Denn die Schönheit ihrer Mutter
Ist der Kinder liebster Fraß,
Ist der Kinder feinstes Futter;
Schöne Jungfrau, merk' dir das!"

„Wag' es nur und kehre wieder
Nach dem ersten Wochenweh,
Komm und spiegle deine Glieder
Dann im peinlich klaren See."

„Komm und schau dann mit Entsetzen
Deine Brüste, junges Blut,
Gleich gezognen Fischernetzen
Zitternd schwimmen in der Flut."

„O dann frage deinen Schatten:
Wangen, seid ihr mein, so bleich?
Augen mein, ihren hohlen, matten?
Weinen wirst du in den Teich."

„Kommt ein Mann, um dich zu freien,
Eile du zu mir geschwind:
Und ich will den Leib dir feien,
Daß du nie empfängst ein Kind."

Anna spricht mit dunklen Schauern:
Wenn du mir zu helfen meinst,
Daß die Schönheit mir mag dauern,
Mütterlein, so komm' ich einst.

II.

Vor dem Fenster steht der Ritter,
Singt bei Nacht mit süßem Laut,
Schlägt dazu die helle Zither:
„Willst du heißen meine Braut?"

„Hab' ein Schloß und finstre Wälder,
Berge hab' ich, reich an Erz,
Muntre Herden, goldne Felder,
Und nach dir ein krankes Herz!"

„Schmücke dir mit Edelsteinen,
Gold und Perlen Hals und Hand,
Liebchen, schmücke dich mit meinen
Narben aus dem heil'gen Land."

„Morgen wird die Sonne steigen;
Strahlt herauf die Sonne klar,
Soll sie meinen Wuchs dir zeigen,
Und dir leuchten zum Altar."

„Hier an diesem Rosensprosse
Häng' ich dir mein Ringlein auf!"
Sang's und schwang sich auf zu Rosse,
Sprengt' davon im flücht'gen Lauf. —

„Willst du meinen Finger tauschen,
Ringlein, mit dem Rosenreis?"
Anna nimmt's, die Hecken rauschen,
Und im Dickicht naht es leis.

Schwarz verhangen Mond und Sterne,
Durch den Blütenstrauch herein
Wiegt sich eine Blendlaterne,
Wie Johanniskäferschein.

Freundlich nickend, bleich verdüstert,
Steht das Mütterlein vom See,
Weint verstohlen, und sie flüstert:
„Schöne Jungfrau, weh dir, weh!"

„Von den Rosen hier empfangen
Hast du's Ringlein, und es droht
Bald den Rosen deiner Wangen
Dieses Ringlein bleichen Tod."

„Folge mir!" — Sie schreiten beide
Weite Strecken stumm und sacht
Über eine öde Heide
In der stummen, dunklen Nacht.

Und an einer Windmühl' stille
Hält das alte Zauberweib:
„Bräutchen, ist's dein fester Wille,
Daß unfruchtbar sei dein Leib?"

„Willst?" — „„Ich will es!"" und sie schleichen
Jetzt die Mühlentrepp' empor,
Feiernd stehn die Flügelspeichen,
Taghell tritt der Mond hervor.

Braune Weizenkörner sieben
Aus dem Sack die Alte greift,
Und das Ringlein ihres Lieben
Sie der Braut vom Finger streift.

„Wenn nicht meine Zauber wären,
— Spricht das Mütterlein vom See —
Würdest Sieben du gebären
In der schmerzensreichen Eh."

Durch das Ringlein wirft hinunter
Sie ein Korn zum runden Stein:
Plötzlich wird die Mühle munter,
Brausend fällt ein Windstoß drein;

Und die Mühle mahlt im Winde,
Schaudernd hört die junge Braut
Leise, wie von einem Kinde,
Wimmern einen kurzen Laut.

Drauf todstill in alle Weite,
Anna hört ihr Herz allein,
Und die Alte wirft das zweite
Weizenkorn hinab zum Stein:

Wieder mahlt die Mühl' im Winde,
Schmerzend hört die junge Braut
Leise, wie von einem Kinde,
Wimmern einen kurzen Laut.

Alte wirft das dritte, vierte,
Fünfte Korn, noch zwei hinein:
Jedmal sich der Windstoß rührte,
Und zerreibend lief der Stein.

Siebenmal hat es gewimmert,
Hat ein Weh durchzuckt die Maid.
Wieder Ruh — der Vollmond schimmert
Nieder auf die stille Heid.

Mütterlein jetzt freudig kichert,
Steckt das Ringlein ihr zurück:
„Nie ergreift dich, bist gesichert,
Jammervolles Mutterglück!“

Heim, zuvor den Morgenstunden,
Eilt nun Anna, fürcht't sich schier;
Schüchtern blickt sie um — verschwunden
Ist die Alte hinter ihr.

III.

Schautet ihr das Bräutchen schwärmen
Auf der Heid' im Mondenstrahl,
Würdet ihr im Schloß nicht lärmen,
Rüsten nicht das Hochzeitsmahl.

Dreier Tage galt's ein Jagen,
Scholl das Horn in Wald und Kluft,
Mancher Keuler ward erschlagen,
Vögel stürzten aus der Luft.

Und der Hirsch, der Stolz der Schluchten,
Liegt mit zwanzig Enden kalt,
Liegt, als hätt' er auf den Fluchten
Mitgerissen ein Stück Wald.

Denn zur Ehre seines Festes
Rief der Ritter in den Forst:
„Lieber Wald! heraus dein Bestes,
Schönstes an Geweih und Borst!“

Früh am Morgen in dem Schlosse
Werden hundert Gäste laut,
Mit dem Ritter, hoch zu Rosse,
Holen sie die schöne Braut.

Anna glänzt im Brautgeschmeide,
Strahlt in Schönheit wunderbar,
Daß das Volk aufschreit vor Freude,
Wo vorüberzieht die Schar.

Kein so schönes Weib begegnet
Heut der Sonne auf der Welt;
Und der Priester, wie er segnet,
Vor Erstaunen innehält.

Erich, dem zur Pflicht des Weibes
Sie der Priester angetraut,
In die Schönheit ihres Leibes,
Seinen offnen Himmel, schaut.

Anna freut sich all des Glanzes,
Ihres Ritters freut sie sich,
Ihres grünen Myrtenkranzes
Ihrer selbst herzinniglich.

Bald beginnt ein festlich Schmausen,
Geigenschall und Hörnerklang,
Lebehoch! und Tanzesbrausen,
Becherklirren, Spiel und Sang.

Aber als die Nacht gekommen:
Dicht in ihres Ohres Näh'
Hört die schöne Braut beklommen,
Rauschen den bekannten See.

Trüb ihr alle Kerzen flimmern,
Und die Luft wird ihr so schwül,
Durch's Getös das leise Wimmern
Hört sie von der Heidemühl.

IV.

Sieben Jahre sind verflossen
Spurlos, wie die Flut ins Meer,
Seit der Ehbund ward geschlossen,
Heute ist die Jahreskehr.

Anna wird im Land besungen
Als die allerschönste Frau;
Sie empfängt die Huldigungen,
Wie die Rose ihren Tau.

Keines von den süßen Liedern
Mag ein Blick gerührter Huld,
Mag ein süßes Wort erwidern;
Anna trägt nur eine Schuld.

Oftmals bei geschlossnem Riegel
Ist sie unbelauscht allein,
Stürzt ihr Aug' sich in den Spiegel,
Schwelgt in ihrem Widerschein.

Gerne mag sich Anna zieren,
Reich geschmückt am Spiegel stehn;
Bis sie fühlt geheimes Frieren,
Wenn sie lang hineingesehn.

Klirrt und rauscht dann Gold und Seide,
Dünkt ihr oft, es werde wach
Jener bange Laut der Heide,
Der manchmal ihr wehte nach.

Anna ist so schön geblieben,
Wie als Braut einst am Altar;
Erich trauert, daß sein Lieben
Und sein Leben unfruchtbar.

Schweigend reiten sie zum Schlosse
Heim von einer Kindestauf';
Als ihr leuchtender Genosse
Zieht der volle Mond herauf.

Erich reitet in Gedanken
Hinter seinem Weibe fort,
Sieht des Waldes Schatten wanken,
Unstet wechselnd hier und dort.

Als sie weiter traben beide,
In Gedanken, ohne Laut,
Als sie kommen auf die Heide,
Wo sie einst geirrt als Braut:

Sieht er ihres Pferdes Schatten
Um die Reiterin verkürzt,
Und das Bild erschreckt den Gatten,
Ob sein Weib vom Roß gestürzt?

Nein, sie sitzt! „Gott sei uns gnädig!"
Ruft er aus — „Verfluchtes Weib!
Nur dein Roß, als ging es ledig,
Keinen Schatten wirft dein Leib!"

Aber Anna treibt den Zelter,
Zitternd vor dem Mondenstrahl,
Vor dem himmlischen Vergelter,
Und dem zürnenden Gemahl.

Jetzo stürzt sie bang zu Füßen
Ihrem Herrn im Schlafgemach,
Sie bekennt in Thränengüssen,
Flehend, was sie einst verbrach.

Schaudernd hört er ihre Kunde;
Süßer sonst als Blumenduft,
Trifft der Hauch aus ihrem Munde
Jetzo ihn wie Grabesluft.

Erich schaut im Mondenlichte,
Leuchtend durch den Felsenspalt,
Ihr frisch blühend Angesichte,
Ihre bräutliche Gestalt.

„Unweib!" ruft er mit Entsetzen —
„Wäre deine Schönheit hin!
Mit den unterschlagnen Schätzen,
Gräßliche Betrügerin!"

„Eile fort aus meiner Kammer!
Eile fort aus meinem Haus!
Fahre hin in Not und Jammer!
Fluchend stoß' ich dich hinaus!"

„Dir so wenig wird vergeben,
Wie aus dieser Diele je
Frische Rosen sich erheben!
Weh, verfluchtes Weib, dir, weh!"

V.

Anna liegt im Wald verlassen,
Klagt den Bäumen nicht ihr Los;
Schweigend drückt sie nur die nassen
Augen in das weiche Moos.

Im Gebüsch der Winde Sausen
Weckt der Reue wilden Schrei,
Und des Baches Wellen brausen
An der Sünderin vorbei.

Anna darf um Trost nicht lauschen
Zur Natur im Bußgewand,
Zwischen ihnen flatternd rauschen
Hört sie das zerrissne Band.

Und die Menschen schaudernd kehren
Ab das Herz von Anna's Not;
Ihre Buße nur zu nähren,
Reichen sie das Bettelbrot.

Sieben Jahre sind es heute,
Seit ihr Gatte sie verstieß,
Seit sie, Reu' und Kummers Beute,
Klagend seine Burg verließ.

Heute sind es sieben Jahre,
Daß sein Fluch sie fortgeschnellt,
Daß sie mit gelöstem Haare
Büßend weinte durch die Welt.

Mutterleid, das wonnereiche,
Hat ihr Antlitz nie versehrt,
Aber bis zur Totenbleiche
Hat der Jammer es verheert.

Als sie aufblickt von der Erde,
Naht im Strahl des Abendlichts
Ihr ein Greis, mit Freundsgeberde,
Mitleidvollen Angesichts.

„Anna, hebe dich vom Grunde!
Komm, du hast genug geweint;
Des Erbarmens milde Stunde
Deinem Kummer auch erscheint."

„Folge mir zur Waldkapelle!"
Spricht der alte Eremit,
Als des Abends letzte Helle
Von den Wipfeln sich verzieht.

Dunkel wird es, dunkler immer,
Kaum manchmal durch Baum und Strauch
Zweifelt eines Sternes Flimmer,
Stiller, kühler wird es auch.

Und sie wandeln und sie schweigen,
Finster wird es ganz und gar,
Auf des Walds gewundnen Steigen
Leuchtet ihr sein weißes Haar.

In des Waldes tiefsten Schauern
Kommen sie an die Kapell';
Grabesstill sind ihre Mauern,
Doch erleuchtet ist sie hell.

Zu der traurigsten der Frauen
Spricht der Alte: „Tritt hinein!
Die du drinnen wirst erschauen,
Bitte, daß sie dir verzeihn!"

Anna zögernd und verzagend
In die Waldkapelle tritt,
Von den öden Wänden klagend
Hallt zurück ihr scheuer Schritt.

Niemand hier; doch lispelnd nennen
Ihren Namen hört sie klar;
Sieben Kerzen sieht sie brennen
Ohne Leuchter am Altar.

Hellen Schimmer auszuspenden,
Hängt die Lampe ohne Schnur;
Bilder haften an den Wänden,
Dämmernde Umrisse nur.

Und die Staffeln abgebrochen
Zum Altar; zerrissnes Tuch;
Keine Messe wird gesprochen
Aus dem unbeschriebnen Buch.

Sieben leichte Lichtgestalten
Jetzt an ihr vorüberziehn,
Und mit stummem Händefalten
Vor dem Altar niederknien.

Anna sich mit zitternd leisen
Schritten den Gestalten naht:
„Meine ungebornen Waisen!
Ach, verzeiht ihr, was ich that?

„Grausam frevelnd ausgestoßen
Hab' ich euer keimend Herz,
Von den Freunden ausgeschlossen,
Von dem trauten Erdenschmerz!"

Und sie nicken, ihr vergebend,
Lächelnd zugewandt, doch stumm;
Und der Alte, näher schwebend,
Schlingt die Arme ihr herum.

Anna sinkt zu Boden nieder,
Ihr entgleiten Schmerz und Not,
Und sie klagt und weint nicht wieder;
Der Einsiedel war der Tod.

Und zur Stund' ein sanftes Tosen
Erich aus dem Schlafe weckt:
Ha! er sieht mit frischen Rosen
Seine Diele überdeckt.

Anna, bleich und todeshager,
Grüßend ihm vorüberging,
Und sie legt' ihm auf sein Lager
Leise seinen goldnen Ring.

Als sein totes Weib dem Ritter
Samt den Rosen wieder schwand,
Nimmt er die bestaubte Zither
Endlich einmal von der Wand.

Und er singt ein Lied, das alte,
Aber nicht im alten Laut,
Wie es vor dem Fenster hallte
Anna einst, der schönen Braut.

„Hab' ein Schloß und finstre Wälder,
Berge hab' ich reich an Erz,
Muntre Herden, goldne Felder,
Und nach dir ein krankes Herz!"

Mischka.

Mischka an der Theiß.

In dem Lande der Magyaren,
Wo der Bodrog klare Wellen
Mit der Tissa grünen, klaren,
Freudig rauschend sich gesellen,
Wo auf sonnenfrohen Hängen
Die Tokayertraube lacht:
Reiten lustig mit Gesängen
Drei Husaren in der Nacht.
Und der Fischer, der die leisen
Netze warf im Mondenstrahl,
Hört vergnügt die Heldenweisen
Klingen weithin durch das Thal,
Höret durch des Liedes Pausen
Hellen Schlag von Rosseshufen,
Und des Stromes Wellen brausen,
Und das Echo ferne rufen.
Bald entschwunden sind die Lieder
Und der Waffen heller Schein,
Und es hört der Fischer wieder
Rauschen nur den Strom allein.
„Haben doch ein schönes Leben,
Diese flüchtigen Husaren!
Zwischen Freuden und Gefahren
Hoch zu Rosse hinzuschweben,
Jubelnd in die Schlacht zu fliegen
Und zu sterben oder siegen
Für das Vaterland, den König!
Ach, dem Fischer ziehn die Tage
Mit dem dumpfen Wellenschlage
Arm vorüber und eintönig!“
Also denkt in stillem Sinnen
Dort der Fischer trübgemut,
Sieht des Stromes muntre Flut
Mondbestrahlt hinunter rinnen.
Wie er starret in die Wellen,
Malt die Sehnsucht ihre Träume
In die schwanken, lichten Räume
Ihrem nächtlichen Gesellen,
Und er schaut im Wellentanze
Kriegesscenen mancherlei,
Männer ziehn im Waffenglanze,

Und es rauscht die Schlacht vorbei;
Und ihm däucht, ob aus den Tiefen
Fernverworrne Stimmen riefen,
Kampfgetös, Trommetenklänge,
Feindesflucht und Siegsgesänge. —
Und der Fischer träumt noch lange
Sich ein froh Husarenleben,
Er vergißt das Netz zu heben
Und zu sehn nach seinem Fange. —
Ferne reiten schon die Drei
In dem Thale von Tokay.
Sie verstummten allgemach,
Still für sich ein jeder zieht,
Lauscht den Stimmen, die das Lied
Rief in seinem Herzen wach.
Wie sie reiten, wie sie schweigen,
In dem schönen Tokaythal,
Bringen Winde Mal auf Mal
Klänge her von fernen Geigen.
„Cimbalschlag mit Geigenklängen,
Das ist Mischka, seine Bande!
Ruft der eine, und sie sprengen
Schnell zur Schenk' am Tissastrande,
Von den Rossen abgesprungen
Sind sie schnell, und klirrend ein
Treten die drei Reiterjungen:
„Mischka, streiche! Wirt, gieb Wein!"
Manche Geige mag im schönen
Lande der Magyaren tönen,
Doch im Land die Geige Keiner
Spielt wie Mischka, der Zigeuner.
Wohlgefällig trifft des Alten
Blick die hohen Mannsgestalten,
Ihre schmucken, schimmerblanken
Waffen und Husarenputz;
Auf dem Haupt, voll Kraft und Trutz,
Federbüsche drohend schwanken.
Mischka steht von seinem Sitz,
Schwingt den Wein zum Gruß empor,
Aus den schwarzen Locken vor
Fährt ein froher Augenblitz:
„Die Husaren sollen leben!"
Ruft der Geiger: „Krieg soll's geben!"
Rufen die drei Schwertgenossen,
Eilen mit ihm anzustoßen.

„Hab' in meinen Jugendtagen,
Denen ich nachhinke jetzt,
Auch mein Reiterschwert gewetzt,
Eh die Kugel mich geschlagen,
Focht in euren tapfern Scharen;
Mancher Franzmann mußte reisen,
Dem mein scharf Husareneisen
Zwischen Leib und Seel' gefahren!"
Also spricht der Mischka heiter
An die jungen Ungarreiter;
Drauf er rasch die Geige nimmt,
Scharfgenau die Saiten stimmt,
Giebt dem Bogen noch des Harzes,
Und sein Haar, sein langes, schwarzes,
Wirft er schüttelnd ins Genick,
Drückt die Fiedel unters Kinn,
Und sein dunkler Feuerblick
Winkt der Bande zum Beginn.
Mischka voll und langsam zieht
Ein uraltes Schlachtenlied,
Das vor manchen hundert Jahren
Klang versunknen Heldenscharen,
Das mit seiner wilden Klage
Aufgefacht den Kriegesmut,
Als die Ungarn ihre Tage
Tränkten noch mit Türkenblut,
Als sie speisten ihre Nächte
Mit gehäuften Türkenleichen,
Weil des Wahnes grimme Knechte
Drohten allen Christenreichen. —
Schneller brausen jetzt die Töne,
Kühner Herzen wilde Söhne;
Ihren ungestümen Reigen
Führen die verwegnen Geigen,
Mischka's Geige doch vor allen
Hört man aus dem Kampfe schallen.
Und des Cimbals Hämmer pochen,
Bald wie Sturm hereingebrochen,
Bald hinsäuselnd durch die Saiten,
Hörbar kaum, wie nach der Schlacht
Frühlingswinde in der Nacht
Durch die Wahlstatt flüsternd gleiten,
Heiße Todeswunden kühlend,
Mit dem Haar der Leichen spielend.
Aber langsam, ernst und trübe

In der Tiefe wühlt der Baß,
Ob er dort dem wilden Haß
Grab an Grab im Boden grübe. —
Ha! Wie tanzen die Husaren,
Echte Söhne der Magyaren!
In der Freude Sturmeswogen
Unaufhaltsam fortgezogen
Von des Klanges dunkeln Mächten,
Schwingen sich die Starken, Flinken,
Hoch die Flasche in der Linken,
Hoch den Säbel in der Rechten.
Und den Reitern durch die Kehlen
Strömt im Tanz das süße Feuer
Strömt der herrliche Tokayer,
Wie das Lied durch ihre Seelen.
Nach dem Takt der kühnen Weisen
Klirrt der Sporen helles Eisen,
Und im Takt des Tanzes singen
Lassen sie die Säbelklingen.
Wie sie jetzt die Faust empören,
Im Gebrauch aus alten Tagen,
Und beim Schwertzusammenschlagen
Haß und Tod den Türken schwören!
Wilder stets Musik erwacht;
Rasen die Zigeunerleute?
Werden sie der Übermacht
Ihres Liedes selbst zur Beute?
Horch, wie scherzend, horch, wie klagend
Und das Herz von hinnen tragend,
Mischka's Wundergeige waltet,
Durch und durch die Seele spaltet.
Diese bangen, diese süßen,
Zauberhaften Töne müssen
In das Land der Schatten dringen
Und die Toten wiederbringen.
Dieses Zittern seiner Saiten
Ist das Schwanken einer Brücke,
Drauf zurück zum Erdenglücke
Sehnsuchtsvoll die Geister schreiten,
Drauf der Helden Geister wallen,
Treu der Heimat süßem Drange,
Die bei dieses Liedes Klange
In der Vorzeit sind gefallen;
Und sie schweben und sie schwanken
Um die Tänzer ungesehen,

Ihnen an die Stirn zu wehen
Flammenhelle Schlachtgedanken,
Sie mit Träumen zu berücken,
In die Vorwelt zu entzücken.
Plötzlich stürzen die Husaren
An den Strand hinaus mit Macht,
Und sie rasen in die Nacht:
„Wo? wo sind die Türkenscharen?“
Hauen pfeifend in die Luft;
Doch kein „Allah!“ Antwort ruft.
Nur die Tissa ist noch munter,
Zieht dahin mit dumpfem Brausen,
Und des Ufers Büsche sausen;
Friedlich strahlt der Mond herunter.

Mischka an der Maroſch.

I.

Von der Theiß, der klaren, fischereichen,
Ist der Geiger Mischka hingezogen,
Wo der Maroſch barsche Wogen
Brausend durch beschäumte Klippen streichen.

Der Zigeuner wandert, arm und heiter,
In die Ferne, Fremde, fort und weiter;
Wenn er auch am Wohlgeschmack der Erde
Karg und selten nur sich weidet,
Ist ihm jeder Ort doch bald entleidet,
Und was heimisch, wird ihm zur Beschwerde;
Wenig brauchend kommt und geht
Dieser fiedelnde Ascet.

Mischka's Hüttlein mit dem Halmendach
Ragt empor vom Grund nur wenig Spannen,
Und vorüber wild und jach
Stürzt die Maroſch durch die Felsen, Tannen.

Horch, wie rauschen Mischka's helle Saiten
Unter diesen Halmen, die vor Zeiten
Bei dem Klang der Lerchenlieder
Auf dem Feld sich wiegten hin und wieder.

Nicht allein an Schall und süßen Weisen
Ist dies niedre Hüttlein reich zu preisen;
Strahlen hegt es auch in Fülle,
Wie sie aus den schönsten Welten
Uns herüber, flüchtig, selten,
Leuchten durch die Menschenhülle.

Mischka's treues Liebchen ruht im Grabe;
Doch sie ließ zur Abschiedsgabe
Seines Glücks ihm einen teuren Rest,
Daß sein Herz sich minder härme;
Wie die holde Sommerwärme
Sterbend ihre Frucht uns läßt.

Mischka geigt, und seine hellen Töne
Trägt hinaus der Abendwind;
Vor der Hütte steht die wunderschöne
Mira, das Zigeunerkind.

Die vom Abendrot Geküßte
Ist vom leichten West umflogen,
Und es flattert um der Brüste
Melodiegeschwellte Wogen
Ihres Haars gelockte Nacht;
O, wenn diese schöne Brust erwacht!
Dieses Busens keusche Wellen,
Die noch Liebe nie empfanden,
Selig, wem sie einst entgegenschwellen
Und ans Herz im Sturm der Liebe branden!
Selig, wer aus diesen schwarzen Augen
Darf den ersten Blitz der Leidenschaft
Und aus diesem Mund ein Flüstern saugen,
Süß und wonneirr und zaubrhaft,
Daß der Cherub beim Gesang der Worte
Sinkt in Schlummer an des Edens Pforte!
Bald doch, bald die Worte unter Küssen
In ein süßres Leben sterben müssen! —
Also glühen die Gedanken
Durch die Brust dem Liebeskranken;
Einsam dort am Waldessaume
Harrt und lauscht er unterm Baume,
Ob kein Rascheln aus dem Tannengrunde
Ihm ein Wild verrät, zur Abendstunde
Sachte auf den freien Anger schreitend,
Freundlich aus dem Wald den Tag begleitend.

Und er stellt dem Liebesglück ein Zeichen:
Wenn ich heut ein edles Wild noch schieße,
Werd' ich meinen heißen Wunsch erreichen,
Daß ich sie in meine Arme schließe.
Sieh dort eine braune Wohlgestalt,
Ruhig kommt ein Hirsch dort aus dem Wald,
Daß der Jäger kann die Enden zählen:
„Sechzehn! — sollen's ihre Jahre sein?
Gott der Liebe, laß mich jetzt nicht fehlen!
Ha! er stürzt, halloh! nun ist sie mein!"

II.

Mischka spielt zu einem Hochzeitreigen,
Lustgelächter, Sporen, Gläser, Geigen
Brausen wild im Edelhaus zusammen;
Und die Tänzer schießen durcheinander,
Um das Brautpaar, sturmgejagte Brander
Auf dem Meer der Lust in hellen Flammen.

Trauben, die des Sommers Strahl und Glut
Eingesogen in ihr Blut,
Strömen den empfangnen Himmel wieder
Den Magyaren in die Glieder.
Frauen, prangend in der Jugend Glanz,
Schweben durch den Saal im raschen Tanz,
Und im Fluge heller Liebesblicke
Zünden sich die seligsten Geschicke.

Ha! Musik! wie waltet Mischka's Bogen!
In den Rausch wird jedes Herz gezogen,
Jeder Tropfen Weines scheint zu klingen,
Jedes schöne Auge laut zu singen.
Ist die Braut auch schon entschleiert,
Noch drei Tage, noch drei Nächte
Wird die Hochzeit fortgefeiert
Von dem freuderüstigen Geschlechte.

III.

Während Mischka geigt im Edelhause,
Schleicht ein Mann zur strohgedeckten Klause.
Mira steht allein und sinnend,
Ihrem Vater eine Saite spinnend,

Und sie hört, schon will der Abend dämmern,
An der Thür, erstaunt, ein leises Hämmern.
„Ach, wer pocht?“ so ruft die Maid beklommen,
„Räubern kann ihr Frevel hier nichts frommen,
Und der Bettler fürchtet, bei so Armen
Koste ihm ein Scherflein sein Erbarmen!“

Doch sie hört um Einlaß Worte bitten
Von so sicher weichem Klange,
Mit so süßem Schmeichelzwange,
Daß sie öffnen geht mit schnellen Schritten;
Einen schönen Jüngling vor sich stehen
Sieht sie, wie sie keinen noch gesehen.

Und er spricht, ihr huldigend, die Worte:
„Ja, ein Bettler kam an deine Pforte,
Ach, ein Bettler ist es, schmerzlich darbend,
Doch nicht Geld, noch Brot, kein Labekrug,
Du nur, du allein bist ihm genug;
Wund ist mir das Herz und nie vernarbend.
Seit ich dich erblickt, du schönste Maid,
Treibt mich rastlos irr mein Liebesleid.
Wenn ich jage, gleich' ich selbst dem Wild,
Überall gejagt von deinem Bild.
Wie das Wild, verfolgt, zum Schatten trachtet,
Wie es blutend nach der Quelle schmachtet,
Zieht es mich zu deinen Füßen nieder,
In den Schatten deiner Augenlider,
Glüht die Seele, vor dir hinzusinken
Und ein holdes Wort von dir zu trinken.
Peinlich scheint mir nun mein wildes Roß
Unter meinen Wünschen hinzuschleichen,
Wenn mein Sporn ihm stachelt in die Weichen,
Daß es hinbraust wie ein Wetterstoß,
Schleudernd blanken Schaum aufs Heidekraut,
Und die Rossehirten jubeln laut.
Wenn die Kerzen der Kapelle brennen,
Und der Priester opfert am Altare,
Bete ich von Gott, du Wunderbare,
Namen nur, die deine Reize nennen.
Dein gedenk' ich wachend und im Schlafe,
Jeder Traum, von Liebesschmerz gebunden,
Ruft nach dir und klagt dir seine Wunden,
Wie nach seiner Heimat weint der Sklave!“

Mira spricht, indem sie hold errötet:
„Sind, o Jüngling, deine Worte wahr,
Werd' ich sein glückselig immerdar;
Täuschen sie, so hast du mich getötet.
Eines edlen Stamms du schöner Sprosse,
Nach der Niedern treibt dich ein Verlangen;
Doch du mußt, hat dich mein Arm umfangen,
Bleiben bis zum Grabe mein Genosse!"

Wie im Land, von wannen Mira stammt,
Dort in Indien heiß die Sonne flammt,
Süße Frucht mit schnellem Strahle reifend,
Also urgewaltig, schnell ergreifend
Ist ins Herz die Liebe ihr gedrungen,
Weinend ist sie ihm ans Herz gesprungen.
Hochzeit jubelt dort im Edelhause,
Offen, mit Gepränge und Gebrause;
Hier im Hüttlein still und schlicht, allein,
Kaum belauscht von einem Dämmerschein,
Welchen durch der Scheiben trübe Blenden
Sterne nach dem Erdenhimmel senden.
Hochzeit feiernd, hat im Haus die Stille
Mit dem Dunkel traulich sich verschwistert,
Nur das Stroh des Lagers, wenn es knistert,
Spielt Musik, und zirpend eine Grille.
Vieles wird mit Worten süß begonnen,
Und vollendet in des Kusses Wonnen.
Und vorüber braust an Wort und Kuß
Draußen durch die Nacht der wilde Fluß.
Nur zuweilen ruhn und horchen beide
Nach der Marosch ungestümen Wellen,
Wie einst von der Paradiesesweide
Aufgelauscht das Wild den Tigrisquellen.

IV.

Niemand kann verlornen Harrens Schmerzen
Einem sehnsuchtsvollen Frauenherzen
Je vergelten, Niemand ihr vergüten,
Was in solchen unermessnen Stunden
Still der Wurm genagt von ihren Blüten,
Der auch nicht, um den sie es empfunden.

Wenn er dann auch stürzt zu ihren Füßen,
Wenn er unter Thränen, tausend Küssen
Leiden und versäumtes Glück beklagt;
Schmerz hat weh gethan, der Wurm genagt.
Aber Mancher kehret nie mehr wieder,
Drückt er auch ein Herz zum Grabe nieder.

Mira! herrliches Zigeunerkind!
Schnell hast du geliebt, und welkst geschwind.
Er verriet, verließ dich feigen Mutes,
Weil die Liebe, die sein Herz verschönt,
Ward in einer Schilderei verhöhnt
Von den Adeligen seines Blutes.
Eines Morgens kam in goldnem Rahmen
Ihm ein Bild, und das entreißt dir ihn,
Weil's dich schmäht; auch hat er schon dahin
Schnellgesprochner Liebe süßes Amen.
Stattlich zeigt das Bild auf breitem Raum
Seinen altberühmten Wappenbaum,
Wie der Stamm sich spreitet, herrlich ragend,
Ruhm und Glanz auf jedem Zweige tragend.
Neben solchem Baume, hehr und stolz,
Steht ein schlechtes, dürres Galgenholz,
Galgen hinter Galgen ist zu schauen,
Nach des Bildes Tiefe immer kleiner,
Gleichsam schwindend in der Vorzeit Grauen,
Und an jedem hangend ein Zigeuner;
Und zerstreut im grausen, dürren Walde
Sind viel schwarze Raben als Heralde;
Andre auf dem Stammbaum breit sich setzend,
An den Wappen sich den Schnabel wetzend.

V.

Mira wird mit jedem Tage blasser,
In den tiefsten Wald, auf Wildesbahnen
Flieht sie, wenn der Marosch laute Wasser
Sie zu schmerzlich jener Nacht gemahnen.

Mischka klagt, doch fern, daß er verdamme
Seines Kindes unglückselige Triebe,
Weil bei ihm und seinem wilden Stamme
Frei und heilig gilt des Menschen Liebe.

Weinend sinkt sie oft am stillen Teiche
Vor den Göttern hin um Trost und Hilfe;
Und so fand man sie, das starre, bleiche
Antlitz eingedrückt dem grünen Schilfe.
Und der Jüngling, der ein Herz gebrochen,
Läßt ein andres schon an seinem pochen.

Mischka stiehlt sich in den Stall des Grafen
Mitternachts — die müden Knechte schlafen —
Leise tastend schleicht der Pferdekenner,
Prüfend Mähn' und Schweif, von Roß zu Roß,
Bis sein Griff erkennt den schnellsten Renner,
Drauf der Graf jüngst durch die Heide schoß;
Und er schneidet sacht mit scharfer Scheere
Haare aus dem Schweif der edlen Mähre,
Zu behaaren seinen Fiedelbogen,
Denn es kommt die Hochzeit angezogen:
Mischka hat, bevor er's Freie sucht,
Still des Rosses Hufe noch verflucht.

VI.

Wieder soll zu einem Hochzeitreigen
Der Zigeuner frische Tänze geigen;
Cimbal, klinge hell vom Hammerschlage!
Klarinette, schmettre ins Gelage!

Im Husarenwamms, vielfach geflickt,
Mit verblichnem Golde reich gestickt,
Und geziert mit mottenhaftem Brame,
Nähert Mischka sich dem Bräutigame.
Und er spricht mit bückendem Verneigen
„Möcht' es Eurer Herrlichkeit gefallen,
Eh' die frischen Tänze hier erschallen,
Mich zu hören erst ein Solo geigen.
Damit möcht' ich Eure Gunst erwerben;
Hab's zu Eurem Ehrentag erfunden,
Schön ist's, Herr, so herzlich tief empfunden,
Daß vor Lust der Hörer möchte sterben."

„Sei gewährt der Bitte," spricht der Graf,
Den das Auge des Zigeuners traf,

Hell, wie eines Seelendolches Blinken,
„Spiele, sollst dafür Tokayer trinken!“
Stille wird der Saal, wie Mira's Gruft;
Alles hat um Mischka sich geschart,
Und er läßt den Bogen, frisch behaart,
Wie versuchend, sausen durch die Luft.
Plötzlich streicht er durch die Saiten alle,
Und durch alle Herzen, schnell bemeistert;
Seine Geige in der Freudenhalle
Hat zur Rachegöttin sich begeistert.
Frevler! horch! in diesem süßen Liede
Säuselt und verweht der Unschuld Friede; —
Hörst du, wie der Blitz der Liebe zündet?
Wie ihr ganzes Herz in deines mündet? —
Jener Brautnacht unermessne Wonnen,
Wie sie in ein Meer von Schmerz zerronnen? —
Stürmen hörst du der Verlassnen Klagen;
Hörst den Wurm an ihrer Blüte nagen; —
Horch, wie sie, zum Tod schon auf der Flucht,
Weinend dich durch alle Wälder sucht;
Wie sie alle Götter ruft um Hilfe,
Bis sie tot zusammenbricht im Schilfe. —
Furchtbar läßt der Alte deinem Lauschen
Durch die Saiten die Vergeltung rauschen! —
Aus dem Saal ist jede Lust gewichen,
Dunkles Weh durch alle Herzen schlägt;
Und nicht wissend, was sie tief bewegt,
Hat die Braut sich weinend fortgeschlichen.

Von der Macht gejagt des Racheschalls,
Eilt der junge Bräutigam zu Rosse,
Sprengt in finstrer Nacht aus seinem Schlosse,
Stürzt und bricht im Graben sich den Hals.
Die Zigeuner leeren ihre Neige,
„Gute Nacht!“ — Früh sieht ein Hirtenknab
Mischka stehn an seines Kindes Grab
Und hinein verscharren seine Geige.
Meisterlos zerstreut sich seine Bande,
Und fortan sah Niemand ihn im Lande.

Johannes Ziska.

Bilder aus dem Hussitenkriege.

I.

Ruhig ist der Wald bei Trocznow
In der abendlichen Stunde,
Alle Wipfel sind so stille,
Wie die Wurzeln tief im Grunde.

In Gedanken naht ein Reiter,
Um den Arm den Zaum geschlungen,
Schlendernd senkt den Kopf sein Rappe
In Gedankendämmerungen.

Plötzlich hält der Reiter inne,
Wie erwacht aus einem Traume,
Schreitet ab, und zieht den Degen,
Spricht an einem Eichenbaume:

Hier an dieser festen Eiche
Hat in einer Wetternacht,
Überrascht von scharfen Wehen,
Mutter mich zur Welt gebracht.

Nur der Wald vernahm ihr Kreißen,
Windsbraut war die Hebeamme,
Und sie goß dem Kinde segnend
Übers Haupt die Blitzesflamme.

Für Geschosse mich zu stärken
Und ein hartes Heldenlos,
Schlug der Hagel meiner Mutter
In den schmerzgesprengten Schoß.

Donner war mein erstes Hören,
Sturm mein erster Atemzug;
Als ein rauher Wetterfäugling
Nehm' ich meinen Heldenflug.

Huß! an dieser festen Eiche
Schwör' ich Rache deinem Tod;
Huß! vom Blute deiner Schergen
Wird es bald auf Erden rot.

Huß! so reich aus ihren Adern
Soll das Blut zu Boden laufen,
Daß es hundertmal dir könnte
Löschen deinen Scheiterhaufen.

Huß! vom Brandschutt ihrer Burgen
Soll die Erde schwarz sich färben;
Wo ich einen Priester treffe,
Soll er fallen, soll er sterben.

Notgebeizt von Raucheswolken
Soll des Himmels Aug' sich trüben,
Weil sie durften solchen Frevel
Ihm ins Angesicht verüben.

Mir im Herzen brennt ein Funken
Huß! von deinem Todesfeuer,
Unauslöschbar; wie der Frevel
Sei die Rache ungeheuer.

Mann des Lichtes, Mann der Freiheit,
Bester, den die Welt getragen,
Schnöd verraten, hingerichtet! —
Mordend will ich um dich klagen.

O wie still die Lüfte Böhmens
Horchen meinem Racheschwören,
Und die vaterländ'schen Blätter
Wollen mein Gelübde hören.

Leib und Seele will ich brauchen,
Schwert und Flammen und Geschoß.
Bis ich sterbe — hör' es, Böhmen!
Stille! stampfe nicht, mein Roß!

II.

Frühling, schönster Held auf Erden!
Wonniglich sind deine Kriege
Gegen starre Todesmächte,
Wie holdselig deine Siege!

Sieh, dort kommt ein Held, ein rauher,
Deinem Walde zugeritten,
Freudig tanzt der Staub zum Himmel
Über seines Rosses Tritten.

Heiße festlich ihn willkommen,
Lenz, in deinen grünen Hallen,
Laß ihm deine reinste Quelle
Huldigend zu Füßen fallen;

Sprenge Duft aus Blumenkelchen,
Rühre deine süßen Flöten,
Und entzünde Freudenfackeln,
Pappeln an den Abendröten;

Bette Moos für seine Mannen,
Tränk' und füttre seine Rosse;
Denn der Held, den du bewirtest,
Frühling, ist dein Stammgenosse. —

In die Buche holden Namen
Ritzte hier verliebtes Härmen,
Daß ihn Blütenhauche küssen
Und die Vöglein ihn umschwärmen;

Ziska will den Namen „Freiheit",
Der sein Herz zu Thaten schwellt,
Tief mit seinem Heldendegen
Schneiden in das Mark der Welt.

Seine Brautfahrt gilt der Freiheit,
Rache ist die starre Rüstung,
Die er trägt auf seinem Gange,
Seine Werbung heißt Verwüstung.

Ziska bringt als Morgengabe
Seinen Leichenschatz ihr dar,
Hussens Schatten sei der Priester;
Flammen bauen den Altar.

Frühling, sieh, von seinem Rappen
Hat der Wilde sich geschwungen,
Und er sucht ein kurzes Schlummern
In des Waldes Dämmerungen.

Seine Krieger rings am Boden
Haben sich um ihn gelagert,
Gierig weiden schon die Rosse,
Müd, vom Schlachtenritt gemagert.

Mahlzeit halten die Hussiten
Fröhlich in der Abendkühle,
Es versinken ihre Panzer
In des Mooses weiche Pfühle.

Vögel singen durch die Schatten,
Locken Schlummer auf die Wimpern,
Und melodisch säuselnd, rauschend,
Im Gezweig die Lüfte klimpern.

Ziska's Auge blicket schläfrig
Durchs Entspinnen eines Traumes
Nach dem abendroten Stamme
Dort des alten Eichenbaumes;

Zweifelnd mischen Aug' und Seele
Ihren Blick in Eins zusammen:
Ist's die Sonne? ist's ein Blutstrom?
Steht dort eine Burg in Flammen?

Und womit ihm Maienlüfte
Überstreuen Bart und Locken,
Weiß er nicht mehr im Entschlummern,
Ob es Blüten, Aschenflocken?

Mann und Roß hier, schlummernd, weidend
Lenz, erquicke sie und stärke
Sie zur heißen Heldenarbeit,
Zu dem blut'gen Frühlingswerke.

Lenz, wie dich und deine Wonnen
Stürme zur Nachtgleiche melden,
Hat dein Bruder Geistesfrühling
Sich vorausgesandt den Helden.

Ziska ist erwacht; es duften,
Klingen rings um ihn die Schatten,
Gleich als wollten sie des Helden
Zorn in weicher Lust bestatten;

Doch, zum Aufbruch schon gerüstet,
Weckt er stoßend in sein Horn,
Aus des holden Lenzes Armen
Seine Krieger, seinen Zorn.

III.

Wer zum heil'gen Kampf berufen,
Ist glückselig dann zu preisen,
Wenn vor sich er seinen Feind hat,
Draufzuschlagen mit dem Eisen;

Wer nicht streitet nur mit Worten,
Die er zweifelnd muß vertrauen
Windeslaunen, Wetterlaunen;
Wer da weiß, wohin zu hauen.

Ziska, wildbeherzter Böhme!
Schwinge fröhlich Lanz' und Keule!
Bürgen sind dir deines Wirkens
Ströme Bluts und Sterbgeheule. —

Wieder hat er, Tod vergeudend,
Einen Tag hindurch geschlagen,
Möchte in der Nacht und Kühle
Weiter fechten mit Behagen.

Vorwärts treibt er seine Scharen
Auf den nachtverhüllten Pfaden,
Um der Freiheit, seinem Liebchen,
Aufzuspielen Serenaden.

Mit der Feldschlacht, seiner Orgel,
Die er weiß so stark zu greifen;
Pfaffenvolk und Fürstenknechte
Sind die gellen Orgelpfeifen.

Doch es dunkelt tiefer immer
Ein Gewitter in die Schlucht,
Nur zuweilen über's Thal weg
Setzt ein Blitz in wilder Flucht.

Hemmend lagert sich das Dunkel,
Um die Wagenburg, die Rosse,
Die Geschirr' im Winde rasseln
Und die Bündel der Geschosse.

Ziska spricht: „O wie so flüchtig
Dieser schöne Blitz entfährt!
Könnt' ich doch hier an die Tanne
Nageln ihn mit meinem Schwert!

„Daß ich Gottes Welt befreie,
Zahle heim die Racheschuld,
Brüder, könnt euch doch das Feuer
Leuchten meiner Ungeduld!“ —

Ha! ein Blitz, ein sonnenheller!
Herrlich strahlen aus der Nacht
Der Hussiten Schreckgestalten,
Ziska's Herz in Freude lacht.

Donner rollen, fernverhallend,
Aus des Himmels tiefster Brust,
Dem Gewitter lauscht der Feldherr,
Nachtgebannt, mit Neideslust:

„Könnt' ich fliegen wie die Wolken,
Nachts in ungehemmter Eile!
Könnt' ich auf verschanzte Sünder
Schießen meine Todeskeile!“ —

Festgekoppelt stehn die Rosse,
Stampfend im Gewitterregen,
Manche Streiter, schlachtermüdet,
Schnarchen unter ihren Wägen;

Andre, lagernd im Gebüsche,
Singen Taboritenchöre;
Ziska harrt des Morgengrauens
Unter einer alten Föhre.

IV.

In des Donners Klängen lauschet
Ziska der verwandten Seele,
Als ein Mann ihm naht behutsam,
Sprechend aus gedämpfter Kehle:

„Welche Wonne muß durchs große
Herz dem Donnergotte wallen,
Wenn er läßt die starke Stimme
Jauchzend durch die Lüfte schallen!

Welche Wonne in der Feldschlacht
Glüht durchs edle Heldenmark
Einem Mann wie du, o Ziska,
Der so haßt und ist so stark!

Aber süßre Wonne giebt es,
Als sie wird dem Helden kund,
Der, wie Wetter kalte Schloßen,
Leichen hagelt auf den Grund:

Süßre Wonne, Liebeswonne;
Hat dein Herz ihr nie geschlagen,
Als du einst am Königshofe
Lebtest in beglückten Tagen?

Königin Sophia sandte
Mich zu dir und deinem Grimme,
Daß ich in der Brust dir wecke
Eine holde Friedensstimme;

Königin Sophia sendet
Einen Gruß dir und die Kunde:
Isabella, die du liebtest,
Trauert sich um dich zu Grunde.

Als ich scheidend stieg zu Rosse,
Sah ich noch die Edeldame
Senkend ihr gebleichtes Antlitz,
Still verzehrt von Liebesgrame.

Eilend spornt' ich meinen Renner,
Denn die schönste Frau indessen
Welket rasch und unaufhaltsam,
Stirbt, wenn du sie hast vergessen.

Kehre heim, dir ist vergeben;
Laß des Glaubens wilde Streiter,
Nimm der Liebe sichern Himmel,
Denn dir winkt vielleicht kein zweiter."

Also flüsternd sprach der Bote,
Scheu sich schmiegend an die Föhre;
Ihm entgegnet Ziska leise,
Daß es kein Hussite höre;

„O sie sterbe! als das reinste
Opfer sei sie hingegeben
Für die Freiheit, der ich opfre
Jede Freude, all mein Leben.

Isabella, Stern der Liebe,
Sinke! — meinem Pfade muß
Leuchten nur des Zornes Fackel; —
Bring' ihr meinen letzten Gruß!

Doch nun raffe dich von hinnen,
Eile, Bote, und entweiche,
Weil du nanntest einen Namen,
Der dich schützt vor meinem Streiche!'

V.

Gerne sehn wir schöne Spiegel
Im Gemache schöner Frauen;
Möge froh ihr holdes Antlitz
Ihnen draus entgegenschauen!

Hat ja selbst Natur, die ernste,
Nichts so schön gemacht auf Erden,
Wie den Spiegel, drin sie anschaut
Ihre Züge und Geberden.

Sie betrachtet durch des reinen
Menschenauges Zauberspiegel
Ihrer Züge schöne Rätsel,
Wie ein lächelnd Gottessiegel.

Rings hinaus in alle Weiten
Ist das Weltmeer hingegossen,
Doch ein Ozean der Tiefe,
Ist das Auge, eng umschlossen.

Welten schwimmen auf den Fluten
Dieses Meers an uns heran,
In den ew'gen Geist hinunter
Reicht der stille Ozean.

Lieben kann ich Ungeschautes,
Klang es hold mir; doch anbeten
Werd' ich nur, was schön und göttlich
Vor das Auge mir getreten.

Schauen ist die höchste Wonne;
Wehe, wer das Licht verloren!
Jedes Glück ist seinem Dunkel
Wie ein Grüßen vor den Thoren;

Jeder Schmerz wird doppelt heftig
In die Brust dem Blinden schlagen,
Weil die Mächte ihm des Lebens
Jeden stillen Trost versagen.

Weinen hört er die Entrückten,
Lachen hört er sie beklommen,
Doch der Wehmut stilles Lächeln
Und ihr Trost ist ihm genommen.

Tiefer stürzt der Schmerz beim Anruf,
Gleich dem Hirsche, dem erschrocknen,
In die Wildnis; doch das stumme
Lächeln kann das Auge trocknen.

Ziska hat gen Raby's Mauern
Seines Heeres Sturm gewendet,
Als ein Pfeil ihm auch das zweite
Auge trifft, er ist geblendet.

Tiefer wird er nun betrauern
Hussens Tod, des edlen Helden,
Heißer, wilder, schreckenvoller
Wird sein Zorn der Welt sich melden.

VI.

Ragend steht der blinde Führer
Ziska dort auf seinem Wagen,
Mit der Donnerstimme herrschend,
Wie die heiße Schlacht zu schlagen.

Steht ein Hauptmann ihm zur Linken,
Und ein andrer ihm zur Rechten,
Schildern ihm den Ort getreulich,
Wo es gilt, den Kampf zu fechten.

Lager, Zahl und Zug der Feinde
Melden sie, daß er befehle;
Alles schaut er klar im Strahle
Seiner lichten Feldherrnseele.

In den Tagen, eh' der Pfeilschuß
Ihm geraubt das Augenlicht,
Blickt' er scharf dem Vaterlande
Ins geliebte Angesicht;

All' die Wälder, Ström' und Buchten,
Thalgewind' und Bergesrücken
Eilt er damals dem Gedächtnis
Unauslöschlich einzudrücken.

Und der Genius der Rache
Weiß im Finstern zu erspähen
Jedes Grundstück, wo am besten
Feindesleichen hinzusäen.

Dunkelt auch um Ziska's Körper
Tiefe, schimmerlose Nacht,
Gängelt er doch mit dem Geiste
Leicht sein wildes Kind, die Schlacht.

Hüben lenkt die Nacht des Leibes,
Drüben Geistesnacht die Krieger;
Noch in keiner Schlacht bezwungen,
Bleibt auch heute Ziska Sieger.

Ha! wie lauscht dem Kampf der Blinde!
Er erkennt im Sturm der Luft
Jede Waffe an der Stimme,
Wie herbei den Tod sie ruft.

Wildharmonisch seinem Ohre
Rauscht das Ringen zweier Heere,
Waffen, Schlachtruf, Ziska's Leiblied,
Und im Hinsturz Mann und Mähre.

Freudig hört er, wie die Knechte
Sigismunds hinüberfahren,
All die sächsischen Geschwader
Samt den ungrischen Husaren.

Und dem wilden, blinden Ziska
Geht im Heldenrausch der Ohren
Doch die klare Feldherrnruhe
Seines Geistes nie verloren.

VII.

Durstig zieht die Karawane
Durch die Wüste, sucht die Quelle;
Horch! da rauscht auf grüner Matte
Die ersehnte, frische, helle!

Nach dem süßen Brunnenklange
Stürzen alle froh und eilig,
Doch sie sollen hier nicht trinken.
Denn es ist der Brunnen heilig.

Auserwählte Männer nahmen
Die Oase sich zu eigen,
Niemand sonst, wie heiß er schmachte,
Darf zum Quell die Lippen neigen.

Wächter stehen vor der Quelle
Reichen, gottvergossnen Wonnen;
Doch der Wüstendurst ist mächtig,
Schwerter klirren um den Bronnen.

Und mit kampferhöhtem Durste
Stürzen an den Quell die Sieger,
Und sie trinken gierig, hastig,
Wie das heiße Blut der Tiger.

Mancher, schon vom Schwert getroffen,
Schlürft noch einen vollen Zug,
Um die Seele zu erfrischen
Auf den weiten Scheideflug.

Tigerhaft gereizten Durstes
Schmachten Ziska's Kampfgenossen
Nach dem Kelch des Abendmahles,
Den die Priester streng verschlossen.

Furchtbar rufen sie den Priestern:
„Habt ihr Christi Werk auf Erden,
Uns das Sakrament verstümmelt,
Sollt ihr selbst verstümmelt werden!"

Jauchzend schwingen sie die Kelche
Nach der Schlacht auf offner Wiese,
Mancher sterbend riecht im Weine
Blumen schon im Paradiese.

Mit dem Blut des Liebevollsten
Will des Hasses Glut sich laben;
Drüben aber werden Tote
Von Verstümmelten begraben.

Wenn der lang und schwer Bedrückte
Freiheit sucht, so haßt der Wilde
Und zerbricht, wie andre Schranken,
Auch des eignen Herzens Milde.

VIII.

O wie ward der Tod ein andrer,
Als die Griechen ihn geschildert!
Aus dem milden Götterboten
Ist zum Schreckbild er verwildert.

Als ein Genius, der die Reise
Sterblichen verkünden soll,
Seine Hand zur Wange haltend,
Stand der Tod gedankenvoll;

Oder zeigte, mildsymbolisch,
Daß die Erdenlust zu Ende,
Löschend die gestürzte Fackel,
Kreuzt' er drüber seine Hände.

Leise trat sein Fuß die Psyche;
Wie der Freund dem Freund ein Zeichen
Leise giebt, vom Festgelage
Ohne Störung fortzuschleichen.

Schlaf und Tod als Zwillingsbrüder
Standen oft auf einem Bilde;
Beiden, ach, so weit Verschiednen
Gleiche Bildung gab die Milde.

Zweifelhaft erschien der Genius,
Fragen sollte der Beschauer:
Ist's der Schlaf und die Erholung?
Ist's das Sterben und die Trauer?

Nur zuweilen ward gesondert,
Und das herbre Bildnis trug,
Daß der Blick den Tod erkenne,
Falter, Kranz und Aschenkrug.

Dort den Charos sieht der Grieche
Noch in späten, rauhern Zeiten
Mit der dunkeln Schar der Seinen
Über das Gebirge reiten;

Im voraus die Jungen wandern,
Alte kommen nachgeschlichen;
Und gereiht am Sattel sitzen
Zarte Kinder, frühverblichen. —

Heiter kam er noch als Fiedler,
Sein Gesinde trat den Reigen,
Und zu Lust und Tanz von hinnen
Rief sein Pfeifen, helles Geigen. — —

Thanatos, ach, ward ein Krieger,
Auf die Opfer Speere schwingend;
Ein Athlet, auf glattem Boden
Jeden Helden niederringend;

Thanatos, der edle Genius,
Ist zum Sensenmann verbauert,
Mäht den Menschen, einen Grashalm,
Der zur Erde niederschauert.

Fischer, mit dem leisen Köder,
Angelt er im Meer der Luft;
Legt uns Schlingen als ein Vogler,
Der mit falschen Stimmen ruft.

Nur noch feindlich naht der Wilde,
Drohend, ins Verderben lockend,
Auch dem Menschen wie ein Kobold,
Irrwisch auf dem Halse hockend.

Gräßlich naht uns mit der Sense,
Schreck- und Vorbild, das Gerippe;
Für ein mildes Lächeln hat es
Keine Wange, keine Lippe. —

So in wechselnden Gestalten
Macht der Tod die Erdenrunde;
Heute aber geht im Heere
Sigismunds die Schreckenskunde:

„Weil den Ziska, schlachtermüdet,
Leichter Schlummer überkommen,
Hat der Tod, ihn zu ersetzen,
Seine Rüstung umgenommen;

Denn unwiderstehlich jeden,
Der ihm naht im Schlachtgebraus,
Winkt der schwarze Helmbusch Ziska's
In die ew'ge Nacht hinaus."

IX.

Finster sitzt, abseit vom Heere,
Ein Hussit im Walde dort,
Einsam in des Baches Rauschen
Murmelt er sein Trauerwort.

Waschend in der Flut die Waffen,
Ruft er: „Heule, Bächlein, heule!
Ziska liegt im Zelte sterbend,
Schwingt nicht Lanze mehr, noch Keule!

Ziska liegt in seinem Zelte,
Sterbend liegt er auf dem Grunde;
Doch es ist kein Weibgeborner,
Der ihm schlug die Todeswunde.

Ha! wie kamen sie geritten,
Einen Kampf mit ihm zu wagen,
Hoch auf schwarzen, weißen Rossen;
Alle hat er sie erschlagen.

Ja, der Tod, der andre Männer
Niederschmettert und zerschellt,
Hat dem Ziska, dem Gewalt'gen,
Feig und tückisch nachgestellt.

Heule, Bächlein, heult ihr Wälder,
Aller Welt den Schmerz zu melden,
Böhmen und der ganze Erdkreis
Sind verwaist des größten Helden." —

Ziska tröstet die Betrübten,
Die an seinem Lager trauern:
„Brüder, heute werd' ich sterben;
Doch die Thaten werden dauern.

Denn es wird in späten Tagen
Unsern Leid- und Kampfgenossen
Stärkend aus Hussitengräbern
Trost und grüner Mut ensprossen.

Darum sollt ihr meinem Tode
Stark, nicht trüb und weich erscheinen;
Habt ihr nicht gelernt von Ziska,
Keinen Toten zu beweinen?

Seid gehorsam, wackre Brüder,
Meinem letzten Tagsbefehle:
Nehmt mein Sterben, nehmt mein Scheiden
Hin mit heitrer Kriegerseele.

Hochzeit ist in diesem Zelte,
Mit der Pest bin ich getraut;
Furchtbar war Johannes Ziska,
Furchtbar auch ist seine Braut.

Mit der Rache heißen Träumen
Hat kein Weib mein Bett geteilt,
Sie allein, von deren Kusse
Nimmer wird mein Herz geheilt.

Daß ein Teil von mir noch immer
In der Schlacht den Mut euch wecke,
Spannet lustig auf die Trommel
Meines Leibes kalte Decke.

Ha! Schon hör ich Schlachten brausen;
Fliehend geben sie die Sporen,
Da den Feinden mein Vermächtnis
Schrecken trommelt in die Ohren."

Also sprach er, wieder sinkt er
In den Traum der Fieberhitze,
Tummelt mitten in der Feldschlacht
Seine Keul' und Lanzenspitze.

Alle, die sein Arm getötet,
Tötet er im neuen Strauß,
Alle, die schon längst im Grabe,
Müssen noch einmal heraus.

Ja! heraus! heraus! Husaren!
Panzerdicke deutsche Reiter!
Ziska kolbt euch eure Tage
Kürzer und die Köpfe breiter.

Reichen Schnee zur Erde nieder
Ließ der Himmel Böhmens fallen,
Daß der Feinde Blut in grellem
Abstich möge drüber wallen.

Ziska bohrt die Lanzenspitze
Tief den Feinden ins Gedärme,
Daß vom Frost des harten Winters
Sich das Eisen gütlich wärme.

Der beglückte Wahn des Traumes
Gab ihm seine Augen wieder,
All die Pfaffen, Fürstenknechte
Schaut er klar und haut sie nieder.

Also träumt er, also kämpft er,
Bis die letzte Kraft geschwunden,
In der Schlacht ein Held verscheidend,
Unversehrt, unüberwunden.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Nikolaus Lenaus

sämtliche Werke

in zwei Bänden.

Mit Bildnis, Lebensgeschichte und Würdigung des Dichters.

Herausgegeben

von

Eduard Castle.

Zweiter Band.

Inhalt: Faust. — Savonarola. — Die Albigenser. — Dichterischer Nachlaß. — Lyrische Nachlese.

Leipzig.

Hesse & Becker Verlag.

Inhalt.

Faust.
1833—1835, 1840.

	Seite
Der Morgengang [Vor 8. Dez. 1834]	5
Der Besuch [Nov. 1833]	7
Die Verschreibung [1833/4]	10
Der Jugendfreund [Vor 8. Dez. 1834]	18
Der Teufel	22
Der Tanz [Vor 9. Februar 1834]	23
Das arme Pfäfflein [1833/4]	26
Die Lektion [Februar 1834]	29
Das Lied [Oktober 1834]	34
Die Schmiede [Vor 28. März 1834]	35
Der nächtliche Zug [Vor 31. März 1834]	43
Der See [8. Dez. 1834?]	45
Maria [Mai 1834]	46
Der Maler [Mai 1834]	47
Die Warnung	49
Der Mord	50
Der Abendgang	54
Der Abschied	59
Das Waldgespräch [Juli 1840]	61
Die Reise	64
Der Traum [Vor 28. März 1834]	68
Der Sturm	73
Görg	76
Fausts Tod [Vor 15. Aug. 1835]	83

Savonarola.
1836/7.

	Seite
Die Entweichung	87
Die suchende Mutter	89
Der Brief	90
Der Eintritt ins Kloster	92
Die Novizen	94
Die Wanderer	96
Weihnacht	99
Mariano	106
Die Antwort	111
Der Tod Lorenzos, des Erlauchten	121
Tubal	131
Die Entscheidung	137
Der Trost	143
Das Gelage	146
Die Bestattung	151
Vater und Sohn	153
Die Pest	155
Der Bann	163
Der Papst und Mariano	168
Die Verhaftung	171
Alexanders Freude	175
San Marco	177
Die Tortur	178
Ceccone	186
Sein Tod	190

Die Albigenser.
Freie Dichtungen.
1838—1842.

	Seite
Nachtgesang	198
Frühling	202
Pierre von Castelnau	203
Fulco	211
Der Traum	220
Die Höhle	225
Das Interdikt	232
Das Vorgemach	233
Die Führer	236
Der Rosenkranz	238
Ein Schlachtfeld	244
Das Vogelnest	246
Jacques	249
Zwei Troubadours	251
Der Büßer	254
Der Besuch	257
Foix	259
Carcassonne	262
Beziers	264
Roger, Vicomte von Beziers	265
Das Mädchen von Lavaur	268
Des Wandrers Gruß	270
Alfar	271
Das Gelage	274

	Seite
Der Brunnen	277
Entgeltung	278
Umsonst!	279
Simon Montfort	280
Ritter und Mönch	282
Ein Greis	285
Das Gesicht	287
Schlußgesang	288

Dichterischer Nachlaß.

Don Juan. Ein dramatisches Gedicht 1844	291
Helena. Dramatisches Bruchstück 1830/31?	318
Gedichte	321
Protest 1832/3	321
Des Teufels Lied vom Aristokraten 1842	321
Das Gespenst (1851)	322
Zuruf (1851)	323
Die Frivolen (1851)	325
Schade! (1851)	326
Unberufen (1851)	327
Ein offener Wald (1851)	327
Trutz euch! (1851)	328
Ein Recensent (1851)	328
Einem Dichter (1851)	328
Gebildete Sprache (1851)	329
Der Rekrut 1844	329
Der Küraß (1851)	329
Die Rache (1851)	331
Der Unhold (1851)	333
Die bezaubernde Stelle 1827	333
Der stille See (1851)	334
In einer Schlucht (1851)	334
Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht (1851)	335
Ein Heimatbruder! (1851)	335
Nie zurück (1851)	336
Der Fingerhut (1851)	336
Einklang 1841	337
Ein Epigramm (1851)	337
In der Neujahrsnacht 1839 auf 1840 (1851)	337
Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl 1843	338
Mit meinen Gedichten 1844	342
Sonne 1844	343
Eitel nichts! 1844	343
Blick in den Strom 1844	343

Lyrische Nachlese.

Die mit * bezeichneten Gedichte sind neu aufgenommen.

I. Jugendgedichte. Polemisches.

Abschied von Galizien 1830?	345
Abendbild (1832)	347
König und Dichter (1832)	347
An Seneca (1832)	347
In der Nacht 1841	348
Trias harmonica (1832)	349
An Mathilde (1832)	349
An die Hoffnung (1832)	350
An die meditierenden Damen (1836)	351
*In einer Sommernacht gesungen 1823	353
*Erinnerung 1824	354
Das Rosenmädchen 1824	354
*Die Mutter am Grabe ihres Kindes 1826	355
*Dahin 1826	356
Einem Theaterdichter (1838)	356
An einen Tadler (1838)	356
Musa teleologica (1838)	357
Kompetenz (1838)	357
Einem Forcierten (1838)	358
Einem kritischen Nachtarbeiter (1838)	358
Einem unberufenen Lober (1838)	359
Guter Rat (1838)	359
Der Reiter von B. (1838)	360
An einen Dichter (1838)	361
*Poetisches Votum 1837	361

II. Jugendgedichte. Gelegenheitliches.

Die Göttin des Glücks 1822	363
An einen Tyrannen (1832)	364
Der geldgierige Pfaffe 1821?	365
Erinnerung (1832)	365
Verlornes Glück (1851)	366
Der Vogel auf dem Kreuz (1851)	366
Während eines Gewitterregens 1836	366
Auf eine Quelle 1844	367
*An Fräulein Maria von Hennersdorf 1833	367
*In das Album einer Dame 1842	367
*An Wilhelmine Dilg 1842/3	367
*Traum	368
*Charade (1851)	368
*An Fräulein Julie zu ihrem Geburtstage 1834	369
*In Emma Niendorfs Stammbuch 1834?	369
*An Karl Mayer 1838	369
*Reiseunbehagen 1839	370
*Einsamkeit 1834	370

Alphabetisches Verzeichnis der Anfangsworte sämtlicher Lenauscher Gedichte . 371

Faust.

Der Morgengang.

Ein hoher Berg, vom Morgen angeglüht,
Der hell und froh herauf im Osten sprüht;
Ein Wandrer kühn, der dort zum Gipfel strebt,
Von Fels zu Fels im raschen Fluge schwebt.
Was willst du, Faust, auf diesen Bergeszinnen?
Den Nebeln und den Zweifeln dort entrinnen?
Des Abgrunds Nebel werden nach dir schleichen,
Auch dort dir Zweifel an die Stirne streichen.
O freue dich am hellen Sonnenglanze,
Freu dich an seinem Kind, der stillen Pflanze,
Der Alpenlerche, die sich einsam schwingt,
Am Schneegebirg, das durch den Himmel dringt!
Laß Bergeslüfte froh dein Herz durchschauern,
Und sie verwehn dein ungerechtes Trauern;
Laß nicht den Flammenwunsch im Herzen lodern,
Der Schöpfung ihr Geheimnis abzufodern;
O wolle nicht mit Gott zusammenfallen,
So lang dein Los auf Erden ist zu wallen.
Das Land der Sehnsucht ist die Erde nur;
Was Gott dir liebend in die Seele schwur,
Empfängst du erst im Lande der Verheißung,
Nach deiner Hülle fröhlicher Zerreißung! —
Umsonst, umsonst! Die ungestümen Fragen
Ihn ohne Rast von Fels zu Felsen jagen.
Viel Pflanzen hat er schon entpflückt dem Grund,
Und, kaum besehn, geworfen in den Schlund;
Viel Steine schon hat dringend aufgerafft,
Am Fels zerschmettert seine Leidenschaft;

Und manch Insekt zerknickt des Forschers Hand,
Weil's ihm von seiner Schöpfung nichts gestand.
Nun bleibt er stehn und lauscht dem Glockenklang
Vom Thal herauf, und fernem Kirchensang;
Der Glockenruf — die Lieder — mit den Winden
Dem Ohr des Wandrers schwellen und verschwinden;
Und wechselnd horcht er auf der Töne Flucht,
Und spricht hinab in eine tiefe Schlucht:
„Wie wird mir nun zu Mut mit einemmal!
Wie faßt mich plötzlich ungekannte Qual!
Ich fühl's: des Glaubens letzter Faden reißt,
Anweht mein Herz ein kalter, finstrer Geist.
O, daß die Töne, die vom Thal sich schwingen,
Mich wie ein Aufschrei bittrer Not durchdringen!
Da unten Wandrer durch die Wüste ziehn,
Und jetzt im Notgezelt, dem Kirchlein, knien,
Und die Verlass'nen rufen sehnsuchtsvoll
Dem Führer, daß er endlich kommen soll.
Ob eure Sehnsucht betet, fluchet, weint,
Der Führer nirgends, nirgends euch erscheint!"
Und weiter, höher, steiler treibt die Hast,
Der Unmut fort der Berge trüben Gast,
Auf Klippen, wo den Pfad die Furcht verschlingt,
Wohin verzweifelnd nur die Gemse springt.
Schon kann der Klang vom Thal ihn nicht erreichen;
Doch fernher tönt's von dumpfen Donnerstreichen.
Zu Füßen jetzt dem ungestümen Frager
Erbraust ein sturmversammelt Wolkenlager,
Und wilder stets das Wetter blitzt und kracht;
Er ruft hinab frohlockend in die Nacht:
„Die Wetterwolken hab' ich übersprungen,
Daß sie vergebens mir zu Füßen klaffen,
Nach mir ausstreckend ihre Feuerzungen:
So will ich mich der Geistesnacht entraffen!"
Da plötzlich wankt und weicht von seinem Tritt
Ein Stein und reißt ihn jach zum Abgrund mit;
Doch faßt ihn rettend eine starke Hand,
Und stellt ihn ruhig auf den Felsenrand;
Ein finstrer Jäger blickt ins Aug' ihm stumm,
Und schwindet um das Felseneck hinum.

Der Besuch.

Faust und sein Famulus **Wagner** im anatomischen Theater an einer Leiche

Faust. Wenn diese Leiche lachen könnte, traun!
Sie würde plötzlich ein Gelächter schlagen,
Daß wir sie so zerschneiden und beschaun,
Daß wir die Toten um das Leben fragen.
Mein Freund, das plumpe Messer tappt vergebens
Verlass'nen Spuren nach des flücht'gen Lebens.
Längst ist das scheue Wild auf und davon;
Es setzte flüchtig durch den Acheron,
Drin sich dem Jäger seine Spur verloren.
Ich will's nicht länger hier im Walde suchen.
Mir dünkt das Los des blödgeäfften Thoren,
Das Los des Forschers wahrlich zu verfluchen.
Wagner. Mir aber dünkt das stille Los des Weisen
Vor jedem andern glücklich und zu preisen.
Und schreiten wir auch ferne noch vom Ziel,
So wissen wir des Wahren doch schon viel.
Faust. Du weißt nicht mehr vom Leben, als das Vieh,
Trotz deiner sämtlichen Anatomie.
Wagner. Ihr scherzet, Meister; welch ein Hochvergnügen,
An dieser frischen Leiche zu erfahren,
Wie all' die feingewebten, wunderbaren
Gebilde sich so schön zusammenfügen;
Wie sein Geschäft ein jegliches Organ
Einträchtig übt, dem Ganzen unterthan.
Faust. Dich mag beglücken, Freund, das tiefe Wissen,
Daß dieser Tote, als er war gesund,
Das Futter hat gesteckt in seinen Mund,
Und daß er mit den Zähnen es zerbissen.
Auch ist zu deinem Glücke nicht erdichtet,
Der Magen war zum Dauen eingerichtet,
Und daß dazu in dem erwähnten Falle
Getröpfelt aus der Leber kam die Galle,
Und daß die Säfte durch's Geäder kreisen,
Und was noch schlau der Forscher sonst erfrug;
Doch ist die ganze Weisheit nicht genug,
Auch nur den kleinsten Zweifel satt zu speisen.
Wagner. Ich ehre die Natur in ihrem Schweigen;
Erfreut sie mich mit noch so leiser Kunde,
So dank' ich ihr aus tiefem Herzensgrunde.
Seht nur, wie diese Nerven sich verzweigen,
Durch die die ew'ge Seele fühlt und denkt,
Gebieterisch des Leibes Glieder lenkt.

Faust. Oft, wenn ich so die langen Forschernächte
Einsam mit stillen Leichen nur verkehrte,
Und in der Nerven sinnigem Geflechte
Eifrig verfolgt des Lebens dunkle Fährte;
Wenn meinem Blicke dann sich aufgeschlossen
Der Nerven Stamm mit seinen Zweigen, Sprossen —
Da rief mein Wahn, entzückt ob solchem Funde:
Hier seh' ich deutlich den Erkenntnisbaum,
Von dem die Bibel spricht im alten Bunde;
Hier träumt die Seele ihren Kindestraum,
Süßschlummernd noch im Schatten dieser Äste,
Durch die sich Paradieseslüfte drängen,
Und Vögel ziehn mit wonnigen Gesängen,
Aus andern Welten lieblich fremde Gäste.
Kaum aber ist vom Traum die Seel' erwacht,
Wird glühend ihre Sehnsucht angefacht,
Die süße Frucht den Zweigen zu entpflücken,
Unheilbar ihren Frieden zu zerstücken.
Ich will, so rief ich, diese Frucht genießen,
Und wenn die Götter ewig mich verstießen!

Mephistopheles (als fahrender Scholast plötzlich zur Thür herein).
Ha! ha! Herr Anatom, recht fein und zierlich!
Des Baumes vom verlornen Paradiese
Steckt die fatale Wurzel euch possierlich
Im Schädel eingepflanzt als Zirbeldrüse!

Faust. Wer ist es, der so spät hier ein sich findet,
Da schon die Glocke zählte Mitternacht?
Der da so laut herein zur Thüre lacht,
Und mein zu spotten frech sich unterwindet?
Ich sprach von einem Traum aus frühern Tagen; —
Verloren ist zusamt dem Paradies
Der Baum der Wahrheit;

Mephistopheles. wenn nicht all' die Sagen
Die Lüg' aus alter Zeit herüberblies.
Verzeiht, daß ich so spät mich eingedrungen.
Auch ich bin Arzt, deß Kuren oft gelungen.
Es macht mir Spaß, des Nachts mit klugen Leuten
Das Menschenlos zu prüfen und zu deuten.

Faust. O unglückselig Wort: das Menschenlos!
Ich fühl's in seiner ganzen Bitterkeit.
Vom Schoß der Mutter in den Grabesschoß
Jagt mich die ernste, tiefvermummte Zeit,
Die dunkle Sklavin unbekannter Mächte.
Sie spricht kein Wort auf alle meine Fragen,
Gleichgültig meinem Fluchen und Verzagen,

Stoßt sie mich weiter durch des Lebens Nächte.
In meinem Innern ist ein Heer von Kräften,
Unheimlich eigenmächtig, rastlos heiß,
Entbrannt zu tief geheimnisvoll'n Geschäften,
Von welchen all' mein Geist nichts will und weiß.
So bin ich aus mir selbst hinausgesperrt,
Und stets geneckt von Zweifeln und gezerrt,
Ein Fremdling ohne Ziel und Vaterland,
Indem ich schwindelnd, strauchelnd fort mich quäle
Zwischen den dunkeln Abgrund meiner Seele
Und dieser Welt verschlossner Felsenwand,
Auf des Bewußtseins schmalem, schwankem Stege,
So lang dem Herz belieben seine Schläge.

Mephistopheles. Euch grämt, daß Kräfte rüstig in euch schaffen,
Und euch nicht lassen in die Werkstatt gaffen!
Was kümmert's euch, woher's die Kräfte geben
Und wir bereiten, was ihr braucht zum Leben?
Der Geist soll einem Kavaliere gleichen,
Dem, was er braucht, die Unterthanen reichen,
Der aber nicht begierig ist zu schauen,
Wie sie viehzüchten und die Felder bauen.
Doch ist vergeblich Forschen euch verleidet,
Wie kommt's, daß ihr an dieser Leiche schneidet?

Faust. Wer was Verlegtes sucht in seinem Zimmer,
Kehrt wieder an die alte Stelle immer,
Wo er schon oft vergebens hat gesucht;
So zog mich stets mit kläglichem Betrug
Zu Leichen ein geheimer Hoffnungszug.
Nun aber sei die Stunde mir verflucht,
Die je mich äfft' hier am verstockten Nase!

Mephistopheles. Die Wissenschaft, die sich von Leichen nährt,
Da habt ihr Recht, ist nicht der Mühe wert,
Daß ihr damit behelligt eure Nase.

Faust. Warum doch muß in meiner Seele brennen
Die unlöschbare Sehnsucht nach Erkennen!
Nichts ist die Wissenschaft; doch wo ist Rettung
Aus meiner Zweifel peinlicher Verkettung?

Mephistopheles. Mein wackrer Mann, ich find' an dir Behagen,
Drum will ich dir ein Wort des Trostes sagen:
Dein Schöpfer ist dein Feind, gesteh' dir's keck,
Weil grausam er in diese Nacht dich schuf,
Und weil er deinen bangen Hülferuf
Verhöhnt in seinem heimlichen Versteck.
Du mußt, soll sich dein Feind dir offenbaren,
Einbrechen plötzlich als ein kühner Frager

In sein geheimnisvoll verschanztes Lager,
Mußt angriffsweise gegen ihn verfahren.
Willst du in deines Feinds Entwürfe dringen,
So mußt du ihn durch tapfern Angriff zwingen,
Daß er die stumme, starre Stellung bricht,
Und, aufgereizt, sich endlich rührt und spricht.
Du mußt entweder dieses Erdenleben
Vertaumeln dumpf, in viehischer Geduld;
Wo nicht, dich als entschloss'ner Mann erheben
Und kühn zur Wahrheit dringen durch die Schuld.
Wer glaubt, gehorcht, des Fragens sich bescheidet,
Als frommes Rind sein Plätzchen Wiese weidet,
Dem wird wohl nimmer mit dem Futtergrase
Die Wahrheit freundlich wachsen vor die Nase.
Den Menschen gab der ewige Despot
Für ihr Geschick ein rätselhaft Gebot;
Nur dem Verbrecher, der es überschritten,
Wird's klar und lesbar in das Herz geschnitten.
Hast du den Mut, um diesen Preis zu wetten,
So kann dich dies mein Wort vom Zweifel retten.

(Er verschwindet.)

Wagner. Gott sei mit uns! — wer war der fremde Mann?
Wo ist er hin? mir graut vor seinem Worte,
Daß ich das Messer nimmer halten kann.
Er kam und ging durch die verschloss'ne Pforte.
Welch ein Gesicht, so fahl und grimmig kalt!
Wie hat sein Blick so schrecklich mir gestrahlt!
Versuch uns nicht, o Himmel, und erlöse
Vom Übel uns; ich mein', es war der Böse.

(Er bekreuzt sich.)

Die Verschreibung.

In eines Urwalds nie durchdrungner Nacht
Saß Faust auf einem Stamm, bemoost, vermodert;
Wildhastig gräbt sein Geist, der Wahrheit fodert,
Im labyrinthischen Gedankenschacht.
Das Auge zu; die festgeballten Hände
Sind an die Stirn gepreßt mit starrem Krampfe,
Als wollten helfen sie dem Geist im Kampfe,
Eindrücken seines Kerkers Knochenwände.
So saß der dumpfe Forscher manche Stunde,
Von seinen Zweifelqualen stets betäubter;

Bedenklich schütteln über ihm die Häupter
Die alten Eichen in verschwiegner Runde.
Nun springt er plötzlich auf von seinem Sitze,
Sein Aug' durchstarrt die öden Waldesräume
Und schießt umher im Dunkel Zornesblitze,
Und also fährt er scheltend an die Bäume:
„So sprich, so sprich, verfluchte Säuselbrut!
Sag an: was ist der Tod? was ist das Leben?
Ich find' es nicht; mein Geist will Antwort geben,
Doch sie ersauft sogleich in meinem Blut.
Ihr Bäume haftet an der Mutter Brust,
Woraus hervorquillt der Geheimniswust,
Ihr lauschet mit den Wurzeln in den Grund,
Doch gebt ihr nichts aus seiner Tiefe kund.
Steht ihr im Blätterschmuck, ist euer Rauschen
Ein dummbehaglich Durcheinanderplappern;
Zu Winterszeit vernimmt mein gierig Lauschen
Von euren Ästen nur sinnloses Klappern.
Ihr kommt, das Wachstum in die Luft zu strecken,
Mit eurem stillen Glück mein Herz zu necken;
In Ast und Krone, Rindenriß und Knorren,
In eurem Blühen, Rauschen und Verdorren,
In Weisen mannigfalt, je nach den Zeiten,
Den alten Rätselkram mir auszubreiten.
Schweigsam verstockt ist alle Kreatur,
Sie weiset und verschlingt der Wahrheit Spur;
Den holden Flüchtling selbst, den rätselhaften,
Der leise nur berührt die Erd' im Fluge,
Ihn können auch die Steine nicht verhaften
In dauernd starrender Krystallenfuge;
Und bei dem Tier ein Narr um Kunde wirbt,
Das frißt und sprießt, das zeugt und säugt, und stirbt.
Ich kann mich nicht vom heißen Wunsche trennen,
Den schöpferischen Urgeist zu erkennen,
Mein innerst Wesen ist darauf gestellt,
In meiner ewigen Wurzel mich zu fassen;
Doch ist's versagt, und Sehnsucht wird zum Hassen,
Daß mich die Endlichkeit gefangen hält.
Furchtbarer Zwiespalt ist's und tödlich bitter,
Wenn innen tobt von Fragen ein Gewitter,
Und außen antwortlose Totenstille,
Und ein verweigernd ewig starrer Wille.

Ein Mönch (aus dem Waldesdunkel hervortretend).

Nicht wende an die Kreatur dein Fragen,
Sie weiß, wornach du dürstest, nicht zu sagen.

Was soll dein herber Groll und die Empörung?
Wer betend fragt, gewinnt allein Erhörung.
Dein Donnern weht wie Zirpen der Cicade
Vorüber an dem großen Gott der Gnade.
Willst du den Heiligen schauen und erkennen,
Muß erst sein Licht in deine Seele brennen,
Durch *seine* Kraft allein kannst du ihn denken;
O möchte segnend sie zu dir sich senken!

Faust. Wenn Er der Angeschaute ist,
Und Aug' und Licht zu gleicher Frist,
So sieht doch nur Er selber sich
In meinem Haus, nicht aber ich.
Verworrne Demut ist das Beten;
Ich will Ihm gegenüber treten,
Beglücken kann mich nur ein Wissen,
Das mein ist und von seinem losgerissen.
Ich will mich immer als mich selber fühlen:
Nicht soll aus meinem festen Mauerring
Die heilige Meereswoge fort mich spülen
Wie Tau, der leicht am Ufergrase hing.

Mönch. Durch Seine Kraft allein kannst du ihn finden,
Und mit der Kirche sollst du dich verbinden.

Faust. Was bist du, Mönch, zu stören mich, gekommen?
Ich kenn' euch wohl und haß' euch längst, ihr Frommen!
Willst du um's Haupt dein Cingulum verstohlen
Mir werfen, wie die Schlinge einem Fohlen?
Ich lache dein und spotte ganz gewaltig
Der Metze Babels, alt und mißgestaltig.

Mönch. Zur Kirche, wüstes Weltkind! sollst du kehren,
Daß mütterlich sie dir die bittern Zähren
Des Zweifels trockne, der Verlassenheit,
Die, unbewußt dir selbst, um Hülfe schreit.
O kehre heim zur gläubigen Gemeinde,
Und laß von ihr das kranke Herz dir pflegen!
Rings steht um dich der brüderliche Segen
Und wird dich schützen vor dem wilden Feinde;
Erlösen wird dich im geweihten Bunde
Der Geist des Herrn, lebendige Liebeskunde.

Faust. Ohnmächtig ist und elend auch die Schar,
Wenn jeder Einzle aller Weisheit bar.
Die Kunde, die mir Einsamen geschwiegen,
Mit Vielen würd' ich sie zu hören kriegen?
Zur Kirche, meinst du, daß ich flüchten soll?
Eil wartet Gott, gleich einem Bänkelsänger,

Mit seiner Stimme, bis die Stube voll?
Mönch, hebe dich und laste mir nicht länger!
(Wieder allein.)
Ist diese Welt dadurch entstanden,
Daß Gott sich selber kam abhanden?
Ist Göttliches von Gotte abgefallen,
Um wieder gottwärts heimzuwallen? —
Ist aus urdunkeln Ahnungstiefen,
Worin die Gotteskeime schliefen,
Das Göttliche zuerst erwacht,
Und stieg es auf zur Geistesmacht?
So daß Natur in Haß und Lieben
Als ihre Blüte Gott getrieben? —
An dieser Frage hängt die Welt,
Doch hab' ich immer sie umsonst gestellt.
Ja! ob die Welt mit ihrem Lauf
Zu nennen ein Hinab? Hinauf?
Ist wohl der ersten Frage wert;
Wie aber, wenn es ein Hinaus?
Des vollen Gottes Ausstrom, Überbraus,
Der nie zurück zu seinem Quelle kehrt?
Ob alles Leben ein Verschwenden
Des unerschöpflich Reichen ist,
Das nie mehr wird von ihm vermißt,
Und bald wie ein vergess'nes Spiel muß enden?
Wenn ich vorbei an einem Kirchhof geh',
Und Gräber mit den Leichensteinen seh',
Und mir das Wechselspiel bedenke,
Das mit den hier Vergess'nen ward getrieben,
Ist's wie ein Blick in eine leere Schenke,
Wo auf dem Tisch die Karten liegen blieben.
Was ist's? — Man spricht von unglücklicher Liebe,
Wie sie manch armes Herz zu Staub zerriebe;
Ich habe diese Liebe nie gekannt,
Für's Erdenweib war nie mein Herz entbrannt;
Die unglücklichste, ewig hoffnungslose,
Die Liebe für die Wahrheit ist mein Schmerz.
Vom Himmel fallen nicht Erhörungslose,
So schreit' ich, sie zu suchen, höllenwärts."
Faust sprach es aus, das grausenvolle Wort,
Riß aus der Brust ein Buch und warf es fort,
Und eine Rolle rafft er nun dafür
Aus abgebleichtem Schriftenhauf herfür,
Und liest daraus ein dringendes Beschwören,
Daß rauschend sich des Waldes Haar' empören.

Er blickt umher im öden Waldesraume,
Ob er nicht seh' den schauerlich Ersehnten.
Was knistert hinter jenem alten Baume,
Dem sturmgebrochnen, traurig hingelehnten?
Er ist's! am Baum hervor, aus Moos und Moder,
Mit seiner Augen finsterem Gelodei,
Der Teufel blickt gewärtig und bereit,
Und streckt sein Haupt in Faustens Einsamkeit.

Mephistopheles. Faust, kennst du noch den Medicus,
Der an der Leich' um Mitternacht
Dich überrascht mit seinem Gruß,
Und dir ein Wörtlein Trost gebracht?
Faust, kennst du mich, den Jäger noch,
Der dich auf jenem Berge hoch,
Als du geglitscht vom steilen Rand,
Ergriff und hielt mit fester Hand,
Und stehen ließ verblüfft im Schrecke,
Hinumschwand um die Felsenecke?

Faust. Ich kenne dich, doch ohne Dank;
Mir wäre besser, wenn ich dort versank.

Mephistopheles. Freund, mir gefiel die Leidenschaft,
Die dich hoch über Blitz und Sturm
Von Fels zu Fels emporgerafft
Nach Stein und Blume, Kraut und Wurm;
Wie du in heißer Lieb' entflammt
Für deine rätselhafte Braut,
Die noch dein Auge nie geschaut,
Wie du am Stein dich festgeklammt,
Wie an der Eiswand, ohne Halt,
Du fest und keck die Hand geballt,
Sie blutig schlugst, im tollen Schweben
Mit deinem Blut dich hinzukleben.
Freund, mir gefiel so heiße Gier
Und wahrlich, ich gestehe dir,
Wer also mit dem Tode wettet,
Ist wert, daß ihn der Teufel rettet.
Sieh da, noch sind die Hände wund,
Wie du sie hast ins Eis gehackt;
Dies Blut besiegle dir den Bund:
Auf, schreibe frisch den Ehepakt
Mit deines Herzens Purpurnaß
Für's holde Liebchen Veritas!
Doch hast du was am Boden dort,
Das fort muß, oder ich muß fort.
Was starrst du so auf jenes Buch,

Das du wegwarfst mit einem Fluch?
Was hinterm Baum mich angekündet,
Wonach du hingelauscht, das Knistern,
Vom Feuer kam's, das ich entzündet,
Es brennt nach der Scharteke lüstern;
O wirf hinein den eklen Band
Mit allen Liedern und Gebeten,
Geschichtefaslern und Propheten.
Hinein, 's giebt einen lust'gen Brand.

Faust. Hab' ich verworfen auch die Schrift,
Ihr Anblick noch das Herz mir trifft;
Durch die mir einst so teuren Zeilen
Hör' ich die Winde blätternd eilen;
Sie wecken, wie sie drüber fahren,
Mir Klänge aus vergangnen Jahren:
Als ob die Bibel mahnend wehte
An's Herz mir Psalmen und Gebete
In wunderbaren Sehnsuchtsklängen,
Fühl' ich darin ein bang Bedrängen.

Mephistopheles. Ha, die Gebete waren Wind.
Du sei ein Mann und schnell dich fasse,
Eh' ich verachtend dich verlasse;
Der Teufel taugt nicht für ein Kind.
Die Blätter, einst dir noch so teuer,
Wirf sie geschwind in dieses Feuer!
Und sind verbrannt sie ganz und gar,
So streu zur Sühnung dir in's Haar
Die Asche vom geliebten Buch;
Mit einem büßerischen Spruch
Verneige dein geäschert Haupt,
Daß du so dumm warst und geglaubt,
Die Wahrheit, scheu und ewig flüchtig,
Nach der dir heiß die Pulse pochen,
Sie habe, völlig zahm und züchtig,
In diesen Schweinsband sich verkrochen.
Schlag dir die Faust zur Stirne oft,
Daß du so dumm warst und gehofft,
Daß du geträumt hast, der Geschichte
Längst abgewelkte Jugendblätter,
Sie dauern grün im Zeitenwetter,
Und daß sie dir noch bringen Früchte,
Die ewig frisch das Herz dir laben,
Weil Einer aufstand, der begraben.
O, Freund, sei bis zum Tod betrübt,
Daß du so dumm warst und geliebt,

Wie diese Blätter dir geboten,
Den ungeheuern Urdespoten!

Faust. Den Herrn nicht lieben, wäre schwer;
Doch liebt mein Herz die Wahrheit mehr.

Mephistopheles. So, Faust, du hast es recht begonnen;
Die Wahrheit mehr — ist viel gewonnen.
Sieh, wie das Feu'r die Zunge streckt,
Nach dem geweihten Futter leckt; —
Hinein damit, hinein damit,
Und deiner Knechtschaft bist du quitt!

Faust (wirft die Bibel in's Feuer).
Mich soll der Glaube nimmer locken.
Sie brennt; ihr Zauber ist besiegt;
Der Trost, den sie geboten, fliegt
Zerstreut in grauen Aschenflocken.
Entschieden war mein Sinn zuvor,
Als dich mein Wort heraufbeschwor.
Jetzt wär's zu spät, mich zu bedenken,
Im Herzen noch den süßen Wahn
Unschlüssig feig herumzuschwenken;
Ich schütt' ihn plötzlich aus: wohlan,
Ich bin ein Mann, und was ich liebe,
Lieb' ich mit vollem Mannestriebe,
Ich lieb's auf Leben und auf Sterben,
Auf Heil und ewiges Verderben.
Wohlan, du letzter Helfer, sprich:
Willst du zur Wahrheit führen mich,
Daß ich ihr Antlitz schauen mag?

Mephistopheles. Ich will; doch schließe den Vertrag.
Das beste Mittel wäre fast,
Du hängtest dich an diesen Ast;
Doch wirst du wohl noch länger wollen
Herum dich treiben auf den Schollen;
Und wenn ich's recht genau bedenke,
Schad' wär's, daß Faust sich jetzo henke.
Dein halbes Leben ist verflossen,
Es ward vergrämelt und vergrübelt,
Einsam in studiis verstübelt,
Hast nichts gethan und nichts genossen.
Hast noch die Weiber nicht geschmeckt,
Noch keinen Feind ins Blut gestreckt.
Das Beste, so das Leben beut,
Hast du zu kosten dich gescheut.
Sonst ist des Menschen höchste Lust,
Daß liebend er ein Kindlein mache,

Und wenn er haßt, dem Mann der Rache
Den Dolch zu stoßen in die Brust.
Denn liebend zeugen, hassend morden,
Ist Menschenherzens Süd und Norden;
Und was dazwischen inneliegt,
Sind Keime, doch zurückgeschreckt,
Sind Sprossen, doch die halben, matten,
Von Todschlag oder von Begatten.
Du warst bis jetzt ein blöder Thor.
Drum höre, was ich schlage vor:
Der alte Zwingherr hält die Erde
In knechtisch frömmelnder Geberde;
Doch hat mein Erzfeind nicht versagt
In seiner Welt mir freie Jagd.
Verdinge dich mir zum Gesellen
Und hilf mein Waidwerk mir bestellen.
Ich will dafür, bei meinem Leben,
Die Wahrheit dir zum Lohne geben,
Und Ruhm und Ehre, Macht und Gold,
Und Alles was den Sinnen hold.
Von deiner Seel' es sich versteht,
Daß sie mit in den Handel geht.
Laß bluten die verharschte Hand,
Zu schreiben mir das Unterpfand,
Und daß dazu beitrage jeder,
Reich' ich dir diese Hahnenfeder,
Die ich in einem Forste jüngst,
's war grade Sonntag früh, zu Pfingst,
Dem Raubschütz aus dem Hute zog,
Als ihm in's Herz die Kugel flog.
Recht artlich war es anzusehn,
Wie so der Dieb im dichten Laub
Versteckt, auflauscht dem Wildesraub;
Wie doch vier Jäger ihn erspähn,
Wie er auf sie drei Kugeln sendet,
Von denen jed' ein Leben endet,
Die vierte, ohne Sakrament,
Ihm selber durch die Lungen rennt.
Was ist dir, Faust, du wirst so blaß,
Ging dir zu Herzen gar der Spaß?

Faust. So reiche mir den Hahnenkiel:
Doch laß der Laune freches Spiel,
Die widerlich dein Wort mir salzt.

(Die Feder betrachtend.)

Der arme Hahn, voll Liebesnot,

Hat selber sich dem bittern Tod,
Und mich der Hölle zugesalzt.
Hier unterschreib' ich den Vertrag,
Weil ich nicht länger zweifeln mag.
Mephistopheles. So recht, mein Faust, es ist geschehn;
Leb wohl, auf frohes Wiedersehn!

Der Jugendfreund.

Fausts Wohnung.

Graf **Heinrich von Isenburg** und Famulus **Wagner**, später **Faust**.

Wagner. Ihr werdet nimmer ihn erkennen;
Verwandelt ist sein ganzes Wesen,
In jedem Zuge ist zu lesen,
Was ich nicht wage laut zu nennen.
Als wär' er innerlich zerbrochen,
Wich alle Freude von ihm fort.
Der Finstre spricht oft lange Wochen
Mit mir, dem treuen Freund, kein Wort.
Es ist mit großem Herzeleide,
Wenn ich gezwungen von ihm scheide.
Er that mich lieben und belehren,
Ich werde schwer sein Wort entbehren.
O, daß ein Mann von so viel Wissen
Kann sein im Herzen so zerrissen!
Isenburg. Wohl lange hat sich Faust herumgetrieben,
Bin ohne Kunde lang von ihm geblieben.
Vorüber sind zehn Jahresfluchten,
Seit ich und mein geliebter Faust
Die hohe Schule Wittenbergs besuchten
Und in der Schenke manche Nacht verbraust.
Noch steht vor mir sein herrlich Bild.
Wie war er dort so froh, so wild,
Wie war er dort der Erste stets,
Die edle Kraft nur sein Gesetz!
Wie er den alten Professoren,
Den eingeschrumpften Weisheitsthoren,
Dem Auditorium zur Freude,
Die hochgetürmten Lehrgebäude,
Des Volksverstandes Burgverließ,
Leicht hauchend in die Lüfte blies!

Und wie sein Geist, voll Forschermut,
Nur nach den höchsten Sternen flog,
So war sein Herz voll edler Glut,
Der schnell die tapfre Klinge zog.
Nicht beugen konnte solchen Mann
Die Zeit, die tief mit ihrer Beute
Zu Füßen ihm vorüberrann;
Und was er war, ist er noch heute.
Und wenn ihn einst der Tod erfaßt,
Thut er's mit zagendem Verdruß,
Wie ein Rebellenknecht erblaßt,
Der einen König morden muß.

Wagner. Und doch ist er ein Andrer ganz und gar,
Als er vor wenig Monden war.
Er hat die teure Wissenschaft,
Verkennend seine eigne Kraft,
Und seine Pflichten aufgegeben;
Auf dunklen Bahnen geht sein Leben,
Wohin ich ihn nicht kann geleiten,
Will ich mein Seelenheil nicht auch verscherzen.
Mag auch die Freundschaft gegenstreiten,
Ich scheid' von ihm; weiß Gott, mit schwerem Herzen.

Isenburg. Seid ihr sein Freund, so bleibt ihm treu,
Sein finstres Wesen geht vorbei.
Wie sehn' ich mich, o daß er käme!
Daß ich ihn schließ' in meine Arme,
Und ihn entreiße seinem Harme,
Und euch Kleinmütigen beschäme!
War ich sein liebster Freund ihm doch,
Er hielt mich stets vor Allen hoch.
Ihr werdet sehn, mir wird's gelingen,
Die Freude wieder in sein Herz zu bringen.

Wagner. Das hoff' ich, leider! nimmermehr.
Die Freude flieht mit schnellen Sohlen;
Läßt man sie fort so weit, wie der,
So ist sie nimmer einzuholen. —
Seht nur, da liegen noch die Splitter
Vom alchymist'schen Apparat,
Den er im Zorn zerschlug, zertrat;
Wie kränkt' er mich damit so bitter!
Da kam er heim in später Nacht,
Als ich am Herde noch gewacht,
Und so vergnügt mein Feuer schürte,
Und meinen Kolben hitzt' und rührte;
Da rief er aus mit wildem Spott:

„Ist doch die sämtliche Natur
Zu unsrer Qual geschäftig nur,
Ein heimlich tückisches Komplott;
Die Glieder halten fest zusammen,
Daß keins das andre je verrät,
Von ihrem Sinne was gesteht,
Daß sie, geworfen in die Folterflammen,
Den Märtyrtod des Schweigens sterben."
Er rief's und hatte mit den Worten
Phiolen, Flaschen und Retorten
Zerschmettert schnell in tausend Scherben.
Herr, so umnachtetem Gemüt
Kein Hoffen mehr auf Erden blüht.

Faust (hereintretend und auf Isenburg zueilend).
O Freund aus meinen Jugendtagen!
Mein Isenburg! dich sandte Gott!

Isenburg. Mein Faust!
(Sie umarmen sich.)

Wagner. Wohl mir, ich hör' ihn wieder sagen,
Und ohne Groll, den Namen Gott.

Isenburg (Faust betrachtend).
Dein Leben traf ein harter Streich;
Mein Faust, wie bist du worden bleich,
Seit ich dich sah zum letztenmal!

Faust. O Freund! du schöner, letzter Strahl
Von meiner Sonne, die versunken!
Wohl bleich, — ich habe Gift getrunken,
Des Zweifels Gift in starken Zügen,
Und meine bösen Würfel liegen.

Isenburg. Nein, nein! mußt wieder dich erheben
Und freuen dich am schönen Leben.
Nicht länger hier so einsam bleib,
Nimm dir an's Herz ein holdes Weib.
O Freund, du kennst die Liebe nicht,
Sie soll dir bringen Trost und Licht.
Ist an der Welt dein Herz erkrankt,
Und wenn dein guter Glaube wankt,
Blick' einem Weibe, das dich liebt,
In's Auge, und dein Gram zerstiebt,
Die Welt wird sich dir freundlich zeigen,
Es werden all' die Stimmen schweigen,
Die dich zum Abgrund lockend riefen,
Du blickst in heitre Gottestiefen.
O, laß dein Herz an Vaterwonnen
Sich froh zum ew'gen Frühling sonnen.

Was frommt die ungewisse Saat
Der Wissenschaft? was frommt die That?
Die leichte Saat verweht der Wind,
Und eine That ist doch kein Kind!
Du kannst ihr nicht die Locken streicheln,
Ihr nicht in's liebe Antlitz blicken,
Und ihr mit süßen Namen schmeicheln,
Das warme Haupt an's Herz dir drücken.
Ich hab's erfahren: Weib und Kind
Das höchste Gut auf Erden sind.

Faust. Ich will kein Weib als Braut umschlingen.
Mein Leben ist ein wildes Hadern,
Aus grolldurchgiftet bösen Adern
Soll mir kein Kind, mir gleich, entspringen.
Mir taugt kein Weib voll Lieb' und Treu,
Es ward mein Herz versöhnungsscheu.
Ein Weib, das mir nicht Ekel brächte,
Das müßte fromm sein und im Bund der Mächte,
Mit denen ich in Bruch und Fluch;
Das wär' ein ärgerlicher Widerspruch.
Wenn du das helle, farbenfrohe
Röslein hinpfropfest in den Eichenspalt,
So wird es von der scharfen Lohe
Des Baumes schwarz und mißgestalt.
Kurz, Freund, laß mich damit in Frieden;
Mir dünkt die Welt ein enges Kerkerloch,
Und sollt' ich im Gefängnis noch
Der Blöde sein, mich anzuschmieden?
Für mich ist jedes Glück verloren.
Ich will dir treuen Freund nicht sagen,
Du könntest mich zu schwer beklagen,
Wem ich mein Leben zugeschworen.

Isenburg. O schwör' es einem Herzen zu,
Das ohne dich ist ohne Ruh.
Gedenkst du meiner Schwester noch, Theresen?
Sie war ein zartes Mägdlein noch
Als sie dich sah, und konnte doch
Von deinem Bilde nicht genesen;
Ist nun ein Fräulein, herrlich anzuschauen,
Die Zierde aller sächsischer Jungfrauen,
An Seele fromm und himmlisch rein;
Kannst du sie lieben, sei sie dein!
Als einst ich nah dem Tode lag,
Da standst du treulich, Nacht wie Tag,
Am Bett mir, bis dein seltnes Wissen

Des Todes Armen mich entrissen.
Du hast das Leben mir gerettet,
Ich rette dir den Lebensfrieden,
So ist dein Glück und mein's entschieden,
Wir sind auf ewig fest verkettet.
Wie freundlich mir die Zukunft glänzet!
Der Liebe und dem Herrn ergeben,
So wollen wir zusammenleben
Auf unserm Schlosse, waldumkränzet,
Uns teilen brüderlich in Gottes Segen,
All' unsre Freuden treu zusammenlegen.
Faust, freue dich, und reiche mir die Hand,
Mit mir zu ziehen in mein Heimatland!

Faust. Geliebter Freund, du bist umsonst gekommen,
Nun kann mir deine Treue nichts mehr frommen.
Du letzter Strahl aus meinen hellen Tagen,
Kann dich und deine Liebe nicht ertragen;
Du dringst mir in des Busens Finsternisse,
Beleuchtest mir des Herzens tiefe Risse,
Die durch und durch hinab zur Hölle klaffen.
's ist aus! leb wohl! ich muß mich dir entraffen! —

(Faust eilt davon; Isenburg eilt ihm nach; doch Mephistopheles erfüllt das Haus mit schwarzem Nebel, in welchem Faust verschwindet.)

Der Teufel.

Landstraße.

Mephistopheles (allein und dem forteilenden Faust von ferne nachschreitend).
Am Menschen ist's ein mir beliebter Zug,
Daß, wenn's Geschick ihm eine Wunde schlug,
Wenn ein Verdruß die Seele ihm erweicht,
Der Sinnenreiz viel freier ihn beschleicht,
Als wären alsdann seine Tugendwächter,
— Die doch am Ende nur gedungne Fechter —
Vom Schmerz berauscht, verschlafen an der Pforte.
Gewaltig packten ihn des Grafen Worte;
Nun steht's mit meinem Faust am rechten Sprunge,
Ganz durchgeweicht ist mir der arme Junge,
Wogegen er sich lange mochte sträuben,
Dem wird er nun sich rasch entgegenstürzen,
Im Drang sich zu zerstreuen, zu betäuben,
Die Tage des Verdrusses abzukürzen,
Frisch zu verzehren seine Lebenskraft
Im Todestaumel süßer Leidenschaft.

Von Christus ist er los; noch hab' ich nur
Zu lösen meinen Faust von der Natur.
Gelingen wird's, ich hab' es mir durchdacht!
Tief in die Lust, bevor die Lieb' erwacht!
Mit Weibern zärtlich rohes Spiel getrieben!
Manch Kind gezeugt! — So wird der grade Stand
Sich zwischen Faust und der Natur verschieben,
Und er im Unmut stürmen an den Rand.
Dann faßt die Liebe ihn am steilen Bord,
Und stürzt hinab ihn jählings in den Mord.
Und schlug er der Natur dann manche Wunde,
So läßt sein Stolz ihn nicht Versöhnung suchen;
Nein! weil er sie gekränkt, wird er ihr fluchen
Und los sich reißen wild aus ihrem Bunde.
Ist mir der Bruch gelungen zwischen beiden,
Von jeder Friedensmacht ihn abzuschneiden,
Dann setzt er sich mit seinem Ich allein,
Und in den Kreis spring' ich dann mit hinein.
Dann laß' ich rings um ihn mein Feuer brennen,
Er wird im Glutring hierhin, dorthin rennen,
Ein Skorpion sein eignes Ich erstechen. —
So wird mein Schmerz am Göttlichen sich rächen,
So will Verstoßner ich mein Leiden kühlen,
Verderbend mich als Gegenschöpfer fühlen.

Der Tanz.

Dorfschenke.

Hochzeit. Musik und Tanz.

Mephistopheles (als Jäger zum Fenster herein).
Da drinnen geht es lustig zu;
Da sind wir auch dabei. Juchhu!
(Mit Faust eintretend.)
So eine Dirne, lustentbrannt,
Schmeckt besser als ein Foliant.
Faust. Ich weiß nicht wie mir da geschieht,
Wie mich's an allen Sinnen zieht.
So kochte niemals noch mein Blut,
Mir ist ganz wunderlich zu Mut.
Mephistopheles. Dein heißes Auge blitzt es klar:
Es ist der Lüste tolle Schar,
Die eingesperrt dein Narrendünkel,
Sie brechen los aus jedem Winkel.

Fang Eine dir zum Tanz heraus,
Und stürze keck dich in's Gebraus!

Faust. Die mit den schwarzen Augen dort
Reißt mir die ganze Seele fort.
Ihr Aug' mit lockender Gewalt
Ein Abgrund tiefer Wonne strahlt.
Wie diese roten Wangen glühn,
Ein volles, frisches Leben sprühn!
's muß unermeßlich süße Lust sein,
An diese Lippen sich zu schließen,
Die schmachtend schwellen, dem Bewußtsein
Zwei wollustweiche Sterbekissen.
Wie diese Brüste ringend bangen
In selig flutendem Verlangen!
Um diesen Leib, den üppig schlanken,
Möcht' ich entzückt herum mich ranken.
Ha! wie die langen, schwarzen Locken
Voll Ungeduld den Zwang besiegen
Und um den Hals geschwungen fliegen,
Der Wollust rasche Sturmesglocken!
Ich werde rasend, ich verschmachte,
Wenn länger ich das Weib betrachte;
Und doch versagt mir der Entschluß,
Sie anzugehn mit meinem Gruß.

Mephistopheles. Ein wunderlich Geschlecht fürwahr,
Die Brut vom ersten Sünderpaar!
Der mit der Höll' es hat gewagt,
Vor einem Weiblein jetzt verzagt,
Das viel zwar hat an Leibeszierden,
Doch zehnmal mehr noch an Begierden.
(Zu den Spielleuten.)
Ihr lieben Leutchen, euer Bogen
Ist viel zu schlafrig noch gezogen!
Nach eurem Walzer mag sich drehen
Die sieche Lust auf lahmen Zehen,
Doch Jugend nicht, voll Blut und Brand.
Reicht eine Geige mir zur Hand,
's wird geben gleich ein andres Klingen,
Und in der Schenk' ein andres Springen!

— — — — — — — — — —

Der Spielmann dem Jäger die Fiedel reicht,
Der Jäger die Fiedel gewaltig streicht.
Bald wogen und schwinden die scherzenden Töne
Wie selig hinsterbendes Lustgestöhne,
Wie süßes Geplauder, so heimlich und sicher,

In schwülen Nächten verliebtes Gekicher.
Bald wieder ein Steigen und Fallen und Schwellen;
So schmiegen sich lüsterne Badeswellen
Um blühende, nackte Mädchengestalt.
Jetzt gellend ein Schrei ins Gemurmel schallt:
Das Mädchen erschrickt, sie ruft nach Hülfe,
Der Bursche, der feurige, springt aus dem Schilfe.
Da hassen sich, fassen sich mächtig die Klänge,
Und kämpfen verschlungen im wirren Gedränge.
Die badende Jungfrau, die lange gerungen,
Wird endlich vom Mann zur Umarmung gezwungen.
Dort fleht ein Buhle, das Weib hat Erbarmen,
Man hört sie von seinen Küssen erwarmen.
Jetzt klingen im Dreigriff die lustigen Saiten,
Wie wenn um ein Mädel zwei Buben sich streiten;
Der eine, besiegte, verstummt allmählich,
Die liebenden Beiden umklammern sich selig,
Im Doppelgetön die verschmolzenen Stimmen
Aufrasend die Leiter der Lust erklimmen.
Und feuriger, brausender, stürmischer immer,
Wie Männergejauchze, Jungferngewimmer,
Erschallen der Geige verführende Weisen,
Und alle verschlingt ein bacchantisches Kreisen.
Wie närrisch die Geiger des Dorfs sich geberden!
Sie werfen ja sämtlich die Fiedel zu Erden.
Der zauberergriffene Wirbel bewegt,
Was irgend die Schenke Lebendiges hegt.
Mit bleichem Neide die dröhnenden Mauern,
Daß sie nicht mittanzen können, bedauern.
Vor allen aber der selige Faust
Mit seiner Brunette den Tanz hinbraust;
Er drückt ihr die Händchen, er stammelt Schwüre,
Und tanzt sie hinaus durch die offene Thüre.
Sie tanzen durch Flur und Gartengänge,
Und hintenher jagen die Geigenklänge;
Sie tanzen taumelnd hinaus zum Wald,
Und leiser und leiser die Geige verhallt.
Die schwindenden Töne durchsäuseln die Bäume,
Wie lüsterne, schmeichelnde Liebesträume.
Da hebt den flötenden Wonneschall
Aus duftigen Büschen die Nachtigall,
Die heißer die Lust der Trunkenen schwellt,
Als wäre der Sänger vom Teufel bestellt.
Da zieht sie nieder die Sehnsucht schwer,
Und brausend verschlingt sie das Wonnemeer.

Das arme Pfäfflein

Wie's Völklein in der Stube
Die tollsten Tänze springt,
Und in die Luft der Bube
Zuhöchst die Dirne schwingt,
Verstummt die Geig', verschwunden
Der fremde Waidgesell,
Und wie von hundert Hunden
Erschallt ein laut Gebell.
Am Geigerbänkel sitzend,
Aus roten Augen blitzend,
Sieht einen schwarzen Pudel
Das bange Bauernrudel;
Faust's Hund, Prästigiar genannt,
Im Lande weit und breit bekannt.
Doch war's von ihm nur Necken,
Die Leutchen zu erschrecken,
Denn mit geducktem Schädel,
Diskretem Schwanzgewedel
Der Pudel sich verkriecht
Ins Eck und rührt sich nicht.
Die Bursche haben, lustbetäubt,
Gar bald den Spuk vergessen,
Die Dirnen wieder ungesträubt
Zum Tanze sich vermessen.
Auch sind beschämt die Musikanten
An ihre Bank zurückgeschlichen,
Es werden die beliebt bekannten
Drehwalzer bestens abgestrichen.
O arme Dorfesfiedel,
Dein Ruhm ist nun zerstört!
Wes Ohr einmal gehört
Ein reizend Höllenliedel,
Dem soll die Einfalt schweigen,
Ist schwer zu Dank zu geigen. —
Jetzt durch die Schenke poltert,
Von Eifersucht gefoltert,
Der Hahnrei-Bräutigam,
Dem Faust sein Schätzel nahm.
Er hat den Garten rings durchsucht,
Und aus und ein den Wald durchflucht,
Laut vorgeheult den Winden,
Die Braut ist nicht zu finden.

Arm Hannchen ist verfallen
Der Reue scharfen Krallen.
Denn als des Zaubers Bande
Im vollen Kussesbrande,
Im glühendsten Vereinen
Der Taumelnden sich lösten:
Ergriff sie lautes Weinen,
War sie nicht mehr zu trösten. —
Nun sehn erstaunt die Bauern,
Wie der, auf den sie lauern,
Eintritt mit kaltem Mut.
Er hatte, tanzgeschäftig,
Vergessen seinen Hut,
Den Mantel, zauberkräftig,
Sein Fahrzeug durch die Luft;
Und alles „packt ihn!" ruft.
Wie sie den Doktor schnell umringen,
Wie sie die harten Fäuste schwingen,
Die guten Lehren festzunageln,
Die brausend auf den Sünder hageln.
Den Faust jedoch berührt das nicht,
Verachtung lächelt sein Gesicht,
Er donnert ins Getümmel:
„Still! rührt euch nicht, ihr Lümmel!"
Da faßt sie alle schnell der Bann,
Und keiner sich bewegen kann,
Und wie gestellt ihn der Verdruß,
Ein jeder so verharren muß:
Die Mäuler sind weit aufgerissen,
Zu schelten drollig stumm beflissen;
Die Fäuste, zornzusammengepreßt,
Sie wurzeln in der Luft gar fest.
Als gute Zuchtverfeinerung
War wirksam die Versteinerung;
Denn wie nun Faust den Zauber hob,
Sprach Jeder seufzend ein: Gottlob!
Wie Faust herab sich läßt, zu sagen:
„Wir wollen friedlich uns vertragen!"
Schleicht jeder mit gesenkter Stirne
Zu seiner Flasche oder Dirne.
Die Bauern werden allgemach
Mit Faustens Näh' vertrauter,
's wird in der Schenke nach und nach
Die Freude wieder lauter;
Der schwarze Pudel kriecht hervor

Zu Faust mit freudigem Rumor,
Bemüht, den Doktor zu erfreuen
Mit seltsamlichen Gaukeleien.
Doch, nun die Thür wird aufgethan,
Und kommt ein junger Wandersmann
Mit einem hübschen Frauenbild,
Und ringsum grüßt, verlegen mild,
Und Wein begehrt, und fasset Platz,
Unweit von Faust, mit seinem Schatz:
Beginnt der Hund zu zittern,
Zu schnuppern und zu wittern,
Und läßt sich nicht bescheiden,
Stets knurrend um die Beiden.
Der fremde, luftige Gesell
Scheint weidlich froh an seiner Stell',
Er trinkt es seiner Schönen zu,
Sie kosen zärtlich, du zu du,
Ihn scheint das frohe Lärmen,
Der goldne Bergwein, Guß auf Guß,
Stets gründlicher zu wärmen;
Er giebt der Schönen Kuß auf Kuß.
Die Heißverliebten schämen
Mit nichten sich und nehmen
In so behaglichem Besitz
Vom Groll des Hundes nicht Notiz.
Nun aber ist der Pudel frisch
Mit einem Satz auf ihrem Tisch,
Und gierig schnappt Prästigiar
Dem fremden Wandersmann ins Haar,
Reißt ihm vom Kopf sein Häubchen,
Ein rund Perückenscheibchen,
Und trägt, dem Mann zu Schimpf und Tort,
Faust hin den lustigen Apport.
Weh! wo vom Haupt das Käpplein fuhr,
Kriecht vor verräterisch — die Tonsur. —
Der Hund verbringt ein grimmig Klaffen,
Bis man den schelmisch geilen Pfaffen
Hat in der Schenke scharf geplagt,
Und samt dem Weib hinausgejagt.

Die Lektion.

Hofgarten einer Residenz.

Des Königs erster Günstling und Minister, Faust und Mephistopheles als Scholast in einer Allee spazierend.

Minister. Geehrte Herrn, ich bin entzückt,
Daß mir zu finden ist geglückt
Ein paar so köstliche Talente.
O daß ich doch die Mittel kennte,
Zu lohnen solche Trefflichkeit!
Mephistopheles. Wir sind zu Eurem Dienst bereit.
Talente, Herr, von unsrer Art
Sind für gemeinen Lohn zu zart;
Für mich und diesen Musensohn
Ist's reichlicher Genuß und Lohn,
Zu sehn, wie unsre Phantasieen
So recht verfangen und gedeihen.
Minister (zu Faust). Ihr also, hochgelahrter Mann,
Dem sich kein Stern der Fakultäten
In artibus vergleichen kann,
Ihr seid vorerst von mir gebeten,
An meines Fürsten Trauungsfeier
Zu schmücken morgen Eure Leier
Mit einem feinen, blühend warmen,
Und schmeichelhaften Hochzeitscarmen;
Daß ihr darin den hohen Geist,
Die unvergänglich großen Werke,
Die Tapferkeit des Königs preist,
Und seine schöne Jugendstärke.
Auch lasset über eure Saiten
Der Braut erhabne Zierden gleiten,
Mit denen wirklich sie begabt,
Und solche, die sie nie gehabt,
So, daß sie selbst nicht unterschiede
Die wahren und die angejungnen
Liebreize in den schlauverschlungnen
Ganz meisterhaften Hochzeitsliede.
Faust. Ich will, was meine Kräfte können,
Das Fest mit einem Liede zieren;
Doch müßt Ihr mir die Ehre gönnen,
Es dann euch selbst zu deklamieren;
Kein Andrer spricht wie der Poet
Ein Lied, das ihm vom Herzen geht.

Minister. Ihr thätet zwar mir eine Liebe,
Wenn morgen mir die Ehre bliebe,
Was Ihr gedichtet, vorzutragen,
Doch will ich dem Gewinn entsagen.
Mephistopheles. Das Lied wird gut, ich steh' dafür,
Ihr klopftet an die rechte Thür.
Faust (abgehend). Ich will im Schatten jener Fichten
Euch die bestellten Verse dichten.
Minister (zu Mephistopheles). Und Ihr, hochpreislicher Scholast,
Ihr wißt gewiß so Manches noch,
Was recht in meine Pläne paßt;
Fahrt fort in Euern Reden doch.
Es unterbrach Euch, o verzeiht,
Die Hochzeitsangelegenheit.
Ihr seid mein Mann, noch fand ich nie
Solch ein politisches Genie.
Vielwerter Freund, habt doch die Güte
Und laßt mich weiden an der Blüte
Der Staatsweisheit, die ihr gefunden
In so beglückten Forscherstunden.
Mephistopheles. Das Erste also, wie gesagt,
Wird immer sein: Das Volk geplagt!
Minister. Wenn aber sich das Volk empört?
Mephistopheles. Nur in zwei Fällen bricht's das Gitter:
Wenn Ihr's geplaget allzubitter,
Wenn Ihr's zu plagen aufgehört;
Steht das Euch nicht im hellsten Lichte,
So seid Ihr schwach in der Geschichte.
Minister. Ich geb' es zu; doch nennet, was
Giebt uns der Plage rechtes Maß?
Mephistopheles. Ihr Herrscher über Volk und Land,
Das ist der Klugheit rechter Stand:
Verkümmert stets, doch nie zu scharf,
Dem Volk den sinnlichen Bedarf,
Und lenket so all sein Begehren
Nach dem, was Ihr ihm könnt gewähren,
So wird es, nach dem Nächsten greifend,
Niemals weitsichtig, überschweifend,
Nach dem gelüsten, frechverwegen,
Was nicht in Eurer Macht gelegen.
Das Volk sich gerne selbst belügt,
Es ist am Ende hochzufrieden,
Und unterthäniglich vergnügt,
Wenn ihm des Zwingherrn Huld beschieden,
Was ohne ihn und seine Kette

Das dumme Volk von selber hätte.
Minister. Der Grundsatz klingt für mich entzückend,
Und ist gewiß auch volkbeglückend;
Doch türmen sich ihm allerwegen
Der Feinde gar zu viel entgegen.
Mephistopheles. Der schlimmste Feind für Euer Wirken
Ist der Gedanke, der da feiert,
Als Vagabund entfesselt steuert
Nach fernen, lustigen Bezirken.
Laßt ihr ihn ziehn vom Heimatstrand
Fort in die offne, weite See,
So schleppt er Euch zurück in's Land
Das Bild von jener schönen Fee,
Der Freiheit, die auf ferner Insel
Von Geistern wohnt; — das Volk wird toll,
Und: Freiheit! Freiheit! sehnsuchtsvoll
Ruft dann sein Fluchen, sein Gewinsel.
Minister. Wie fügte sich der ewig schwanke,
Nie fest zu haltende Gedanke?
Mephistopheles. „Verkümmert stets, doch nie zu scharf,
Dem Volk den sinnlichen Bedarf."
O haltet fest an diesem Worte.
Die Weingeistflamme, der Retorte
Dienstbar, muß Elixiere kochen,
Sollt Menschengeist Ihr unterjochen,
Soll's Feuer Eurer Sklavenköpfe
Dem Magen heizen seine Töpfe.
Will jemals von den Nutzgeschäften,
Daran Ihr müßt die Geister heften,
Sich der und jener dispensieren,
Sich in's Ideenreich verlieren,
Will er in Schriften gar den Knechten
Einraunen was von Menschenrechten:
So müßt Ihr solche Herrscherplagen
In ihrem Keime gleich erschlagen.
Ich rat' Euch hier das beste Mittel:
Wie für die Thaten einst die Alten
Censoren hielten, sollt Ihr halten
Censoren als Gedankenbüttel.
Ja, so ein Censor, so ein echter,
Ein unerbittlich scharfer Wächter
Und tapferer Gedankenwürger,
Der leider! erst, zum Heil der Bürger,
In fernen, schönern Zeiten sproßt,
Das wäre so mein Augentrost!

Einst schlief ich unter grünen Bäumen,
Da ist sein Bild mir klar erschienen,
In meinen patriotischen Träumen:
Wie er mit lieben Forschermienen
Gedanken greift auf ihrer Flucht,
Und ihre hüllenden Gewande,
Jed' Fädlein lüftend, streng durchsucht,
Ob sie nicht führen Contrebande
An allerlei verruchten Dingen,
Ob sie ein Liebesbriefelein
Der Freiheit wollen überbringen,
Und ein gefährlich Stelldichein. —
Mir ward in jenen Visionen
Beglückter Zukunft schönster Gruß:
Ich sah das Heer von Maulspionen,
Welch ein prophetischer Hochgenuß!
Wie Jäger, einen Fuchs zu prellen,
An's Loch des Bau's ihm Schlingen stellen,
Drein sich der Lose muß verfangen,
Treibt ihn aus seiner dunklen Schluft
Hinaus vorwitziges Verlangen
Nach freier, frischer Waldesluft:
So schaut' ich damals mit Ergötzen
An Menschenmundes offner Pforte
Spione lauern und die Worte
Auffangen mit Verrates-Netzen.
Hat es die Politik gebracht
In ihrer Kunst zu solchen Flügen,
Dann ist begründet Eure Macht,
Dann ist Regieren ein Vergnügen.

Minister. Nur seufzend kann ich nach dem Eden,
Das mir aufblüht in Euern Reden,
Und hoffnungslos hinüberschauen;
Unüberspringlich weite Klüfte
Gräbt mir mein Fürst, der — im Vertrauen —
Etwas gewissenhaft Verblüffte.

Ein Hofbedienter (mit Erfrischungen kommend).
Verzeihen, Herr Minister, hohe Gnaden,
Daß ich ein Störer, bei des Abends Schwüle,
Aufmerksam dienend, mich gedrungen fühle,
Zu einiger Erfrischung einzuladen.

Minister (zu Mephistopheles). Mein trefflicher Kollege, laßt
Euch von dem Obste was belieben;
Ich pfropfte selbst den braven Ast,
Der diese Pfirschen mir getrieben,

So farbig frisch und saftgeschwellt;
Nehmt von den Pflaumen, wenn's gefällt,
Kühlt Euch an dieser edlen Traube,
Gepflückt von meiner Lieblingslaube.

Mephistopheles. Viel Dank, viel Dank; ich find' es eben
Im Garten hier nicht gar so heiß,
Wie dieser Bursche vorgegeben
In seinem dienerischen Fleiß.
Natur kommt mit Erfrischungsfrüchten
Etwas post festum angezogen,
Wenn schon die Sommerglut verflogen,
Und 's Laub will von den Bäumen flüchten;
So bringt die Weisheit ihre Kühlung
Im Nachtrab stets der Leidenschaft,
Wenn's aus ist mit der heißen Fühlung,
Wenn schon von selber friert die Kraft,
Und Tod sich nistet in die Glieder.
Auch ist mir überhaupt zuwider
Das Obst, an dem sich Kinder laben,
Und die noch was vom Kinde haben.
Ihr beißet da mit solcher Lust
Den Pfirsich, daß der Bart Euch saftet;
Dran seh' ich, was ich längst gewußt,
Daß Ihr noch sehr am Wahne haftet.
Ihr habt noch viel zu viel vom Kinde;
Und weil ich wollt' aus Eurem Herzen
Die letzte Spur vom Kinde merzen,
Darum ich mich vor Euch befinde.

Minister. Ihr seid sehr wunderlich, Scholast!
Ich sah noch niemals Euresgleichen;
Betracht' ich Euch genauer, fast
Will mich's unheimlich überschleichen.

Mephistopheles. Laßt das, mein Gönner; lieber seht
Den Burschen hier Euch schärfer an,
Im Knechteskittel angethan,
Wie dem die Sklavenmiene steht!

Minister (zum Bedienten). Entferne dich. —
(Zu Mephistopheles.)
Ihr habt Recht,
Geboren scheint er mir zum Knecht.
Mein Freund, es ist wahrhaftig köstlich,
Und sehr für unsre Hoffnung tröstlich,
Daß so die Menschen ein Behagen
Am Sklaventum im Herzen tragen,
Es ist durchaus nicht zu verkennen,

Sie lernen leichter Sklavensitten,
Als daß sie Freiheit an sich litten,
Für die sie doch so leicht entbrennen.

Mephistopheles. Und also, meint Ihr, müsset freilich
Ihr guten Herren Euch bequemen,
Des Herrschens Last auf Euch zu nehmen,
Damit die Andern recht gedeihlich
Und ungestört dem süßen Triebe
Der Sklaverei sich widmen können,
Den Andern ihre Lust zu gönnen,
Seid Ihr das Opfer Eurer Liebe.
Vergeßt Ihr meine Worte nicht,
Könnt Ihr ein großer Staatsmann werden.
Gebt Eurem Herrn auch Trost und Licht
Zu seinen fürstlichen Beschwerden.
Nun aber kann ich nicht mehr weilen
Ich muß zu meinem Doktor eilen.

Das Lied.

Saal im königlichen Palaste.

Der **König**, die **Königin** und die Großen des Reiches sitzen an der Hochzeitstafel. Allgemeines Vivatrufen und Anklingen mit den Pokalen.

Der Ministergünstling (sich von seinem Stuhl erhebend).
Auf einen Wink von Euren Majestäten
Soll in den Saal sogleich ein Sänger treten,
Den ich aus fernem Lande herbeschied,
Zu feiern dies Fest mit seinem Lied.

Der König. Daß Ihr zum Fest den Sänger uns geladen,
Befestigt Euch in unsern höchsten Gnaden.

Die Königin. Ihr setzet meinen Dank in Eure Schuld;
Nehmt diesen Ring als Zeichen meiner Huld.

Mephistopheles. Das Lied wird gut, ich steh' dafür;
Ihr klopftet an die rechte Thür.

(Während der Minister den Ring auf seinen Knieen empfängt, tritt Faust mit seiner Guitarre ein.)

Faust (singt zur Guitarre).

Griff die Leier hin und her,
Was ein Lied das beste wär',
Nirgends doch die grobe Hand
Feines Schmeichelverslein fand;
Pflücke nun vom nächsten Ast
Euch ein Sprüchlien, bring's zu Gast:

Siecher Mann! hast keinen Leib,
Keine Seel', du blödes Weib!
Drum, du hocherlauchtes Paar,
Paßt zur Hochzeit auf ein Haar
Dir das Sprüchlein: Mann und Weib
Eine Seele und Ein Leib!

(Alle erheben sich unwillig und drohend von der Tafel, Faust und Mephistopheles fahren zum Fenster hinaus; der Minister ist vor Wut und Schreck wahnsinnig geworden, und heult, herumspringend und die Hände ringend, fort und fort:)

Mann und Weib
Eine Seele und Ein Leib! —

Die Schmiede.

Faust reitet hin im grauen Dämmerschein
Auf seinem Rappen, sinnend und allein.
Es zieht der Weg durch grüne Wogenfelder,
Durch Österreichs erhabne Eichenwälder.
Der Reiter folget ohne Wunsch und Wahl
Dem Weg bergüber und durch manches Thal.
Heiß war am Frühlingstag der Sonne Sengen,
Das Roß ist müde von des Weges Längen,
Und von des Reiters feurigen Gedanken,
Die es gefühlt als Spornstich in den Flanken.
Jetzt duldet Faust dem Rosse seinen Willen,
Es lenkt an einen Bach, den Durst zu stillen.
Der Reiter läßt die losen Zügel sinken,
Das müde Roß am klaren Quelle trinken,
Und er gewahrt mit lächelndem Vergnügen,
Wie seinem Rappen in gedehnten Zügen
Die Flut behaglich rieselt durch die Zähne,
Und wie im Wasser badet seine Mähne.
Zum weitern Ritte faßt er drauf die Zügel,
Von ferne winkt ein Dorf am Waldeshügel. —
Die Dämmerung verliert sich tiefer immer
In stille Nacht, kein Mond, kein Sternenschimmer.
Bald hat das Roß, erquickt von seiner Labe,
Das Dorf erreicht im aufgefrischten Trabe.
Die Häuser decket schon ein trauter Friede,
Nur brennt noch frisch das Feuer in der Schmiede.
Die Eisenstange glüht in hellem Glanz,
Vom lauten Hammer springt der Funkentanz.

Faust (in die Schmiede tretend).

Ich grüß' euch, hämmernder Kumpan!

Ihr seid doch früh und spät geschoren.
Schlagt meinem Roß ein Eisen an,
Das auf dem Waldweg ging verloren!
Meister. Seid schön gegrüßt, mein edler Gast!
Ja, wohl muß unser Eines hämmern,
Wenn längst der Tag hat seine Rast;
Wie bei des Morgens frühstem Dämmern.
Doch sind wir fröhlich, schwing' ich doch
Den Hammer für mein Weib und Kind,
Und ruht nun endlich das Gepoch,
Umfaßt ihr Arm mich lieb und lind.
Und meine rüstigen Gesellen
Erklopfen redlichen Gewinn,
Und haben stets dabei im Sinn,
Sich auch ein Ehbett aufzustellen.
Faust. Ihr sollt den Rappen mir beschlagen,
Kam nicht nach Eurer Eh' zu fragen.
Hemmt Eure rasche Plauderflut!
Meister. Verzeiht, war Euch mein Wort zur Last.
Das Eisen liegt schon in der Glut,
Gleich wird's dem Hufe angepaßt.
Ich bin ein einfach plumper Schmied,
Der leicht die rechte Art versieht.
Hier aber tritt aus ihrer Stube
Mein Weib, das Euch begrüßen will;
Auf ihrem Arm mein jüngster Bube.
Nun bin ich gerne wieder still.
Der Anblick, Herr, Euch doch erzählt,
Daß mir's im Haus an Glück nicht fehlt.
Schmieds Frau. Mein Herr, ich grüß' Euch unterthänig!
Verargt mir nicht, daß ich ein wenig
Will solchen seltnen Gast beachten
Und seine Kostbarkeit betrachten.
Die schwarze Feder am Barette!
Am Hals von Gold die schwere Kette!
Die unsers Bischofs ist geringer!
Viel Ring' an beiden Händen blitzen,
Gar edle Stein', Ihr habt ja sitzen
Schier Haus und Hof an jedem Finger!
Faust. Das Weib mit ihrem Kindelein,
Umglüht vom hellen Essenschein,
Gefällt mir wahrlich gar nicht übel;
Ich grüß' Euch, Frau, und Euer Bübel!
Meister. Hier, edler Herr, beschlag' ich Euch
Das Roß; doch gönnt' mir meine Bräuch',

Ich singe gern dazu das Lied
Von einem guten, alten Schmied.
(Er singt, indem er das Roß beschlägt.)

Fein Rößlein, ich
Beschlage dich
Sei frisch und fromm,
Und wieder komm!

Trag deinen Herrn,
Stets treu dem Stern,
Der seiner Bahn
Hell glänzt voran!

Bergab, bergauf
Mach flinken Lauf;
Leicht wie die Luft,
Durch Strom und Kluft!

Trag auf dem Ritt
Mit jedem Tritt
Den Reiter du
Dem Himmel zu.

Nun, Rößlein, ich
Beschlagen dich:
Sei frisch und fromm,
Und wieder komm!

Faust. Mein guter Schmied, wenn Euer Eisen
Nicht fester haftet an der Mähre,
Als eure weise Sittenlehre,
So wird's nicht lange mit mir reisen.
Meister. Ich meine, Herr, ein frommer Segen
Thut Manchem gut auf seinen Wegen;
Da aber sei Gott gnädig vor,
Daß er an Euch die Kraft verlor!
Faust. Was Ihr da schwatzt von Gottesgnade,
Klingt meinen Ohren matt und fade.
Da, nehmt für Eure Müh den Lohn,
Führt vor mein Roß, ich will davon.
(Reicht ihm ein Goldstück.)
Meister. Ihr habt was Gut's in Euren Zügen,
Drum kann mich Euer Wort nicht trügen;
Doch seid Ihr bleich vom starken Ritte,
Und Eure Augen sehn verstört,

Ob Euer Innres heimlich litte,
Ihr scheint wahrhaftig krank; drum hört,
Bleibt diese Nacht in meinem Haus,
Und schlaft Euch von dem Ritte aus,
Was not auch Eurem Pferde thut,
Ihr habt's gejagt wohl müd und heiß,
Auf seinem Rücken steht der Schweiß,
Von seinen Weichen rinnt das Blut.
Herr, tretet in mein Zimmer ein,
Labt Euch an einem Becher Wein.
(Zu seinem Weibe.)
Geh, Lise, hol' aus unserm Keller
Vom Gumpoldskirchner, von dem alten,
Und deck' die zinnern blanken Teller,
Worauf der Bischof Mahl gehalten,
Als von der Jagd er eingekehrt
Bei mir mit vielen Edelleuten,
Und mit dem Zuspruch mir geehrt
Mein niedres Haus auf ewige Zeiten.

Faust. Die Abendmahlzeit nehm' ich an
Für mich und meinen guten Rappen;
Dann muß er wieder frisch die Bahn
Mit mir durch Nacht und Nebel tappen.

Schmieds Frau. Erwartet nur das Morgengrau;
Was eilt Ihr doch so gar geschwind?
Ihr trachtet wohl zu Eurer Frau?
Habt Ihr daheim ein krankes Kind?

Faust. Ihr ärgert mich doch fort und fort
Mit Eurem gutgemeinten Wort.
So hatt' ich einmal an der Rechten
'nen bösen Finger, und ein Tölpel kam,
Den seine plumpe Liebe übernahm,
In seine Arme mich zu flechten;
Er drückte mir in seiner Lieb'
Die Rechte mit so zärtlicher Gewalt,
Daß ich die Linke hatt' im Schmerz geballt
Und ihm die Nase blutig hieb.
Und wenn Ihr nicht so überaus
Gutmütig lächelnd vor mir stündet,
So hätt' ich euch schon längst das Haus
Ob euren dummen Köpfen angezündet.

Meister. Verdammt! verflucht! was soll das heißen?
Das käm' Euch wohl zu stehen teuer!
Mein Herr, ich würd' Euch dort in's Feuer
Wie einen rost'gen Nagel schmeißen!

Faust. Stellt Euch zufrieden, kommt zum Essen;
Will meine Macht an Euch nicht messen.
Reicht mir die Hand, seid wieder froh.
Schmied, Ihr gefielt mir besser so,
Wie Ihr im hellen Zorne strahltet,
Als da Ihr mit dem Bischof prahltet.

Schmied (ihm die Hand reichend).
Nehmt nichts für ungut, edler Gast,
Ihr habt ein wenig hart gespaßt.

— — — — — — — — — — —

Sie haben sich gesetzt an's Abendmahl.
Die Wirtin dient mit freudigem Gesicht,
Entschuldigend ein jegliches Gericht
Mit ihrer Kochkunst gar beschränkter Wahl;
Daß sie gefaßt auf solchen Gast nicht wäre,
Doch hoffe sie, der Gumpoldskirchner Wein,
Der wackre, werde noch der Retter sein
Von ihres Mannes gastfreundlicher Ehre.
Der Doktor läßt die Mahlzeit sich behagen;
Die brave Hausfrau hat in froher Hast
Ihm Speisen, köstlich, schmackhaft, aufgetragen,
Und drängt zu essen herzlich ihren Gast.
„Sie hat ein gut Gemüt, drum kocht sie gut,
„Drum wird an ihrem Tisch mir froh zu Mut!"
— Spricht Faust — „wir wollen ihr ein Vivat! bringen."
Er schwingt den Becher mit dem goldig hellen
Bergwein: „Stoßt an, mein Schmied, und ihr Gesellen,
„Die Wirtin lebe!" und die Gläser klingen.
„Ich hab's erfahren oft auf meinen Reisen"
— Bemerkt nun Faust mit schwatzhaftem Vergnügen —
„Der Frauen Herz, voll rätselhaften Zügen,
„Erprobt sich stets am Wohlschmack ihrer Speisen.
„Wenn so ein gutes Weib kocht, brät und schürt,
„Und in den Topf den Wunsch des Herzens rührt,
„Daß es den Gästen schmecke und gedeihe,
„Das giebt den Speisen erst die rechte Weihe!" —
Darauf beginnt der Ritter zu erzählen
Von seinen Thaten viel und Abenteuern,
Sie sehen ihn mit froh gespannten Seelen
Gen Riesen kämpfen und durch Meere steuern;
Prahlhaft gedenkt er manchen Schauderfalles
Aus seinen vielbewegten Lebensstunden,
Und manch ein Schwank wird Augenblicks erfunden;
Die guten Leutchen aber glauben alles.
Wie strahlt der Wirtin freundliches Gesicht!

Nur manchmal wird ihr blühend Antlitz bläſſer,
Wenn Faust im Eifer das geschwungne Messer
In's feine Tischtuch ihr zuweilen sticht;
Faust spricht, die Dulderin anlächelnd, spöttisch:
„Oft schon ergötzte mich auf meiner Fahrt
„Der guten Hausfrau'n wunderliche Art,
„Daß sie am Tischzeug hangen fast abgöttisch,
„Daß so ein Stich auf ihre weißen Linnen
„In's Herz sie trifft!" — Er stoßt die Messerspitze
Tief durch's geblümte Tuch, und aus der Ritze
Sehn alle, schreckenbleich, Blutstropfen rinnen.
„Seht, Frau, hier euer häuslich Herzblut fließen;
„Doch sollt ihr mir nicht gar zu viel vergießen!"
Faust wollte sie nicht dauerhaft erschrecken:
Er läßt sogleich des blut'gen Spukes Recken
Zusamt dem Ritz vom weißen Tuch verschwinden;
Es kann die Frau sich lang nicht wiederfinden.
Faust müht sich jetzt, mit seinen besten Schwänken
Ihr aus dem Sinne listig fortzuschwätzen
Des blut'gen Fleckens schaurig Angedenken,
Und sie mit Schmeicheleien zu ergötzen.
Streng blickend nimmt sie's hin vom fremden Reiter:
Den Schmied bekümmert's nicht, der ist zu heiter,
Der hat Vertraun sich eingeflößt im Weine,
Daß Faust nur scherzend spricht in Schmeichelworten,
Und wenn er mit den Reden ja was meine,
Daß sie anprellen an verschloss'ne Pforten.
Auch hat er völlig sich zurückgetrunken
In jenen Tag, des Glorie ihn umzieht,
Schon wieder ist der dankbar gute Schmied
In seinen lieben Bischof ganz versunken.

Der Meister. Mein Herr, ihr untersagtet mir's vergebens.
Hier wäre Schweigen Sünd', es muß heraus:
Es war die schönste Stunde meines Lebens,
Als einst Hochwürden traten in mein Haus.

— — — — — — — — — — — —

Da lächelt Faust, er will nicht widersprechen,
Doch denkt er still und haltbar sich zu rächen,
Und er beginnt, wie spielend, die Buchstaben
In's Zinn des Tellers unbemerkt zu graben:

Von diesem Teller ließ einmal,
Als mit Halloh! durch Berg und Thal
Die Jagd verklungen und verbrauſt,
Ein frommer Bischof sich's belieben;

Und heute thut's der Doktor Faust,
Der sich dem Teufel hat verschrieben.
(Es wird an's Fenster geklopft.)

Faust (hinaustretend). Ich muß hinaus, es wird mein Diener sein,
Er wagt es nicht zu treten frei herein.

Mephistopheles (draußen zu Faust).
Mach schnell, mach schnell, versäume nicht dein Glück!
Das schöne Weib ging wieder in den Keller,
So lange du gekritzelt auf den Teller,
Nicht merkend ihren süßverstohlnen Blick.
Ich will indeß den dummen Schmied
Und die besoffenen Gesellen
Mit einem lust'gen Schelmenlied
Um eine Viertelstunde prellen.
Mach schnell, mach schnell, dem jungen Weib
Glüht schon vor Lust der süße Leib!

Faust. Du lügst, dies Weib ist nimmer zu verführen,
Die blickt nicht aus, die hält an ihren Schwüren;
So gern ich auch die frische Frucht genöße,
Ich wag' es nicht, sie gab mir keine Blöße.
Die Sünd' ist Spaß, doch kann's mein Stolz nicht tragen,
Von einem Weib zu werden abgeschlagen.

Mephistopheles (indem er Faust gegen die Kellerthüre zieht).
Gefährlich ist ein hübscher Kavalier,
Fein huldigend, den Frauen auf dem Lande,
Denn nicht begriffen wird in niedrem Stande
Und plump genossen ihre schönste Zier.
Die junge Wirtin that nur, ob sie grollte,
Sie lugte auf den schönen fremden Ritter
Wohl öfter hin und länger als sie sollte;
Die Weiberzucht hat mürb' und morsche Gitter.
Mach schnell, mach schnell, versäume nicht dein Glück,
Sie gab dir einen süßverstohlnen Blick!

— — — — — — — —

Der heiße Faust verwünscht die Weibertreue,
Er schwankt noch immer zwischen Lust und Scheue,
Als nun die brave Wirtin mit den Krügen
Vom Keller kommt, und schon von fern die vollen
Dem Gast zuschwingt mit schalkhaftem Vergnügen,
Nicht ahnend was die fremden Männer wollen.
Sie mahnt den Ritter freundlich unbefangen:
„Eilt noch nicht fort, laßt Euch noch einmal füllen
„Das Glas!"
(Auf Mephistopheles deutend.)
„Doch wer ist der, um Gotteswillen?"

Fragt sie erschrocken, mit verfärbten Wangen.
Faust giebt nicht Antwort, wie sich selbst entrückt,
Das Blut in seinen Adern stürmisch wallt,
Und seine ganze Flammenseele zückt
Auf ihre schöne, reizende Gestalt. —
Da klopft es an die Thüre mit Gewimmer;
Scheu zögernd, mit zerrissenem Gewand,
Tritt eine blasse Bettlerin in's Zimmer,
Ein ausgehungert Kind an ihrer Hand.
Die Arme fleht in ihrer bittern Not
Für's Kind und sich um einen Bissen Brot;
Man möchte doch in einem Winkel wo
Barmherzig ihnen streun ein Häuflein Stroh.
Da springt zu Faust sein Diener hin und schlägt
Ihn auf die Schulter derb: „Freund aufgewacht!"
Und dreht ihn nach der Bettlerin und lacht,
Daß dröhnend sich das ganze Haus bewegt.

Mephistopheles. Kennst du dein Hannchen noch aus jener Schenke?
O wiederhole die verliebten Schwänke:

(Nachspottend.)

„Die mit den schwarzen Augen dort
„Reißt mir die ganze Seele fort.
„Ihr Aug' mit lockender Gewalt,
„Ein Abgrund tiefer Wonne, strahlt!"
Jetzt ist es hohl, und leer an Wonnen,
Ein ausgepumpter Thränenbronnen.
„'s muß unermeßlich süße Lust sein,
„An diese Lippen sich zu schließen,
„Die schmachtend schwellen, dem Bewußtsein
„Zwei wollustweiche Sterbekissen!"
Die Lippen, welk, nach Brot nur schmachten,
Und betteln um ein Übernachten.
Du sahst „die Brüste ringend bangen
In selig flutendem Verlangen!"
Und siehst sie jetzo niederhangen;
Die Arme hat an diesen Brüsten
Dein Kind, gezeugt in tollen Lüsten,
Und ihren Jammer auferzogen,
Die haben sie so ausgesogen.
Willst um den Leib, den hungerschlanken,
Du noch „entzückt herum dich ranken?"

(Immer spottender.)

„Ha, wie die langen schwarzen Locken
„Voll Ungeduld den Zwang besiegen
„Und, um den Hals geschwungen, fliegen,

„Der Wollust rasche Sturmesglocken!"
Jetzt hangen träg die ungekämmten Haare,
Als lägen sie schon lieber auf der Bahre.
„Greif zu! greif zu! bist sonst kein Kostverächter!"
(Und wieder schallt sein höhnisches Gelächter.)
Faust wird todblaß, es zittert seine Seele
Vom ungeheuren Wechsel dieser Stunde;
Der Reue Schmerz schnürt heftig ihm die Kehle,
Er bringt kein Wort aus stummbewegtem Munde.
Lang stand er so; doch, plötzlich nun gefaßt,
Reicht er der Bettlerin mit Krampfeshast
Die Börse Gold, abwendend sein Gesicht.
Sie heftig aus in lautes Weinen bricht,
Zeigt ihm sein Kind mit schrecklicher Geberde,
Und wirft die Börse klirrend auf die Erde.
„Du mußt mich führen heut noch zum Altar!"
So ruft sie schmerzverwirrt und rauft das Haar.
Da stürzte Faust hinaus und auf sein Roß,
Das sturmgeschwind mit ihm von dannen braust,
Und hinterher mit ihrem Kinde schoß
Die Bettlerin, nachrufend: „Faust! Faust!"
Sie hat ihn bald in dunkler Nacht verloren;
Er aber kann, wie er auch stürmt und flieht,
Den bangen Ruf nicht schütteln aus den Ohren,
Und überall ihr Bild sein Auge sieht.
Es treibt ihn fort, trotz seiner Seelenbängnis,
Stets tiefer in die Sünde sein Verhängnis.

Der nächtliche Zug.

Am Himmel schwere, dunkle Wolken hangen
Und harrend schon zum Walde niederlauschen.
Tiefnacht; doch weht ein süßes Frühlingsbangen
Im Wald, ein warmes, seelenvolles Rauschen.
Die blütentrunknen Lüfte schwinden, schwellen,
Und hörbar rieseln alle Lebensquellen.
O Nachtigall, du teure, rufe, singe!
Dein Wonnelied ein jedes Blatt durchdringe!
Du willst des Frühlings flüchtige Gestalten
Auch nachts in Lieb und Sehnsucht wach erhalten,
Daß sie, solang die holden Stunden säumen,
Vom Glücke nichts verschlafen und verträumen. —

Faust aber reitet fürder durch die Nacht,
Und hat im düstern Unmut nimmer Acht
Der wunderbar bewegten Frühlingsstimmen.
Er läßt nunmehr sein Roß gelassen schlendern
Den Weg dahin an frischen Waldesrändern.
Leuchtkäfer nur, die hin und wieder glimmen,
Bedämmern ihm die Pfade manchesmal,
Und selten ein verlorner Sternenstrahl.
Je tiefer ihn die Bahn waldeinwärts führt,
Je stiller wird's, und ferner stets verhallen
Der Bäche Lauf, das Lied der Nachtigallen,
Der Wind stets leiser an den Zweigen rührt.
Was leuchtet dort so hell zum Wald herein,
Daß Busch und Himmel glühn im Purpurschein?
Was singt so mild in feierlichen Tönen,
Als wollt' es jedes Erdenleid versöhnen?
Das ferne, dunkle, sehnsuchtsvolle Lied
Weht süßerschütternd durch die stille Luft.
Wie einem Gläubigen, der an der Gruft
Von seinen Lieben weinend, betend kniet,
In seine hoffnungsmilden Schmerzensträume
Hinter den Gräbern flüstern die Gesänge
Der Seligen: so säuseln diese Klänge
Wohllautend durch die aufhorchsamen Bäume.
Faust hält sein Roß und lauscht, gespannter Sinne,
Ob nicht der helle Schein und Klang zerrinne
Vor Blick und Ohr, ein träumerischer Trug?
Doch kommt's heran, ein feierlicher Zug.
Da scheucht es ihn, in's Dunkel hoher Eichen
Seitab des Wegs mit seinem Roß zu weichen,
Und abzuschreiten zwingt unwiderstehlich
Der Zug ihn jetzt, der näher wallt allmählich.
Mit Fackellichtern wandelt Paar an Paar,
In weißen Kleidern, eine Kinderschar,
Zur heilig nächtlichen Johannisfeier,
In zarten Händen Blumenkränze tragend;
Jungfrauen dann, im ernsten Nonnenschleier
Freudvoll dem süßen Erdenglück entsagend;
Mit Kreuzen dann, im dunkeln Ordensrocke,
Ziehn priesterliche Greise, streng gereiht,
Gesenkten Hauptes, und in Bart und Locke
Den weißen Morgenreif der Ewigkeit.
Sie schreiten singend fort die Waldesbahnen.
Horch! wie in hellen Kinderstimmen singt
Die Lebensahnung, und zusammenklingt

Mit greiser Stimmen tiefem Todesahnen!
Horch, Faust, wie ernster Tod und heitres Leben,
In Gott verloren, hier so schön verschweben!
Er starrt hervor aus dunklem Buschesgitter,
Die Frommen um ihr Glück beneidend bitter.
Als sie vorüber, und der letzte Ton
Des immer fernern, leisern Lieds entflohn,
Und als der fernen Fackeln letzter Schein
Den Wald noch einmal zauberhell verklärt,
Und nun dahin am Laube zitternd fährt,
Als Faust im Finstern wieder steht allein:
Da faßt er fest und wild sein treues Roß,
Und drückt das Antlitz tief in seine Mähnen
Und weint an seinem Halse heiße Thränen,
Wie er noch nie so bitter sie vergoß.

Der See.

An Klostermauern, alten, einsam düstern,
Ist weit ein stiller See hinausgegossen;
Am Saume Binsʼ und Weide heimlich flüstern,
Und sanftgewiegte Wasserblumen sprossen.
Hell scheint der Mond, es spielen, leisen Bebens,
Die Strahlen lieblich auf dem tiefen See,
Wie über den Geheimnissen des Lebens,
Und seiner Tiefe ungeahntem Weh,
Die Kinderseelen lieblich zitternd spielen,
Die rein und klar vom Himmel niederfielen.
Am Ufer wandelt Faust und sein Gefährte,
Der heute unvermerkt den Abendgang
Zu diesem See, zu diesem Kloster kehrte.
Nun stehn sie still und beide schweigen lang.
Versenkt ist auch die Nacht in ernstes Schweigen,
Man hört es, wenn im Klostergarten sacht
Ein frühgewelktes Blatt entfällt den Zweigen,
Wenn auf dem See ein Lüftchen halb erwacht.
Seltsame Töne aus dem Schilfe dringen,
Und manchesmal das Schweigen unterbrechen;
Die Vögel dort von Wanderzügen sprechen
Im Traum und regen sehnsuchtsvoll die Schwingen.
Zum See hinstarrend, hat sich Faust verloren
In stummes Trauern, daß er ward geboren.

Mephistopheles. Blick auf die Mauern dort, sind Altbekannte;
Vor ihnen ist dein schmachtend Lied erklungen,

Woran die schöne Nonne heiß entbrannte,
Sie hast du damals feurig übersprungen.
Dort ragt der Baum, wo ihr so wonnig saßet
Und euch in süßer Trunkenheit vergaßet,
Der Baum, der eure Küsse überrauschte,
Wenn euch ein Ohr in jener Nacht belauschte.
Blick auf den Mond, es ist derselbe noch,
Er stand, wie jetzt, genau so voll, so hoch;
Nur daß er damals eurem Glutverlangen,
Und heute eurem Kummer aufgegangen.
Der Mond, der deinem Auge strahlt so helle,
Dringt auch der Nonne mahnend in die Zelle.

Faust. Wirst mir zuwider und verhaßt;
Du wirst mir immermehr zur Last.

Mephistopheles. Verhaßt? das kümmert mich mit nichten,
Du kannst es ohne mich nicht richten;
Bin doch für dich von großem Reize,
Denn deine kranke Seele braucht,
Daß nicht ein Seufzer sie verhaucht,
Zur Stärkung meine scharfe Beize.

— — — — — — — — — — —

So sprach der böse Führer; plötzlich sprang
Er in den See hinab, der ihn verschlang;
Nach kurzer Weile taucht' er jetzt empor,
Und was er hat heraufgeholt vom Grund,
Streckt seine Hand den Blicken Faustens vor:
„Das ist aus jenen Zeiten noch ein Fund!"
Da schimmern schreckhaft hell im Mondenscheine
Von einem Kind die nassen Totenbeine.

Maria.

Wie Silberglocken am Marienfeste
Versenden ihren reinen, hellen Klang,
Durch Stadt und Flur und stillen Waldeshang
Weithin geführt vom sanftbewegten Weste:
So drang der Ruf zur Ferne hell und rein,
Und seinem Wohlklang jedes Herz entbrannte,
Wenn er Marie, die Königstochter, nannte,
Der Tugend und der Schönheit Morgenschein.
Vergebens war manch Dichterherz entglüht,
Zu schildern durch begeisternde Gesänge
Der jungfräulichen Reize hold Gedränge,

Das um den schönen Leib Maria's blüht;
Vergebens preist sein bettelhaft Geklimper,
Wie tief dies Auge mit der Schattenwimper
In süße Einsamkeit das Herz entreißt
Und alle Welt umher vergessen heißt;
Wie diese Rosenlippen sich erschließen,
In jedem Wort ein holdes Lied vergießen:
So läßt der Lenz aus frischen Rosenröten
Der Nachtigallen Zauberlieder flöten;
Wie diese sanftgehauchte Jugendglut,
Ein Traum von Rosen, auf den Wangen ruht,
Vom Morgenrot ein fernes Wiederscheinen,
Das einst gestrahlt den Paradieseshainen.
Sie ist so schön, die schönste der Jungfrauen,
Daß man sie nicht kann ohne Schmerz betrachten,
Denn zitternd spricht das Herz mit bangem Grauen:
Nach dir muß selbst der Tod, der kalte, schmachten! —
O schwelge noch in ihrem Anblick, Welt,
So lange dieser flücht'ge Zauber hält!
Berauschet euch in ihrem Odem, Lüfte!
Verhaucht, beglückte Blumen, eure Düfte!
O eilet schneller aus den Himmelsfernen
Herüber, goldne Strahlen von den Sternen,
Und strömet eure Küsse auf sie nieder,
So holde Jungfrau findet ihr nicht wieder.

Der Maler.

Einsam die hohe Königsvilla stand,
Und ragt' in's Meer vom steilen Felsenstrand.
Cypressenhaine und Orangenwälder,
Die schattend sich an ihr landeinwärts dehnen,
Erwecken oft dem Seemann heimlich Sehnen,
Schifft er dahin die wüsten Wogenfelder. —
Es ruht auf Land und Meer ein schwüler Tag,
Es reget sich kein Blatt, kein Wellenschlag;
Doch abends kommt ein schwarz Gewölk gezogen,
Der Sturm erwacht und wühlet in den Wogen.
Am offnen Fenster lehnt im Sommerhaus
Maria, blickend in das Meer hinaus.
Sie sieht der Sonne letzte Gluten schwinden,
Sie überläßt ihr blondes Haar den Winden,
Die freudig mit der Lockenbeute schwanken,

Und ihre Seele sinnigen Gedanken.
Und Faust, in stummer Wonnetrunkenheit,
Die holde Königstochter konterfeit.
Er ist ein Meister in der Kunst der Farben,
Sein Ruhm und sein Bemühn die Gunst erwarben,
Dem Könige Maria's Bild zu malen,
Eh sie verglühn, der Schönheit Morgenstrahlen.
Er ist zur höchsten Stelle hier gedrungen,
Die je ein kühner Maler noch erschwungen:
Marien gegenüber, stundenlang!
Die wunderbaren Züge zu erfassen,
Und seine Seele frei zu überlassen
In tiefer Schönheit ihrem Untergang! —
Ein schönes Bild! die Reize ohne Namen
Umschließt des Fensters luft'ger Bogenrahmen;
Das wilde Meer, die Wetterwolken tragen
Die Lichtgestalt als dunkler Hintergrund. —
Faust wollt' ein lustig Abenteuer wagen,
Und schaute hier das Herz sich todeswund.
Er hat manch Weib genossen und verlacht;
Hier aber soll er schmerzlich inne werden:
Der wahren Frauenschönheit holder Macht
Kann widerstehen keine Macht auf Erden. —
Ein schönes Bild! wie sanft und lieblich ruht
Mariens Antlitz auf der dunklen Flut;
Ha! wie berauscht die aufruhrsvollen Wellen
Um ihren weißen, warmen Busen schwellen,
Und höher stets an ihrem Nacken steigen,
Sie mitzureißen in den wilden Reigen!
Ihr goldnes Haar auf schwarzen Wolken wallt,
Die Blitze flammen aus den Wetternächten
Und flattern um die göttliche Gestalt,
Ein Strahlendiadem um sie zu flechten. —
Je mehr nun Faust des Bildes Farbentrug
Zu wunderbarem Leben sieht erwarmen,
Je heftiger ergreift sein Herz der Zug,
Entzückt das süße Urbild zu umarmen.
Doch, wie auch flammt des Wunsches Leidenschaft,
Die Ehrfurcht hält ihn fest in scheuer Haft.
O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An dir, in ewig unerschöpften Weisen;
Das ist dein Schönstes: daß in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.

Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in deine Zauberfülle blickt,
Doch sieht er auch dein Ewiges und schrickt
An dir, du Himmelsabgrund! scheu zusammen.

Die Warnung.

Herzog **Hubert** reitet durch einen Wald zur Villa.

Mephistopheles (ihm entgegenreitend).
Ihr reitet recht behaglich sacht;
Nichts kann befeuern euren Trott,
Nicht Hahnreischaft, nicht Wetternacht,
Nicht nasse Haut und Bubenspott!
Herzog. Wer bist du, frecher, grauser Wicht,
Mit diesem Teufelsangesicht?
Mephistopheles. Ich bin, was meine Miene spricht.
Nur recht mir ins Gesicht geschaut,
Wenn auch dem Herrn ein wenig graut,
Ihr seht so feinen Kopf nicht mehr.
Betrachtet diese Stirnenfalte,
Da diese finstre, tiefe, kalte,
Von einem Aug' zum andern quer.
Einst kam ein Mathematicus,
Ein scharfer Ritter Minusplus,
Der schlaue Bursch fixierte mich
Und nannte diesen Faltenstrich
Das Minuszeichen alles Guten,
Vom Kreuze Plus das Gegenteil,
Wobei er dacht' ans Christenheil.
Doch, edler Herr, Ihr müßt euch sputen;
Derweil Ihr mein Gesicht studiert,
Studiert ein andrer ganz vertraut
Die Züge Eurer schönen Braut.
Macht fort, eh sie den Kranz verliert!
(Er sprengt davon.)
Der Herzog. Du lügst, du lügst, es kann nicht sein!
Maria ist getreu und rein.
Doch sterben soll auf frischer That,
Wer meiner Braut sich frech genaht!

Der Mord.

Die königliche Villa.

Prinzessin Maria, ihre Zofe, Faust, später Herzog Hubert.

Faust. Das Bild ist fertig, und ich glaube,
Mir ist gelungen zur Genüge,
Zu fesseln Eure holden Züge
In meiner Blicke stillem Raube.
(Das Bild betrachtend:)
Wie dieses sanfte, schöne Bild
Auf wildem Meeresgrunde ruht,
So ruht es ewig, klar und mild,
Auf meines Herzens wilder Flut.

Prinzessin. Es mag dem Künstler widerfahren,
Hat er ein Bild mit Fleiß vollbracht,
Daß ein Erinnern oft nach Jahren
An dessen Züge ihm erwacht.

Zofe. Das, gnädige Gebieterin,
Bleibt Eurem Maler als Gewinn,
Der Eure Schönheit Zug für Zug
So wahr lebendig übertrug,
Daß sich das Bild ihm ungebeten
Im Angedenken wird verspäten.

Faust. Hell flammt in diesem Augenblick
Mir auf mein ganzes Mißgeschick.
Was ich bis jetzo nicht gekannt,
Hat mich allmächtig übermannt.
O lächelt, holde Königstochter,
Herab voll Mitleid auf mein Weh,
Der ich vor Euch, ein Unterjochter,
In meiner bittern Armut steh',
Wenn Ihr mein glühend Herz verstoßt,
Bleibt mir auch nicht der karge Trost,
Daß ich mit einem stolzen Leide
Von Eurem lieben Antlitz scheide,
Daß ich auf meinem Trauerwege
Euch doch ein Opfer noch geweiht,
Entsagend, meine Seligkeit
Auf Eure Schwelle niederlege:
Hab' keine zu verlieren mehr,
Das drückt das Herz mir doppelt schwer.
Doch, blick' ich wieder Euch ins Angesicht,
So hat die Hölle, der ich zugeschworen,

Mit einmal ihre Macht an mir verloren,
Mir strahlt ein wunderbares Hoffnungslicht.
O nein! ich kann, ich will euch nicht entsagen,
Ich will's noch einmal mit dem Himmel wagen!

Prinzessin. Verlasset mich, unheimlich bang
Wird mir vor Eurem ungestümen Drang,
Kann Eure dunkeln Worte nicht verstehen;
Doch ruht auf Eurer Stirne tiefes Trauern,
Das mich bewegt zu innigem Bedauern,
Lebt wohl! ich will Euch nimmer wieder sehen.

Faust (auf die Kniee fallend).
Ach, nur ein leises Wort, ein Hauch, ein Blick,
— Und wär' es nur ein mitleidsvoller Trug, —
Daß du mich liebst, es ist genug, genug,
Auf immer zu verwandeln mein Geschick.
Mag dann der Hölle tiefes Qualenmeer
Mit seinen Wogen rauschen um mich her,
Ich werde nicht darin zu Grunde gehn,
Mir wird aus deinem holden Liebeszeichen
Ein ewig grünes Eiland auferstehn,
Verzweifelnd muß die Hölle rückwärts weichen;
Vergebens werden dann Erinnerungen
Aus meinen wüsten, schuldgetrübten Tagen
Ans heilige Ufer meiner Liebe schlagen,
Ich bin gerettet, hab' ich dich errungen!

Herzog Hubert (hereinstürzend).
Erstick' in deinem frechen Übermut!
Verdirb, verdirb, schamloses Sklavenblut!
Nach einer Königstochter, Fürstenbraut
Hast du den Blick zu heben dich getraut?
Streckst du, ein unerhört verwegner Buhle,
Die Arme auf aus deinem Pöbelpfuhle?
(Zur Prinzessin.)
Laß' ich ihn auch zu deinen Füßen sterben,
Du bist beschimpfet durch sein schnöd Bewerben.
Der Seufzer, den nach dir gesandt sein Lieben,
Ist gift'ger Hauch, vom Sumpf emporgetrieben;
Sein Blick, der frech nach deinen Reizen schmachtet,
Ein Irrwisch faul, der zu den Sternen trachtet.
Es ist dein Bild besudelt und entehrt,
Das er in seinem tollen Hirne nährt,
Das ihm vielleicht im Traum Erhörung lacht,
Mit ihm sich wälzt auf seinem Bett bei Nacht!
Könnt' ich in ihm erwürgen, süße Braut,
Dein Bild, eh' ihn mein Schwert in Stücke haut!

Doch nein! mein Fürstenschwert sei nicht verdammt
An diesem Knecht zu niederm Schergenamt. —
– – – – – – – – – – – –

Faust steht dem Prinzen gegenüber, schweigt,
Sein Blut aufkochend zu Gesichte steigt,
Empöret von der Lästrung Sturmeshauch;
Aus seinen schwarzen Stirnenlocken droht
Die hochgeschwellte Zornesader Tod,
Wie eine Schlange droht aus dunklem Strauch.
Er schüttelt wild und stolz sein zürnend Haupt,
Er knirscht die Zähne und sein Odem schnaubt,
Die Augen glühn im heißen Rachedürsten
Erstarrte Blitze auf den stolzen Fürsten:
Er zückt sein Schwert zum ungeheuren Streiche,
Und — nimmer lästert ihn des Fürsten Leiche.
Maria starr und bleich zu Boden liegt,
Vor Schreck sind Puls und Odem ihr versiegt.
Die Zofe ist entflohn: — des Prinzen Glut
Hat sich nun abgelöscht in seinem Blut. —
Wie ist es nun so still mit einemmal,
Wo erst der Zorn gebraust, im weiten Saal!
Faust steht und starrt die Leiche finster an,
Und draußen steigt des Sturmes laute Wut,
Es rauscht der Wald, es knarrt der Wetterhahn,
Und an die Klippen stürzt die Meeresflut;
Vorbei am Fenster schießen mit Geschrille
Die Möven, und die Donner schlagen ein:
Doch mag, o Faust, das Schrecklichste dir sein
Der Tote da, mit seiner tiefen Stille.

Mephistopheles (plötzlich hinter Faust stehend).
Mir ist, dich hört' ich einst im Walde sagen:
„Ich habe diese Liebe nie gekannt,
„Für's Erdenweib war nie mein Herz entbrannt;"
Hier aber hast du Einen drum erschlagen.
Du bist doch deshalb treulos nicht geworden
Der „Liebe für die Wahrheit, die dein Schmerz?"
Und wär'st du's auch, und hätt' ein bischen Morden
Schon für die Wahrheit abgekühlt dein Herz:
Sie giebt darum dich nimmer doch verloren;
Dein Sehnen hat sie nicht umsonst beschworen;
Und wolltest du nun aus dem Weg ihr eilen,
Sie stellt dir nach, darauf sei nun gefaßt.
Verschmähte alte Liebschaft wird zuweilen
Zudringlich, lieber Freund, und sehr zur Last.
Die Wahrheit steht an dieser Leich' und schaut

Ins Antlitz dir: sei Mann und nicht erbebe,
Kühn ihren blutbesprengten Schleier hebe,
Und ihre leise Lippe dir vertraut,
Daß, wer ein Bündnis mit der Hölle schlingt,
Den Menschen Fluch mit seiner Liebe bringt.

Faust. Marien hab' ich leider! Fluch gebracht.
O wenn sie doch ins Leben nur erwacht!

Mephistopheles. Das findet sich; doch möcht' ich eben
Nicht Zeuge sein, wenn sie erwacht ins Leben.
Hier ist's langweilig, Freund, komm fort,
Eh' da im Blut dein heller Mut verrostet.
Was dir an Freuden hegte dieser Ort,
Das hast du, mein' ich, ziemlich ausgekostet.

Faust. Komm fort, komm fort, Maria muß mich hassen;
Doch kann ich nicht zurück ihr Bildnis lassen.

(Die Diener des Hauses pochen an die von Mephistopheles verschlossene Thür.)

Mephistopheles. Das Bildnis kriegst du nimmermehr, fürwahr!
Ich reiße lieber ein Marienbild,
Zehnfach geweiht, und wundergnadenmild,
Dir eigenhändig wo vom Hochaltar,
Eh ich gedulden mag die Raserei,
Daß du dich schleppst mit diesem Konterfei.

Faust. Steh' ich vor dir, dein Werk, ein Mörder auch,
Und neigt sich's tief mit mir bereits; doch spricht
Noch meines guten Geistes Sterbehauch:
Bewahre dir dies Himmelsangesicht!

— — — — — — — — — —

Und Faust ergreift das Bild mit heißer Hast,
Der Teufel hat's am andern End gefaßt;
Sie ringen mit dem Bilde hin und her,
Laut zankend, bis der Teufel es erzwingt
Und es mit wildem Hohngelächter schwingt
Hinaus zum Fenster und hinab ins Meer. —
Die Diener an die Thür stets lauter pochen,
Und stürmend kommen sie hereingebrochen.
Entsetzenstarr die Königswach' erschaut
Den Fürsten hingestreckt und seine Braut.
Sie dringen auf die Fremden, sie zu fassen:
Die trotzen, unerschütterlich gelassen,
Den vorgedrohten Hellebardenspitzen;
Der Böse läßt nur einen Augenblick
Die Höll' in seine dunklen Züge blitzen,
Und die Trabanten stürzen bleich zurück.
Nun schauen sie, verblüfft und überwunden,
Den Fremden nach, die schnell waldein geschwunden.

Der Abendgang.

Tiefschweigend ruhn die Alpenwiesenhänge,
Die Blume schließt den Tau in ihren Schoß,
Und freut sich still an ihrem Frühlingslos;
Die Vögel sinnen schweigend auf Gesänge.
Fern unten tönt im Thal ein leiser Bronnen,
Als träumte dem Gebirg von einem Quell;
Es glüht im Abendscheine purpurhell
Der Wald, verloren in sprachlose Wonnen.
Wie freudesinnend steht die Lämmerherde,
Vergessend nun das frische Alpenkraut;
Still hält der lichte Wolkenzug und schaut
Herunter nach der schönen Frühlingserde.
Nur manchesmal die blühenden Gestalten
Der Bäume selig rauschend sich verneigen,
Ein Windhauch, überschwellend, bricht das Schweigen,
Wie Wonneseufzer nimmer festzuhalten. —
Doch unerfreut von Gottes Lenzgeschenken,
Irrt Faust umher durch Felsen, Wies' und Hain,
Von der Natur geächtet, und allein
Mit seines Mordes bittrem Angedenken.
Natur, die Freundin, ist ihm fremd geworden,
Hat sich ihm abgewendet und verschlossen;
Er ist von jeder Blüte kalt verstoßen,
Denn jede Blüte spricht: du sollst nicht morden.
Der frische Wald, die grünen Lämmerweiden,
Der Friede, der auf allen Bergen ruht,
Und drüber hell der Wolken Freudenglut:
Das alles muß ins kranke Herz ihm schneiden.
Doch wecket ihm der Seele bangste Qual
Der ferne Bach, tief unten in dem Thal.
Die Wasserstimme, leise klagend, scheint
Ihm seine Unschuld, die von ferne weint.
Doch ist der Mann zu stolz, um solche Wehen
Dem eignen Herzen gerne zu gestehen.
Er läßt die düstern Blicke zürnend rollen,
Und er beginnt mit der Natur zu grollen:
Wie blöde Kinder ihrem Vater lauschen,
Wenn Märchen bunt von seinen Lippen rauschen.
So horchet ihr, Fels, Wolke, Blum' und Baum,
Dem Märchen froh in eurem Kindestraum,
Das euch ein Gott erzählt von seiner Liebe;
Indes der Tod euch trifft mit scharfem Hiebe.

Was lass' ich, Thor, an meinem Herzen nagen
Den Vorwurf noch, daß jenen ich erschlagen?
Ist nicht der Mord das alte Weltgebot?
Und giebt es ohne Mörder einen Tod?
Mag mir das Herz des Feindes Stahl durchstechen,
Mag mir den Leib Naturgewalt zerbrechen,
Mag diesen Leib an spätem Lebenstag
Selbstmörderische Trägheit überkommen,
Daß er zu seinem eignen Nutz und Frommen,
Sich selber treulos, sich nicht rühren mag: —
Wie auch das Leben aus dem Herzen floh,
All eins, ich bin gemordet, so und so.
Doch faßt es wieder mich mit herber Pein,
Als könne morden nur der Mensch allein.

Mephistopheles (zwischen den Bäumen hervortretend).

Ja, ja, es mordet, das ist wahr,
Der Mensch allein, und jeder zwar;
Denn, schau dich um, wo find'st du einen
So frommen und unmäßig reinen,
Der niemand haßt auf weiter Erden?
Er haßt, und giebt er auch dem Feind
Nicht zu verstehen, wie er's meint,
Frei, mit totschlagenden Geberden;
Im Herzen doch der Wunsch ihm keimt:
O, wäre der hinweggeräumt!
Im Herzen aber, glaube mir,
Dort hat der Mord sein Standquartier;
Und wagt er sich hervor einmal
Aus dem geheimen Schattenthal
Verbotner, süßer Lustgedanken,
Die flüsternd euer Herz umranken,
Hat er den Mut hinaus zu reisen
Vom Busen in die Faust, ins Eisen;
So hat ihn nur ans Licht beschworen
Der Grimm; er ward nicht erst geboren.
Freund, was dir so zu Kopfe geht,
Und was dich brennt mit scharfer Pein,
War von dir einzig und allein
Ein Fehler der Genußdiät!
Du solltest brauchen das Gewissen,
Damit zu würzen das Genießen;
Hast zu viel Würze nur genommen,
Nun bist du dämisch und beklommen.

Faust. Wohl gerne glaubt' ich deinem Wort,
Doch rauscht die Luft und weht es fort;

Es sprechen diese Bäume drein,
Die Häupter schüttelnd: nein, o nein!
Ganz andre Worte bringt der Wind
Vom Bache dort heraufgetragen,
Ich hör' es leise, ferne klagen,
Und möchte weinen wie ein Kind.
Wär' ich ein Lamm aus jener Schar!
Die Wolke dort, so licht und klar!
Wär' ich ein Baum, ein Halm, ein Stein!
Doch wie sie alle rein! doch rein! —
O Wolke dort im Untergang!
Ich segne dir dein Wandelspiel,
Von dem ein Trost ins Herz mir fiel,
So hoffnungsfroh, so sehnsuchtsbang:
Du Wolke, zeigest meinem Blick
Vielleicht prophetisch mein Geschick.
Erst hast du hell und klar geblüht,
Vom Sonnenstrahle überglüht; —
Dann wardst du schwarz, es ließ der Schein
Versunkner Sonne dich allein; —
Und nun zerfließet und vergeht
Dein Bild, vom Abendhauch verweht!
Mir ist ein Trost die Hoffnung nur,
Daß einst, im kühlen Abendhauch,
Vergehn wird meine Seele auch,
Ein finstres Traumbild der Natur.
Da unten winkt die dunkle Tiefe,
Wo ich vielleicht gesichert schliefe,
Und unerreicht von meinem Dränger,
Der mich verfolget immer bänger.
Der Seele Frieden ist dahin,
Ich kann der Reue nicht entfliehn;
Verschließ' ich mich in meine Kammer,
Fühl' ich am Herzen ihre Klammer;
Flücht' ich heraus zu diesen Eichen,
Seh' ich sie lauernd nach mir schleichen.
Der Bäume kalte Strafgesichter
Umtrotzen mich wie meine Richter.
Der Frühling ist der Flur erschienen,
Um seine vollen Lebensfreuden
An Berg' und Thale zu vergeuden,
Doch mir mit fremd verstörten Mienen.
Ich bin allein vom Lenz verstoßen;
Indem er täglich neue Sprossen
Vom Winterschlafe zieht empor,

Zählt er dem Mörder langsam vor,
Und bitter quälend, Stück für Stück,
Das schöne, süße Erdenglück,
Das dem Erschlagnen ich geraubt,
Und jede Blüte trifft mein Haupt.
Ich fluche dir, der fort mich riß
In seine grause Finsternis
Aus meiner Unschuld Heiligtum!

Mephistopheles. Ein lustiges Delirium!
Dem Teufel fluchen, das verdreht
In Gottes Ohr sich zum Gebet?
Ich aber mein', es ist zu spät.
Da seh' ich einen Narren leiden,
Weil Blumen ihm Gesichter schneiden;
Und weil im Thal die Wasser lärmen,
Beginnt der weiche Mann zu schwärmen.
Das aber ist die feigste Richtung,
Daß du dich sehnest nach Vernichtung.
Die Wolke soll dir's schmeichelnd malen,
Daß du die Zech' nicht darfst bezahlen? –
Warum denn immer aufwärts gaffen,
Statt sich im Innern aufzuraffen?
Was kann dich kümmern die Natur
Und ihre Frühlingskreatur?
Ist solcher Thor wohl auch ein Mann,
Den eine Blume kränken kann?

(Ironisch.)

Du kennst die Art der Domestiken,
Die dir dienstbare Grüße nicken
Und huldigen zum Überfluß,
So lang du stehst auf Freundesfuß
Mit ihrem Herrn; beleidige den,
So ist's um ihren Gruß geschehn,
Sie müssen dem Gebieter dienen,
Und treten stolz dir nun entgegen.
Drum sei dir an den bösen Mienen
Des Lenzgesindels nichts gelegen. –

(Treuherzig.)

Doch das ist Scherz; ob die Natur
Dir freundlich scheint und wohlgewogen,
Ob feindlich grollend, beides nur
Hast du in sie hineingelogen.

(Er zieht einen Krug hervor.)

Thu mir Bescheid aus diesem Krug,
Ich füllt' ihn eben zu Tokay

Mit Lust und süßer Raserei;
Dein Geist bedarf wohl neuen Flug.
Faust trinkt. Der Wein ist gut; — er macht das Mark
Mir in den Knochen frisch und stark.
Mephistopheles. Es lief der Mensch in grauen Tagen,
Wie uns berichten manche Sagen,
Zu Mahom, Christ und Zoroaster,
Zu holen sich ein Wunderpflaster
Für seine alte Erdennot,
Den Zweifel und den bittern Tod.
Mehr als Prophet und Messiade
Half ihm des milden Zufalls Gnade,
Der seine Angst gelehrt zu pressen
Aus Trauben sich ein süß Vergessen.
Faust. Vortrefflich schmeckt der edle Wein!
Komm, schenke mir noch weiter ein!
Er hat den Sinn mir aufgehellt,
Mich wieder auf mich selbst gestellt.
Mephistopheles. Es gab der Wein schon manchen frei
Aus alten Wahnes Gängelei.
Oft wenn die Gläser lustig schollen,
Mußt' Christus sich von dannen trollen;
Drum ist ein Wein im wälschen Land
Lacryma Christi zubenannt.
Freund! neuen Flug bedarf dein Mut,
Nimm hin und trink, das ist mein Blut!

(Scherzend.)

Komm, Faustule, wir wollen singen
Und uns an deinen Feinden rächen;
Wir wollen diese Berge zwingen,
Daß sie das fromme Schweigen brechen,
In unser Lied als Chorus fallen
Und unsre Weisen wiederhallen.

(Er jauchzt in die Berge.)

Ruf du nur einmal zum Versuch
Hinüber einen wackern Fluch.
Faust (ruft, den Krug schwingend, in die Berge).
Dem Teufel hab' ich mich ergeben,
Den Teufel lieb' ich, er soll leben!
Mephistopheles (scherzend). Hörst du sie dort herüberschreien,
Echo, die alte Felsenhure?
Sie läßt sich gleich von Gott und Teufel freien,
Dient jedem gleich mit einem Liebesschwure.
Und was du ihr auch magst entgegenjohlen,
Sie wird es, einverstanden, wiederholen.

(Bitter.)

Doch das sind wieder eitel Possen
Und Gleichnisse, die schmählich lahmen;
Natur lebt nur für sich, verschlossen;
Und sie hat nichts mit dir zu kramen;
Und wenn sie dir ein Echo schallen läßt,
Wirst sie dein Wort zurück dir mit Protest.

Faust. Und doch erregte mir so manchesmal
Der grüne Plunder Herzensqual.
Nun aber fühl' ich Kraft in mir gedeihen,
Die mich von solchem Zudrang will befreien.
Es ballt sich fest in mir und fester immer,
Und schon bereu' ich meine Thaten nimmer.

Der Abschied.

Kirchhof. Mondnacht.

Faust (am Grabe seiner Mutter)

Eh' das ersehnte Meer
Mich grenzenlos umtrauert,
Der Wolken trübes Heer
Auf mich herunter schauert,
Und Stürme mich umwehen,
Will ich zum letztenmal
Das heimatliche Thal,
Dein Grab, o Mutter! sehen.

O, daß der Tod von hier
So früh dich fortgenommen!
Es wäre wohl mit mir
Sonst nicht so weit gekommen. —
Von deinem treuen Lieben
Ist keine Spur geblieben,
Es schwand in tiefe Nacht.
Groß ist des Todes Macht,
Daß er die Mutter kann
Von ihrem Kinde reißen.
Wie fabelhaft zerrann
Das fröhliche Verheißen
Vom ewigen Wiedersehn,
Als ich dich sah vergehn!
Als sie den Sarg verschlugen

Und dich begraben trugen,
Da hatt'st du ausgelitten;
Mir ward im Herzen eben,
Ob sie mein junges Leben
Von seiner Wurzel schnitten! —
Als mich dein weicher Arm
Einst liebevoll umfing,
Als froh und segnend warm
An mir dein Auge hing,
Da freuten dich wohl Träume
Der Hoffnung für dein Kind?
Wie einst durch diese Bäume
Hinzog der Frühlingswind?
Nun steht im Mondenstrahl
Der Strauch so dürr und kahl,
Der einst so grün, getroffen
Vom kalten Herbsteswind;
So welkte all dein Hoffen,
O Mutter, für dein Kind. —
Derweil du hier zu Staube
Im stillen Grund gemodert,
Ist in mir, seinem Raube,
Das Böse aufgelodert! —
Die Nächte ohne Schlummer,
Die Tage voller Kummer,
Die ungezählten Zähren,
Und deine frommen Lehren,
O Mutter, deine Schmerzen,
Womit du mich geboren,
Womit du unterm Herzen
Mich trugst — sie sind verloren! —
Doch will's mein Sinn nicht leiden,
Daß ich im letzten Scheiden
Mit einer frommen Zähre
Dir danke und dich ehre,
Und daß ich dir die Reue
Als Grabesrose streue.
Welch wunderlicher Klang
Traf plötzlich mir das Ohr?
War's nicht wie Klaggesang,
Was sich im Strauch verlor?
Zog nur das Trauerstöhnen
Vorbei der Herbstesluft?
Begann das Kreuz zu tönen
So bang auf deiner Gruft?

Mephistopheles (von ferne).

Komm! laß im Mondenschein
Uns wandeln durch den Hain,
Statt weichlich hier zu klagen,
Wo nur das dürre Laub
Heimrauscht zum andern Staub,
Und taube Würmer nagen.

(Sie entfernen sich.)

Das Waldgespräch.

Mephistopheles. Hörst du im Wald des Herbstes Räuberpfiff,
Mein Freund, und hörst du rauschen seinen Griff?
O schade, daß der Lenz nicht hundertmal
Mehr grünes Laub getrieben hat im Thal,
Auf daß der Herbst mit hundertfacher Beute
Hinsausend jetzo mir das Herz erfreute!
Denn weh zumal thut Menschen das Verlieren,
Und nach der Sommerlust ihr erstes Frieren.

Faust. Nein! es ist elend, daß des Frühlings Leiter
Zu Blüt' und Lust hinauf nicht reichet weiter,
Daß alles ist so knapp gezählt auf Erden!
Bankbrüchig muß Natur in allen Jahren
Der Forderung der armen Menschen werden,
Und zur Erholung lange Winter sparen.

Mephistopheles. Das seh' ich gern, wenn Herbst mit Sturmgeblase
Das Laub den Menschen wegführt vor der Nase;
Und lieber noch, wenn schon der Sommer barsch
Der grünen Hoffnung auf der Flur
In Hagelwettern trommelt einen Marsch,
Daß sie sich trollt bis auf die letzte Spur.
Mir ist's ein Anblick immer zum Entzücken,
Wenn die Natur dem Menschen kehrt den Rücken,
Dem undankbaren, feigen und stupiden,
Der sie verkannt, verraten und gemieden.
O hätt' ich einen Juden jetzt zur Stelle!

Faust. Wozu der Jude, mürrischer Geselle?

Mephistopheles. Den Juden möcht' ich drillen scharf und plagen
Für seines Volks Vergehn in alten Tagen.
Die Juden haben euch die Welt verpfuscht;
Der Segensgeist der Indier und Hellenen
Ist ungenutzt an euch vorbeigehuscht;
Nun muß die Zeit ob eurer Dummheit gähnen.
Die Juden thaten's, die Messiasnarren

Verfuhren euch so tief und fest den Karren.
Messias heißt der Keil, den sie getrieben
Hinein, wo Mensch sich und Natur berührten;
Getrennt ist sie nun hier, er dort geblieben,
Seit auf dem Felde sangen blöde Hirten.
In jener Nacht, der schlimmsten aller Nächte,
Ward das ersehnte Kindlein hergethan;
Die Juden, zitternd, ahnten ihren Wahn,
Doch sprach ihr Schreck, es sei nur nicht der Rechte.
Schreck blieb im Antlitz den Naturverrätern,
Und unaustilgbar blieb er auch den spätern;
Mit scharfem Griffel grub in jener Stund,
Durchschneidend alle Zukunft, die Natur
Den Nachgeschlechtern ein des Fluches Spur:
„Die Juden brachen mir den heiligen Bund!" —
Zu sühnen jenen alten Fluch, ersteht
Dereinst ein großer Jude; doch zu spät!
Ein weiser Schreiber nie vergess'ner Schriften,
Wird an den Todespfahl er Jesum schlagen
Mit seines Geistes diamantnen Stiften,
Den Namen von der Dornenkrone tragen.
Doch sind erstorben euch urkräftige Triebe,
Verwelkt die wunderbaren Herzensblüten,
Die starken Lieder, zaubervollen Mythen,
Die götterzeugende, gewaltige Liebe.
Verraten ward Natur, und ihr Vertrauen
Habt ihr verscherzt und eingebüßt für immer;
Ihr mögt ihr forschend in das Antlitz schauen,
Ihr scheues Herz erschließt sich euch doch nimmer;
Denn wer nicht sie zum Höchsten sich erkoren,
Wer jenseits Götter sucht, hat sie verloren.

Faust. Was kann ein Weiser noch dem Menschen frommen?
Ist der Messiasglaube ihm genommen,
Und das Naturorakel ihm verklungen,
Wer führt ihn durch die Erdendämmerungen?
Wohin wird sich das Menschenvolk noch wenden?
Wie wird auf Erden noch sein Schicksal enden?

Mephistopheles. Mein Faust, ich will dir einen Tempel bauen,
Wo dein Gedanke ist als Gott zu schauen.
Du sollst in eine Felsenhalle treten
Und dort zu deinem eignen Wesen beten.
Dort wirst du's einsam finden, still und kühl;
Tief unten hörst du fern das Weltgewühl,
Wie von den ätherklaren Alpenzinnen
Ein Wandrer unten hört die Bäche rinnen.

Du kannst das Los des Mannes dort genießen,
Wie er die Weltgeschichte wird beschließen.
Doch sieh dich vor, daß du nicht wirst zum Spotte!
Erinnre dich in Wälschland jener Grotte·
Dort lagert tief am Boden böse Luft,
Entstiegen gärungsvoller Erdenkluft;
Doch in den obern Schichten ist's gesund,
Und atmen kann dort nur, wer mit dem Mund,
Ein Hochgewachs'ner, aus der Tiefe taucht;
Doch wer, kurzbeinig, einen Herrn noch braucht,
Der Hund, das Kind in jener Grott' ersticken.
So ist der Tempel, drein ich dich will schicken.

Faust. Das leuchtet ein! es gilt, daß ich die Seele
Aus Christus und Natur heraus mir schäle.
Ob ich mit ihm, mit ihr zusammenhange,
Umkreist mich unentrinnbar eine Schlange.
Ist Christus Gott, und folg' ich seinem Schritt,
So bin ich, sei es auch auf Himmelspfaden,
Der Schuh nur, den sein Fuß erfüllt und tritt,
Ein niederes Gefäß nur seiner Gnaden.
Ist's die Natur — bin ich ein Durchgang nur,
Den sie genommen für's Gesamtgeschlecht,
Bin ohne Eigenzweck, Bestand und Recht,
Und bald bin ich verschwunden ohne Spur.

Mephistopheles. In beiden Fällen ist dein Los fatal:
Du magst von ihm, von ihr behandelt sein,
Ob en canaille, oder en canal;
Drum schließe trotzend in dich selbst dich ein!

Faust. Behaupten will ich fest mein starres Ich,
Mir selbst genug und unerschütterlich,
Niemanden hörig mehr und unterthan,
Verfolg' ich in mich einwärts meine Bahn.

Mephistopheles. Ich aber diene dir als Grubenlicht.

Faust. Bin ich unsterblich oder bin ich's nicht?
Bin ich's, so will ich einst aus meinem Ring
Erobernd in die Welt die Arme breiten,
Und für mein Reich mit allen Mächten streiten,
Bis ich die Götterkron' auf's Haupt mir schwinge!
Und sterb' ich ganz — wohlan! so will ich's fassen
Nicht so, als hätte mich die Kraft verlassen,
Nein! selbst verzehr' ich mich in meinem Strahl,
Verbrenne selbst mich wie Sardanapal,
Samt meiner Seele unermess'nen Schätzen,
Mich freuend, daß sie nimmer zu ersetzen!

Die Reise.

Einsamer Meeresstrand. Abend

Faust und Mephistopheles.

Faust. In jener Nacht, an jener stillen Leiche
Sprachst du das kecke Wort, das folgenreiche:
„Den Menschen gab der ewige Despot
Für ihr Geschick ein rätselhaft Gebot;
Nur dem Verbrecher, der es überschritten,
Wird's klar und lesbar in das Herz geschnitten."
Wie wahr! wie falsch! der Mensch wird ewig irren;
Doch wenn Erkenntnisdurst ihn glühend plagt,
Muß er vom reichen Strome unverzagt
Einschöpfen mit den sämtlichen Geschirren,
Er muß ihn mit der Liebe und der Treue,
Und mit der Herzensfurche tiefer Reue,
Mit Kampf und Hoffnung, unversöhntem Hassen,
Und mit den Sinnen der Verzweiflung fassen.
Wie wenig, ach wie wenig dem Verlangen
Kann er auch so vom großen Strom empfangen!
Mephistopheles. Das ist wohl wahr, doch frag' ich vor der Hand,
Warum du mich beschiedst an diesen Strand?
Faust. Ich will nun fort, hinaus ins Meer,
Das ist so einsam, wild und leer,
Das blüht nicht auf, das welkt nicht ab,
Ein ungeschmücktes, ewiges Grab.
Dort zwischen Wogen, zwischen Winden,
Soll mir der letzte Kummer schwinden.
Mephistopheles. Wenn dich's nach einer Fahrt gelüstet,
Schon hab' ich dir ein Schiff gerüstet,
Mein wackrer Herr, wie keines je
Gesehen ward auf aller See.
Faust. Wo steht's? ist auch dein Teufelswrack,
Wie es verlanget mein Geschmack.
Mephistopheles. Du siehst es in der Dämm'rung kommen
Dort stattlich still herangeschwommen;
Und bis es mag zum Strande treiben,
Will ich's ein wenig dir beschreiben.
Setz' dich indes auf diese Scheiter,
Sei wieder auch ein wenig heiter.
Dies Rückwärtsdenken, Vorwärtsgrübeln
Muß ich als Freund dir sehr verübeln.
Faust. Wenn nicht das böse Grübeln wäre,

So stünd' ich jetzo nicht mit dir am Meere.
Doch mache mir des Schiffs Beschreibung
Mit der gewohnten Übertreibung.
Mephistopheles. Das Schiff geht stets nach unserm Willen,
Im wind'gen Meere und im stillen;
Es ist vollkommen windgerecht,
Denn jeder Wind ist unser Knecht,
Ein jeder muß uns vorwärts schieben.
Das aber ist nicht übertrieben.
Faust. Und wenn die wilden Stürme rasen?
Mephistopheles. Und wenn sie ringsum wütend bellen,
So spielen sie in unsern Wellen,
Wie durch's Getreide junge Hasen.
Faust. Wie steht's um Sandbank, Freund, und Klippen?
Mephistopheles. Die machen uns kein Tröpflein Meeres nippen.
Die Bänke ducken sich, die Felsenriffe
Nachgiebig, biegen sich vor unserm Schiffe,
Wie weiche Butter vor der Messerklinge.
Faust. Was rühmst du weiter an dem Dinge?
Mephistopheles. Das Schönste sind die Zimmer der Kajüte,
Mit zaub'rischen Tapeten ausgehangen,
Die sich gestalten, wie du's magst verlangen:
Zur Frühlingslandschaft frisch, mit Laub und Blüte.
Dann schweigt das Meer, du hörst allein die Weste
Melodisch säuseln durch die grünen Äste,
Du bist umwürzt von süßem Waldesduft,
Du hörst die Nachtigall, die ferne ruft. —
Mit noch so leiser Sehnsucht nach dem Herbst
Du plötzlich anders die Tapete färbst:
Du siehst am Felde schöne Schnitterinnen
Im Abendrote stehn — und Liebe sinnen;
Du hörst die Wachtel schlagen im Getreide,
Du siehst den Jäger still den Wald beschleichen,
Zugvögel wandernd durch die Lüfte streichen,
Die Herden kehren von der Alpenweide. —
Fällt dir mit seinem Reiz der Winter ein,
Wird's gleich auf der Tapete Winter sein:
Die sturmverwehten Blätter rauschend fallen,
Dicht stöbert Schnee, nun starren alle Bäche,
Die erst geplätschert, auf gefrorner Fläche
Ziehn lustige Schlitten hin mit Peitschenknallen.
Faust. Sei mir vom Land und seinen Wechsel still
Vergess'ner Schalk! hab' ich dir nicht gesagt,
Daß ich die Erde nun verlassen will.
Weil mir ihr Wechselspiel nicht mehr behagt?

Mephistopheles. Verzeih! mir fiel's nicht ein sogleich,
Mir spielte mein Gedächtnis einen Streich.
Faust. Sonst brauch' ich dein Gedächtnis nicht zu wecken,
Wenn's gilt, mit alten Dingen mich zu necken.
Mephistopheles. Verkenne meinen guten Willen nicht.
Dich zu erinnern, heischt oft meine Pflicht.
Mich zwingt mein Pakt, die Wahrheit dir zu nennen;
Nur aus Vergangnem kannst du sie erkennen.
Ich liebe sonst ein schlecht Gedächtnis;
Von lüderlichen Vätern ein Vermächtnis,
Seh' ich's, zumal an lust'gen Herrn,
Zuweilen für mein Leben gern.
Verwittert wo ein alter Turm,
Von Regenguß zernagt und Sturm,
Und fallen aus den Fugen lose Stücke,
Dann kommen räuberische Geier
Und nisten in der Mauerlücke,
Und brüten drinnen ihre Eier.
Also zernagt der laute Lebenssturm,
Also zernagt der stille Todeswurm
Auch der Erinn'rung alterndes Gebäude;
Und fällt dann aus der aufgelösten Fuge
Ein Stück Gedanke, Vorsatz, Schmerzen, Freude:
So fliegt manchmal herbei mit Blitzesfluge
Der Hölle Raubgevögel, Leidenschaften,
Die in der Lücke nisten, brüten, haften. —
Da hast du was von deiner lieben Braut!
Was ich dir von der Wahrheit hier vertraut,
Ist nur von ihrem Kleid ein dunkles Band;
Doch Ritter ehren jedes Liebespfand.
Faust. Ich nehm's, noch bin ich meinem Bunde treu;
Denk' ich auch manchmal mit geheimer Scheu
Der Wahrheit und mit sehnsuchtsvollem Zagen,
Für die nur freudig einst mein Herz geschlagen. —
Du gabst von ihrem Kleid ein dunkles Band,
Wird sie im Trauerflore mir erscheinen?
Kommt sie, wohlan, ich biet' ihr meine Hand,
Und soll sie ewig mir am Halse weinen.
Mephistopheles. Genug davon. Besprechen wir die Reise.
Ich war für dich bedacht auf jede Weise.
Vor schlimmer Langeweile dich zu sichern,
Hab' ich das Schiff bepackt mit guten Büchern.
Damit nicht etwa dein Verstand,
Siehst du nur Meer und nirgends Land,
Zum alten Bibelwesen mache Kehrum,

Hab' ich Lucretium de natura rerum
Dir aufgeschlagen; 's ist mein Lieblingsbuch,
Es hält so manchen kräftig kühnen Spruch,
Besonders von den Göttern und der Liebe;
Ich meine, daß ich's selbst nicht besser schriebe.
Auf dem Verdecke woll'n wir dann spazieren,
Und ich will dir den Kauz interpretieren.
Dann ist gesorgt für allerliebste Flaschen.
Mein feiner Koch setzt Gaumen dir und Nase
Mit seinen Meisterstücken in Ekstase.
Auch geb' ich noch was Andres dir zu naschen,
So schön und witzig, und so schmachtend feurig,
Und in den Liebsgeschäften doch erst heurig:
Sechs Mädel sind's, hast neuen Spaß mit jeder.
Bist du zufrieden so mit deinem Rheder?

Faust. Ich bin's mit nichten; und ich nehme
Dein Fahrzeug nicht, das ekelhaft bequeme.
Solang ich mich noch fühle Sohn der Erde,
Ist heimisch mir die irdische Beschwerde.

Mephistopheles. Ich wollte nur mit solchen Zauberschwänken
Behüten dich vor allzuvielem Denken.
Du kennst das Meer noch nicht; das ernste Ding
Schon manchem Wandrer sehr zu Herzen ging.

Faust. Ich will's in seiner Furchtbarkeit erschauen.
Schaff mir ein Schiff, nicht zauberhaft gemächlich,
Schaff mir's, wie es die armen Menschen bauen,
Unsicher, schwank und sturmzerbrechlich.
O Sturm, o Sturm, wie sehn' ich mich nach dir!

Mephistopheles. Der Sturm ist weniger bedenklich mir.
Wenn's heult und brüllt, wenn alles wankt und kracht,
Ein kriegrisch Wesen bald in dir erwacht,
Das dem Tumult und allen Todesschlägen
Mannstrotzig und frohlockend zieht entgegen.
Bedenklich aber ist das stille Meer,
Dagegen hält dein Trotz und Stolz sich schwer.
Wenn Welle ruht und jedes Lustgeflüster,
Wenn Meer und Himmel schweigend sich umschlingen
Und fromm, fast wie zwei betende Geschwister,
Das könnte, sorg' ich, meinen Faust bezwingen,
Da fürcht' ich Schwärmerei an meinem Faust,
Hat auch der Sturm vergebens ihn gezaust. ...
Indessen ist die Nacht hereingebrochen,
Die Wogen brausend an die Klippen pochen,
Von Winden wird die Felsenbucht durchpfiffen,
Die Wetterwolken laut und lauter kommen,

Das Zauberboot ist an den Strand geschwommen,
Es schaukelt sich und tändelt mit den Riffen,
Und drinnen süße Stimmen musizieren,
Die, kaum gehört, im Sturme sich verlieren.

Mephistopheles. Ich frage dich: ist dir das Schiff nicht recht?
Zum letztenmal: verschmähst du es im Ernst?

Faust. Ich frage dich, rebellisch kecker Knecht!
Zum letztenmal: ob du gehorchen lernst?....

Der Böse zürnt, aus seinem Auge fährt
Ein Blitz auf's Boot, der's zündet und verzehrt.
Hoch flammt es auf und sprüht und zischt umher,
Und flattert hin. Der Nacht tiefschwarzer Schleier
Fängt nun im Schiffesbrande plötzlich Feuer
Und leuchtet weithin über's wilde Meer. —

Der Morgen graut, es weht ein frischer Wind
Seewärts und treibt hinaus ein Schiff geschwind.
Die Wimpel flattern, jedes Segel schwoll,
Der Sehnsucht nach der dunklen Ferne voll.
Am Schiff vorüber flieht der Wellenschaum;
Und wie die Sonn' empor im Osten zieht,
Das Land zurückverschwindet und entflieht,
Wie, wenn der Tag erscheint, ein dunkler Traum.
Faust wandelt fort im dumpfen Wellenbraus
Und starrt zur Meereseinsamkeit hinaus.

Der Traum.

Matrosen singen hell ihr Abendlied,
Das kaum noch von der Sängerlippe schied,
Schon ohne Wiederhall im Meere schwindet,
Wo Menschenstimme keinen Anklang findet;
Im Meer, das fremd und stolz, in kalter Größe,
Nicht rückhallt selbst des Himmels Donnerstöße.
Sanft kräuselnd regt die milde Luft das Meer,
Und drängt den Segler sachte vor sich her,
Wie ihren Liebling die verschämte Maid,
Der kühn um einen Kuß der Liebe freit,
Mit weicher Hand von ihrem Busen drängt,
Und doch in seinen Armen sich verfängt.
Die Sonne neigt hinunter sich im Westen,
Noch zittert auf der Flut ihr Schimmerpfad;
Ein Weilchen harrt, gleich diesen Strahlenresten,
Die lichte Spur von einer edlen That.

Auf weitem Meer ist es ein freudig Grauen,
Den Untergang der Sonne anzuschauen;
Im Augenblicke, wo die fremde See
Die Lebensfreundin Sonne ihm verschlang,
Durchzuckt des Wandrers Herz ein dunkles Weh,
Er sieht die Fluten dämmern heimlich bang;
Beschleichen mag auf irren Meeresstraßen
Den Wandrer ein Gefühl, daß er verlassen;
Zum Himmel hebt er dann die Blicke gerne
Und sucht den Gruß der heimatlichen Sterne,
Die nie dem Menschenherzen näher kommen,
Als wo der Gruß der Erde ihm genommen,
Die nie die Seele himmlischer beflügeln,
Als auf des Meers bewegten Grabeshügeln.
Wird solch Gefühl, o Faust, dein Herz beschleichen?
Erinnerung die Seele dir erweichen? —
Ihm naht des Schiffes Kapitän und spricht,
Hindeutend auf der Sonne letztes Licht:
Der Sonnenuntergang regt mich zu denken
Wohl jedesmal an eine bittre Stund',
Als ich die tote Mutter mußte senken
Vom Bord hinunter in den Meeresgrund.
Es war ein Augenblick trüb, kummervoll,
Wie wenige so schmerzlich ihn erfahren,
So lang ich noch hienieden lebe, soll
Das Herz mir seinen Kummer treu bewahren.
Da lag sie auf dem Brette ausgestreckt,
Die mich geboren, segeltuchbedeckt,
Zu Füßen ihr gefügt ein Sack mit Sand,
Und harrend lehnt das Brett am Schiffesrand.
Ein kurz Gebetlein — der Matrose schnellt
Vom Brett die Tote lächelnd ab — sie fällt,
Und lange, lange sah ich sie noch sinken
Und mir mit ihrem weißen Tuche winken.
Von dannen zog das Schiff, mir war so schwer,
Daß ich allein die Mutter mußte lassen,
Wenn auch schon tot, im weiten, fremden Meer,
Wo sie die kalten Ungeheuer fassen.
Und wenn in's Meer versinkt der Sonne Schein.
So fällt mir immer meine Mutter ein. —
Faust aber spricht: „Ihr seid mir wunderlich;
Wie konntet Ihr auf rauhem Meere fahren,
Und doch so weiche Sitten Euch bewahren?
Ganz anders stimmte diese Reise mich.
Was einst mich freute von den Erdengaben,

Was mich, weil ich's verloren, einst gekränkt,
Der Erde ganze Lust hab' ich versenkt
In's tiefe Meer, und ihren Schmerz begraben.
Mir war das Meer des Schmerzes hohe Schule,
Hier mag er würdig aufzuflammen lernen
Nur nach dem Ew'gen, leider ewig fernen,
Und daß er nicht nach dem Erschaffnen buhle.
Ein mächtig Wort: „Verachtung des Erschaffnen!"
Ich hab's erfaßt, daß es von Schuld mich heile,
Denn ferner schnellt Erinn'rung ihre Pfeile,
Und nur der Stolz kann gegen Reue waffnen." —
Indessen schwand der Sonne letzter Schimmer,
Und leer und schlaff die Segel niederhangen,
Der Wind ist mit der Sonne schlafen gangen,
Die Wellen werden leiser, dunkler immer. —
Auf seinem Lager, schlummerharrend, liegt
Der Wandrer Faust, das Auge zu, das Ohr
Dicht an des Schiffes Bretterwand geschmiegt,
Schlaflieder murmelt ihm der Wellenchor.
Faust hört vergnügt im sanften Meerestosen
So nah den Tod an seinem Haupte kosen.
Bald ist's ein Rieseln, ein Geflüster bald,
Dann wieder ein geheimnisvolles Klingen,
Als wenn die Winde über Wies' und Wald
Den Rest verstreuter Glockentöne bringen;
Nun braust es dumpf, wie Wasserfälle rauschen,
Wie vom Gebirge hirtliche Schalmeien,
Nun wieder hört ein träumerisches Lauschen
Von fernem Spielplatz lust'ge Kinder schreien.
Faust höret wirrer stets des Meeres Wallen,
Der Übermacht des Schlafes heimgefallen. —
Je trotziger ein Mann, auf sich gestellt,
In stolzer Einsamkeit sich seine Welt,
Je tiefer muß er fühlen in der Nacht,
Wenn allgemach die Sinne ihm versiegen,
Wie süß es ist, des Schlafes weicher Macht,
Dem Mutterkusse der Natur erliegen.
Bald hat die Seele Fausts ein Traum berührt,
Der sie an leichter Schöpferhand entführt.
Der Träumer steht auf einem Inselstrand,
Von Meer umflutet rings, das nirgends endet,
Ein Blütenwald vom unbewohnten Land
Die Frühlingsdüfte in die See verschwendet.
Bezaubernd klingt die tiefe Einsamkeit
Im Vogelsang, von Störung nie bedroht,

Der Liebe Lust, der Sehnsucht süßes Leid,
Im Osten strahlt ein helles Morgenrot.
Die Wellen glühn und singen Wonnelieder,
Melodisch lockt zu sich die Tiefe nieder.
Der Träumer lauscht und meint sie zu verstehen,
Und jeden Gruß, den Frühlingslüfte wehen;
Und lange lauscht er, wunderbar beklommen,
Der Luft, des Meers so heimatlichen Sprachen:
Nun sieht er plötzlich, ostenher geschwommen,
Dem Untergang zugleiten einen Nachen;
Vorüber treibt am Eiland ihn der Wind,
Da wandert eine Frau mit ihrem Kind.
Ein schönes Kind, mit goldnem Lockenhaar,
Die Augen wie der Morgenhimmel klar,
Des Mundes Lächeln seliges Genügen,
Die Ruh der Unschuld in den holden Zügen.
Wie sie an Faust vorüberfahren dicht,
Blickt ihm die Frau gar traurig in's Gesicht.
„O Mutter!" ruft er aus — mit stillem Weinen
Legt sie die Hand hindeutend auf den Kleinen:
„So warst du einst!" Das war ihr stummes Klagen,
Und schon hat sie die Flut dahingetragen.
Faust starrt ihr nach und seinem Kindesbild,
Und wie sie fort und immer ferner schwimmen,
Verstummen in dem Wald die Frühlingsstimmen,
Der Wind, die Wasser rauschen fremd und wild.
Und Abend ist's, mit wildem Satze sprang
Die Sonne plötzlich in den Untergang,
Am Himmel rollt einher ein schwarz Gewitter,
Der Sturm zerreißt den Blütenwald in Splitter,
Und Blitze fahren, laute Donner krachen,
Und auf den Wogen kommt ein andrer Nachen.
Da wandert eine starre, schreckensbleiche
Jungfrau mit einer starren, blassen Leiche.
Wie sie an Faust vorüberfahren dicht,
Da blickt sie ihm gar traurig in's Gesicht:
„Den schlugst du tot!" Das war ihr stummes Klagen
Und schon hat sie der Sturm dahingetragen.
„Maria!" ruft er aus — und ist erwacht,
Und eilt auf's Deck, und jagend irrt umher
Sein Blick, noch trunken von des Traumes Macht,
Und sucht das Boot im sturmbewegten Meer.
Hier aber ist kein Sturm, hier ist kein Nachen,
Das Meer ist still, nur Mond und Sterne wachen.
Als die Gestirne ihm in's Antlitz leuchten,

Erwacht er ganz, es flieht des Traumes Däuchten.
Das Meer ist still, nicht eine Welle ruft,
Und lauschend stehn geblieben ist die Luft;
So still die Nacht, man hört des Herzens Klopfen,
Und schier den Tau vom Himmel niedertropfen,
Und schier den Mondstrahl auf das Wasser fallen,
Und schier das Trauerlied der Zeit verhallen. —
Wie Faust hineinsinnt in das tiefe Schweigen,
Da kommt Mephisto, spricht: „Es ist doch eigen,
Darein kann mein Geschmack sich gar nicht schicken,
Abscheulich ist die Stille, zum Ersticken.
Ich will vom Schlafe die Matrosen holen,
Daß sie noch einmal ihre Lieder johlen.
Nach deinem Traum bist du viel ernster, blasser;
Ich höre lieber die Matrosen singen
Ihr gellend Lied, als auf das stille Wasser
Die Thränen deiner Rührung niederklingen!"
„„Still, störe nicht mit deinem scharfen Schrei
Die Nacht; die Zeit der Thränen ist vorbei.
In Wolken sind die Sterne dort verkrochen,
Wie Kinder sich verkriechen in die Decken,
Wenn sie an ihrem eignen Traum erschrecken.
Der ist ein Kind, den Träume unterjochen.
Mein traumgehetztes Blut mag schneller jagen,
Mein Herz aufschrecken, trauern und verzagen;
Doch wenn auch bei phantastischen Gewittern
Mir Nerv und Ader, Erdenkinder, zittern,
Erwach' ich, bin ich Herr in meinem Haus
Und werfe den Gespensterspuk hinaus.
Doch ist's ein Übel, daß ich Träume habe,
Wann Schlaf gefesselt meine Willensmacht,
Die lüstern, wie Hyänen, in der Nacht
Die Toten mir aufwühlen aus dem Grabe.
Dann hilft es nichts, daß ich den Wahn vernichtet,
Und hoch den Turm Verachtung aufgerichtet,
Von dem ich wachend auf das Märchengrauen
Von Schuld und Reu' mag fest herunterschauen,
Die Träume, ungelehr'ge Bestien, schleichen
Noch immer nach des Wahns verscharrten Leichen!""
So hadert Faust zur Flucht ein weich Gefühl,
Den Rest des Traumes, während feucht und kühl
Nachtnebel über's dunkle Meer hinschweifen
Und seine trotzigheiße Stirne streifen.

Der Sturm.

Faust und **Mephistopheles** spazieren auf dem Verdecke

Faust. Wir wandeln auf dem Schifflein hin und her,
Das Schifflein jagt dahin im weiten Meer,
Das Meer ist mit den Winden auf der Flucht,
Die Erde samt dem Schifflein, Meer und Winden,
Schießt durch den weiten Himmelsraum und sucht
In ew'ger Leidenschaft, und kann's nicht finden.
Mir ist das Meer vertrauter als das Land;
Hier rauscht es unbestreitbar in die Seele,
Was dort ich leise, dunkel nur empfand,
Daß die Natur auch ew'ge Sehnsucht quäle
Nach einem Glücke! das sie nie gewinnt;
Und was da lebt im regen Labyrinth
Kann sich in Ruhe nirgendwo verschanzen,
Stets in den Sturm der Sehnsucht fortgerissen;
Und flücht' ich nach den Grabesfinsternissen,
Muß meine Asche um die Sonne tanzen.

Mephistopheles. Nur scheinbar lacht die Ruhe selbst den Rindern,
Die auf der Weide gehn in Maientagen,
Und Blumen morden, fressen mit Behagen,
Herodes jeder Ochs den Frühlingskindern:
Indessen kocht in seiner kleinsten Ader
Das Leben mit dem Tod den heißen Hader.
Die Weide mahnt mich an den Rossehirten;
Wir trafen ihn, als wir auf Abenteuer
Zu Pferde das Magyarenland durchirrten,
Im Wald, bei Nacht, an seinem Wachefeuer.
Die schwarzen Hengste grasten in der Runde,
Seltsam bestrahlt, der wilde Mähnenhang
Im Nachtwind flog, und deinem Lauschen sang
Der Hirt ein traurig Lied aus fremdem Munde;
Dann schwieg er still und starrte in die Glut,
Und türmte drüber manche Blättersäule,
Und starrte wieder mit verschlossnem Mut;
Da kam aus Schattendickicht eine Eule,
Und schwirrt' unheimlich krächzend um sein Ohr;
Und der geneckte Hirte sprang empor,
Griff in die Flamme mit gewalt'ger Hand
Und raffte einen ungeheuren Brand
Und schwang ihn um sein Haupt in wilder Hast,
Die Eule scheuchend fort, den schlimmen Gast.
Wie jener Hirt in Waldeseinsamkeit
Um's Haupt im Kreise schwang das Flammenscheit,

So schwingt der ew'ge Hirt mit starker Hand
Im Kreis um's feste Haupt den Weltenbrand,
Zu scheuchen fort aus seiner Nacht die Eule,
Die sonst ihm krächzend naht: die Langeweile.
Faust. Und wenn der Sterne große Wanderscharen
Nur Funken wären, jenem Brand entfahren,
Den um sein Haupt der starke Hirte schlägt,
Wo sind die Rosse, die der Hirte hegt?
Mephistopheles. Die werden auch noch wo zu finden sein.
Du treibst mir die Metapher in die Enge;
Sie aber wäre nicht mein Töchterlein,
Wenn sie sich nicht aus deiner Frage schlänge.
Die Rosse, die dem Hirten weiden gehen,
Und die allein dem alten Hirten teuer,
Um derentwillen brennt das Weltenfeuer,
Die Rosse nennt der Philosoph Ideen;
Mir aber ist's ein inniges Ergötzen,
Heranzuschleichen mich mit feinem Tritt,
Und plötzlich mich auf so ein Roß zu setzen
Und durch die Welt zu machen einen Ritt,
Bis mich das Roß abwirft, und scheu zurück
Zu seinem Hirten flieht und Weideglück;
Denn was Natur gebiert, die reiche Mutter,
Verzehrt die Herd' als frisches Weidefutter.
Du, Röslein, bist für dieses Los zu gut,
Drum steck' ich lieber dich an meinen Hut.
Sieh, dort am Himmel kommen andre Rosse,
Dort kommt die schwarze Donnerwolkenherde;
Kennst du den Flug, die wilde Kraftgeberde?
Halloh! schon kracht das Schiff vom ersten Stoße!
Faust. Wie wenn die Rosse durch die Heide fliegen,
Hinsausend an den schlanken Graseshalmen,
Und sie mit ihrem Sturmgeschnaube biegen,
Und sie mit ihrem starken Huf zermalmen:
Durchfliegen diese Himmelsrosse rasend
Die grüne Meeresheide als Verwüster
Und wiehern Sturm aus aufgeriss'ner Nüster,
Der Masten schlanke Halme niederblasend.
Mephistopheles. Halloh! es krachen, brechen unsre Masten:
Siehst du den Kapitän, den schreckerblaßten?
Das ist der Käfer, der am Halm gebaumelt,
Und mit dem abgeknickten niedertaumelt.
Faust. Hört, bleicher Kapitän! erhebt Euch doch!
Das ist kein Mann, des Blut im Sturmgehudel
Geduckt zurückschleicht, ein gepeitschter Pudel

Zur Herzenskammer, seinem Hundeloch.
Zeigst du nicht augenblicklich Mannesmut,
So werf' ich dich, beim Teufel! in die Flut!
Schämst du dich! Memme! vor dem Sturme nicht?
Ich dulde nicht die Schmach im Angesicht,
Den Menschen da in seiner Bettlerblöße
Genüber der Natur in ihrer Größe.

Kapitän. Seit zwanzig Jahren fahr' ich dieses Meer,
So schrecklich denk' ich keinen Sturm, wie der.
Wie jeder Nagel, jede Fuge kracht!
Weh uns! wie alles wankt und bricht und reißt!
Wie uns der Abgrund jetzt zu Himmel schmeißt!
Der nächste Augenblick ein Ende macht!
Ich zittre nicht für mich, und ich erblasse
Nur, weil ich Weib und Kind nicht gern verlasse;
Sie sollen beten einst an meinem Grab.

Faust. Verfluchter Mahner! feiger Wicht! hinab!

(Wirft ihn in's Meer.)

Ein Priester (auf den Knien). Erbarme dich, du großer Gott!
Barmherziger, hilf in unsrer Not!
Herr! deines Sohnes Christi Blut
Helf' in der Not uns Armen,
Besänftige mit Erbarmen,
Ein heilig Öl, die Sturmesflut!

Matrosen (auf den Knien). Erbarme dich, du großer Gott!
Barmherziger, hilf in unsrer Not!

Faust (ruft in die Wolken). Mach was du willst mit deiner Sturmesnacht!
Du Weltenherr, ich trotze deiner Macht!
Hier klebt mein Leib am Rand des Unterganges,
Doch weckt der Sturm in meinem Geist die Urkraft,
Die ewig ist, wie du, und gleichen Ranges,
Und ich verfluche meine Kreaturschaft!

Mephistopheles. Bravissimo! zu Schanden geht der Nachen;
Den kleinen Bissen hat der Ozean
Lang hin- und hergespielt in seinem Rachen,
Nun beißt er drein mit seinem Klippenzahn.

(Wehgeschrei der Mannschaft.)

Nun schluckt er ihn! Faust! spring auf diese Zacken!
Hier kann die tolle Flut dich nimmer packen.

Faust. Schon steh' ich fest; doch sterben die Matrosen,
Wohl gerne lebten noch die Rettungslosen.

Mephistopheles. Sie haben meist das Eiland schon betreten.
Die Kerle schwimmen kräft'ger, als sie beten;
Doch ist der bleiche Kapitän ersoffen,
Vergebens war auf trocknes Grab sein Hoffen.

Auch dort der Pfaff ein nasses Ende nimmt,
Der mag doch kräft'ger beten, als er schwimmt.
Wie wirbelt ihn die Flut! im Untersinken
Läßt er noch einmal sein Tonsürchen blinken!
Dasselbe ist's, das einst bei jenen Bauern
Zum Vorschein kam.

(Lachend.)

Wo wird sein Liebchen trauern?

Görg.

Schenke am Meeresstrand.

Faust, Mephistopheles, Görg, Michel, Kurt, Hans und andere **Matrosen, Dirnen, Spielleute** u. a.

Kurt. Das Schiff ist hin, doch nur mit Maus,
Der Mann schwamm glücklich noch hinaus.
Michel. Fragt keiner mehr nach unserm Kapitäne?
Hans. Was ließ er sich auch handumkehr
Bordüber schmeißen in das Meer?
Mit seiner harten Zucht und weichen Thräne!
Görg. Wie so der Tod, der Jägerschuft,
Mit seinem Hund, dem Sturm gebirscht!
Wie's Wolkenbüchslein blitzt' und pufft',
Der Hund so wild herumgeschnufft,
War't ihr doch alle recht zerknirscht?
Kurt. Das war denn auch ein schlechter Spaß,
Ich war bis in die Seele naß,
Ich war so naß und durchgeweicht,
Daß ich mich sehnte nach der Beicht'.
Görg. Da lagt ihr mit geduckten Stirnen,
Gelobtet Messen, reine Sitten;
Nun in den Armen dieser Dirnen
Scheint ihr's dem Teufel abzubitten.
Michel. Schlich dir nicht auch, trotz deinem Trotz,
Du harter, kalter Felsenklotz,
So ein Gebetlein in den Bart?
Görg. Dafür bin ich zu kalt, zu hart.
Ich bete nichts, ich bitte nichts,
Will's nimmer halten, ei, so bricht's!
Hans. Sag, Görg, hast du auch nicht geflucht?
Görg. Ich bete nie, drum fluch' ich nie,
Sing' stets nach einer Melodie,
Im offnen Sturm, in stiller Bucht.

Hans. Mehr ist der Fluch der Seele wert,
Als für die Faust ein scharfes Schwert.
Görg. Der Lebensgang ist Schlachtengang,
Drum juble nicht und sei nicht bang.
Zieht der geschloss'ne Reitertroß
Just über dich mit Tritt und Stoß,
Zerschmettert er dir auch ein Bein,
So sollst du nicht der Bube sein,
Der auf dem Schlachtfeld keifend huckt,
Den Rossen nach den Hufen spuckt.
Kurt (eine Dirne im Arme). Umschlinge mich mit deinen warmen
Und wonnereichen Liebesarmen!
Viel Leben hat die lange Fahrt
Für diese Stunde aufgespart.
Das Waldesgrün, der Vogelsang,
Und all der süße Frühlingsdrang
Blieb mir verloren und versäumt,
Wo nur die kalte Woge schäumt
Und Sterbelieder singt der Wind.
Die Erd' und ihre ganze Lust
Drück' ich in dir an meine Brust,
Umarme mich, du süßes Kind!
Michel (zu Görg). Was hältst du, Mann des weisen Spruchs,
Von dieser Dirne vollem Wuchs?
Görg. Ein Dirnlein frisch, ein Becher Sekt,
Nicht minder wohl als euch mir schmeckt.
Den leichten Schwarm der Sorgenmücken
Ersäuft der Wein, das Freudenmädel
Dient eben mir als Mückenwedel,
Doch nicht zu lärmendem Entzücken.
Michel. Wirt! noch zwölf Flaschen Fliegengift,
Nur daß Er mir das stärkste trifft.
Wirt, schenk' Er auch den Fiedlern ein!
Ihr lasset eure Geigen klingen,
Frisch aufgespielt, damit wir fein
Im Takt die Fliegenwedel schwingen!
Görg. Komm her, du mein nußbraunes Schätzel,
Reich mir zum Tanz dein weiches Tätzel;
Ein artig Kind! Wie heißt du doch?
Dirne. Suschen, mein lieber Schiffsgesell;
Dreh mich nur nicht herum so schnell.
Görg. Wir werden schon bekannter noch.
Mephistopheles (flüsternd, zu einer Dirne).
Gedenkst du noch des Pfaffen, der vor Jahren
Als Buhle dein mit dir herumgefahren?

So eben sank der arme Schalk in's Meer.
Dirne. Mein alter Schatz ertrank! — bedaure sehr!
(Sie tanzt weiter.)
Suschen (zu Görg). Du rührst dich selbst vom Flecke kaum,
Und drehst und schwingst und tummelst mich,
Ich gaukle auf und nieder dich,
Wie's Eichhörnlein am Eichenbaum.
Kurt. So heiser auch die Geigen tönen,
Ist's doch ein lieblicher Gesang,
Vergleich' ich das dem Windesstöhnen,
Dem Schrei bei Schiffesuntergang.
Hans (zu seiner Tänzerin). Du dickes Theerfaß rühr' dich fein,
Sonst schlag' ich dir die Dauben ein!
Kathe. So laß mich los, du toller Schuft!
So laß mich schnappen nur nach Luft!
Hans. Fort, fort, mein Schweinchen, ohne Rast!
Der Walzer, Kind, ist keine Mast;
Ich will von deinem lieben Ranzen
Ein bissel dir heruntertanzen.
Kathe. Weh mir! helft mir von diesem Flegel!
Hans. Du keuchst wie ein zerriss'nes Segel,
Ein kleines Weilchen, dicke Seele,
Erlaube, daß ich dich noch quäle.
Görg (setzt sich mit seiner Tänzerin an Fausts Tisch).
Komm, Kind, und laß dein Blut verwallen,
Setz dich zu mir. (Zu Faust.) Euch trink' ich's zu!
Faust. Ich fand an dir ein Wohlgefallen,
Stoß an, mein wackrer Bruder du!
Du sprachst zuvor ein tüchtig Wort
Vom Leben; Bruder, fahre fort,
Erzähle weiter mir ein Stück,
Was du vom Leben hältst und seinem Glück?
Görg (trinkend). Sie haben mich stockfinstrer Nacht
In diese Welt hereingebracht,
Ich weiß kein Wort, auf welchen Wegen,
Ist just auch nichts daran gelegen.
Nun bin ich da, hab' meinen Platz,
Der ist gut gnug, ist grade recht,
Denn daß ich nach dem Busenlatz
Fortuna's schiel', ist mir die Welt zu schlecht.
Faust. Sag an, glaubst du an einen Gott?
Görg. Du zeigtest dich im Sturme fest,
Drum sich's mit dir verkehren läßt,
Sonst schickt' ich dich jetzt heim mit Spott
Ich glaube — Kameradenwort,

Bei gutem Wind wohl an den Port,
Ich glaube, daß ein Schiff versinkt,
Wenn es zuviel Gewässer trinkt,
(Er trinkt.)
Wie selber ich zu Boden sänke,
Wenn ich zuviel vom Weine tränke;
(Er küßt seine Dirne.)
Ich glaub' an diesen süßen Kuß;
Ich glaube, daß ich sterben muß.

Faust. An Gott vor allem glaubst du nicht?

Görg. Ich schaute nie sein Angesicht,
Niemals mir seine Stimme klang;
Wenn er von mir was haben will,
So blieb er nicht so mausestill,
So gab er mir ein Zeichen lang.

Faust. Gab er dir nicht in Berg und Thal,
In blauer Luft, in Wetterstreichen,
Im großen Meer, im Sternenstrahl,
Daß er da herrscht, ein starkes Zeichen?

Görg. Soll all das mir zum Zeichen frommen,
So muß er früher selber kommen,
Daß ich von ihm erst fassen lerne:
Was sagt: Berg, Thal, Luft, Meer und Sterne?
Das alles ist mir vor der Hand
Nur eben Stern, Luft, Meer und Land.
Was ich nicht fasse und verstehe,
Darf nicht dem Herzen in die Nähe.

Mephistopheles. Ihr mochtet wohl in frühern Zeiten
Durch goldne Weizenfelder schreiten;
Saht ihr's auch an den Ährenwogen:
Daraus wird Branntwein abgezogen?
So seht ihr's Berg und Thal nicht an,
Und nicht der Luft, dem Ozean,
Und nicht dem vollen Firmament,
Was draus der Mensch für Geister brennt.
Man hat daraus hervorgebracht
Den Wunderschnaps, die Trinität,
Der mit betäubend süßer Macht
Dem Menschenvolk zu Kopfe geht.
Thut einen herzhaft starken Zug
Vom dreimal abgezognen Geist,
Gebt Acht, wie euch im Taumel kreist
Das schwache Haupt, ihr habt genug.
Das ist ein tiefer Rausch, den man
Im Grabe kaum verschlafen kann.

Seht meinen Freund hier, Doktor Faust,
Wie hat er doch im Schiffe neulich,
Als da der tolle Sturm gehaust,
Auf seinen Gott gezankt so gräulich!
Das war, verlaßt euch drauf, mein Lieber,
Noch immer was vom Glaubensfieber,
Es war der Seele krankhaft Rütteln,
Den alten Rausch hinauszuschütteln.

Faust. Ein Herz hat Ruh, das nie geglaubt;
Und glücklich, wen die böse Stunde,
Die seines Glaubens ihn beraubt,
Gleich drauf verscharrt im Grabesgrunde!

Görg. Noch wankt es unter deinem Fuß,
Hast keinen festen, sicheren Genuß.
Pflück' ich ein Weib, macht mir's mehr Skrupel nicht,
Als brech' ich dieser Flasche hier den Kragen;
Mein Liebsgenuß ist große Zuversicht,
Mein Trinken unverwüstliches Behagen.

Faust. Glückselig ist, wer unerwacht
Hinüber träumt in jene Nacht,
Wem noch ein gläubiges Gebet
Wie Frühlingsluft von dort — sein Licht ausweht.

Görg. Mein edler Freund, ich glaube fast,
Daß du zuviel getrunken hast,
Zwar nicht vom Wein, den wie ein Krankes
Du kaum benippt hast und berochen,
Wohl aber jenes Wundertrankes,
Von dem dein Kamerad gesprochen.

Faust. Der Seligste von allen ist,
Wer schon als Kind die Augen schließt,
Weß Fuß nie auf die Erde tritt,
Wer von der warmen Mutterbrust
Unmittelbar und unbewußt
Dem Tode in die Arme glitt!

Görg. Schon bricht die wilde Lust die letzten Schranken,
Die Kerle toben hier so freudengrimmig,
Dabei so ungeschlacht und bärenstimmig,
Man überhört die eigenen Gedanken.

Lieschen (die schönste Dirne, zu Faust).
Ihr seid ein herrlicher Mann, o führt
Zum Tanz mich, dem schönsten in meinem Leben!
Leicht werd' ich und flüchtig und ungespürt,
Wie die Stunde des Glückes dahin Euch schweben.
O freue dich! höre die lustigen Geigen!
Umschlinge mich, Schönster, zum seligen Reigen!

Faust. Laß ab von mir, ich tanze nicht;
Mach kein so lustiges Gesicht,
In deinem Auge steht es klar,
Daß deine ganze Lust nicht wahr;
Im tiefsten Aug' der trübe Schatten,
Den mir kein Lächeln täuschend lichtet,
Das ist das dunkle Bild vom Gatten,
Vom Mutterglück, das du vernichtet.
Was dich in meine Nähe trug,
Das war vielleicht Verwandtschaftszug:
Wir beide traten auf der Reise
Keck aus dem vorgebahnten Gleise,
Denn was dem Mann Erkenntniskraft,
Ist für das Weib die Mutterschaft;
Faßt er damit getrost ein kleines Stück
Der großen Welt, ward er zum Heil geboren;
Sie faßt die ganze Welt im Mutterglück,
Und thut sie's nicht, ist sie verloren.

Kurt. Hurra! so hab' ich keine noch durchwacht,
O lebensheiße, volle, starke Nacht!

Michel (Kurt umarmend). Du bist der tollste von uns allen,
O laß mich um den Hals dir fallen.

Görg. Faust, bist du denn ein Weiberfeind?
Das schöne Kind kam dir mit feiner Art,
Du stießest sie zurück so schnöd und hart,
Dort steht sie nun im Winkel still und weint.
Daß sie nun weint, kann mich nicht rühren;
Das Mädel hat in dieser Stund
So viel gejubelt ohne Grund,
Mag sie nun auch zum Wechsel Thränen führen.
Doch hast du etwa einen Keuschheitspakt,
So fänd' ich's albern, Freund, und abgeschmackt.

Faust. Ich habe auf der See die langen Tage
Mir überdacht des Lebens manche Frage,
So konnt' ich auch die Liebeslust bedenken,
Und mag damit nicht weiter mich befassen.
Die Lust soll sich der Stolz nicht schenken lassen
Von der Natur, auch wenn sie wollte schenken;
Doch will sie nicht; es ist ein Mäklergeist,
Der überall genau sie rechnen heißt;
Wer ihr die Liebeslust nicht unverdrossen
Heimzahlt in treuer Sorge für die Sprossen,
Hat sie geprellt und muß bezahlen
Die Mahnerin mit Herzensqualen.
Nun bin ich dieses Handels quitt,

Der ich für die gebrochne Treue
Verdruß genug im Herzen litt,
Bis ich den Jammerbalg erschlug, die Reue.
Mephistopheles. Mein Faust, der ist gedankenkrank;
Doch ist sein schwarzer Predigerschwank
Für Schenken schlechter Zeitvertreib.
Erst lag in Metzenaugen Trauerspur,
Nun läßt er gar hausieren die Natur
Mit Liebeslust als Krämerweib.
Görg. Ei was Natur! wer ist denn die?
Wo steckt sie denn? ihr saht sie nie;
Auch so ein abgezogner Geist,
Der euch im trunknen Kopfe kreist?
Mephistopheles (zu Görg). Längst hätt' ich gern, doch wagt' ich's nicht,
Euch meine Freundschaft angetragen.
Görg. Ihr seid mir der fatalste Wicht,
Der mir vorkam in meinen Tagen!
(Zur Dirne.)
Komm, Mädel, tanzen wir eins 'rum.
Dirne. Bin froh, schon ward mir angst und bang
Von eurem ernsthaften Gebrumm;
Gescheidter ist der Fiedelklang.
Faust. Der Görg da sprach so manches Wort,
Das mich beschäftigt fort und fort.
Ein voller Mann! er steht so fest,
Ob Gott ihn und Natur verläßt. —
Nun will ich in die Nacht hinaus,
Zu laben mich am Sturmgebraus.
(Geht ab.)
Hans. Seht nur den Kurt an, wie er tollt!
Er dreht die Dirne unter Küssen,
Er drückt sie jubelnd an das Herz,
Und stampft die Erd', ob er sie wollt'
Wegstoßen unter seinen Füßen
Und jauchzend fliegen himmelwärts.
Kurt. O schönes Kind! so tanzt' ich ewig gerne!
O süßes Kind! dich lieb' ich ungeheuer!
O könnte doch mein wildes Liebesfeuer
Zusammenschmelzen uns zu einem Sterne,
Der freudestrahlend durch die Himmelsweiten
Hinraste tanzend alle Ewigkeiten!

Faust's Tod.

Klippenstrand. Nacht. Fortwährender Sturm.

Faust (auf einem Felsen sitzend). Der starke Görg hat meiner Nacht
Auch keinen Funken Trost gebracht.
Nach dem, was er so kalt entbehrt,
Hat er mein Sehnen nur vermehrt.
Wohlan, mein Herz! in dieser Stunde
Will ich in dein Geheimnis schauen,
Und greifen tiefst in deine Wunde;
Halt fest und duld' es ohne Grauen!
Auf diesem Fels, in Sturmesmitten,
Werd' ich's entsetzlich nun gewahr,
Wie ich der Lieb' und Heimat bar,
So ganz allein und abgeschnitten.
Die Welle, die der Sturm bewegt,
Die schäumend an die Klippe schlägt,
Der Wind, der heulend Wälder splittert,
Der Blitz, der durch den Himmel zittert —
Mehr Heimat haben sie und Ruh,
Mein einsam Herz, als du!

Ich habe Gottes mich entschlagen
Und der Natur, in stolzem Hassen,
Mich in mir selbst wollt' ich zusammenfassen;
O Wahn! ich kann es nicht ertragen.
Mein Ich, das hohle, finstre, karge,
Umschauert mich gleich einem Sarge.
Im Starrkrampf wilder Eigensucht
Warf mich der Teufel in die Schlucht.
Lebendig in den Grabesfinsternissen,
Hab' ich, erwacht, die Augen aufgerissen,
Und ich begann mit unermess'nen Klagen
Mich selber anzunagen.
Ich habe nun gesprengt die dumpfe Haft,
Mit doppelt heißer Leidenschaft
Streck' ich die Arme wieder aus
Nach Gott und Welt aus meinem Totenhaus.
Nach Gott? — doch nein! — der Kummer ist es nur:
Könnt' ich vergessen, daß ich Kreatur!
Ein unersättliches Verlangen
Ist meinem Innern aufgegangen;
Erst war's ein glühendes Entbrennen,
Die Welt zu fassen im Erkennen;

Nun würde mir, geschöpft in vollsten Zügen,
Erkenntnis nimmermehr genügen.
Wenn ich die Welt auch denken lerne,
So bleibt sie fremd doch meinem Kerne,
In Einzelwesen kalt zertrümmert,
Wo keines sich des andern kümmert.
So lang ein Kuß auf Erden glüht,
Der nicht durch meine Seele sprüht,
So lang ein Schmerz auf Erden klagt,
Der nicht an meinem Herzen nagt,
So lang ich nicht allwaltend bin,
Wär' ich viel lieber ganz dahin. —
Ha! wie das Meer tobt himmelwärts,
Und wiederhallt in dir, o Herz!
Ich fühl's, es ist derselbe Drang,
Der hier in meinem Herzen lebt,
Und der die Flut zum Himmel hebt:
Die Sehnsucht nach dem Untergang;
Es ist das ungeduld'ge Zanken,
Hindurchzubrechen alle Schranken,
Im freudevollen Todesfalle
Zusammenstürzen alle — alle! —
O greife weiter, weiter, Sturm,
Und nimm auf deine starken Schwingen
Den höchsten Stern, den tiefsten Wurm,
Uns endlich alle heimzubringen!

Wie hier der Sturm die Flut aufwühlt,
So rührt er mir die Seele auf,
Daß sich Vergess'nes wiederfühlt
Aus meiner Jugend frühstem Lauf.
Als ich ein frischer Knabe war,
Und einst dem Priester am Altar
Die Mess' bedient' als Ministrant,
In seine Formeln stimmend ein
Mit unverstandenem Latein,
Das von den Lippen mir gerannt,
Wie's Bächlein über'n Kiesel geht,
Der vom Gemurmel nichts versteht,
Als ich das Glöcklein schellt' und lustig schwenkte
Das rauchende Thuribulum:
Da schien dem Knaben plötzlich alles krumm,
Mein Herz ein stolzer Ärger kränkte,
Daß ich dem Gottesbild zu Füßen
Hab' knien und opferrauchen müssen,

Mir schien's an meinem Werte Spott:
Daß ich nicht lieber selbst ein Gott.
Was noch als Irrlicht, flüchtig, leicht,
Dem Knaben durch die Seele streicht,
Kehrt in die Brust des Manns einmal
Plötzlich zurück als Wetterstrahl.
O welche Qual in dem Gedanken:
Daß die Geschaffnen, Schlingepflanzen,
Den Urstamm ihres Gotts umtanzen,
Von ihm getragen, aufwärts ranken!
Betracht' ich's scharfen Angesichts,
Ist solch ein Los im Grunde nichts.
Das Schlinggewächs ist Gaukelschein,
Bestand und Kraft der Stamm allein.
Woher ist mir der Stolz gekommen?
Geschöpfen kann nur Demut frommen;
Doch ist mir Stolz ins Mark gefressen.
Abhängigkeit, den Sklavenring,
Der diesseits ehern mich umfing,
Soll ich ihn jenseits nicht vergessen?
Mit ihm all die Entwicklungstreppen
Der Ewigkeit hinan mich schleppen?
Ha! lieber soll mein stolzer Geist,
Der Gott zu sein mich wünschen heißt,
Mit meinem Leib zugleich versiechen,
Und sich als Grabgewürm verkriechen,
Und, dringt er je aus meiner Gruft,
Als fauler Dunst verfahren in die Luft. —

Doch — ist das alles nicht ein trüber Schein?
Und daß ich abgeschnitten und allein?
So ist's! Ich bin mit Gott festinniglich
Verbunden und seit immerdar,
Mit ihm derselbe ganz und gar,
Und Faust ist nicht mein wahres Ich.
Der Faust, der sich mit Forschen trieb,
Und der dem Teufel sich verschrieb,
Und sein und alles Menschenleben,
Des Guten und des Bösen Übung,
Der Teufel selbst, dem jener sich ergeben,
Ist nur des Gottbewußtseins Trübung,
Ein Traum von Gott, ein wirrer Traum,
Des tiefen Meers vergänglich bunter Schaum.
Und zeugt der Mensch, wie Faust, ein Kind,
Ein Traum dem andern sich entspinnt;

In jedem Kind, in jedem Morgenrot
Sich Gottes Phantasie erfrischt.
Und schlägt ein Mensch, wie Faust, den andern tot,
Ein Traum den andern nur verwischt.
Ergreift den Menschensohn mit Macht
Des Forschens Trieb und Ungeduld,
Daß er bei Tag und später Nacht
Um einen Blick der Wahrheit buhlt,
So ist's vielleicht, daß Gott im Traume spürt,
Er träume nur, und daß Erwachensdrang
Im Morgenschlaf an seinem Traume rührt?
Und schlummert er vielleicht nun nimmer lang? —
Du böser Geist, heran! ich spotte dein!
Du Lügengeist! ich lache unserm Bunde,
Den nur der Schein geschlossen mit dem Schein!
Hörst du? wir sind getrennt von dieser Stunde!
Zu schwarz und bang, als daß ich wesenhaft,
Bin ich ein Traum, entflatternd deiner Haft!
Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz,
Und träume mir das Messer in das Herz!

(Er ersticht sich.)

Mephistopheles. Nicht Du und Ich und unsere Verkettung,
Nur deine Flucht ist Traum und deine Rettung!
Des wirst du bald und schrecklich dich besinnen,
Laß nur des Herzens Wellen erst verrinnen.
Ist erst der Strom des Blutes abgeflossen,
Der brausend das Geheimnis übergossen,
Kannst du hinunter schauen auf den Grund,
Dann wird dein Wesen dir und meines kund.
Mich wird man nicht so leichten Kaufes los.
Du thöricht Kind, das sich gerettet glaubt,
Weil's nun mit einmal sein geängstet Haupt
Dem Alten meint zu stecken in den Schoß,
Und ihm den Knäul zu schieben in die Brust,
Den's frech geschürzt, zu lösen nicht gewußt.
Er wird nicht Mein und Dein mit dir vermischen,
Das tote Glück dir wieder aufzufrischen.
Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da du wolltest mit der fieberheißen
Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt und Gott in Eins zusammenschweißen.
Da bist du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen!

Savonarola.

Vocati sumus ad militiam Dei vivi.
Tertullianus ad Martyres c. 3

Die Entweichung.

„Wo sich Girolamo verspätet?
Gewitter droht die schwüle Nacht;
Ob er noch jetzt im Walde betet,
Nicht hat auf Stund' und Wetter Acht?

Komm, Nicolo, hinaus, wir wollen
Den Sohn erwecken aus dem Traum.
Siehst du den Blitz? hörst du es rollen?
Gewiß, er kniet an seinem Baum!"

So sprach die Mutter mit Verzagen;
Der Vater ruhig, heiter spricht:
„„O laß ihn knien, die Blitze schlagen
Den Baum, wo Einer betet, nicht.

Der Himmel badet mit Erbarmen
Die Wurzel jedem Baum und Busch,
Wie Jesus einst den müden Armen
Herabgeneigt die Füße wusch.

Die Frühlingsnacht mit Wetterschlägen
Durchzuckt die Erde frisch und froh;
Und himmlischer Gedankensegen
Strömt nieder auf Girolamo.

Wohl hört er nicht den Donner ziehen,
Und nicht der Stunde leisen Schritt;
Er mag am Baume länger knieen,
Weil der nun blüht und betet mit.

Bald aber wird er, heimgekommen
Aus seinem dunkeln Waldrevier,
Was er Geheimes dort vernommen,
Begeistert sagen dir und mir.

Er that's in mancher schönen Stunde,
Und nie mein Herz das Glück vergißt,
Zu hören aus des Kindes Munde
Die Sprache, die das Leben ist.

Ich glaub' es nicht, o Weib, doch wehe,
Wenn je aus deinem Herzen schwand,
Wie der Gezeugte unsrer Ehe
Uns mit dem Schöpfer süß verband.

Oft aus den Waldeseinsamkeiten,
Des Denkers liebstem Aufenthalt,
Kam er zurück, uns fortzuleiten
In einen andern, tiefern Wald;

In jenen Wald voll Balsamkühle
Und ewig grün: die Schrift des Herrn,
Wohin aus banger Lebensschwüle
Gekränkte Wandrer flüchten gern.

Dann rauscht uns Trost, dann duftet Hoffen
Im heil'gen Walde jeder Strauch,
Von seines Auges Strahl getroffen,
Erregt von seines Mundes Hauch.""

Doch kann kein Wort zur Ruhe legen
Die Angst der Mutter um ihr Kind,
Denn draußen stürzt ein wilder Regen,
Gewitter tobt, es heult der Wind.

Die Nachbarn rufen Litaneien,
Den Baum am Fenster bricht der Sturm,
Die Glocken in Ferrara schreien
Die Angst der Stadt von jedem Turm.

Die suchende Mutter.

Die Nacht vorüber und im Osten
Hellstrahlend auf die Sonne geht,
Der Donner und der Sturm vertosten,
Die Luft voll Duft und Liedern weht.

Der Himmel mit den Lenzgewittern
Der Erde wohl zum Herzen drang,
Weil ihr von allen Zweigen zittern
So süßer Duft und Morgensang,

An Helena vorübergleiten
Des Waldes Hauch und Freudenton,
Sie späht und ruft in alle Weiten
Umsonst nach dem verlornen Sohn.

Schnell zu des Walds geheimsten Stämmen
Die sorgenvolle Mutter dringt,
Wo Fels und Strom die Schritte hemmen,
Am wirrsten sich der Strauch verschlingt.

Nicht schreckt sie nun der Räuberrotte
Weithin verrufner Hinterhalt,
Sie schreitet durch die dunkle Grotte,
Durchforschend jeden Felsenspalt.

Rastlos bis zu der Sonne Neigen
Fragt sie umher nach seiner Flucht,
Sie ruft den Straßen und den Steigen:
„Ihr Trägen, macht euch auf und sucht!“

Oft wenn sie auf entfernten Wegen
Herschreiten einen Wandrer sieht,
Dem winkt sie, eilt sie froh entgegen,
Bis ihrem Aug die Täuschung flieht.

Dann zürnet sie des Manns Geberden,
Und jedem Zug im Angesicht,
Daß sie je näher, fremder werden,
Daß dies *sein* teures Antlitz nicht.

Sie ruft hinaus in offne Felder:
„Mein lieber Sohn! wo bist du? wo?“
Und in die Wildnis dunkler Wälder:
„O komm zurück, Girolamo!“

Wie einen Stein das Meer, verschlinget
Das weite Feld den bangen Schall,
Und nicht den Sohn der Wald ihr bringet,
Nur seines Namens Wiederhall.

Der Brief.

Ermüdet von verlornen Wegen,
Die sie geirret ohne Ruh,
Und von des Herzens bangen Schlägen,
Geht Helena dem Hause zu.

Der Vater harret an der Thüre,
Er sieht sie kommen bleich und matt,
Und eilt, daß er sie stützend führe,
Und reicht ihr eines Briefes Blatt:

„Siehst du, es darf der Sturm nicht rauben,
Dem Baum des Herrn sein grünstes Reis;
Die Furcht war stärker als dein Glauben."
So spricht sein schonender Beweis.

Hinsinkend in des Stuhles Lehnen,
Hält sie das Blatt im Dämmerschein
Und seufzt die Worte unter Thränen:
Nun ist er fort, und nicht mehr mein!

„Nun ist er fort, doch unverloren.
O Weib, sei deines Sohnes wert!
Du hast ihn nicht für dich geboren;
Getrost, wenn ihn der Herr begehrt!

Zeit ist's, daß du dem Sohn entsagest
Und das Gerät der Mutterpflicht
Demütig brechest und zerschlagest;
Der Streiter Gottes braucht es nicht.

Der Brief wird deinen Kummer heilen,
Daß du frohlockst und nimmer klagst;
Ich will dir lesen seine Zeilen,
Weil du es nicht vor Weinen magst:

„„O Vater, Mutter, Gott befohlen!
Ihr Lieben, seid nicht trübgemut,
Daß ich so plötzlich und verhohlen
Entwichen eurer treuen Hut.

Ich zog von euch mit bittern Schmerzen,
Ich kämpfte lang, bis ich's vermocht,
Denn lange hat im Kindesherzen
Der bange Zweifel mir gepocht.

Schon seid ihr alt, es naht die Stunde,
Wo ihr zum Tode schlafet ein;
Nicht aber wird aus eurem Munde
Der letzte Hauch ein Kuß mir sein.

Ich werde nicht euch hinbegleiten
Des Weges kahlen, kühlen Rest;
In eures Alters Einsamkeiten
Vergebt, daß euch das Kind verläßt!

Mein Geist in schlummerlosen Nächten
Durch diese Welt zu Gott sich rang,
O zeige mir den Weg, den rechten!
Fleht' ich zu Jesu heiß und bang.

So kniet' ich letzte Nacht im Haine,
Umbraust vom wilden Donnerflug,
Gebadet im Gewitterscheine,
Und betete und frug und frug:

O Gott! soll ich der Welt entweichen,
Und dem was lieb mir in der Welt,
So gieb, o Herr, mir jetzt ein Zeichen,
Daß du zum Streiter mich bestellt!

Da schlug der Blitz den Baum in Splitter,
Dran ich gelehnt, ich blieb gesund!
Mich schlug der Strahl zu Gottes Ritter,
Auf ewig steht der ernste Bund.

Und jeden Tropfen meines Blutes,
Und meines Geistes letzte Kraft
Trag' ich zum Kampf, voll frohen Mutes,
Bis mich der Tod von hinnen rafft.

Ich wandre fort im Morgenrote;
Wie sich der Tag im Osten schwingt,
So glüht mein Mut im Kampfgebote
Und all mein Herz zum Himmel dringt!"" —

Schon wird es Nacht, die Sterne scheinen
Des Flüchtlings Eltern in's Gemach;
Die Mutter steht mit stillem Weinen,
Und sinnt dem Brief des Sohnes nach.

Und sie versinkt in düsterm Traume,
Es bebt der Brief in ihrer Hand,
Wie's letzte Blatt am dürren Baume,
Dem all sein Schmuck und Reichtum schwand

Sie spricht: „Die Kirche feiert heute
Dem Märtyrer Georg das Fest.
Weh mir, wenn ich sie richtig deute,
Die Ahnung, die das Herz mir preßt!"

Der Vater lehnt am Fensterrahmen,
Das Herz voll Freud' und Zuversicht,
Ein feierliches „Amen! Amen!"
Ruft er hinauf zum Sternenlicht.

Der Eintritt in's Kloster.

Der auserkorne Gottesbote
Die Straße nach Bologna zieht,
Rastlos, bis er im Abendrote
Die Turmeskreuze funkeln sieht.

Er möchte seinen Schritt beschwingen,
So sehnsuchtsfroh das Herz ihm schlug,
Als er Bologna's Glocken klingen
Herüber hört' im Windeszug.

Schon pocht er an mit frommem Worte
Am Kloster Sankt Dominicus,
Und aufgethan wird ihm die Pforte
Mit einem gastlich milden Gruß.

Ein hoher Greis mit weißen Haaren,
Begießend sorglich jedes Beet,
Der Prior unter Blumenscharen
Im Garten auf und nieder geht.

Der Bäume Wipfel säuselnd beben
In schon versunkner Sonne Licht,
Und ein vergangnes frommes Leben
Erhellt des Priors Angesicht.

Und sinnend ruht der Blick des Alten
Auf seinem reichen Blumenflor,
Auf all den lieblichen Gestalten,
Die still und sanft sich drängen vor.

Und leise trat zum Klostergarten
Savonarola jetzt herein,
Ehrfürchtig schweigend im Erwarten,
Bis selbst der Greis gewahre sein.

Wie weise Alte gerne pflegen,
Daß sie nicht lassen ihren Schritt
Sich stören auf Gedankenwegen,
Und lieber ziehn den andern mit;

So hat nach freundlichem Willkommen
Auch seinen Gast der Prior gleich
Vergnügt und herzlich mitgenommen
In sein geliebtes Blumenreich:

„An Blumen freut sich mein Gemüte,
Und ihrem Rätsel lausch' ich gern,
Die uns so nah mit Duft und Blüte,
Und durch ihr Schweigen doch so fern.

Wenn ich durch ihre schmucken Reihen
In Abendkühle wandeln geh',
Und oft in süßen Träumereien
An einer Gruppe sinnend steh',

So ist mir schon zu Sinn geworden,
Es lagre unterm Himmelszelt
Der große reiche Blumenorden,
Ein weites Kloster, durch die Welt.

Ob sie nicht in Gelübden leben? —
Sind nicht die Blumen keusch und rein?
Der Armut hold und treu ergeben,
Vergnügt bei Tau und Sonnenschein?

Gehorsam springen sie vom Bette,
Wenn sie die Frühlingshora ruft,
Und eilen in die große Mette,
Zu bringen ihren Opferduft."

Er sprach's, indessen dicht und leise
Ein Heer von Blüten niedersank,
Auf Stirn und Hand dem frommen Greise
Zu küssen ihren stillen Dank.

Nun kehrt mit forschendem Betrachten
Zu seinem Gast der Prior sich:
O Jüngling, welche Wünsche brachten
In unsre ernsten Mauern dich?

Der Jüngling, neigend sich bescheiden,
Also des Herzens Wünsche nennt:
Mein Bitten ist, mich einzukleiden
Zu eurem heiligen Konvent.

Und den Gelübden, jenen dreien,
Die fromm den Blumen lieh dein Scherz,
Will ich mich unerschüttert weihen
Bis in den letzten Todesschmerz. —

Der Greis vertieft sich, frohbetroffen,
In seines Gastes Angesicht,
Und ahnet, daß ein großes Hoffen
Der Welt aus diesen Zügen bricht.

Die Novizen.

Ein Bund, im Rosenzelt geflochten,
Bei Sternenglanz und Becherklang,
Als Wort und Wein und Blüten pochten
An's Herz, und Nachtigallensang;

Der mag verschwinden und vergehen
Mit seinen Lenzgenossen bald,
Wie's Blatt vom Strauch, vom Herzen wehen,
Verhallen, wie ein Lied verhallt.

Der Strauch hat neue Rosentriebe,
Hat Nachtigallen, jung und neu;
Das Herz berauscht die neue Liebe,
Und nur die Sterne blieben treu. —

Ein Bund, im Schlachtgefild geschlungen,
Der stumme Feuerblicke tauscht,
Von wildem Waffentanz umrungen,
Und rings von Heldentod umrauscht,

Ist schön! doch mit dem Kampfestosen
Ein solcher Bund wohl auch verweht,
Wenn weiter auch, als unter Rosen,
Das Herz in Schlachten offen steht. —

Der Bund allein wird lange dauern:
Wenn froh in Gottes Angesicht
Zwei Herzen an einander schauern;
Der überwährt das Sternenlicht.

So haben sich zum Freundschaftsbunde
Girolamo, Domenico
Vereint in gottgeweihter Stunde,
Mit der die Treue nicht entfloh.

Sie saßen traulich in der Zelle,
Und als im Sonnenuntergang
Verschied die letzte Tageshelle,
Zugleich ihr letztes Wort verklang.

Sie haben ernst und lang gesprochen
Vom Prager Hieronymus;
Wie eine Welt von Qual gebrochen
Am unerschütterlichen Huß.

Wie diese Freunde, Gotteshelden,
Die Macht des Todes übermannt,
Wie sie, das Wort des Heils zu melden,
So freudenvoll den Leib verbrannt. —

Die Jünglinge, das Antlitz neigend,
Sind jetzt verstummt mit einemmal,
Sie sitzen beide starr und schweigend,
Der Welt entrückt und ihrer Qual.

Verschlossen ist das Aug, verhangen
Das Ohr, wie tief in Schlafesruh;
Nun ist die Seele fortgegangen,
Sie schloß des Hauses Pforten zu.

Im tiefen Walde der Betrachtung
Die ferne Seele nun verweilt,
In jener heiligen Umnachtung,
Wo jede Sehnsucht wird geheilt.

Laßt euch den heil'gen Wald umranken!
O schweiget, schweiget, daß kein Wort
Die flücht'gen Rehe, die Gedanken,
Vom Quelle Gottes scheuche fort! — —

So saßen lange die Genossen,
Das Angesicht herabgebückt,
Das Auge wie vom Tod geschlossen,
Betrachtend und der Welt entrückt.

Sie hören nicht, wie vor der Zelle
Der Garten rauscht, der Vogel singt,
Sie hören nicht, wie schon das helle
Glöcklein Ave Maria! klingt.

Und die Vertieften auch nicht hören
Im Kreuzgang jetzt des Priors Schritt,
Und wie er, mahnend aufzustören,
Herein zu den Novizen tritt.

Die Brüder störend aufzuregen
Aus stiller Andacht, kümmert ihn;
Doch alle ruft zum Abendsegen
Die strenge Klosterdisziplin.

Erst als er ihnen seine Hände
Sanftrüttelnd um die Stirne schlang,
Daß er zurück die Seelen wende
Von ihrem fernen Abendgang,

Erwachten sie, zusammenschauernd,
Aus der Betrachtung stillem Glück;
Denn aus der Heimat schrickt bedauernd
Das Herz in diese Welt zurück.

Da fassen liebend sich die Beiden:
„Unwandelbar auf Gottes Spur!
Dein Freund, getreu in Kampf und Leiden!"
So strahlt in ihrem Aug der Schwur.

Die Wanderer.

Schon hat die Priesterweih' empfangen
Girolamo; aus seinem Mund
Viel segensreiche Worte klangen;
Er reift in Gott mit jeder Stund.

Ein Wunsch durchglüht sein ganzes Leben,
Sein Trachten immer, überall
Ist nur, die Kirche zu erheben
Von ihrem ungeheuren Fall.

Er spricht die Sehnsucht vieler Herzen
Gewaltig aus von Ort zu Ort;
Es haben ihre bangen Schmerzen
Gelüftet sich in seinem Wort.

Er rastet nimmer, zu verkünden,
Der Kirche Not und Hülfeschrei;
Und seine Pfeile scharf empfinden
Der Papst und seine Klerisei.

Eifrig geweiht dem Pred'gerorden,
Verging ihm seines Lebens Lenz.
Girolamo ist Prior worden
Im Markuskloster zu Florenz.

Domenico an seiner Seite
Zieht fort mit ihm die rauhe Bahn,
Dem Helden im verwegnen Streite
Als treuer Knappe zugethan. — —

Die Sonne im Gebirge sinket,
Des Himmels letzter Purpurstrahl
Das Erdendunkel flüchtig schminket,
Und Nebel schleichen durch das Thal.

Die Winternacht mit kalten Schauern
Und Regen kommt, kein Sternlein scheint;
Doch haben Jäger, Werkner, Bauern
Zum Wanderzuge sich vereint.

Von allen Bergen in der Runde,
Erscholl beim Sonnenuntergang,
Als Gruß und Ruf der Wanderstunde,
Ein freudenheller Chorgesang.

Nach Tagesmüh'n die Glieder dehnen,
Will sonst der müde Erdengast;
Was treibt die Wandrer für ein Sehnen,
So spät mit schlummerloser Hast?

Sie eilen fort, sie ruhen nimmer,
Die ganze Nacht durch Stein und Moor,
Es gilt beim ersten Morgenschimmer
Zu harren an des Domes Thor.

Wenn dürstend eine Karawane
Hinaus in alle Wüste lauscht,
Und jetzo meint, in frohem Wahne,
Zu hören, wie die Quelle rauscht;

Wie eilen dann die Heißen, Matten,
Belebt vom süßen Windestrug!
Bis endlich in Oasenschatten
Die Quelle tränkt den müden Zug:

So sputen sich auf dunkeln Wegen
Die vom Gebirge, meinend schon,
Es rausch' und kling' in Wind und Regen
Girolamo's ersehnter Ton;

Sein Wort, das Gottes Macht verkündet,
Sein Wort, das tausend Blitze rafft
Und sie zur Flammenrute bindet
Und auf die Sünder niederstraft;

Sein Wort, das in geheimste Falten
Der Herzen Funken Gottes weht,
Daß oft bei seinem mächt'gen Walten
Das ganze Volk im Feuer steht.

Sie hören in den Finsternissen,
Wie es gewaltig braust herab,
Daß Frevlern aufwacht das Gewissen
Und heulend springt aus seinem Grab.

Doch auch sein Wort als Friedenskunde,
Das seligend zum Herzen fließt,
Und dem aus tiefster Herzenswunde
Die Liebe und die Freude sprießt. —

Und als die Nacht vorbeigedunkelt,
Als durch zerriss'nen Wolkenflor
Die Sonne freudig strahlt und funkelt,
Stehn sie gedrängt am Kirchenthor.

Da fällt die frische Morgenhelle
Auf manches bleiche Angesicht,
Und von den Wandrern an der Schwelle
Jetzt mancher matt zusammenbricht.

Der Hagel schlug in diesen Zeiten
Toscana's Feld mit Hungersnot,
Und mancher von den Wandersleuten
Aß lange keinen Bissen Brot.

Schon eilen, wie zum Freudenfeste,
Viel Bürger von Florenz heran,
Mit guter Kost die müden Gäste,
Mit süßem Weine zu empfahn.

Die Luft erschallt von Freundesworten,
Man reicht sich brüderlich die Hand,
Die fremde Schar aus fernen Orten
Herberg in trauter Liebe fand.

Sind auch die Ähren nicht geraten
Am Feld, von Schauer heimgesucht;
So blieben doch die Herzenssaaten
Girolamo's nicht ohne Frucht.

Weihnacht.

Des Domes Thor ist aufgegangen;
Nicht aber allen wird gestillt
Der Quelle durstendes Verlangen,
Die heute von der Kanzel quillt.

Altarestufen, Bilderblenden
Sind vollgedrängt, die Sakristei,
Die Standgerüste an den Wänden,
Noch immer strömt das Volk herbei.

Girolamo hat nun betreten
Die Kanzel, kniet in Andacht still,
Von Gott die Kraft herabzubeten
Dem Worte, das er sprechen will.

Nun steht der Fromme aufgerichtet,
Sein Aug am Volke segnend ruht,
Sein edles Antlitz ist durchlichtet
Von Liebesmacht und Kampfesmut. —

Wenn Vögel ihren Sang beginnen,
Wenn schöner Frühlingsmorgen tagt,
Erglühn zuerst des Berges Zinnen,
Der hoch, der himmelnächste, ragt;

Von seinen Zinnen fließt allmählich
Der Morgenstrahl zur Schlucht herein,
Bis endlich aufglänzt licht und selig
Das ganze Thal im Sonnenschein:

So ist vom Antlitz dieses Frommen,
Als er zum Volk begeistert spricht,
Der helle Strahl herabgekommen,
Und glüht auf jedem Angesicht. —

O daß der Strahl, der gottesklare,
Erlischt und flieht, der Zeiten Raub!
Girolamo! dreihundert Jahre
Sind nachgeflogen deinem Staub!

Komm, segne mich mit deiner Nähe,
Und segne meines Liedes Klang,
Daß ich dein großes Herz verstehe,
Und nicht verletze im Gesang!

Laß weihend in die Seele fallen
Von jenem Strahl mir einen Schein,
Und laß ein leises Wiederhallen
Mein Lied von deinem Worte sein!

„Die Zeit des Mitleids und der Güte,
Das ist die stille, kühle Nacht,
Wenn über die versengte Blüte
Mit seinem Tau der Himmel wacht.

Die Zeit des Mondes und der Sterne,
Das ist die ungestörte Zeit
Des Heimwehs nach der stillen Ferne
Aus diesem Thal voll Schmerz und Streit.

Und war dein Herz am heißen Tage
Auch mit den Brüdern wild und rauh,
So kühlt es dir zu milder Klage
Die Nacht mit ihrem Thränentau.

Dann kehrt zu seinem Heiligtume
Das sturmverschlagne Herz — und glaubt;
Dann richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr müdes Haupt.

Dann drängt es dich, den Haß zu heilen,
Der kränkend deine Seele traf,
Und schnell zum Feinde hinzueilen
Und ihn zu wecken aus dem Schlaf,

Und dem Erstaunten und Gerührten
Zu sagen, daß den herben Groll
Die Thränen dieser Nacht entführten,
Und daß er auch dich lieben soll.

Wenn Nachts im Wald die Vögel schweigen,
Und wenn das Wild im Dickicht ruht,
Und wenn kein Windhauch in den Zweigen,
Dann hörst du einsam nur die Flut;

Du siehst den Quell zu Thale rinnen,
Er schimmert hell im Mondenschein,
Du denkst: „Ich muß wie er von hinnen,
Wär' ich wie er, so hell und rein!"

„Er treibt auf Erden seine Wogen
Und eilt in's heimatliche Meer,
Und ist, wie er einst ausgezogen,
So rein bei seiner Wiederkehr!"

Und wenn du Nachts am Waldesquelle
Dein sinnend Haupt wehmütig senkst,
Und bei der klaren Silberwelle
An deinen trüben Wandel denkst;

Was kann die Trauer dir bezwingen
Im stillen Wald am Quell, so klar?
Was hörst du aus den Wassern singen
Für Lieder, tröstend wunderbar?

Was hat den Balsam deiner Wunde,
Und deinem Schmerze Ruh gebracht?
Es ist die süße Friedenskunde
Aus einer ängstvergangnen Nacht.

O Nacht des Mitleids und der Güte,
Die auf Judäa niedersank,
Als einst der Menschheit siechе Blüte
Den frischen Tau des Himmels trank!

O Weihnacht! Weihnacht! höchste Feier!
Wir fassen ihre Wonne nicht,
Sie hüllt in ihre heil'gen Schleier
Das seligste Geheimnis dicht.

Denn zöge jene Nacht die Decken
Vom Abgrund uns der Liebe auf,
Wir stürben vor entzücktem Schrecken,
Eh wir vollbracht den Erdenlauf. —

Der Menschheit schmachtendes Begehren
Nach Gott; die Sehnsucht, tief und bang,
Die sich ergoß in heißen Zähren,
Die als Gebet zum Himmel rang;

Die Sehnsucht, die zum Himmel lauschte
Nach dem Erlöser je und je;
Die aus Prophetenherzen rauschte
In das verlass'ne Erdenweh;

Die Sehnsucht, die so lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden ging
Als Thräne, Lied, Gebet und Klage:
Sie ward Maria — und empfing.

Das Paradies war uns verloren,
Uns blieb die Sünde und das Grab;
Da hat die Jungfrau Jhn geboren,
Der das verlorne wiedergab;

Der nur geliebt und nie gesündet,
Versöhnung unsrer Schuld erwarb,
Erloschne Sonnen angezündet,
Als er für uns am Kreuze starb.

Der Hoheprieſter ist gekommen,
Der lächelnd weiht sein eignes Blut,
Es ist uns der Prophet gekommen,
Der König mit dem Dornenhut. —

Kennt ihr den Strauch im Waldesgrunde?
Kein Blümlein blüht in seiner Näh,
Kein Vogel singt in seiner Runde,
Den Wandrer faßt ein dunkles Weh!?

Wohl stürbe gern in seinem Grame
Der Strauch, der jene Dornen trug;
Doch muß in alle Welt sein Same
Fortwandern mit dem Windesflug.

Nach seines Fluches altem Brauche
Geht Ahasver noch auf und ab,
Und bricht sich von dem Dornenstrauche
Alljährlich seinen Wanderstab.

Der Strauch — das ist das Finsterkalte
In der Natur, das nur versehrt;
Und Ahasver — das ist der alte
Unglaube, der stets irrefährt. — —

Naturvergöttrer! ihr Geäfften
Des Wahnes, wollt in Sumpf und Riet
Den Irrwisch an den Leuchter heften;
Er leuchtet nur, indem er flieht!

Allgöttler! eures Gottes Glieder
Streift hier vom Baum der Wintersturm;
Dort schießt den Gott ein Jäger nieder;
Hier nagt er selber sich als Wurm.

Als Tabernakel, voll Rubinen
Und Perlen, mit dem Sakrament,
Mag euch des Tigers Rachen dienen,
Der brüllend durch die Wüste rennt.

Und die Kinnlade eines Haien
Für euch als Bundeslade paßt,
Das Mordgebiß in Stachelreihen
Das heilige Gesetz umfaßt.

Und euer Engel, dessen Zeichen
Die Toten auferstehen ruft,
Ist die Hyäne, wenn sie Leichen
Bei Nacht aufwühlt aus ihrer Gruft! —

Noch immer lebt der alte Jude,
Durchflucht die Welt mit Saus und Braus;
Die Kirch' ist seine Gräuelbude,
Er läßt den Herrn nicht in sein Haus.

Und wo er trifft auf seinen Gängen
Die Wandrer mit der Kreuzeslast,
Muß er sie höhnen und bedrängen,
Weil er das Reich der Liebe haßt.

Geht hin nach Rom und hört die Mette
Zur Weihnachtsfeier, schaut euch an
Die Priester auf entweihter Stätte,
Mit Goldgewändern überthan.

Dort brennen tausend helle Kerzen,
Die Orgel dröhnt, es tönt Gesang:
Doch kalt und finster sind die Herzen,
Zerriss'ne Glocken ohne Klang.

O seht die tierischen Gestalten,
Wie am Altare dort und hier
Hantierend sie die Hände falten,
Zum Himmel blicken fremd und stier!

Der eine liest, die Augen rollend,
Die Mess' in ungeduld'ger Hast,
Und dem Evangelisten grollend,
Daß er nicht kürzer sich gefaßt.

Ein zweiter denkt mit heißer Stirne
Bei der Epistel an den Brief,
Der ihn zu einer schmucken Dirne
Für diese heil'ge Nacht berief.

Ein andrer hört aus den Gesängen
Hallo! Gebell und Jägerhorn;
Er sieht den Hirsch im Walde sprengen,
Sein Herz fliegt nach durch Busch und Dorn.

Ein andrer träumt in Spielgemächer
Sich an den Goldtisch, nimmersatt,
Er schwingt den Kelch wie Würfelbecher,
Die Hostie wie ein Kartenblatt.

Die Ceremonie wird als Fratze
Gedankenlos nun ausgekramt;
Ein Affe, sie mit Kopf und Tatze
Tiefsinnige Geberden ahmt.

Und die Gemeinde, geistverlassen
Und herzverödet, drängt und gafft
Und sucht mit Wort und Wink zu fassen
Die Beute frecher Leidenschaft.

Schamlos geputzte Weiber schwirren
Umher im Tempel ohne Ruh,
Und lasterhafte Männer girren
Den Weibern süße Worte zu.

Der Fromme geht, die Brust voll Klage,
Aus solcher Kirchenschänderei;
Ihm thut sein Herz die düstre Frage:
Ist es mit Christus denn vorbei?

Ist dies ein Fest, daß er geboren,
Der wiedergab das Paradies?
Ist dies ein Fest, daß er verloren,
Und uns, ein schöner Traum, verließ?

Doch sollt ihr nicht dem Kummer glauben.
Kein Wort des Heilands wird verwehn;
Gott läßt sich seine Welt nicht rauben,
Und seine Kirche wird erstehn.

Ob euren modernden Gebeinen
Wird dann hinwandeln eine Schar
Von Priestern, wahren, frommen, reinen,
Und würdig dienen am Altar.

Die Herzen werden sich versöhnen
Einst unter einem Freudenzelt,
Und die Natur wird sich verschönen,
In Liebe atmen wird die Welt.

Die Herzen werden sich verbünden,
Sich bringen jeden Gottesgruß,
Von Brust in Brust hinübermünden
Wird, Gott entströmt, ein Freudenfluß.

Und finden werden sie gemeinsam
Den Weg, das Leben und das Licht,
Was keiner kann erringen einsam,
Der nur sich selber Kränze flicht.

Zugvögel sammeln sich in Scharen,
Wenn sie empfinden in der Luft
Ein süß geheimes Offenbaren
Des Frühlings, der nach Süden ruft.

Vereinigt trotzen sie den Winden,
Daß keiner sie der Bahn entführt;
Vereinigt schärft sich ihr Empfinden,
Das in der Luft den Süden spürt.

So werden sich die Seelen einen
Im gleichen Geist und Glaubenszug,
Daß sie nach ew'gen Frühlingshainen
Vollbringen ihren Wanderflug.

So wird sich finden einst hienieden
Der Kirche traulicher Verein,
Wo Licht und Stärke, Freud' und Frieden
In Christo allen wird gemein.

Ja! endlich wird die Stunde schallen,
Wo jener Strauch nur Rosen bringt,
Und wo ein Chor von Nachtigallen
Auf seinen sanften Zweigen singt.

Dann liegt der Stab des Abgemühten
Zerbrochen auf dem grünen Rain;
Dem Strauch zu Füßen, unter Blüten
Wird Ahasver begraben sein."

Mariano.

Savonarola ist gefährlich
Der Papst- und Mediceermacht
Weil er das Licht der Wahrheit ehrlich
Der Sünde streckt in ihre Nacht.

Die Fackel strahlt in tiefste Klausen;
Weh euch, wenn's Volk da unten sieht,
Aufspringend mit Abscheu und Grausen,
Vor welchen Göttern es gekniet!

Mariano aber ist der Rechte;
Der Augustiner gar geschickt
Sein feines, buntes Truggeflechte
Den Blöden um die Augen strickt.

„Geh hin und schlage diesen Schwärmer
Mit des Verstandes blankem Schwert,
Schaff mir vom Leib den wilden Lärmer,
Der mir an meinem Mantel zerrt!

Erkämpfst du sieghaft mir den Frieden,
So bist du mir vor allen lieb,
Der kühnste Wunsch sei dir beschieden!"
Also der Papst Mariano trieb.

Der hat die Kanzel heut bestiegen
Am Feste Himmelfahrt und rafft,
Savonarola zu besiegen,
Zusammen seine ganze Kraft.

Bevor Mariano läßt erschallen
Der Predigt das Exordium,
Blickt er mit großem Wohlgefallen
Erst in der Kirche rings herum.

Es schwelgt sein Auge in den Ehren,
So Viele lauschten ihm noch nie:
Der Fürst, die Gonfalonieren,
Der Adel und die Signorie.

Sie harren alle seiner Rede,
Es horcht das Volk, gedrängt und dicht,
Wie er bestehen mag die Fehde,
Was heute Mariano spricht.

Mariano! seiner Redemeister!
Sieh zu, daß du den Feind besiegst!
Mariano, tummle deine Geister,
Daß du nicht schmählich unterliegst!

Laß deinen Cicero erschallen!
Laß klingen den Virgilius!
Laß Platons Geist vorüberwallen
Mit seinem tiefen Zaubergruß!

Laß Aristoteles ertönen,
Der die Gedanken spaltend mißt
Vom Wahren, Guten und vom Schönen,
So fein, daß sie das Herz vergißt!

Schon hast du sie heraufbeschworen,
Und Viele hören dich entzückt;
Denn klassisch rauscht's um ihre Ohren,
Sie sind der Gegenwart entrückt;

Sie sind der Gegenwart entrissen,
Und aller Sünde, Schmach und Not,
Und ihrem strafenden Gewissen;
Es lacht das Leben, lacht der Tod.

Verspottet werden die Propheten,
Wie sie so übersichtig spähn
Und plump die Rosen niedertreten,
Die hier am Wege freudig stehn.

Mariano schont der zarten Rosen,
Wenn er das Volk zur Wehmut rührt,
Und sanft, mit väterlichem Kosen
An Schuld und Tod vorüberführt.

Doch jetzo wird Mariano's Predigt
Rauh, ungestüm mit einemmal,
Indem sein Herz sich frei entledigt
Des Hasses und der Neidesqual!

„Girolamo! du Volksbetäuber!
Du Leichenhuhn! Unglücksprophet!
Du Weltvergifter! Freudenräuber!
Du finstrer, stürmischer Asket!

Dein heißer Hauch weht unheilschwanger,
Ein Samum, durch die schöne Welt,
Daß auf dem grünen Lebensanger
Die Freude tot zu Boden fällt.

Wenn dich, das Wort des Heils zu künden,
Der Gott der Liebe auserkor,
Was willst du Zwietracht denn entzünden
Und rufst den blut'gen Krieg hervor?

Hast du der Kirche nicht demütig
Einst den Gehorsam angelobt?
Ist das Gehorsam, was so wütig
Aus dir auf Papst und Kirche tobt? —

O Freunde! glaubet nicht dem Herben,
Der überall nur Jammer sieht;
Laßt euch das Leben nicht verderben,
Das, ach, so bald! so bald entflieht!

Schreckt nicht zurück vor allen Lüsten,
Den Gott in eurer Brust vermag
Nicht gleich zu stören, zu verwüsten
Des Herzens muntrer Freudenschlag.

Der Gott, der sich uns hingegeben,
Gab auch den milden Sonnenschein,
Hängt süße Trauben an die Reben,
Und weckt die Nachtigall im Hain.

Er gönnt den flücht'gen Phänomenen,
Eh sie verschlingt die Todesschlucht,
Daß lächelnd unter Freudenthränen
Sie sich umarmen auf der Flucht.

Auf uns ruht sichtbar Gottes Segen,
O daß es anders würde nie!
Denn unser Glück auf sichern Wegen
Lorenzo führt von Medici;

Der feste Schirm, der kluge Rater,
Der allerorten hilft, versöhnt;
Der Weisheit und der Künste Vater,
Der uns die weite Welt verschönt.

Ha! wie sie jüngst nach Florenz rannten,
Ein Bettlerzug voll Ungeduld,
Von fernen Fürsten die Gesandten
Um seinen Rat, um seine Huld!

Der Kaiser Friedrich sandte diesen,
Und Ludwig den von Frankreichs Thron;
Den Johann, Herr der Portugiesen;
Den Ferdinand von Aragon;

Und Andre grüßten ihn und warben
Für Ungarns mächtigen Corvin;
Und fremde Trachten, Wappen, Farben,
Ein Ruhmeskranz, umstrahlten ihn.

Kostbar Geräte und Geschmeide
Sandt' ihm der Sultan, der Barbar,
Von Afrika's entlegner Weide
Auch seltner Tiere eine Schar.

Die wilden Zöglinge der Wüsten,
Sie wanderten herüber weit,
Daß sie erblickten und begrüßten
Lorenzo, das Gestirn der Zeit.

Die Tiere, die aus Edens Hainen
Der Herr in alle Welt verwies,
Lorenzo ruft — und sie vereinen
Sich hier im neuen Paradies.

Die Pflanzen, die an ferne Klüfte
Der Sturm des Herrn meerüber trug,
Lorenzo bringt euch ihre Düfte
Auf seinem reichen Handelszug.

Lorenzo ruft — dem Staub entwinden
Die Griechengräber ihren Hort,
Und alte Steine wiederfinden
Im Tageslicht ihr süßes Wort;

Lebendig werden alte Rollen,
Der Weisheit Stimme neu erwacht,
Die lang im Völkersturm verschollen,
Vergessen war in dumpfer Nacht.

Der lebensfreudige Hellene,
Der längst von dieser Erde schied,
Er trocknet euch die bange Thräne
Noch spät mit seinem schönen Lied.

Ihr seid glückselig schon hienieden,
Weil euch Lorenzo angehört.
Weh dem, der euch den heitern Frieden,
Die Freud' am Segen Gottes stört!

Seid ihr gefallen auch, ihr Armen,
Verzaget nicht, getrost hinan!
Gott hat mehr Liebe und Erbarmen,
Als je ein Mensch verschulden kann.

Gott wird nicht ewig euch verlassen
Ob eurer Sünden in der Zeit.
Gott liebt euch über alle Maßen,
Denn Gott ward Mensch von Ewigkeit.

Die Menschheit hatt' in Gottes Lichte
Geblüht schon längst und ehedem;
Der Strom der heiligen Geschichte
Entsprang nicht erst in Bethlehem.

Wenn auch, zur Menschentiefe wallend,
Der Gottesstrom sich nie ergoß
Wie dort, als er in Jesu schallend,
Ein Katarakt, herunterfloß!

Wir aber sollen nicht verzagen,
Und nicht erheben Haß und Streit,
Daß leiser fließt in unsern Tagen
Der Strom der Menschengöttlichkeit!" —

So sprach Mariano; — frei und freier
Ihm die Gedanken jetzt entfliehn,
Die um den Strom als kecke Reiher
Der heiligen Geschichte ziehn.

Sie mögen ihre Flügel spreizen
Und schwärmen, übermütig froh;
Bald wird die Reiher niederbeizen
Der Falke des Girolamo.

Die Antwort.

Mariano hört in seiner Zelle
Bei klarer stiller Morgenluft
San Marco's Glocke rein und helle,
Wie sie das Volk zur Predigt ruft.

Mariano hört den Ruf beklommen,
Dem Lauscher wird um's Herz so bang,
Als hätt' er im Geläut vernommen
Jetzt seines Ruhmes Grabgesang.

Mit einmal ist sein Mut geschwunden,
Die frohe Zuversicht dahin,
Die schon den Feind sah überwunden,
Der Glockenschall erschüttert ihn.

Und, hastig auf und niederschreitend,
Als nun der letzte Klang verweht,
Sieht er, wie auf der Kanzel streitend
Girolamo gewaltig steht.

Und, eifersüchtig auf die Ehren,
Sieht er versammelt alle sie:
Den Fürsten, Gonfalonieren,
Den Adel und die Signorie.

Er trüg' es leichter, wenn sie alle
Gestorben wären übernacht,
Als daß sie Zeugen seinem Falle,
Und seines Gegners Übermacht.

Ha! wie sie lauschen auf die Rede!
Ha! wie das Volk, gedrängt und dicht,
Aufhorcht, was in der ernsten Fehde
Savonarola heute spricht!

Ihn täuschten nicht die Glockenlaute
In Morgenlüften, still und klar,
Was Mariano's Ahnung schaute,
Wird in San Marco's Kirche wahr.

Zu enge wird der Volksmenge
Der Tempelraum, er faßt sie nicht,
Und manchem wird das Herz zu enge,
Der Prior von San Marco spricht.

Er zeigt in flammend wahren Zügen,
Wie schwer die Kirche Christi krank,
Wie tief von seinen hohen Flügen
Ihr matter Geist zur Erde sank.

„Die Kirche ist treulos geworden,
Denn ohne Führer, ohne Licht,
Läßt sie verwildert ihre Horden
Entgegentaumeln dem Gericht.

Der Klerus möchte gerne bannen
Den Strahl des Himmels von der Welt,
Er möchte um die Erde spannen
Sein schwarzgetünchtes Lügenzelt,

Auffangen alle Segensgrüße,
Die Gott gesandt dem Menschenschmerz,
Auf daß beim Klerus betteln müsse
Um falschen Trost das arme Herz.

Die Kirche ehr' ich, doch im Kampfe,
Wie man die kranke Mutter ehrt,
Die, geistesirr, mit wildem Krampfe
Den Dolch nach ihrem Busen kehrt.

Ich will euch nicht die Welt vergiften,
Doch zeigen, wie sie euch bedroht.
Ja! Krieg und Zwietracht will ich stiften
Mit Lüg' und Laster, bis ich tot.

Wenn euch die Welt mit Schmeicheleien
Das Herz befriedigt und entzückt,
Hat sie, dem Unheil euch zu weihen,
Den Judaskuß euch aufgedrückt.

Die Seele soll auf ihrem Zuge
Sich nicht verfangen hier im Strauch;
Die Erdenblüten nur im Fluge
Berühren, wie ein Windeshauch.

Weh dem, wer sich der Welt verdungen,
Denn müd und nackt und ohne Lohn,
Wenn's Glöcklein Feierabend klungen,
Jagt sie zuletzt den Knecht davon.

Du bist ihr Knecht, du bist ihr Werber,
Um schnöde Lust, um eitlen Ruhm;
Mariano! süßer Volksverderber!
Kennst du das Evangelium?

Ein schlechter Arzt bedrängten Sündern,
Mußt du, zu mildern ihren Druck,
Verfallne Heidengräber plündern;
Statt Leben bringst du Leichenschmuck.

Du weinst, als ob das Herz dir breche,
Und mit den hohlen Händen fängst
Du auf die reichen Thränenbäche,
Die du auf's Volk hinunterſprengst.

Doch iſt nur Willkür, nicht Betrübung
Der Thränenſtrom, der dir entfiel,
Nur eine Frucht der Spiegelübung
Dein klagendes Geberdenſpiel.

Du Kanzelgaukler, all dein Flöten
All deine Sturmesmelodie
Macht doch den Sünder nicht erröten,
Erſchüttert ihm die Seele nie.

Wenn auch die Hörer ſeufzen, weinen,
Was ihnen von den Wangen rollt,
Sind falſche Thränen, wie die deinen,
Iſt Lohn, den Trug dem Truge zollt.

Unheilig iſt ein ſolches Trauern,
Womit dein Wort die Hörer trifft;
Dies weichlich ſüße Selbſtbedauern
Iſt für ſchuldkranke Herzen Gift.

Machſt du mit klaſſiſchem Geſchwätze
Zur Tugend kühn? zum Glauben ſtark?
Dem Teufel flickſt du ſeine Netze,
Denn du biſt falſch bis in das Mark.

Dein Wort iſt Fälſchung und Verführung,
Du lullſt den heil'gen Schmerz in Ruh,
Und den Heilbronnen ſelbſt, die Rührung,
Den Thränenquell vergifteſt du.

Wenn du das Volk auch irreleiteſt,
Du darfſt es wagen ungeſtraft,
Wenn du nur läſternd mich beſtreiteſt,
Für Rom einſtehſt mit deiner Kraft.

Die Grenzen möchteſt du vermiſchen
Der Chriſten und der Heiden gern,
Und in ein Nebelbild verwiſchen
Des Glaubens feſt gediegnen Kern.

Verschleiern möchtest du die Wunde,
Die durch das Herz der Menschheit brennt,
Verwirren mit dem alten Bunde
In Eins das neue Testament.

Die Wunde läßt sich nicht verschleiern,
Ihr Blut durchdringt den dünnen Flor;
Bald muß die Kirche sich erneuern
Und finden, was sie längst verlor.

Einst, in des alten Bundes Tagen,
Da trieb der Mensch noch ohne Bahn,
Vom Strand der Sehnsucht stets verschlagen,
Auf weitem, wildem Ozean.

Des Herrn Gesetz gebot ihm Landung,
Er strebte nach dem Friedensport,
Des Sündenfalls empörte Brandung
Riß ihn in ihre Wirbel fort.

Nun aber ist zu seinem Wohle
Der Weg durch's Meer dem Menschen kund,
Die sichre, heilige Bussole,
Die Liebe gab der neue Bund.

Und rudert kühn der Glaubensstarke
Durch Wellenstoß und Sturmesweh,
So wird, gesegnet, seine Barke
Gewinnen bald die hohe See,

Wo er hineilt die Freudenpfade,
Wo ihm in alle Segel wehn
Die Hauche Gottes ihre Gnade,
Die ewigen Etesien.*

Belohnet wird ihm sein Vertrauen,
Und daß er nicht im Sturm verzagt,
Er wird das Land der Sehnsucht schauen,
Mehr finden als sein Wunsch gewagt.

Die Menschheit hat nach Gottes Lichte
Gesehnt sich längst und ehedem;
Doch ist die heilige Geschichte
Entsprungen erst in Bethlehem.

* Passatwinde.

Du nennest Christum eine Quelle,
Die stets zur Menschheit niederfloß,
Und die sich nur an jener Stelle
Mit lauterem Geräusch ergoß?

Der alte Quell war nur ein Sehnen,
Der Menschheit ahnungsvoller Gram,
Ein heißer Strom einsamer Thränen,
Bis endlich der Ersehnte kam.

Dir sind zu eng des Glaubens Schranken,
Dein Christus ist, greif' ich dich recht,
Die Summe göttlicher Gedanken
Im ganzen menschlichen Geschlecht.

Der Herr der Welt in Menschenhülle.
Die Macht des Schöpfers und sein Licht,
Der Gottheit ganze Liebesfülle
Ist dein zerfahrner Christus nicht.

Ich kenne dich und die Genossen,
Ihr zweifelt, deutelt dort und hie,
Ihr habt die Schrift des Herrn verstoßen
Und meint: ein Gottmensch lebte nie.

Ihr möchtet lieber Gott uns schildern,
Wie er die Welt uns ausgeheckt
Nach seinen schönen Musterbildern,
Ein feingeschmackter Architekt.

Und was von göttlichen Ideen
Ein feinbegabter Menschengeist
Auf Menschenweise mag verstehen,
Das wäre, was man Christus heißt. —

Einst werden sagen spätre Thoren:
„Wenn sein Bewußtsein Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrausch verloren, —
Sich auf sich selbst zurückbesinnt,

Wenn die Idee sich findet wieder:
Das ist der Mensch, soweit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menschen sich lebendig senkt."

Die Menschenhülle, Gott umschlingend
Als trauten Gast aus Himmelshöh'n:
Hier ist Idee, so wahr und dringend,
So voll, so tief, so selig schön!

Sie wäre durch die Welt als Schemen
Geirrt? ihr fehlte die Gewalt,
In der Geschichte Raum zu nehmen
Als die lebendigste Gestalt?

Die Hohe sollte sich begnügen,
Nur hinzukümmern trüb und hohl,
In Wahngebilden, Schattenlügen,
Als Märchen, Mythe und Symbol? —

Nein! Nein! Wem je der Menschheit Klagen
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
Kann den Gedanken nicht ertragen,
Der allen Trost ihm untergräbt.

Ist Christus Traum, dann ist das Leben
Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,
Wo niemand, Antwort uns zu geben,
Als eine Horde Bestien wacht.

Die feindlichen Naturgewalten
Umdrohn den Wandrer, ohne Bahn,
Aus tausend dunklen Hinterhalten
Lieblos und rastlos springend an.

Und wenn er mit geschärften Sinnen
Der Feinde manchen auch bezwang,
Kann er den andern nicht entrinnen
Auf seinem heimatlosen Gang.

An ehernen Gesetzen schleifen
Ringsum die Schmerzen ihr Gebiß;
Der Krieg, der Hunger heulend schweifen,
Die Pest durchtappt die Finsternis.

Haß, Undank und gebrochne Treue,
Das Liebste auf der Totenbahr,
Im öden Herzen Schuld und Reue,
Der Freuden Asche graues Haar,

So zieht in untröstbarer Trauer
Der Wandrer, bis er todesmatt;
Der Glaube an der Seele Dauer
Entfiel ihm wie ein welkes Blatt.

Geh hin, du Armer! frag nach Troste
Bei Kunst und Weisheit überall,
Trink Wein, geh in den Wald und koste
Die Rose und die Nachtigall:

Sie haben nichts für deine Klagen,
Kein Strahl versöhnt die schwarze Kluft,
Sie haben nichts für dein Verzagen,
Und schaudernd sinkst du in die Gruft!

Das ist das Leben und Verscheiden,
Wenn Christus nicht auf Erden kam
Und auf dem Kreuze Schreck und Leiden
Dem Leben und dem Tode nahm.

Gott will uns über alle Leichen
Und alle Schrecken der Natur
Die Vaterhand herüberreichen,
Doch reicht er sie dem Glauben nur.

In dieses Lebens Kampfgewühlen
Bis an des Friedens Morgenrot
Ist Schmerz noch unser tiefstes Fühlen,
Der innerste Gedanke — Tod.

Drum ließ in Schmerz und Tod die Armen
Der treue Gott uns nicht allein,
Am Kreuz voll Liebe und Erbarmen
Ging Gott in unsre Weise ein.

Gelöst sind nun die bangen Fragen,
Nun ist dem Herzen alles kund:
Der Liebe Blütenwelt zu tragen,
Sind Schmerz und Tod der schwarze Grund.

Und unerschüttert steht das Hoffen:
Das Auge sieht vom Grabesrand
Den heimatlichen Himmel offen,
In welchen Christus auferstand.

Das alles aber ist verloren,
Wenn's nicht in euch lebendig lebt,
Wenn nicht die Kirche neugeboren
Von ihrem Sturze sich erhebt.

Ihr ward der Glaube eine Leiche,
Die sie mit scharfem Stahl zerlegt;
Doch sagt ihr nicht die kalte, bleiche,
Was selig einst ihr Herz bewegt.

O Thoren! wenn ihr Gott betrachten,
Erkennen wollt den Herrn der Welt,
Wie einen Stein aus dunkeln Schachten,
Der still dem kalten Blicke hält.

Wie schnell auch die Gedanken rennen,
Kein Forschen und kein Grübeln frommt,
Der Geist kann nur den Geist erkennen,
Wenn ihm der Geist entgegenkommt.

Drum lüfte euer Geist die Flügel,
Und reißet eure Herzen auf
Und nehmet über alle Hügel
Der Sehnsucht nimmermüden Lauf!

Und spähet, lauschet, harret, trauert,
Bis euch Sein heil'ger Hauch durchweht,
Bis Seine Wonne euch durchschauert;
Erkenntnis Gottes ist — Gebet.

Gebet ist Balsam, Trost und Friede,
In Gott ein froher Untergang,
Es ist mit Gottes ew'gem Liede
Tiefinnerster Zusammenklang;

Gebet ist Freiheit, die der Schranke
Der Erdennacht die Seel' entreißt,
Dann steht kein Wort und kein Gedanke
Mehr zwischen ihr und Gottes Geist.

Geheimnisvoll und doch so helle,
Ist es der Seele wunderbar
Ein süßes Schlummern an der Quelle,
Und doch ein Wachen seligklar.

O lernet glauben, lernet beten!
Denn bald und schnell kommt Gottes Schwert:
Die Wolken selbst sind die Propheten
Des Blitzes, der herunterfährt.

Gott wird Italien schrecklich schlagen,
Weil es für seine Stimme taub;
Gott wird die Medici verjagen,
Ihr Werk hinwerfen in den Staub.

Gott wird, heimsuchend die Verbrecher,
Nicht einem Trinker ähnlich sein,
Dem in den schönen, goldnen Becher
Ein Schalk gegossen schlechten Wein.

Ausgießt den schlechten Wein der Zecher,
Macht das Geschirr vom Ärger leer;
Doch wirft er seinen goldnen Becher,
Dem Wein zum Hasse, nicht in's Meer.

Gott aber wird nach wenig Tagen
Den Sünder nehmen in die Hand,
Die Sünde und 's Geschirr zerschlagen,
Zerschmettern an der Felsenwand.

O wollet nicht durch äußre Werke
Gerettet und beseligt sein;
Der Glaube in lebend'ger Stärke
Rechtfertigt euch vor Gott allein.

Und trauet nicht der Friedenskunde,
Die euch ein falsches Mitleid bringt;
Der Schmeichler richtet euch zu Grunde,
Wenn er den Schmerz in Schlummer singt.

O legt nicht schlafen das Gewissen,
Seid wach und seid auf Gott gestellt!
Es ist ein schlechtes Ruhekissen
Die Sturmeswoge dieser Welt.

Es muß die Kirche sich erneuern;
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Pest und wilden Kriegesfeuern
Erschütternd zu: Gedenke mein!"

Der Tod Lorenzo's, des Erlauchten.

Aus Perlen mischt und Edelsteinen,
Aus teuern Säften einen Trank
Der bange Arzt, die Freunde weinen,
Lorenzo ist zum Sterben krank.

Wollt ihr den ernsten Tod bestechen
Mit Flitter aus dem Meeresgrund?
Und seinen starren Willen brechen
Mit Opfern aus der Berge Schlund?

Umsonst! vorüber ist vorüber!
Den Kranken rettet ihr nicht mehr,
Lorenzo's Augen werden trüber,
Der Puls ist wirr, der Atem schwer.

Das heiße Fieber strömt mit Gluten
Durch seine Lebensfelder hin,
Wie bergentquollne Lavafluten
Durch grüne Wiesen tödlich ziehn.

Und was von seinen Lebenstrieben
Noch aus der Asche grünen mag,
Das muß erfrieren und zerstieben
In Fiebers Frost und Hagelschlag.

Des Zimmers Fenster sind verhangen
Zur Dämmerung, der Sonne Schein,
Die draußen lustig aufgegangen,
Darf zu der Klage nicht herein.

Verhangen sind mit dunkeln Flören
Die Griechengötter an der Wand,
Daß ihn die Lieblinge nicht stören,
Nimmt er das Crucifix zur Hand.

Auch ist der heitre Götterorden,
Der Lust ward in der alten Welt,
Zu unserm Gott, der Schmerz geworden
Unwürdig lachend hingestellt.

Was hilft es, daß der Flor verhehle
Die Bilder dort? könnt ihr sie auch
Verhängen in des Kranken Seele,
Wo sie aufziehn, des Fiebers Rauch?

Hört ihr ihn stöhnen, toben, klagen
Im ängstlichen Delirium?
Wie quälend ihn die Bilder jagen
Zu Füßen des Olymps herum?

Der Kranke schaut im Fieberwahne,
Was Platon malte im Gedicht,
Die große Seelenkarawane,
Die auf im Zug der Götter bricht.

Es gilt, den Himmel zu gewinnen,
Die Seele hastet, was sie kann,
Auf nach des Berges steilen Zinnen
Mit dem gefiederten Gespann.

Der Seelen jede hat zwei Rosse,
Das eine bös, das andre rein;
Sie selbst als Führer und Genosse
Damit verwachsen überein.

Doch göttlich sind der Götter Pferde,
Erklimmen leicht den Himmelshang
Mit schöner, strahlender Geberde,
Melodisch rauscht ihr Flügelklang.

Leicht schwingt sich über jede Klippe
Ein göttlich Roß, denn es gedenkt:
Dort fällt Ambrosia in die Krippe,
Mit Nektar werd' ich dort getränkt.

Den Himmel rings im weiten Kreise
Umschwingt der Götter hohe Bahn,
Wo sie das Gute, Schöne, Weise
Im Urblick finden aufgethan.

Der andern Rosse sind im Kampfe;
Das edle strebt zur Höh' empor,
Das böse wiehert mit Gestampfe
Und zieht hinab zu Sumpf und Moor.

Dem Götterzug vorangetragen
Fährt Dios herrschende Gestalt,
Und unter seinem Flügelwagen
Der Boden vor Entzücken wallt.

Und hinter Zeus, dem großen Meister,
Folgt in elf Zügen, weitgeschart,
Das Heer der Götter und der Geister
Auf des Olympos steiler Fahrt.

Den besten Seelen mag's gelingen,
Wenn's edle Lichtroß überwand,
Nach mancher Not hinaufzudringen
Nah zu des Gipfels steilem Rand.

Der Führer streckt für Augenblicke,
Die er dem Rosselenken raubt,
Empor zum seligen Geschicke
Der Götter sein entzücktes Haupt. —

Hört ihr Lorenzo's Seele schreien
Im wildverworrnen Fiebertraum,
Wie ihre Rosse sich entzweien,
Wie sie sich quält im niedern Raum?

Ihr edles Roß, weiß, blankgefiedert,
Schwarzäugig und von Wuchs gerad,
Hochhalsig, schlank und leichgegliedert,
Strebt aufwärts nach dem Götterpfad.

Das andre, schwarz, voll arger Tücken,
Hartmäulig, plump und schlecht gebaut,
Kurzhalsig, mit gesenktem Rücken,
Es wuchtet erdwärts, zerrt und haut.

Sein Aug, blutunterlaufen, gläsern,
Späht nur in dumpfer Niederung,
Voll trüber Gier, nach faulen Gräsern,
Und fühlt nicht Stachel, Geißelschwung.

Müh, Angstschweiß und Getümmel drängen
Sich in der Seelen hinterm Troß,
Denn jede sucht hindurchzusprengen
Den andern nach mit Tritt und Stoß.

Lorenzo mitten im Gefechte
Vergebens vorwärts kämpft und ringt,
Scharf peitscht den Rappen seine Rechte,
Das Christusbild die Linke schwingt.

Hoch schwingt er's aus dem wilden Heere,
Das immer dichter ihn umbraust;
Doch wiehernd schlägt die schwarze Mähre
Das Crucifix ihm aus der Faust.

Das Kreuz wird von den Hufen schallend
Zertreten, in den Grund gestampft,
Die Gegend, wie ein Kessel wallend,
Vom heißen Hauch der Rosse dampft.

Nun stürzen sich in's Heer der Streiter
Auf Rossen: weiß, rot, schwarz und fahl,
Die vier apokalyptischen Reiter
Und das Getümmel wächst im Thal.

Der erste läßt den Bogen schwirren;
Der zweit' ein Schwert gewaltig schwingt;
Der dritte läßt die Wage klirren;
Der vierte Sterbelieder singt.

Ein kalter Sturm jetzt kommt gezogen,
Die Seele am Gefieder packt:
Sie sieht's in alle Welt verflogen,
Nun friert sie, zittert, müd und nackt.

Und plötzlich Ross' und Reiter schwinden
Samt dem Olymp — Lorenzo steht
Einsam, verlassen, nackt, von Winden
Auf einer Heide kalt umweht.

Das Fieber sein Gebein durchschüttelt,
Und endlich wird der Kranke wach,
Vom heft'gen Froste aufgerüttelt,
Blickt scheu herum im Sterbgemach.

Die Freunde weinen, daß die Kette,
Die schöne, bald der Tod zerreißt;
Savonarola kniet am Bette
Und betet für Lorenzo's Geist.

Girolamo mit tiefem Trauern
Am Bett des Medicäers kniet,
Und mit herzinnigem Bedauern,
Wenn ungeheilt sein Geist entflieht.

Nun steht er feierlich am Kranken,
Er faßt den ernsten Augenblick,
Mit dem er zweifeln sieht und schwanken
Unwiderrufliches Geschick.

„Noch ist es Zeit" — so spricht der Fromme —
„Daß in das Herz dir Gottes Huld
Erleuchtend und erquickend komme,
Versöhne deines Lebens Schuld.

Versäume nicht die kurze Stunde,
Solang du weilst im Erdenthal,
Laß dringen dir zum Herzensgrunde
Der Gnade milden Sonnenstrahl!

Ich frage dich: bist du gestanden
Auf also hohem Berge je,
Daß unten deinem Blicke schwanden
Die Felder, Türme, Wald und See?

Auf einem Berg, von dessen Scheitel
Für deinen Blick verschwunden war,
Was unten sterblich ist und eitel,
Geschick der Menschen wandelbar?

Zu dem kein Jauchzen und kein Singen,
Kein Ruf der Klage drang empor,
Zu dessen Fuß mit matten Schwingen
Der Donner murmelnd sich verlor?

Dort kann mit überraschtem Grauen,
Wenn hoch die Sonn' am Himmel wacht,
Das Aug' in schwarzen Lüften schauen
Die Sterne wie zu Mitternacht.

Dort scheint auf klarem, ew'gem Eise
Die Sonne fremd und kühl, sie bricht
Nur durch die dunstumhüllten Kreise
Hier unten als ein warmes Licht.

Und ist dein Geist dahingegangen,
Wo ihn die rein're Luft umweht:
Die Strahlen Gottes zu empfangen,
Ist's dort vielleicht für ihn zu spät.

Und bitter wird er dann beklagen,
Daß er den Segensblick versäumt,
In seinen flücht'gen Erdentagen,
So lang er noch geirrt, geträumt!" —

Mit immer mattern Herzensschlägen
Lorenzo, aufgerichtet, fleht:
„„Gieb, frommer Vater, mir den Segen
Und sprich ein stärkendes Gebet!""

„O Fürst! den Segen will ich sprechen
Zu deiner Rückkehr in den Staub,
Willst du dem Volk die Fesseln brechen,
Giebst du zurück den großen Raub.

Glaubst du an Gottes heil'ge Dreiheit,
Mußt glauben du zu gleicher Frist:
Daß Christus ist ein Gott der Freiheit,
Daß nimmer ein Despot ein Christ.

Für welche Gott sein Blut vergossen,
Für die er starb auf Golgatha,
Sind Gottes teure Bundsgenossen,
Sind nicht zum Spiel der Fürsten da.

Freiheit ist nicht die höchste Gabe,
Die hier der Mensch zum Heil bedarf;
Doch trägt ihm all sein Glück zu Grabe,
Wer ihm die Freiheit niederwarf.

Ihr schleicht in Gottes Haus als Diebe,
Als Räuber kränkt ihr Gottes Flur,
Despoten! Christentum ist Liebe,
Ganz lieben kann der Freie nur.

Kann's Auge froh zur Ferne dringen,
Wenn es die Sklavenzähre näßt?
Und kann ein Herz die Welt umschlingen
Das Sklavengram zusammenpreßt? —

Willst du den Bund nicht anerkennen
Des Glaubens, der uns Brüder macht,
So will ich einen Bund dir nennen,
Den wohl dein Herz noch nie bedacht.

Der Bund, dem ihr nicht könnt entlaufen,
Ihr Könige! der fest und dicht
In einen trauten Jammerhaufen
Mit Bettlern euch zusammenflicht:

Es ist der Schmerz, die Eisenkette,
Die euch, ihr Fürsten, stolzverirrt,
Oft freilich erst am Todesbette
Zurück in euer Elend klirrt.

Schon wenn euch läßt die Mutter sinken
An ihrer Brüste süßen Quell,
Müßt ihr mit uns den Leihkauf trinken
Auf Not und Tod — sie reifen schnell!

O Fürstenhut — und Sterbenszüge!
O Zepter — und die Faust entzwei!
O Majestät, du bittre Lüge,
Lorenzo, mach die Brüder frei!

Lorenzo! gieb die Freiheit wieder,
Der Republik ihr altes Recht,
Das uns gekämpft, geschmeichelt nieder
Dein übermütiges Geschlecht!"

Lorenzo spricht: „„Wollt' ich beglücken
Ein Volk, mußt' ich's beherrschen auch.
Mein und der Väter Werk zerstücken
Soll ich mit meinem letzten Hauch?

Ich hab' in schlummerlosen Nächten,
Rastlosen Tagen nur geglüht,
Für's Volk zu denken und zu fechten,
Das nun vor allen herrlich blüht.

Den lichten Spuren meiner Ahnen
Bin ich gefolgt, treu immerdar;
Frohlockend zog mit unsern Fahnen
Von edlen Geistern eine Schar.

Wir zogen nach dem heil'gen Grabe
Der Kunst und Weisheit, freudig kennt
Die Menschheit ihre große Habe,
Die wir erfiegt im Orient.

Ich soll nicht Fürst und Vater heißen
Dem Volke und dem Vaterland?
Soll sterbend ihm vom Himmel reißen
Den Stern des Ruhms mit eigner Hand?““

„Du sollst! du sollst das Werk zerstücken
Der Willkür, eh's mit dir vorbei.
Es kann ein Volk nur Gott beglücken,
Doch du, Lorenzo, mach' es frei!

Dein Volk ist krank und ist verdorben.
Das dir vor allen herrlich blüht,
Dein Volk ist innerlich erstorben,
Die heil'ge Sehnsucht schier verglüht.

Die Griechenweisheit überkleistert
Nur schlecht der Herzen tiefen Bruch;
Ein Bild, wozu nicht Gott begeistert,
Ist nur ein kunstgeschmückter Fluch.

Der Grieche hat nicht Gott gefunden
Mit seiner Andacht höchstem Schwung:
Die Blüte seiner schönsten Stunden,
Was war sie? nur Vergötterung.

Die Künstler meißeln, malen, leiern
Um einen längstverdorrten Kranz,
Denn mit dem Heidentume feiern
Sie einen kalten Totentanz.

Der Traum der Alten war verloren,
Für sie so schön! für uns zu schal!
Habt ihr ihn nur heraufbeschworen,
Daß er sich träume noch einmal?

Dir hat, dem Hochbegabten, Reichen.
Die Zeit ihr Schicksal auferlegt,
Sie hat ihr dunkles Trauerzeichen
Auf deine Stirne scharf geprägt.

Der Fiebertraum, der dich gepeinigt,
Der Christentum und Heidentum
In deiner Seele wüst vereinigt,
Ist jetzt das Weltdelirium.

Die Künste der Hellenen kannten
Nicht den Erlöser und sein Licht,
Drum scherzten sie so gern und nannten
Des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht.

Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt.

Doch Abend ist's und Ernst geworden,
Der Abgrund klafft, der Heiland ruft,
Der heitre Wahn, die Götterhorden
Zerstieben in der Wetterluft.

Was hast du deinem Volk geboten
Für seine Freiheit? karger Tausch!
Bevor du wanderst zu den Toten,
Bedenk' es: Trug und Sinnenrausch!

Ist dir im Herzen nicht verglommen
Und kalt des Glaubens letzte Glut,
So gieb zurück, was du genommen,
Mach' deine Brüder frei und gut!" —

Lorenzo spricht: „„Gott ist mein Glaube,
Christus mein Trost und mein Gebet!
Doch was du sprichst von einem Raube,
Am Herzen mir vorübergeht.

Ich wollte nur mein Volk beglücken,
Drum wollt' ich es beherrschen auch;
Mein und der Väter Werk zerstücken
Wird treulos nicht mein letzter Hauch.

Ich raube meinem Volke nimmer
Was ich ihm gab, den Stern des Ruhms;
Der trüben Zeit den heitern Schimmer,
Die schöne Welt des Altertums.

Doch gieb, o Vater, mir den Segen,
Weil du der Frömmste, Reinste bist,
Den ich geschaut auf meinen Wegen
So sterb' ich als ein guter Christ.

O laß mich deine Hand noch fassen,
Und reiche mir zum Scheidegruß,
Wenn du mich siehst im Tod erblassen,
Das Evangelium noch zum Kuß.""

Da wendet sich vom starren Kranken
Girolamo, das Haupt geneigt;
Er tritt voll trauriger Gedanken
Zum Fenster hin und sinnt und schweigt

Und sinnend bricht er eine Rose
Vom Stocke, der am Simse grünt,
Und wieder kehrt der Hoffnungslose
Zu seinem Kranken, unversühnt.

Er stellt mit unterdrücktem Weinen
Sich an des Sterbelagers Rand,
Das Evangelium in der einen,
Die Rose in der andern Hand;

Jetzt neigt er sich dem Kranken näher
Und hält zum letzten Gruße dicht
Dem unbeugsamen Medicäer
Das Buch, die Rose vor's Gesicht.

Und spricht: „Eh dich der Tod verwüstet
Hat Geist und Leib dir hoch geragt,
Mit Kraft und Schönheit ausgerüstet;
Ein Sinn allein war dir versagt.

Geruch nur war dir nicht gegeben,
Dir würzt' umsonst der Lenz die Luft,
Du scheidest aus dem Erdenleben
Und kanntest nie der Rose Duft.

Wie du im Lenz vom Blütenstrauche
Nichts kanntest, als den Farbenschein,
Wie, ungespürt, die Rosenhauche
Die Brust dir zogen aus und ein:

So hast du dieser heil'gen Blätter
Den süßen Duft wohl nie gespürt,
Den uns der Herr im Frühlingswetter
Mit seiner Liebe zugeführt.

Erbarmen möge dir begegnen
In jener Welt! ich scheid' in Schmerz.
Lorenzo, stirb! — ich kann nicht segnen
Dein unerweckbar stumpfes Herz!"

Die Schar der Freunde steht beklommen
Im dämmerhellen Sterbgemach
Und starrt Girolamo, dem Frommen,
Der sie erschüttert, schweigend nach.

Ein ängstlich Fragen, scheues Lauern,
Verzagtes Flüstern, stumme Hast
Erfüllt mit ungewohnten Schauern
Den sonst so fröhlichen Palast.

Und fallen muß zur selben Stunde
Der Fürst dem ehernen Gebot;
Und in Florenz von Mund zu Munde
Geht dumpf das Wort: Lorenzo tot!

Tubal.

Die Stadt ruht schweigend, hingebreitet
In Mitternacht und Mondesglanz,
Des Domes Türmer einsam schreitet
Auf seinem hohen Turmeskranz.

Und er bedenkt an luft'ger Stelle,
Wie unten tief die Welt nun schweigt,
Wie brausend bald des Lebens Welle
Sich hebt, und bald zum Tod sich neigt.

Aus einem Haus nur hört der Wächter,
So wie die Thüre auf und zu,
Manchmal ein Jauchzen und Gelächter,
Dann wiederkehrt die stille Ruh.

Dort wacht ein lustiges Gelage,
— So denkt der Mann in seinem Sinn —
Sie tummeln sich die Nacht zum Tage;
Doch bringt's dem Leben nicht Gewinn.

Was sie dem Schlaf an Stunden stahlen
Das treibt für ihn sein Bruder ein,
Das müssen sie dem Tod bezahlen,
So bleibt es bei der Sippschaft fein.

Horch! Tubal klappert durch die Gasse;
Der Jude mit der Krücke haut
In seinem wilden Christenhasse
Den Stein, daß mir hier oben graut.

Er ist dem Irrenhaus entsprungen,
Ich kenne seine Stimme wohl,
Die jetzt zu mir heraufgedrungen
So kreischend wild, so dumpf und hohl.

Du armer Jude! ist's ein Wunder,
Wenn deine Sinne sich verirrt,
Und wenn des Wahnsinns grauser Plunder
Dir zornig von den Lippen schwirrt?

Warst du nicht elend und verachtet,
Von Jugend auf gedrückt, gehetzt?
Bis sie geraubet und geschlachtet
Selbst deine Kinder dir zuletzt?

Nun schlägst du grimmig mit der Krücke
Den Kies, nun bildest du dir ein
Im wilderträumten Rachegücke,
Das Herz des Papstes sei der Stein! —

So denkt auf seinen hohen Mauern
Einsam der Wächter und er wagt
Den Juden heimlich zu bedauern,
Der durch die Straßen fluchend jagt.

Doch, schon erschrickt, als ob ihm dräue
Das Ketzerlos, der Turmeswart,
Als ob sie selbst das Mondlicht scheue,
Flieht seine Thräne in den Bart.

Indeß sein Herz nur schüchtern oben
Gewagt den schönen Bruderschmerz,
Hört unten er stets lauter toben
Der Schenke Lust und tollen Scherz.

Da sitzen sie am langen Tische,
An Zechgebärden, Tracht, Gestalt,
An Wort und Blick ein bunt Gemische,
Es strömt der Wein, Gelächter schallt.

„Die allerschönste Blütenhecke!"
— Ruft einer jubelnd aus der Schar —
„Wir sind ja lauter Rosenstöcke,
Sich selbst begießend wunderbar!"

„Das Freudenröslein sei begossen
Mit edlen Weines süßem Schwall!
Aus Röslein lustig aufgeschossen
Schlägt manche derbe Nachtigall!"

Umflorten Blickes faßt ein Zweiter
Die Zecher Mann für Mann und meint:
„Die Sprossen sind's der Jakobsleiter,
Die leider umgestürzt —" er weint.

Ein Maler senkt an's Glas die Stirne,
Ob er Madonnen schauen mag;
Doch spiegelt ihm der Wein die Dirne,
Die jüngst in seinen Armen lag.

Ein Kriegskumpan den Schenken hetzet:
„Schenk ein, schenk ein die ganze Nacht!
Mir ist das Blut noch nicht ersetzet,
Das ich verschüttet in der Schlacht!"

Ein andrer singt, und andre zanken,
Doch alles lacht von Zeit zu Zeit;
Nur Einer, schweigend in Gedanken,
Trinkt seinen Krug allein, abseit.

Dem Ernsten ruft ein kecker Junge:
„Stoß an! sei froh! schön ist die Welt!
Hast du kein Herz? und keine Zunge?
Gewiß, du bist ein Deutscher, gelt?

Der Deutsche, trüb in allen Stücken,
Kann selbst im Rausch nicht selig sein,
Gleich fallen ihm die schwarzen Mücken,
Die Todsgedanken, in den Wein.

Den Deutschen trübt und drückt sein Himmel.
Der kalte, dicke Nebelwust,
Drum setzt sich ihm der ekle Schimmel
Vergänglichkeit an jede Lust!"

Der Deutsche spricht: „Mir ist viel teurer
Mein Himmel, der gewaltig trotzt,
Als überm Land Italia eurer,
Der ewig blau herunterglotzt.

Die Alpen hab' ich überklommen
Zu Lieb den blauen Lüften nicht;
Doch trieb's zu hören mich den Frommen,
Der morgen in San Marco spricht."

Der Junge drauf: „Nur ein Verbrechen
Aus deiner Heimat dich vertrieb;
Wagst du es nicht, mit uns zu zechen,
Weil du ein Mörder oder Dieb?

Bangt dir, daß wir die schlimme Kunde
Dir treiben aus mit Rebenblut,
Wie man hervor vom Erdengrunde
Den Maulwurf tränket mit der Flut?"

Der Fremde stürzet auf den Jungen,
Schon holt er mit dem Degen aus:
Da ist die Thüre aufgesprungen
Und Tubal poltert in das Haus;

Und alle fahren von den Bänken,
Dem Frechsten auch vor Tubal graut,
Der Fremde muß den Degen senken,
Als er den alten Juden schaut.

Durch Felsen, bleich, gehöhlt, verwittert,
Wo Geier nur und Stürme nahn,
Braust dort ein Waldstrom, wild, erbittert,
Und immer frisch die rauhe Bahn;

Und hier durchbraust den grimmen Alten,
Verwittert hohl, und schreckend blaß,
Aus seines Herzens finstern Spalten
Ein immer frischer Strom — der Haß.

Der Jude fährt in's Zechgewirre,
Und auf den Tisch die Krücke haut,
Daß klirrend tanzen die Geschirre,
Und also ruft er gellend laut:

„O frecher Traum! o bittre Blendung!
O weites Feld, mit Fluch besät!
Sie nannten ihn den Mann der Sendung,
Messias den von Nazareth!

O daß ein Blitz in's Herz euch schlage
Das Flammenwort: er war es nicht,
Der kommen wird am End' der Tage,
Zu halten Ernte und Gericht!

Er war es nicht, der auf den Wegen
Durch dürre Wüsten Gottes Schar
Erquickt, gestärkt mit seinem Segen
Und mitgezogen unsichtbar!

Er war es nicht, der mit den Ahnen
Sich schon gefreut im Paradies,
Eh auf des Schmerzes finstre Bahnen
Der Zorn des Herrn sie fortverstieß!

Er hatte nicht, wie jener Echte,
Beim Vater schon die Herrlichkeit,
Bevor Jehovahs starke Rechte
Die Welt hinauswarf in die Zeit!

Der auf dem Kreuz gewinselt Klagen,
Der in den Tod sein Haupt gebückt,
Hat Davids Thron er aufgeschlagen?
Und Gottes Volk befreit? beglückt?

Sein Werk war nicht im Bund mit Gotte,
Er hat's gethan mit Beelzebul;
Hat er Satan und seine Rotte
Geschleudert in den Höllenpfuhl?

Nach seinen vierzehnhundert Jahren
Sind noch die Teufel alle da,
Die hergelockt, wie Fliegenscharen,
Sein Leichenduft auf Golgatha!

Warum thut er jetzt keine Wunder?
Weil er so herb getäuscht die Welt,
Ward sie ein thränennasser Zunder,
Auf den umsonst sein Funken fällt!

Es wimmelt noch von Qualzerfress'nen,
Der Aussatz blüht und jede Not;
Wer zählt die Lahmen, die Besess'nen,
Und die er wecken soll vom Tod?

Warum denn brach die Liebeskette?
Ich kenne ein blutflüssig Weib,
Der Nazarener komm' und rette,
Sie siecht und krankt am ganzen Leib!

Wenn er sich nicht zur Hülfe sputet,
Und zeigt sich sein Erbarmen lau,
Trifft er die Kirche schon verblutet,
Und Satan weint um seine Frau!

Die galiläischen bösen Geister,
Die jene Armen einst geplagt,
Und die als Retter euer Meister
In's Vieh und in den See gejagt,

Sie schwammen fort unter der Erde
Vom See bis in den Tiberstrom,
Die borst'ge Gadarenerherde
Sprang frisch und froh an's Land — zu Rom!

„Schon in der ersten Zeit der Feigen"
— sprach einst Jehovah — „habe ich
Gefunden an den grünen Zweigen,
Mein Israel, Frühfeige, dich!"

Nun wird für seine Frühlingstreue
Der erste Schmuck am Feigenstamm
Vom Übermut der frechen Säue
Getreten tief in Kot und Schlamm!

Einst lag das erste jener Tiere,
Der achte Innocenz genannt,
Und streckte sterbend alle viere,
Da kam herbei der Arzt gerannt;

Der sprach zum Tier im Sterbebette:
„Die Kunst ist lahm, der Tod ist schnell;
Gebeut'st du, Herr, daß ich dich rette,
So schaff' drei Knaben mir zur Stell'!

Der müde Strom des heil'gen Lebens
In deinen Adern sickert schon;
Die Spezerei ist all vergebens,
Hier hilft allein die Transfusion."

Da sprach das Tier: „„Drei frische Knaben
Hat Tubal, stehlt sie mir geschwind!
Ihr Herzblut soll das meine laben,
Macht schnell, ein Jude braucht kein Kind!"" —

„Seht ihr das Blut hinüberspritzen?
Das Blut der Unschuld, hell und rot,
In seine schwarzen Lasterpfützen!?
Weh mir! nun sind die Kinder tot!"

Der Jude rief es und ist brausend
Hinausgestürzet in die Nacht;
Die Zecher haben stumm und grausend
Dem Wort des Hasses nachgedacht.

Der Fremde spricht mit bitterm Scherzen:
Ihr meint, im Wahnsinn tappt der Wicht,
Weil ihm ausblies der Sturm der Schmerzen
Im Kopfe sein Laternenlicht.

Er ist kein Narr, er ist nur elend,
Weil er das Ungeheure litt,
Weil ihn das Bild des Jammers quälend
Verfolgt an's Grab mit jedem Schritt.

Ob auch der alte Jude rase;
In seinen Reden, graus und wild,
Auch im zerbrochnen Spiegelglase
Zeigt sich von unsrer Zeit das Bild.

Die Entscheidung.

Girolamo war euch ein trüber
Prophet; doch wahr! seht! schreckenschwer
Die Apenninen zieht herüber
Dort ein Gewitter, Feindesheer.

Zerstörend, plündernd, mordend tosen
Auf ihrer raschen Siegesbahn
Durch's Land Italia die Franzosen,
Und Karl, ihr König ficht voran.

Der König auf Eroberpfaden
Verfolgt ein falsches Heldentum,
Der Eitle will in Blute baden
Das neugeborne Kindlein Ruhm.

Sie rücken, Schreck auf Schrecken türmend,
Toscana zu; sie nehmen schon
Die Festung Fivizano stürmend,
Kein Menschenleben kommt davon;

Dort werden Männer, Kinder, Frauen
Von König Karl und seinem Heer
Erbarmungslos zusammgehauen!
Sie stürmen auf Florenz einher.

Die Florentiner zitternd bangen,
Sie flehn Pietro Medici,
Der seines Vaters Macht empfangen,
Daß er dem Feind entgegenzieh'.

Er soll ein Heer zu Hilfe raffen,
Den Feind bezwingen in der Schlacht,
Und wenn er's nicht vermag mit Waffen,
Ihn schlagen mit des Wortes Macht.

Umsonst! Lorenzo ist gestorben;
Sein Sohn ist nur despotisch dreist,
Er hat des Vaters Macht erworben,
Nicht seinen Mut, nicht seinen Geist.

Und blickt auf seines Sohnes Zittern
Lorenzo aus der Schattenwelt,
So sieht er seine Hoffnung splittern,
Und wie sein stolzes Werk zerfällt.

Pietro zieht dem Feind entgegen;
Doch fechtend nicht für's Vaterland,
Nein! in den Staub sich hinzulegen,
Zu betteln um die eigne Schand.

Mit staunender Verachtung höret
Der fremde Fürst, wie Medici
Um sein Erbarmen ihn beschwöret,
Die Stimme bebt, es wankt das Knie.

Der stolze Mediceername
Pietro nur noch tiefer drückt,
Wie wenn mit einer Fürstenbrame
Ein Bettler seine Lumpen schmückt.

Anstatt den Übermut zu strafen
Mit seinem Schwert, mit seinem Wort,
Räumt er dem Feind Livorno's Hafen,
Toscana's Burgen ein sofort.

In Münzen und in blanken Barren
Verheißt er ihm noch schweres Gold.
Nun kehrt er heim. Die Bürger harren,
Zu zahlen ihm den Botensold.

Verachtung trifft so schlechten Boten,
Und jede Hülle niederstreift
Der Haß, dem Hause der Despoten
Seit sechzig Jahren angereift.

Wie ehmals zieht er mit Gepränge
Vor den Palast der Signorie;
Da ruft des Volks empörte Menge:
„Fluch dir! Fort mit den Medici!

Und die Signoren treiben spottend
Von ihrer Thür den Mann der Schmach;
Und, sich an seine Ferse rottend,
Schrei'n ihm die Straßenbuben nach.

Sein Freund Orsini will ihn schützen
Und sammelt eine Kriegerschar;
Doch kann's Pietro nicht mehr nützen,
Mit seiner Macht ist's aus und gar.

Pietro flieht, der Pöbel wütet
Und stürmt das Mediceerhaus,
Was der Palast an Schätzen hütet
Und aufbewahrt — es muß heraus.

Cameen, Münzen und Juwelen,
Agatgefäße, Goldgeschirr,
Treibt durcheinander in den Sälen
Und schwindet fort im Raubgewirr.

Die schönen Bilder an den Wänden
Zertritt, zerreißt der Pöbel wild,
Viel teure Werk' in Rollen, Bänden,
Zertrümmert wird manch Marmorbild.

Ein Zug, dem Pöbel angehörend,
Daß seine Wut sich gern ergeht
In Geisteswerken blind zerstörend,
Die er nicht hat und nicht versteht. —

Wer sind die drei, die Finstern, Stummen,
Die nach Bologna wandern dort,
Daß keiner will ein Liedlein summen
Und keiner sprechen mag ein Wort?

Die düstren Wandrer vorwärts eilen,
Nur wie auf ein verlornes Glück,
Kehrt trüb und flüchtig noch zuweilen
Dort nach Florenz ihr Blick zurück.

Sie sehn noch fern der Türme Zinnen,
Die Cosimo gebaut, ihr Ahn;
Die Enkel aber ziehn von hinnen
Des Flüchtlings kummervolle Bahn.

Wohl mancher, der an ihrem Leide
Vorbei mit Roß und Wagen rennt,
Trotz ihrem schüchternen Verkleide
Die Brüder Medici erkennt.

Doch keiner, mit dem Haupte nickend,
Hat ihnen einen Gruß gebracht;
Wer Mitleid hat, beiseite blickend,
Eilt fort; wer keins, verhöhnend lacht.

Schwer denken sie, verhaßt, vertrieben,
An ihres Vaters Allgewalt;
Und daß sein thatenreiches Lieben
Das Volk den Söhnen schlecht vergalt.

Denn gern vergißt, wen Undank kränket,
Daß dankbar bis zum letzten Hauch
Der Mensch nur dann der Huld gedenket,
Wenn Wohlthat ihn gebessert auch. —

Zu Rosse mit Triumphgedränge
Zieht in Florenz der König ein,
Hell flammt voran dem Heergedränge
Sein Harnisch, blank im Sonnenschein.

Die Gonfaloniern müssen
Die Zügel halten links und rechts,
Man wirft das Wappen ihm zu Füßen
Des mediceischen Geschlechts.

Der Riese, der am Wappenbilde
Schildhalter mit der Keule stund,
Wird, wie der stolze Leu am Schilde,
Vom Roß getreten in den Grund.

Das Roß hat in den Grund geschlagen
Die Lilien samt dem Feld von Gold,
Die hufzerstampften Kugeln sagen,
Wie schnell ein Glück dahingerollt. —

Florenz! wer wird den König bannen,
Der über dich sein Schwert gezückt?
Wer jagt das starke Heer von dannen,
Das, siegesfrech, dich quält und drückt?

Girolamo, der fromme Krieger,
Tritt kühnen, gottgestärkten Blicks
Zum stolzen, königlichen Sieger
Und hält ihm vor das Crucifix:

„Sieh! Dieser hat die Welt erschaffen;
Dieser dein Herr und König ist;
Wie Sturm die Spreu, dein Heer hinraffen
Kann Der, wenn du ein Frevler bist!

Sieh! Dieser hier kann dich zermalmen;
Du ragest stolz aus deinem Heer,
Der höchste nur von schwanken Halmen,
Sein Hagel schlägt — ihr seid nicht mehr!

Man hat das Stadtthor abgebrochen,
Raum schaffend deinem Baldachin;
Laß ab, auf den Triumph zu pochen;
Ein König ist gar leicht dahin!

Der sah in unsre Stadt dich reiten
Stolz unter deinem Sternendach,
Und im Triumph die Glieder spreiten,
Und Gottes Hoheit ahmen nach.

Dachtest du nicht mit Scham und Beben,
Vergänglicher! hinauf, an Ihn,
Der strahlend läßt um's Haupt sich schweben
Den großen Sternenbaldachin!?

Sei mild, o Fürst! und zieh von hinnen!
Es gnüge dir, in diesem Land
Des Volkes Herzen zu gewinnen,
Auf daß dich segne Gottes Hand!" —

Girolamo hat ihn bezwungen,
Ihm ist des Frommen Blick und Wort
Erschütternd in die Brust gedrungen;
Der König zieht in Freundschaft fort. — —

Florenz! wer wird die Zweifel enden,
Wer schlichten den empörten Streit,
Der mit des Hasses wilden Bränden
Dein Volk zerrüttet und entzweit:

Ob ein Monarch, nach seinem Wollen,
Beherrschen soll des Volks Geschick?
Ob selbst die Bürger herrschen sollen
In einer freien Republik?

Es streiten sich mit gleichen Scharen
Die Republik, die Monarchie,
Das Heil des Volkes zu bewahren;
Wer aber mag entscheiden hie?

Girolamo beruft zum Dome
Das Volk und hat mit seiner Macht,
Auf seiner Worte tiefem Strome
Der Republik den Sieg gebracht.

Er will nach heil'gem Ziele steuern:
Theokratie sein Mut begehrt,
Es soll Florenz die Kirch' erneuern,
Als Herzgebiet, als Gottesherd.

Denn freier mag in einem Freien,
Der nur vor Christus beugt das Haupt,
Die edle Saat des Herrn gedeihen;
Also der Kämpfer Gottes glaubt. —

O Held! sie werden dich bestreiten,
Und dich belasten mit der Schuld:
Du überstürzest deine Zeiten
In schonungsloser Ungeduld.

Der Mensch muß sterben, darum eilen.
Ein heiliger Gedanke läßt
Sich nicht zertröpfeln und zerteilen
Mit einem klug verschwiegnen Rest.

Und wem ein heiliger Gedanke
Bis auf den Grund das Herz durchdringt,
Der spricht, uneingedenk der Schranke,
Ihn aus, gewaltig, unbedingt.

Die Liebe rechnet nicht mit Küssen;
Die Feinde zählt kein tapfrer Mann;
Vom Himmel strömt in Wettergüssen
Mehr als die Erde trinken kann.

Der Trost.

Rastlos, unhemmbar wandelt weiter
Durch Feinde vorwärts seine Bahn
Der unerschrockne Gottesstreiter,
Bekämpfend Knechtschaft, Schuld und Wahn.

Die Römler sind auf ihn erbittert,
Und alle Sünder, die er stört,
Der Papst vor Angst und Haß erzittert,
Die Fürstenfreunde sind empört.

Wenn er vom Markuskloster schreitet,
Zum Dome, daß er pred'ge dort,
Wird er verfolgt und hinbegleitet
Von manchem Fluch und Lästerwort.

Den Weg ihm hundert Freunde bahnen,
Sie schützen seine Kanzel dicht
Mit Schwertern, Flinten, Partisanen.
Girolamo zum Volke spricht:

„Ich saß allein in meiner Zelle;
Schon dämmerte die Nacht, da schlich
Ein sanfter, freundlicher Geselle
Zu mir herein und grüßte mich.

Des Papstes Bote war's, er rollte
Von süßen Worten eine Flut,
Verhieß mir, wenn ich schweigen wollte,
Als Kardinal den roten Hut.

Den will ich nicht; mein Trachten, Sinnen
Hab' ich gestellt auf andres Gut:
Nur jenen Hut will ich gewinnen,
Der rotgefärbt mit meinem Blut.

Der Papst soll keinen Frieden hoffen,
Er schmeichle sich mit keinem Sieg;
Vor allen Christen führ' ich offen
Mit ihm den ruhelosen Krieg.

Es ist in Roma eingebrochen,
Es hat die Kuria besetzt
Der Teufel, — seine Faschingswochen
Hält er mit seinen Freunden jetzt;

Er hält als frecher Kirchenschänder
Jetzt einen tollen Mummenschanz,
Er steckt in heilige Gewänder
Sein Volk und spielt ihm auf zum Tanz;

Er greift die Orgel, singet Psalmen
Im schnöd entweihten Heiligtum,
Beim Kerzenschein und Weihrauchsqualmen
Treibt seine Masken er herum.

Und sie erfrischend zu bedienen,
Führt er der Gäste reiche Schar
Zu Wein und Spiel und Konkubinen,
Und wechselnd wieder zum Altar.

Kleinmütige, die hört' ich klagen:
„Bald stürzt in Trümmer Christi Burg!"
Und Gnostiker, die hört' ich sagen:
„Seht! Rom beherrscht der Demiurg!"

„Der Teufel hat Verrat und Lügen,
Blutschande, Meuchelmord gebracht!
Und sie geballt zu Menschenzügen
Und einen Papst daraus gemacht!“

Ich aber rufe: nicht verzaget!
Ein Papst, ein Christ ist Borgia nicht!
Je höher sich der Teufel waget,
Je bälder seine Leiter bricht! —

Es lag auf ihrem Krankenlager
Einst eine Frau, an Gütern reich,
Von schweren Leiden matt und hager!
Und endlich scheintot, still und bleich.

Und ihre falschen Freunde eilten,
Bevor die Frau begraben war,
Daß sie die reiche Habe teilten,
Und jubelten um ihre Bahr.

Sie wühlten hastig in den Schränken,
Dort lag mit halbverblichnem Schein
Manch treubewahrtes Angedenken
An Perlen, Gold und Edelstein.

Und sie begannen sich zu schlagen
Um ihrer Freundin Feierkleid,
— Die Zier aus ihren Jugendtagen —
Und um ihr teures Brautgeschmeid.

Gefesselt waren ihr die Glieder,
In starren Banden stockt' ihr Herz,
Nacht deckte ihre Augenlider;
Doch hörte sie — und fühlte Schmerz.

Wie Stück für Stück die Räuber nahmen,
Sie hört' es unterm Leichentuch;
Doch wie sie an ihr Liebstes kamen,
Ihr altes Evangeliumbuch:

Da trieb der Schmerz ihr Herz zu schlagen,
Auf ihre Wangen sprang das Blut,
Sie hob sich auf vom Totenschragen,
Erschrocken floh die Räuberbrut.

Heilkräftig war der Frau die Kränkung,
Denn sie genas von jener Stund;
So nahe schon der Grabversenkung,
Ward sie vom Scheintod erst gesund.

Und euer Glaube soll nicht wanken;
Der Kirche Los mögt ihr verstehn
In der Geschichte dieser Kranken;
Gott läßt sie nicht zu Grabe gehn."

Das Gelage.

Der Weinberg reifet süße Trauben,
Wo San Pietro's Kirche steht,
Durch seine üpp'gen Rankenlauben
Der Sommernachtwind laulich weht.

Der Weinberg reifet süße Sünden
An San Pietro's ernstem Haus,
Es weht, sie fachend zu entzünden,
Der Nachtluft schwellendes Gesaus.

Da blinkt ein Tisch mit Früchten, Flaschen,
Es taucht der Mond mit seinem Strahl,
Von süßer Erdenlust zu naschen,
In manchen schäumenden Pokal.

Vanozza, einst des Papstes Schöne,
Bewirtet ihrer Freunde Schar,
Die Tochter auch, und zwei der Söhne,
Die sie dem Pontifex gebar.

Das Pfand entflohner Wonnestunden,
Lucrezia schön wie Keine blüht,
Daß sie den Männern Liebeswunden
Und Neid in's Herz den Frauen glüht;

So reizend, daß für sie entbrannte
Das Brüderpaar in Liebesglut;
Daß sie der Papst sein Liebchen nannte,
Und schnöd genoß sein eignes Blut.

Sie läßt ihr schwarzes Haar den Lüften,
Bald fließt die reiche Lockenflut
Hernieder zu den schlanken Hüften,
Bald fliegt es hoch im Übermut.

Der bloße Busen atmet freier;
Die Schöne meint, daß dicht genug
Der trübe Mond den Silberschleier
Um Nacken ihr und Busen schlug.

Vom Mondenlichte meinet anders,
Als Schwesterlein Lucrezia,
Der lose Sohn Papst Alexanders,
Ihr Bruder, Fürst von Gandia:

„O bliesen doch die Abendwinde
Die Kirche dort mir aus dem Licht,
Die jetzt mir eine Schattenbinde
Um deinen Busen neidisch flicht!

Mein Liebchen, laß dich's nicht gereuen,
Daß du für mich in Liebe brennst,
Laß uns, der Pflicht zum Trotz, uns freuen,
Zum Hohn dem albernen Gespenst!

Weil einst wir ohne Woll'n und Wissen
Gelegen sind in Einem Leib,
Drum sollten wir auf Einem Kissen
Nicht liegen jetzt, geliebtes Weib?"

Cäsar, der andre Bruderbuhle,
Ist totenstill, sein Blick nur wacht,
Wie über einem schwülen Pfuhle
Ein Irrwisch flackert in der Nacht.

Er sitzet stumm und heimlich wütend,
Valencia's finstrer Kardinal,
Er sieht den Fürsten, Rache brütend,
Lucrezia küssen Mal auf Mal.

In seines Herzens tiefsten Schachten
Der Priester still und schrecklich flucht,
Den Bruder heute noch zu schlachten
Blutschänderischer Eifersucht.

So oft auf Mund und Busenblöße
Der Herzog ihr die Lippen drückt,
— Der Priester zählt — so viele Stöße
Hat schon der Dolch auf ihn gezückt.

„Freut euch am schönen Erdenlose!
Wir leben eine kurze Frist;
Ein Narr, wer auch nur eine Rose
An einem Strauche wo vergißt!

Wir müssen uns von hinnen packen,
Uns wirft der Tod in einen Wust,
Ob in den ausgebrannten Schlacken
Gebet geglüht, ob Sinnenlust!"

Der Herzog rief's, den Becher schwingend;
Da tummelt Cäsar seinen Wein
Und ruft, mit ihm zusammenklingend,
„Von hinnen!" — und eilt fort, allein.

Vanozza spricht: „Ich bin in Sorgen,
Mein Cäsar geht nach bösem Ziel!" —
Lucrezia ruft: „Sein bin ich morgen!" —
Ein Greis: „Licht her und Würfelspiel!"

„Für viele Not und wenig Ehre
Hab' ich gedient mein Lebenlang,"
— So ruft der alte Condottiere —
„Laßt hören mich Dukatenklang!"

„Heraus, ihr Herren Kardinäle,
Rohan! und Raphael! mit Gold!
Der nacktesten Soldatenseele,
Vielleicht sind mir die Würfel hold!"

Der Herzog wirft dem alten Degen
Die Börse hin und wünscht ihm Glück,
Und wendet, auch sein Glück zu pflegen,
Zu seiner Dame sich zurück.

Die Kardinäle werfen klirrend
Goldbörsen auf das Marmorbrett;
Die Würfel fallen, treffend, irrend,
Dem Alten stets zu guter Wett.

Die Kardinäle mit Gelächter
Verspielen ihren blanken Hort,
Einscharrend lacht der alte Fechter,
Und schilt die Pfaffen fort und fort:

„Ihr könnt verlieren ohne Grollen,
Denn euer Seckel kümmert nie,
Und nie versiegen eure Stollen,
Gut Bergwerk ist die Simonie.

Die Mitra wird zum Wünschelhute,
Der euch im Nu der Not entrückt;
Der Hirtenstab zur Wünschelrute,
Die stets nach güldnen Adern zückt.

Liegt wo ein Christ im Todesjammer,
Wird euch zur Rente seine Not,
Schatzkammer seine Herzenskammer,
Denn ihr verkauft ihm seinen Tod.

Weil das Verdienst der sel'gen Geister
Für alle quillt und überschwenkt,
Seid ihr der Gnade Brunnenmeister,
Um Scudi wird sie ausgeschenkt.

Ihr laßt euch nicht das Kreuz bedrängen;
Den Bauern pflanzt ihr's in den Grund,
Die Zehentgarben drauf zu hängen,
So drückt's euch nicht den Rücken wund.

Die Päpste, Priester und Prälaten
Sind wenig nutz, und alle schier
Tief in den Sumpf hineingeraten;
Nun singen Unken das Brevier!"

Die Kardinäle lachen weidlich,
Und Raphael ermunternd spricht:
„Bis jetzt war all dein Schimpfen leidlich;
Mach schärfer fort, du alter Wicht!"

Der Alte drauf: „Wer glaubt, den schraubt man
Ihr sucht nicht Gott, nur Gut und Geld;
Ja! Christus war ein Räuberhauptmann
Und schreitet plündernd durch die Welt!"

Nun starrt nach einer dunkeln Hecke
Der Herzog, plötzlich stumm und bleich,
Ob ihn ein grauser Anblick schrecke,
Ein Zuspruch aus dem Schattenreich.

Doch hat er schnell sich rückbesonnen,
Er streicht die Stirne mit der Hand,
Als wär' ein Traum vorbeigeronnen
Mit dem die frohe Laune schwand.

Die Frauen aber ihn nicht lassen:
„Giovanni, sage, was es war,
Was dich so plötzlich hieß erblassen
Und dir bergan gesträubt das Haar?"

Weil er nicht gern mit Wortesklängen
Unheimliches zurückbeschwört,
Antwortet auf der Frauen Drängen
Der Herzog düster und verstört:

„Durch Florenz kam ich einst zu schreiten
In müßig froher Weiberschau,
Und sah an mir vorübergleiten
Bald eine wunderschöne Frau.

Ich sah sie nach San Marco schweben
Und folgte wie bezaubert nach,
Girolamo, der Prior, eben
Dem stillen Volk die Predigt sprach.

Und, nimmer weiß ich, wie's gekommen,
Ich habe seinem Wort gelauscht;
Er hat das Bild mir fortgenommen,
Das erst so glühend mich berauscht.

Und mancher war umsonst beflissen,
Zu schreiben, was der Mensch dort sprach;
Von Schmerz, von Freude hingerissen,
Ein jeder aus in Weinen brach.

O möchte sie doch länger dauern!
Dacht' ich, als er die Rede schloß;
Ein unbeschreiblich banges Trauern
Fühlt' ich, und meine Thräne floß.

Ich spürte viele Tag' und Nächte,
Daß mir sein Wort im Ohre stack,
Bis ich's verbraust' und 'nunterzechte
Den bitter ernsten Nachgeschmack.

Nicht hab' ich mehr seit jenem Tage
Girolamo gesehn, gehört,
Weil er mit seiner ernsten Klage
Mir allzuherb die Lust gestört.

Als mit Lucrezia's Lockenringen
Zuvor ich spielte, süß erfreut,
Ward mir's, als hört' ich Glocken klingen,
Wie fernes dumpfes Grabgeläut.

Mir war, als ich geblickt zum Strauche,
Ob mit Kapuz und Skapulier
Dort aus dem dunkeln Schatten tauche
Girolamo — und drohe mir.

War's Blendwerk nur und Spiel des Weines,
Was meine Sinne täuschte so?
Des launenhaften Mondenscheines?
Was auch! heut werd' ich nicht mehr froh.

So spät zum päpstlichen Palaste
Ist fast unziemend einzugehn.
Zeit ist es, daß die Freude raste,
Gut Nacht! gut Nacht! auf Wiedersehn."

Der Condottiere folgt, sein alter
Getreuer Lust- und Kampfgenoß!
Gewärtig folgt sein Bügelhalter,
Schon eilen sie davon zu Roß.

Die andern hören fort sie reiten,
Auf allen dumpf ein Schweigen lag,
Bis in der Mondnacht stillen Weiten
Verscholl der Hufe letzter Schlag.

Die Bestattung.

Giorgio liegt in seinem Nachen,
Das Holz, das er an's Ufer lud,
Vor losen Dieben zu bewachen,
Und singt sein Liedchen wohlgemut:

„Auf einer grünen Halde,
Umrauscht vom grünen Walde,

Da steht mein kleines Haus;
Ein Bächlein fließt vorüber,
Mir lieber als die Tiber,
Mit lustigem Gebraus."

Und auf der grünsten Halde,
Am allergrünsten Walde
Steht meiner Liebsten Haus.
Ihr Vater ist zu strenge,
Ihr Fenster nicht zu enge,
Da steig' ich ein und aus."

Nun sah er in den Mondenstrahlen,
— Und ist mit seinem Liede stumm —
Wie sich um's Eck zwei Männer stahlen:
Sie blicken sorglich rings herum.

Nun schwinden sie mit scheuem Satze,
Er bleibt geduckt in seinem Schiff;
Und jetzt ertönt am stillen Platze,
Wie Losung — ein verhaltner Pfiff.

Bald wieder kommen sie geschritten,
Zugleich zwei andre Männer noch,
Und einer kommt daher geritten,
Vermummt, auf einem Schimmel hoch.

Der Reiter bringet einen Kalten
Quer über seinem Sattelknopf,
Zwei schreiten rechts, zwei links und halten
Der Leiche stützend Füß' und Kopf.

Wo Mist und Unrat in die Wellen
Der Tiber wirft das Volk, dahin
Die stummen, scheuen Mordgesellen
Mit ihrem Toten schleunig ziehn.

Banditenkundig und geschäftig
Wird jetzt das Roß verkehrt gestellt,
Und über seine Kruppe kräftig
Der Leichnam in den Fluß geschnellt.

Sie schleichen fort, sie kommen wieder
Und werfen — stets auf ihrer Hut —
Vom Roß den zweiten Toten nieder,
Und jetzt den dritten in die Flut.

Giorgio sieht es unverwundert;
Denn ohne Segen, letzten Gruß,
Sah er hier Leichen wohl schon hundert
Hinunter wandern in den Fluß.

Doch faßt ihn Wehmut, Graus und Bangen;
Der Bursche singt sein Lied nicht aus,
Das er so fröhlich angefangen
Von Halb' und Wald und Liebchens Haus.

Vater und Sohn.

„Schon ist das Abendrot verglommen,
Mein Herzog noch nicht heimgekehrt;
Nun wird er auch nicht wiederkommen
Bevor die Nacht die Straßen leert.

Auf seinen Wandel kann ich bauen,
Der Lockre hat sich nur versäumt,
Des Aufbruchs Zeit, das Morgengrauen
Bei einer Dirne wo verträumt."

So sprach in trauter Abendstunde
Der Papst an Cäsar seinen Sohn,
Und lächelt schalkhaft seinem Munde;
Doch Cäsar spricht und lächelt Hohn:

„„Da weiß ich eine andre Märe
Von deinem Herzog; gut genug,
Daß sie dein Vaterherz beschwere,
Das immer zärtlich für ihn schlug.

Ja, ihn hast du geliebt, mich nimmer;
Ich ward ein Pfaff, ein Herzog er;
Die Kutte mir, ihm Fürstenschimmer!
Doch jetzo lausche meiner Mär:

Wohl hat dein Söhnlein zum Erbarmen
Bei einer Dirne sich versäumt,
Und müd und matt in ihren Armen
Heut früh das Morgengraun verträumt.

Diesmal hat eine alte, kühle,
Unsaubre Dirne ihn umfaßt;
Er hält auf ihrem schlechten Pfühle
Vom Liebestaumel tiefe Rast

Und reißt man ihn nicht auf, ich wette,
Daß er bei ihr noch liegen muß,
Bis selber ihn aus ihrem Bette
Die Dirne wirft mit Überdruß.

Sie hat von seinem Liebesfieber
Den Mann geheilt auf immerdar.
Die Dirne aber heißt: die Tiber!
Hier ist mein wackres Märlein gar.""

Nun schweigen Beide; der, verloren
Im Glück der Rache, der im Schmerz;
Und Sohn und Vater schweigend bohren
Die Hassesblicke sich ins Herz.

Des Unheils lächelnder Verkünder
Hat Alexanders Mut gebeugt;
Erschrocken sieht der große Sünder,
Daß er den größern sich gezeugt.

Der Pontifex zusammenschauernd
In Cäsars düstern Busen späht,
Und sieht entsetzt, wie da schon lauernd
Der Vatermord im Winkel steht.

„Verruchter! Schrecklicher! erzähle!
Gabst du dem eignen Bruder Gift?
Schlägt keine Furcht dir in die Seele,
Daß dich die Strafe Gottes trifft?"

Dies Zürnen ist nur Windesfächeln
Für Cäsar, den verruchten Sohn,
Er läßt das arge, kalte Lächeln
Nicht fort sich von den Lippen drohn;

Sein Lächeln, still und ungeheuer,
Zielt auf des Papstes wundes Herz;
Also umschwebt ein stiller Geier
Ein blutend Wild, voll Angst und Schmerz.

Und in den Zeichen bittrer Leiden
Auf seines Vaters Angesicht
Läßt Cäsar seine Blicke weiden,
Bis endlich er gelassen spricht:

„„Ich segle frei im Meer der Lüfte;
Bis ich versinke, bleib' ich flott;
Mich schreckt sie nicht, die Fabelküste;
Ich glaub', wie du, an keinen Gott!

Doch hab' ich dem nicht Gift gespendet,
Das Gift verfehlt des Weges leicht.
Verlangt dich's, wie dein Fürst geendet,
Sei noch ein Märlein dir gereicht.

Ich bin ein Pfaff mit frommen Mienen,
Und bin ein braver Zeidler auch;
Ich hege einen Stock voll Bienen,
Gewärtig meinem Blick und Hauch.

Macht mich einmal ein Feind ergrimmen,
Gleich wird die Schuld an ihm gerächt,
Denn schwärmen lass' ich meine Immen,
Ein stachelrüstiges Geschlecht.

Die Bienen folgen meinem Zorne,
Sie stechen frisch und wacker zu;
Mein Feind empfängt mit ihrem Dorne
Den Honig auch der Todesruh.

Du treibst ja in profanen Stunden
Auch Bienenzucht, und manchen Mann
Hat nur der Stachel überwunden,
War ihm zu stumpf der scharfe Bann.““

Und schwer gedenkt der Papst des herben
Und warnenden Synodenspruchs,
Der die verbotnen Leibeserben
Der Priester — Söhne nennt des Fluchs.

Die Pest.

I.

„Nimm du mein Ringlein, gieb mir deines!
Komm Täubchen, bau'n wir unser Nest!“ —
Das Nest bleibt leer, denn ach! ein Kleines,
So sterbt ihr beide an der Pest!

„Spielt auf! schenkt ein! und dann willkommen!
Hinunter noch den süßen Rest!“ —

Ja wohl! du wirst am Wort genommen,
Schon hat ergriffen dich die Pest!

„O Kerkernacht, o bittres Härmen!
Wie quälend mich die Kette preßt!"
Wirst nicht mehr lang das Eisen wärmen,
Noch heute stirbst du an der Pest!

„Viel Sünden noch . . . doch springt die Herde
Mir durcheinander; . . . . haltet fest!" —
Am Beichtstuhl fällt er tot zur Erde,
Und hat ihn absolviert die Pest?

„Triumph! wie schön das Blutgerinnsel
Dem bleichen Ecce homo läßt!" —
Da reißt ihm aus der Hand den Pinsel
Und malt ihn selber bleich — die Pest.

Von Haus zu Haus, und hüben, drüben,
Des Todes furchtbar Einerlei;
Er geht herum, euch einzuüben
Die Miserere-Litanei.

Verstockte Herzen! o Verbrecher!
Wenn euch Girolamo nicht rührt,
So merket auf den andern Sprecher,
Der eine schärfre Sprache führt!

Es will erschüttern und erweichen
Der Tod die harte Sünderschar;
Hoch baut die Kanzel sich aus Leichen
Der ernste, strenge Missionar.

Schon hat der Prediger verwendet
Viel Männer, Weiber, welk und grau;
Viel Jugend, Schönheit auch verschwendet
Auf seinen raschen Kanzelbau.

Auch hat er schon aus eurer Mitte
Manch holdes Kindlein weggepflückt,
Die Kanzel sich nach frommer Sitte
Mit Engelsbildern ausgeschmückt.

II.

Nun schleicht mit Zittern und mit Beben
Die Freude als ein Jammerbild,
Nun irrt das kecke Lüsteleben
Ein rettungslos umstelltes Wild.

Verödet sind die Tisch' und Bänke,
Der Spielmann fort mit seinem Lied,
Nun steht der Wirt in seiner Schenke,
Als in der Klaus' ein Eremit.

In den verlass'nen Kirchenhallen
Kniet hier und dort ein Beter kaum,
Blickt scheu, daß im Vorüberwallen
Ihn niemand streife mit dem Saum.

Dort wieder schreiten Prozessionen
Mit Kreuz und Fahne, flehen, schrein,
Gott wolle doch der Sünder schonen
Und seine Schrecken fangen ein.

Unmutig schleichen die Gewerbe,
Der Hader vor Gerichte schweigt,
Wo jeder denken muß: ich sterbe
Vielleicht eh sich die Sonne neigt.

Am Spiegel ziert mit eitlem Sinne
Sich dort ein buhlerisches Weib;
Doch traurig hält sie plötzlich inne,
Gedenk, wie sterblich dieser Leib.

Sie will kein falsches Rot mehr nehmen
Auf ihre Wangen, welk und fahl;
Sie mag sich vor den Würmern schämen,
Für die sie bald vielleicht das Mahl.

Wer schon den Feind will niederbohren,
Ihm nach mit scharfem Dolche zieht,
Er hat die Lust dazu verloren,
Als er die vielen Leichen sieht.

Vor diesem Lauern, dumpfen Drohen,
Vor diesem angstgedrückten Gram
Sind Wunsch und Leidenschaft geflohen,
Des Unglücks Furien wurden zahm.

Die Ross' am Leichenwagen werden
Bei Tag und Nacht nicht ausgeschirrt;
Verzweiflung rufen die Geberden,
Die Sprachen haben sich verwirrt.

Die Liebe hat ihr Wort verloren,
Denn tödlich ward ihr Hauch, ihr Kuß,
Und mit dem Tod hat sich verschworen
Treulos ihr sanfter Blumengruß.

Wie mit den Gaben und Geschenken
Das Herz die Liebe sonst empfing,
Und sich ihr süßes Angedenken
An ihre Zeichen zaubernd hing;

So heftet jetzt sich das Verderben
An Liebeszeichen leisgeheim,
Am Schmucke klebt ein bittres Sterben
Am schmeichelnden Sonettenreim.

Du arme Mutter! zittre, zittre,
Wenn deine Brust den Säugling stillt;
Weißt du, ob nicht der Tod, der bittre,
Aus deiner Brust dem Kinde quillt?

III.

Zwei Künstler wollen übernachten
Im üpp'gen Mediceerhain,
Die Griechenbilder zu betrachten
Beim klaren, milden Mondenschein.

Buonarotti wandelt gerne
Mit seinem Freund Da Vinci dort,
Im Künstlerhain, beim Licht der Sterne,
Zu sprechen ein begeistert Wort.

Gerüstet sind sie heut mit Krügen
Falerners, den Horaz auch schwang,
Wenn er, einladend zum Vergnügen,
Sein moriture Deli! sang.

Sie wollen Freunden, die verblichen,
Dartrinken einen Becher noch
Im Angesicht der schönen Griechen;
Und ihrer Kunst ein Lebehoch.

Und sollt' auch sie der Tod verlangen,
So wollen sie den schlimmen Gast
Im Kreis des Schönen hier empfangen,
Und rings von Frühlingsluft umfaßt.

Die Statuen auf die bangen Klagen
So klar und heiter niedersehn,
Wie sie gesehn in alten Tagen
Denselben Jammer zu Athen;

Wie ihnen dort das immergleiche
Antlitz gestört kein Leidenszug,
Als ihren Freund man, eine Leiche,
Den Perikles, vorübertrug.

Die Frühlingslüfte flüstern, scherzen,
Und halten in den Lauben dicht
Glühwürmer, ihre schwanken Kerzen,
Versteckten Rosen in's Gesicht.

Die muntern Frühlingswinde stehlen
Den Blumen ihr Geheimnis bald,
Das süße Duften, und erzählen
Frohlockend es im ganzen Wald.

Im Busche singen Nachtigallen
Ihr ungestörtes Wonnelied,
Springbrunnen mondbeflimmert schallen,
Die Wolk am Himmel lustig zieht.

Die Kunstgenossen stehn und starren
Entzückt auf ein Apollobild;
Da rollt vorbei der Leichenkarren,
Und draußen ruft die Klage wild.

Die Nachtigallen jubeln freier,
Und süßer duftet's durch die Nacht,
Den Mond durchbricht den letzten Schleier,
Und heitrer noch Apollo lacht.

Wie mählich an den Gartenmauern
Der laute Leichenzug verhallt,
Ergreift die Freunde bittres Trauern,
Ein Grollen faßt sie mit Gewalt.

Schon hatten sie den Wein geschwungen,
Den lieben Freunden in der Gruft,
Den Griechengöttern angeklungen;
Doch jetzt Buonarotti ruft:

„Du Mörder und Orakelsprecher!
Du lächelst unserm Jammer Spott!"
Und schmetternd wirst er seinen Becher
An's Marmorherz dem Griechengott.

„Da Vinci, komm aus diesen Hainen,
Sie dünken mich so fremd, so leer!
Die Vögel zwingen mich zu weinen,
Der Duft der Blumen drückt mich schwer.

Hier steht der Menschenschmerz inmitten
Der fremden Kunst und der Natur,
Von ihren Herzen abgeschnitten,
Gehöhnt von ihrer Freudenspur.

Doch siehst du dort ob jenen Zweigen
Das Kirchenkreuz im Mondenstrahl?
Siehst du den Gott herab sich neigen
So mitleidsvoll zu unsrer Qual?

Schon wieder rollt der Leichenwagen
Vorbei dort an der Gartenwand;
Doch tröstend weist das Kreuz den Klagen
Hinüber in das Heimatland.

Was einst Girolamo bedauernd
Dem sterbenden Lorenzo sprach,
Das ward bei diesen Klängen schauernd
In meinem Herzen wieder wach.

Mir strömt es freudig von den Wangen,
Denn plötzlich, durch des Schmerzes Gunst,
Ist meinen Blicken aufgegangen
Die tiefe Welt der Christenkunst.

Mit einmal wurden die Antiken
Nur als ein schöner Schutt mir kund,
Der uns die Wurzel will ersticken
Auf unserm eignen Lebensgrund." —

Da Vinci schweigt, er trauert milder;
Doch kaum verhallt der Jammerton,
So wandeln neue, große Bilder
Durch seine große Seele schon.

Das himmlische Gemälde zündet
In seiner Brust, ein Wunderstrahl:
Wie Jesus den Aposteln gründet
Das „Denket mein!“ im Abendmahl.

Und Michel Angelo, der wilde,
Die Augen mit der Hand bedeckt,
Er ist von einem neuen Bilde
Entzückt im Herzen und erschreckt.

Aus seinem ungestümen Grame,
Wie Sonnenschein aus Wetterflor,
Taucht plötzlich ihm die Kreuzabnahme
Unwiderstehlich jetzt hervor.

Die vier Gestalten ließ ihn schauen
Ein geistdurchglühter Augenblick;
Und kühn beschließt er sie zu hauen
Zusamt aus einem Marmorstück.

IV.

In Florenz kann nur Einer halten
Sein Herz in klarer Heldenruh;
Nur Einer sieht dem Todeswalten
Mit unerschrockner Seele zu.

Girolamo, noch unermattet,
Einsam in seiner Zelle wacht;
Gepflegt, getröstet und bestattet
Hat er von früh bis Mitternacht.

So mancher Bettler auf dem Wege,
Den alles nun verstieß und floh,
Ward in das Kloster mild zur Pflege
Genommen von Girolamo.

Wenn auch der Bettler mußte sterben,
War doch des Priors Wort vielleicht
Das Freundlichste, was seinem herben,
Freudlosen Leben ward gereicht.

Als sich sein Geist hinweggeschwungen
Aus diesem dumpfen Jammerort,
Ist ihm versöhnend nachgeklungen
Des Priors liebevolles Wort.

Girolamo in seiner Zelle
Bei später Lampe sinnt und schafft;
Denn unversiegbar ist die Quelle,
Woraus er tränket seine Kraft.

Er widmet seinen Tag den Kranken;
Ein Arzt zu sein der Christenheit,
Dem großen, heiligen Gedanken
Ist seine stille Nacht geweiht.

Nun schreibt er Briefe, mächt'ge Briefe,
Er schildert dringend, heiß und wahr
Des Abgrunds unheilvolle Tiefe,
Der Kirche dringende Gefahr.

Daß Gott die Kirche will erneuern,
Sein Schreiben an den Kaiser spricht;
Er sucht den Kaiser anzufeuern
Zu seiner Schutz- und Schirmespflicht.

Den König Frankreichs will er wecken
Mit einem Briefe, kühn und frei;
Wird ihn nicht rühren und erschrecken
Der Kirche Not und Hülfeschrei?

Den Königen von Spanien schreibt er,
Wozu der Herr die Throne schuf;
Den König Ungarns, Englands treibt er
Zu seiner Pflicht mit scharfem Ruf.

Er mahnt sie alle, zu vereinen
Ein christliches Concilium,
Auf dem er selber will erscheinen,
Und streiten für das Heiligtum;

Wo er die Stimme will erheben,
Anklagen laut der Kirche Haupt,
Den Papst mit seinem Lasterleben,
Den Sünder, der an Gott nicht glaubt;

Den frechen Borgia, der als Ware
Für schnödes Geld mit Trug und List
Erkauft die heilige Tiare,
Der sie nun trägt als Antichrist.

Der Bann.

Savonarola ist als Ketzer,
Falscher Prophet, untreuer Hirt,
Als ein Rebell und Volksverhetzer
Vom Papste exkommuniziert.

Der Feinde stürmisches Frohlocken
Umbraust den Dom, wo man zur Stund
Beim lauten Schall der Totenglocken
Dem Volke macht das Breve kund.

Der Bischof im Ornat verkündet
Des Bannes schauerlichen Spruch;
Vier Fackeln werden angezündet
Und ausgelöscht mit einem Fluch:

„Dreimal hat dich nach Rom gefordert
Der Papst, zur Gnade dir bereit;
Umsonst! nur wilder aufgelodert
Bist du im frevelhaften Streit!

Girolamo! das Licht der Gnade
Lischt aus wie dieser Kerzen Schein!
Geh hin und wandle deine Pfade!
Verflucht und finster und allein!

Du hast mit frechem Lügenmunde
Irrsal und Zwiespalt uns gebracht.
Die Kirche stoßt aus ihrem Bunde
Hinaus dich in die Heidennacht!

Willst du noch eine Predigt wagen,
So sei, wer immer sie besucht,
Wie du vom Kirchenbann geschlagen,
Wie du verstoßen und verflucht!

Den Sünder soll kein Segen laben
Das Sakrament sei ihm verwehrt,
Und stirbt er, werde nicht begraben
Sein Leichnam in geweihter Erd'!" —

Vier Fackeln haben sie gezündet
Und ausgelöscht mit einem Fluch,
Und haben so der Welt verkündet
Des Kirchenbau's Zusammenbruch.

Sie zeigten, ihre eignen Richter,
Daß frevelnd in der Welt des Herrn
Sie löschen möchten, wie die Lichter,
Die vier Evangelisten gern.

Doch unauslöschlich brennen diese,
Vom Hauche Gottes angefacht,
Zu leuchten nach dem Paradiese
Sieghaft durch tiefste Sündennacht! —

Der Priester schweigt, mit dumpfem Schauern
Verstummt das Volk, die Glocke hallt,
Nachsummend, durch des Domes Mauern
Der Rauch noch von den Fackeln wallt.

Erklungen ist am selben Orte
Der Fluch, allwo seit manchem Jahr
Des Banngetroffnen Segensworte
Zu Gott gelenkt die Seelenschar.

Wird sich dem Kirchenbanne neigen
Girolamo, der Gottesheld?
Wird er das Wort des Heils verschweigen,
Vom Fluch geschlagen aus dem Feld? —

Der Bischof hat den Dom verlassen!
Ein langer Zug der Klerisei
Folgt nach, die den Gebannten hassen,
Und tobend strömt das Volk herbei.

Die Feinde jubeln und verbreiten
Mit Fleiß von Mund zu Mund den Bann;
Doch Papst und Bann verachtend streiten
Die Freunde für den teuren Mann.

Kaum ist die Wut der Pest gemildert,
Und kaum vernarbt der Todesharm,
So ist auch schon zurückverwildert
Der Feinde sittenloser Schwarm.

Und auf den Straßen um die Wette
Erschallt Gesang und Lautenton,
Hier Spottcanzonen, dort Sonette,
Dem Sittenprediger zum Hohn.

Das Laster scheint vom Papst geadelt,
Weil er den Mönch gestraft so schwer,
Der es am bittersten getadelt,
Und kecker schreitet es einher.

Zum Trotz dem strengen Sittenmeister
Wird nun gespielt, gezecht, gebuhlt;
Die dreisten Buben werden dreister
Und häufen prahlend Schuld auf Schuld.

Und tobend rufen die Gesellen
Bei Nacht San Marco's Kloster wach,
Und schmetternd fliegen in die Zellen
Den Brüdern Steine, Fluch und Schmach.

Savonarola's Freunde werden,
Wo einer sich erblicken läßt,
Verhöhnt mit Worten und Geberden;
Doch halten treu an ihm sie fest.

Die Freunde können nicht vergessen,
Sie werden sein geweihtes Wort
Nur tiefer in das Herz sich pressen,
Als ihres Lebens besten Hort.

Es wird Domenico vor allen,
Der treuste Freund Girolamo's,
Von Spott und Lästrung überfallen;
Doch trägt er kühn des Freundes Los.

Er tritt den Wütenden entgegen,
Er ruft es auf den Straßen laut:
„Des Bösen Fluch ist Gottes Segen,
Schon flieht die Nacht, der Morgen graut!

Der Nebel weicht, so schwarz und dichte
Ihn auch die röm'sche Nacht sich spann,
Und fliehend ruft dem Tageslichte
Die Nacht vergebens ihren Bann.

Des Frommen dringendes Beteuern,
Und jeder Herzschlag früh und spät:
Daß sich die Kirche muß erneuern,
Ist wahr, er ist uns ein Prophet."

Domenico ruft auf der Straße,
Und kündet von der Kanzel auch
Entschlossen, daß er nimmer lasse
Vom Freunde bis zum letzten Hauch.

Er mahnt das Volk, daß es den Ränken,
Dem Zorn der Feinde zittre nicht,
Und keines Fluches zu gedenken,
Wenn ihm Savonarola spricht.

Der Glaube ist der höchste Segen,
Und besser ist's, den müden Staub
In's ungeweihte Grab zu legen,
Als daß der Geist des Todes Raub. —

In mancher Seele wankt das Hoffen,
Weil nun des Bannes grauser Strahl
Italiens reinstes Haupt getroffen,
Die Kunde fliegt durch Berg und Thal.

Wer wird uns nun die Predigt halten?
Wer kämpft wie er so kühn? wer siegt?
Wer wird das Herz dem Teufel spalten,
Wenn unser Held in Banden liegt?

So hört ihr manchen Christen klagen;
Wie eine dunkle Wolke geht
Durch's Land ein trauriges Verzagen,
Vom Hauch der Kunde fortgeweht.

Und mancher, der an fernem Orte,
Bedauert es nun doppelt schwer,
Daß er versäumt des Frommen Worte;
Nun hört er ihn wohl nimmermehr?

Nach Florenz wallt das Volk in Scharen,
Das ihn noch einmal schauen muß,
Vielleicht für's Leben zu bewahren
Von ihm noch einen Scheidegruß.

Doch ist zu früh noch solches Bangen,
Noch ist's gekommen nicht so weit,
Daß sie den Mann in Ketten zwangen,
Noch kämpft er fort den großen Streit.

Nicht hemmt auf seinen Gottespfaden
Das Banngeräusch den kühnen Mann;
Wie nicht das Zirpen der Cicaden
Den Schritt des Helden stören kann.

Wenn Heimchen auch den Helden mahnen,
Daß bald ihn, bald der Rasen deckt,
Ihm ist der Tod ein süßes Ahnen,
Und vorwärts eilt er ungeschreckt.

Girolamo die heiße Fehde
Des Herrn noch immer treulich ficht;
Und also seine Kanzelrede,
Dem Bannesfluch antwortend, spricht:

„Prälaten sind allein mit nichten
Die Kirche, und auch nicht zumeist;
Sie soll aus allen sich errichten,
Bei welchen Glaub' und heil'ger Geist.

Christus, der auf dem Kreuz verschieden,
Ist unser Mittler, Er allein;
Der Klerus soll zum Gottesfrieden
Ein Führer nur, nicht Mittler sein!

Das Evangelium ist das Leben;
Das nur kann gültigen Entscheid
Und Richterspruch im Kampfe geben,
Ob ihr die Kirche Christi seid.

Das ist die Wurzel, ewig bleibend,
Unschütterlich und ohne Rast
Den Saft des Lebens weiter treibend
Als Tradition von Ast zu Ast.

Der Eiche grünes Leben sprießet
Aus ihrer Wurzel nicht allein,
Sie dorrt, wenn nicht vom Himmel fließet
Der milde Tau und Sonnenschein;

Doch was der Wurzel nicht entsprossen,
Ist falsch, wenn's auch sich heilig nennt;
Wem Nebel nicht das Aug' umflossen,
Die Mistel von der Eiche trennt.

Der Glaubensbaum, der lebensreiche,
Ist uns gepflanzt von Gottes Sohn;
Die Mistel, wuchernd an der Eiche,
Das ist die falsche Tradition.

Im Eichenlaub als Vöglein singen
Die Seelen, fröhlich und daheim;
Die Mistelbeeren aber bringen
Dem Teufel seinen Vogelleim.

Ihr führt gen Gott ein eitles Kriegen;
Wenn auch der Tod mich bald verschlingt,
So wird die starke Hand doch siegen,
Die mich als ihren Hammer schwingt.

Das jammervolle Truggerüste,
Das sich die Kirche Christi heißt,
Der Bau, den freches Erdgelüste
Getürmet, nicht der heil'ge Geist;

Die Hand des Herrn wird niederschlagen,
Und euer Werk zerbricht, zerstiebt,
So wahr Millionen Herzen klagen,
So wahr noch Gott die Menschen liebt!"

Der Papst und Mariano.

Verstimmt ist heut der Papst und düster,
Mariano wehrt ihm den Verdruß
Umsonst mit schmeichelndem Geflüster,
Ein jedes Wort Pantoffelkuß.

Wohl schwieg der röm'sche Vater lange
Und schloß in's Herz den scharfen Dorn;
Doch endlich reißt des Schweigens Spange
Von seiner Brust der starke Zorn:

„Girolamo will sich nicht fügen,
Der Kirche tiefentratner Sohn?
Wagt immer noch Prophetenlügen,
Und predigt offne Rebellion?

Sieh diesen Brief des Ungeheuers,
Den ihm in's Herz der Teufel blies,
Voll Rednerkraft und wilden Feuers;
Das schrieb er an den Kaiser, lies!

Mein braver Fuchs im Hermeline,
Mein Sforza fing den Brief mir auf,
Und kam damit, daß er mir diene,
Selbst hergerannt in vollem Lauf."

Mariano liest die kühnen Zeilen
Des Mannes, der ihn einst besiegt,
Er lächelt, murmelt unterweilen,
Indem sein Aug das Blatt durchfliegt:

„„Concilium? . . . den Papst verklagen? . . .
Jetzt ist der Braten gar gebeizt;
Nun gilt's kein Zaudern mehr und Fragen,
's ist Zeit, daß man die Küche heizt.""

„Mariano, schweig, daß ich erzähle
Dir meinen Traum von letzter Nacht;
Das Bild hat mir erquickt die Seele,
Wie mir noch nie ein Traum gelacht.

Ich sah den jüngsten der Propheten,
Der in Florenz sich hören läßt,
Wie er dem ältesten Propheten
Der Griechen hing am Halse fest.

Girolamo, den bösen Rangen,
Sah ich entzückt in meinem Traum
Erdrosselt und verschwiegen hangen
Am dodonäischen Eichenbaum.

Nun ist, wie Zeus mit seinem Strauche,
Des Traumes süßer Anblick fort;
Doch von des Mönches gift'gem Hauche
Noch nicht des Papstes Macht verdorrt.

Und will der Ketzer nicht gehorchen:
Ist auch die Eiche längst dahin,
Noch stehn im Walde meine Forchen,
Und lustig brennt der fette Kien!"

Des Papstes ränkevoller Diener
Mariano ihm zu Füßen sank,
Der ehrsuchtkranke Augustiner
Ist auch vor Durst nach Rache krank:

„„Was ich dich jüngst so heiß beschworen
Im Kardinalskollegium:
Solang die Macht dir nicht verloren,
O mache den Propheten stumm!

Der Teufel schliff ihm tausend Zungen,
Zu kämpfen seine böse Schlacht;
Bald hat er in den Staub gerungen
Sankt Peters Kraft und Schlüsselmacht.

Du kannst nicht lösen mehr und binden,
Wenn nicht das Feuer ihn erstickt,
Du donnerst deinen Zorn den Winden,
Censuren, Bann und Interdikt.

Girolamo blieb unerschrocken,
Als man im Florentiner Dom
Verlas beim Schall der Totenglocken
Des heil'gen Vaters Brief aus Rom.

Dein Breve hat ihn nicht gebrochen,
Und seine Seele rührt' es nicht,
Daß sie den Bann ihm dort gesprochen,
Verfluchend bliesen aus das Licht.

Das Blatt, mit deinem Zorn beladen,
Girolamo mit Füßen tritt,
Als wär's ein Blatt auf Waldespfaden,
Das welk und matt vom Baume glitt.

Der Tolle predigt jetzt noch freier.
Hat er nicht jüngst zu deiner Schmach
Verspottet laut die Bannesfeier,
Als er zur Kirche also sprach:

Euch wird die Hand des Herrn zerschlagen,
Und eure Macht zerbricht, zerstiebt,
So wahr Millionen Herzen klagen,
So wahr noch Gott die Menschen liebt!""

Da ruft der Papst: „Ich aber werde,
Girolamo, du schlimmer Gast!
Hinweg dich tilgen von der Erde,
So wahr dich Alexander haßt!

Wir wollen diesem feurigen Streiter
Als zündbares Concilium
Zusammenrufen dürre Scheiter;
Er sterbe für sein Heiligtum!"

Die Verhaftung.

Warum hat sich gen ihn verschworen,
Den Frömmsten, seiner Feinde Wut?
Weil er die Bösen und die Thoren
Auch schaffen wollte fromm und gut;

Weil er so mutig eingedrungen
Auf ihrer Sünden freches Heer,
Weil er auf sie sein Wort geschwungen
Als eine furchtbar scharfe Wehr.

Wenn auch ihr Lasterleben dauert,
Die Freude dran ist dennoch wund;
Ein heimliches Entsetzen kauert
Doch in des Herzens tiefstem Grund.

Von Magiern alte Mären künden,
Daß ihre Kunst den Zauber barg,
Dem balsamierten Leib zu zünden
Ein ew'ges Lichtlein in den Sarg;

Daß bei dem nieverglommnen Dochte
Die Seele, wenn sie eitel war,
Den teuern Leib beschauen mochte,
Der sonst ihr wäre unsichtbar.

Girolamo hat solche Kerzen
Gepflanzt, dem Sünder zum Verdruß,
Der noch im weltbegrabnen Herzen
Der Unschuld Leiche schauen muß.

Sein Wüten ist verstecktes Klagen,
Daß er nicht löschen kann das Licht,
Daß er sich nimmer kann entschlagen
Dem innern, traurigen Gesicht. —

Die Brüder in San Marco singen
Die Vesper, friedlich und erbaut,
Als plötzlich an die Pforten dringen
Des Priors Feinde stürmisch laut.

Des Priors Ruf an seine Treuen,
Allein mit geistlicher Gewalt
Zu stehn der Feinde wildem Dräuen,
Im steigenden Tumult verhallt.

Sie rütteln, pochen an den Thüren,
Sie steinigen das Gotteshaus,
Und rufen unter Racheschwüren:
„Gebt den Propheten uns heraus!"

Sie zünden Feuer an den Schwellen,
Die Flamme brennt die Pforten auf,
Einbrechen jetzt die Mordgesellen,
Wie auf den Raub ein Tigerhauf.

Des Priors Freunde doch nicht weichen;
Sie haben sich um ihn gestellt,
Die Kirche hallt von Waffenstreichen,
Von Kampfgeschrei, und mancher fällt.

Vor allen führt die scharfen Hiebe
Der wackre Deutsche todesschwer,
Der einst Girolamo zu Liebe
Aus fernem Lande zog daher.

Jetzt hat er einem Feind gerungen
Den Büchsenhaken aus der Hand,
Und nimmt, da ihm sein Schwert zersprungen,
Die Kanzel sich zum Schützenstand.

Und wer am wildsten ist zu schauen,
Wer schon Girolamo bedroht
Und nah, zu ihm sich durchzuhauen,
Den schießt der tapfre Deutsche tot.

Bereit, für seinen Freund zu sterben,
Denkt er: „du Frommer schütztest mir
Getreu die Seele vor Verderben,
Ich schütze dir den Leib dafür!"

Noch immer wächst im wilden Kampfe
Der Streiter Zahl und ihre Wut,
Der Atem ringt mit Rauch und Dampfe,
Die Füße baden sich in Blut.

Wo sie Girolamo bedrängen,
Ist das Getümmel also dicht,
Daß sperrend sich die Arme zwängen,
Und mancher mit den Zähnen ficht.

Nur hier und dort führt einer schlagend
Mit freiem Schwung das Mordgerät,
Die andern Streiter überragend,
Weil er auf einer Leiche steht.

Da stoßt ein Junge mit der Pike
Ein Fenster aus, der Qualm entweicht,
Es ruht der Kampf für Augenblicke,
Als nun die Luft erquickend streicht.

Doch hat der Windhauch bald belebend
Des Zornes Flammen frisch gefacht,
Der Streit, zur Vesper sich erhebend,
Tobt fort, schon ist es Mitternacht.

Girolamo's getreue Wächter
Umschützen ihn, ein fester Wall,
Und sterbend büßen hundert Fechter
Den immer neuen Überfall.

Jetzt plötzlich donnern um die Mauern
Feldstücke rings; von Schreck verwirrt,
Die Kämpfer da zusammenschauern
Und ruhn, die Kirche bebt und klirrt.

Sturmglocken schallen, und Trommeten
Zur Thür herein gebieten Halt;
Mit Fackeln in die Kirche treten
Die Boten jetzt der Staatsgewalt.

Die Boten künden, Ruh zu schaffen:
„Wer, Laie, nicht in aller Eil
Das Kloster flieht und streckt die Waffen,
Stirbt als Rebell vom Henkerbeil!"

Girolamo in allen Gnaden,
Und Fra Domenico wie er,
Ist vor die Signorie geladen,
Gesichert ihre Wiederkehr!"

Und dumpfe Stille folgt dem Mahnen,
Denn mächtig jedes Herz ergreift
Ein frohes oder banges Ahnen,
Daß jetzo das Verhängnis reift.

Girolamo mit sanftem Leide
Gehorcht, ihm sagt des Herzens Drang,
Daß er von hier auf immer scheide,
Daß dieser Schritt sein Todesgang.

Das Kloster muß er nun verlassen,
Wo er so lang für Gott gelebt,
Die Wehmut will ihn mächtig fassen,
In seinem Aug' die Thräne schwebt;

Doch freudig siegt die Todesweihe:
Er spricht den Freunden seinen Gruß,
Umarmend giebt er in der Reihe
Den Brüdern noch den Scheidekuß.

Bevor er schreitet durch die Pforten,
Spricht er, wie es gebeut die Frist,
In starken und gedrungnen Worten
Den Wunsch, der all sein Leben ist.

Er mahnt die Brüder, nicht zu zagen,
Dem Sturm zu trotzen ohne Scheu,
Die Wahrheit in die Welt zu tragen
Durch Not und Tod, dem Herrn getreu.

Die treuen Freunde weinen bitter,
Die schlimmen Feinde lärmen froh,
Und schluchzend küßt der deutsche Ritter
Die Schulter dem Girolamo.

Freudvoll hat sich der stetsbewährte
Domenico zu ihm gestellt,
Entschlossen, als sein Kampfgefährte
Sein Los zu teilen, wie es fällt.

Die Signorie, die gnadenreiche,
Läßt sie, daß keiner dem Geschick
Im wirren Volkstumult entweiche,
Zusammenfesseln mit dem Strick.

Als sie die Hand dem Büttel senken,
Zu jeder Schmach und Qual bereit,
Begegnet sich ihr Blick, sie denken
Zugleich an ihre Jugendzeit.

Sie denken an die traute Zelle,
An jene gottgeweihte Stund,
Als sie bei goldner Abendhelle
Geschlossen ihren ernsten Bund;

Als sie manch ahnend Wort gesprochen
Vom Prager Hieronymus,
Wie eine Welt von Qual gebrochen
Am unerschütterlichen Huß.

„Wohlan!" — so thut im Herzen Beiden
Der Mut den gleichen kühnen Schlag —
„Die Zeit ist da für Kampf und Leiden,
Wo sich die Treu erproben mag!"

Sie schreiten fort, durch Fesselflechten
Und ihren treuen Mut vereint,
Umringt von rauhen Waffenknechten,
Vom Volk verflucht, verhöhnt, beweint.

Alexanders Freude.

Girolamo und den Genossen
Der tückische Palast empfängt;
Schon werden auf geschwinden Rossen
Nach Rom Eilboten fortgesprengt.

Die Boten frisch und lustig reisen,
Für scharfen Ritt ein reicher Sold;
Die Pferde treibt des Spornes Eisen,
Die Reiter treibt des Papstes Gold.

Wie sank der Papst, von Gott verlassen
So tief hinab in Schuld und Not,
Daß er den Frommen zitternd hassen,
Und lechzen muß nach seinem Tod!

Daß ihm das Wort. „Er ist gefangen!"
Klingt wie berauschende Musik,
Und Thränen fallen von den Wangen;
Dies ist sein frohster Augenblick!

Der Papst, vergessend im Entzücken
Die Würde ganz, frohlockend lacht;
Er muß an's Herz den Reiter drücken,
Der ihm das süße Wort gebracht.

Und er beruft die Kardinäle
Und seine Freunde dort und da,
Daß allen er voll Hast erzähle,
Was Gutes in Florenz geschah.

Und wieder kehrt er zu den Boten
Und forscht genau nach allem, fragt,
Ob nicht, als ihm die Waffen drohten,
Das Herz Girolamo's verzagt?

Und als die Büttel mit den Banden
Die Hände ihm zurückgeschnürt,
Ob da sein Mut nicht ward zu Schanden,
Und als sie ihn hinweggeführt?

Doch dessen giebt es nichts zu künden;
Die Boten meinen: „So wie der,
So starr und fest in seinen Sünden
Ist keiner hier auf Erden mehr!

Doch Richtern ist er heimgefallen,
Auf deren Haß ihr trauen könnt,
Daß keiner von den zwölfen allen
Noch einen Atemzug ihm gönnt!"

Des Papstes Antlitz Freude funkelt;
Und doch auf seinem Angesicht
Zugleich ein Wölklein Kummer dunkelt;
„Girolamo verzagte nicht!"

Die andern preisen Gottes Finger;
Und Mariano jubelt auf,
Daß seinen Gegner und Bezwinger
Bezwingen wird der Scheiterhauf.

Nun schreibt der Papst voll süßer Reden
Ein Breve an die Signorie,
Er danket allen, schmeichelt jeden,
Und nennt den Trost der Kirche sie.

Er mahnt sie dringend, fleht inständig,
Nach strenger Inquisition
Gleich auszuliefern ihm lebendig
Girolamo, den Höllensohn.

Aus seinem reichen Gnadenhorte
Verheißt er ihnen jede Huld,
Und Feuer gießt in seine Worte
Der Rache Trieb und Ungeduld.

Der Papst ein zweites Breve sendet
Dem treuen Klerus in Florenz,
Ihm wird die milde Macht gespendet
Zu einer vollen Indulgenz.

Was jeder in den letzten Wochen
Verschuldet, dessen ist er rein;
Er sei der Sünden losgesprochen,
Und sollt' es auch ein Mörder sein. —

Die Boten froh nach Hause kehren,
Gestärkt mit Segen, Speis' und Trank;
Am Rücken spüren ihre Mähren
Des Papstes schweren, goldnen Dank.

San Marco.

Den Streiter Gottes im Gefängnis
Schon eng und enger jetzt umkreist
Sein ernstes; drohendes Verhängnis.
San Marco's Kloster ist verwaist.

Rings von den Türmen Glocken schallen
Den Freudenruf zum Osterfest;
Nur eine von den Kirchen allen
Den hellen Ruf nicht hören läßt.

Ein Mächt'ger wird zu Grab getragen
Posaunenton und Fackelschein,
Die Glocken aller Kirchen klagen;
San Marco's Kirche schweigt allein.

Und will bei heftigen Gewittern
Mit seinen Glocken jeder Turm
Den Himmel rühren und erschüttern;
San Marco's Kirche schweigt im Sturm

Den Brüdern nahm der Feinde Rache
Die Glocke fort aus ihrem Haus,
Verloren hat es seine Sprache
Bei Freud' und Leid und Wettergraus.

Die Brüder leben ihre Stunden
In abgeschloss'ner Trauer hin;
Sie horchen bang den Tageskunden,
Die vielbewegt die Stadt durchziehn.

Beim Psalmensang der Matutinen
Hemmt Wehmut ihrer Seelen Schwung;
Und wenn sie Gott zur Vesper dienen,
Ergreift sie die Erinnerung.

An ihn gemahnt sie jede Stelle,
Den sie vielleicht nicht wiedersehn,
Sie weinen, wenn sie an der Zelle
Girolamo's vorübergehn. —

Die Tortur.

Der Morgen kommt, hat noch gefunden
Blutspuren jener grausen Nacht.
Savonarola wird gebunden
In's peinliche Verhör gebracht.

Viel Frevel giebt's, wer kann's verneinen?
Viel Gräuel lebt im Sonnenlicht;
Doch jämmerlichern giebt es keinen,
Als Schurken, sitzend zu Gericht.

Ein Wandrer trägt auf Waldeswegen
Ein Schwert zu seinem Schutz; da raubt
Rücklings ein Strauchdieb ihm den Degen
Und spaltet ihm damit das Haupt.

Gesetz! wie gleichst du solchem Stahle!
Gericht, wie manchmal bist du gleich
Dem Räuber, der im dunkeln Thale
Dem Wandrer schlägt den Todesstreich!

Die Richter sitzen in der Reihe,
Von Mördern eine tücht'ge Schar,
Zwölf Laien sind es, und zur Weihe
Ist beigesellt ein Priesterpaar.

Jetzt rufen die Inquisitoren:
„Girolamo! bekehre dich!“ —
„Girolamo! du bist verloren!“ —
„Den Widerruf! sprich, Ketzer, sprich!“ —

„Bekenne, daß du dich versündigt
An Gott und seiner Kirche schwer!
Daß du nur Lügen hast verkündigt,
Das Volk getäuscht mit eitler Mär!“

„Was du dem Volke sprachst vermessen
Von Kirchenreformation:
Das widerrufe, sonst expressen
Wir bald dir einen andern Ton!“

„Und willst du nicht dem Sturme weichen,
Bist du kein lügender Prophet,
Wohlan! mit Wundern und mit Zeichen
Erprobe dich, bevor's zu spät!“

Entgegentritt dem Haß und Grimme
Mit unerschrocknem Angesicht
Girolamo, mit fester Stimme
Spricht er: „Ich widerrufe nicht!

Was ich verkündigt, wird geschehen:
Des Truges morsche Kette reißt,
Die Kirche Christi wird erstehen
Und siegen wird der ew'ge Geist!

Traun! wollte Gott in Wundern sprechen,
Er würde wenden euer Herz,
Er würde von der Brust euch brechen
Den siebenfachen Wall von Erz.

Das wär' ein Wunder, heischt nicht andre!
Dies eine thut euch bitter not.
Ich aber meines Weges wandre,
Und meinen Pfad verschlingt der Tod.

Bin Werkzeug nur, das Gott erweckte,
Ein Straßenlichtlein in der Nacht,
Das warnend Gott am Abgrund steckte,
Ein tönend Horn in seiner Schlacht.

Will Gott das Lichtlein nicht mehr brauchen,
So lischt es aus; doch seine Hand
Wird warnend aus dem Abgrund tauchen,
Mit einem hellen Fackelbrand.

Will Gott dies Horn auch nicht mehr brauchen
Weil lauter wird der Schlachtendrang,
So wird er in ein andres hauchen,
Das rufen wird wie Donnerklang!"

Da schmähn und lästern mit Gepolter
Die Richter, schreien wutentbrannt:
„Fort mit dem Ketzer auf die Folter!"
Schon sind die Büttel zugerannt.

Girolamo ist fest gebunden,
Ein Strick um seinen Leib sich schlang,
Und hoch hinauf wird er gewunden
An einen Balken mit dem Strang.

Am Stricke stürzt er plötzlich nieder
Bis nah zum Boden mit Gewalt,
Daß ihm der Schmerz durch alle Glieder
Erschütternd zuckt und zerrt und prallt.

Am Seile bleibt er hangend schweben,
Da schreien ihm die Richter zu:
„Willst du der Kirche dich ergeben?
Und lässest du den Papst in Ruh?"

Ihm bebt der Leib in allen Fugen,
Ihm ist, als ob im jähen Fall
Gehirn und Herz zusammenschlugen,
Gelöst vom ungeheuren Prall.

Im Leidensaufruhr wankt und zittert
Jedwede Fiber, kocht das Blut;
Doch bleibt die Seele unerschüttert,
Ein großer Schmerz, ein größrer Mut.

Er spricht mit schmerzgedämpfter Sprache:
„Bei Gott! ich widerrufe nicht!
Und wenn mir eure blinde Rache
Auch jeden Nerv am Leibe bricht!"

Und grimmig staunen seine Schergen,
Daß ihn die Qual nicht niederschlägt;
Es will ihr Zorn die Ehrfurcht bergen,
Die sich in ihren Herzen regt.

Sie stellen ihm noch viele Fragen,
Ob er Rebell und Ketzer sei,
Und alles wird zu Schrift getragen,
Und seine Antwort, fest und frei.

Sie möchten gerne ihn verschlingen
In ihrer Fragen schlaues Netz,
Um vor dem Volke aufzubringen
Ein Urteil nach dem Strafgesetz.

Doch sie umstellen ihn vergebens,
Denn seine Worte sprechen klar,
So wie die Tage seines Lebens,
Daß all sein Wandel fromm und wahr.

Girolamo wird losgebunden
Und in's Gefängnis fortgeschafft,
Daß er in ungestörten Stunden
Zur Folter sammle neue Kraft.

Er kniet und betet händeringend,
Einsam in seiner Kerkerhaft,
Er fleht zu Gotte heiß und dringend
Um seinen Segen, seine Kraft:

„Der grause Schmerz will mich bezwingen.
Verlaß mich nicht am End' der Bahn!
O Gott! o Gott! laß mich's vollbringen
Und nimm mich als Blutzeugen an!"

Als neu der Morgen angebrochen,
Da kommt mit ihm der grause Schmerz,
Die Richter sammeln sich und pochen
Dem Streiter wieder scharf an's Herz

Sie winden ihn empor und werfen
Ihn jach herunter an der Schnur;
Und seine Büttel sinnig schärfen
Mit neuen Qualen die Tortur.

Sie wollen sein Geständnis rauben
Mit einem glüh'nden Kohlenbrand,
Sie brauchen Stachel, Zangen, Schrauben,
Und Zerrgewicht an Fuß und Hand.

Und wieder wird gefragt, geschrieben,
Drei Stunden dauert das Gericht;
Girolamo ist treu geblieben
Dem Wort: „Ich widerrufe nicht!"

Am dritten Morgen halten wieder
Um ihn die Qualen ihren Reihn;
Doch zwingen sie sein Wort nicht nieder,
Wie heftig sie auch stürmen ein.

Verzweifeln muß die Folterfrage,
Und jeder Schreck an ihm zerschellt.
Also verstreichen sieben Tage,
Und herrlich siegt der Gottesheld. —

Domenico verlangt entschlossen:
„Des Freundes Los sei mein Geschick!
Führt ihr zum Tod mir den Genossen,
Sei's auch mein letzter Augenblick!"

Und als der Abend niederschattet,
Da liegt einsam Girolamo,
Von Hunger, Schmerz und Kampf ermattet,
Im Kerker auf dem Häuflein Stroh.

Doch darf sein Herz den Trost genießen,
Den süßen Trost: bei Kampf und Leid
Sich traulich fest an Gott zu schließen
In unstörbarer Sicherheit.

Schlaf sinket auf den Dulder nieder,
Drückt ihm die heißen Augen zu,
Erquickt ihm die zerschlagnen Glieder,
Vorspiel der süßen Todesruh.

Er träumt. Er zieht mit seinen Eltern,
Die er so schmerzlich einst verließ,
Fort zu den himmlischen Vergeltern,
Sie kommen an das Paradies.

Hoch eine Wand von Edelsteinen
Umschließt es in krystallner Hut,
Die Farben in einander scheinen,
Wie Himmelsglut und Erdenflut.

Die Wand im ew'gen Strahlenflusse
Lebendig um den Hals sich schlingt,
Und von der Mauer hell zum Gruße
Herab ein Chor von Engeln singt.

Es klingt, daß manche längstverlorne
Sehnsucht im Herzen wieder schwillt;
Daß sich im süßen Liederborne
Der Durst der Jugendträume stillt.

Es klingt, daß jedes schöne Hoffen
Aus seinem Grabe sich erhebt,
Daß jede Freude, sturmgetroffen,
Im Herzen schöner wiederlebt.

Es rauschen nie geahnte Wonnen
Im Herzen auf, der Mensch erschrickt,
Als er so tief in diesen Bronnen
Zum erstenmal hinunterblickt.

Und jetzo sich die Mauern spalten,
Vom Freudenklange aufgesprengt,
Ein Chor von himmlischen Gestalten
Gastlich die Kommenden empfängt.

Nun grüßen sie, vertraulich lächelnd,
Girolamo, nun kühlen ihm,
Mit ihren sanften Flügeln fächelnd,
Die heißen Wunden Seraphim.

Die Patriarchen und Propheten,
Die Kirchenväter grüßen ihn,
Apostel und Anachoreten,
Und Märtyrer vorüberziehn.

Hosianna! tönt's im weiten Kreise;
Sein Vater singt frohlockend mit,
Doch seine Mutter schluchzet leise
Und folgt dem Sohn auf jeden Schritt.

Ihr sagt mit tröstender Geberde
Ein Engel, daß von ihrem Kind
Sie nimmer hier geschieden werde,
Und trocknet ihr die Thräne lind.

Und jetzo auch die Mutter singet:
Hosianna! freudig mit dem Chor,
Indem ihr Arm den Sohn umschlinget,
Den sie so schmerzlich einst verlor.

Sie wandeln fort in Wiesenthalen,
Wo tausend Blumenvölker blühn,
Die Blüten strahlen, dunkeln, strahlen,
Es ist ein atmend Farbenglühn.

Sie wandeln fort in grünen Auen,
Es singt und klingt auf jedem Ast,
Die Vögel neigen voll Vertrauen
Sich nieder nach dem lieben Gast.

Und süßbeladne Zweige beugen
Kredenzend nieder ihre Frucht;
Und Quellen rieseln klar und säugen
Die holden Blumen auf der Flucht.

Es lebt die Luft von Blumenhauchen,
Es bebt die Luft von Liederklang,
Und aus tiefklarem Weiher tauchen
Fischlein und tanzen zum Gesang.

Und scherzend kommt der flinke Reiher,
Der Fischlein auch zum Tanz begehrt,
Hebt's in die Luft; doch in den Weiher
Bringt er's nach Hause unversehrt.

Gazellen weiß und Lämmer viele,
Und Hermeline, Hirsch' und Reh',
Sie treiben weidend Scherz' und Spiele,
Und trinken aus dem klaren See.

Girolamo begehrt zu wissen,
Was diese weiße Herde soll?
Und dort die Vöglein saugbeflissen?
Und hier die Fischlein, selig toll?

Der Engel spricht: „Die weiße Herde,
Das ist die reine Christenschar,
Schuldlos sich freuend an der Erde,
Frei, fröhlich, aller Sorgen bar.

Und die du siehst in Lüften schweben
Und singen hörst im grünen Reis,
Die Forscher sind's, die sich erheben
Zu Gott, ihm singend Dank und Preis.

Der Reiher spielt, Fischlein zu necken,
Dort mit verstelltem Räuberschwung;
Ein scherzend Bild versöhnter Schrecken,
Des Erdenwehs Erinnerung.

Die Fischlein dort im klaren Teiche,
Aufschnellend frisch im goldnen Glanz,
Sind Kinder, schöne, freudenreiche,
Hingleitend leicht im sel'gen Tanz." –

Jetzt — plötzlich schweigen die Gefilde —
Dort, mit dem Kelche in der Hand,
Johannes kommt, der Hohe, Milde,
Und segnet lächelnd alles Land.

Es ist ein tiefes, tiefes Schweigen: —
Johannes auf dem Hügel steht,
Mit liebevollem Hauptesneigen,
Und so sein Wort herniederweht:

„O trinket, Blumen! o genießet
Auch ihr mit Freuden Christi Blut!"
Und sprengend aus dem Kelche gießet
Er hin des Weines heil'ge Flut.

Und wie der Kelch die teuren Tropfen
Within verteilend niedertaut:
Bewegt den Grund ein Freudenklopfen,
Und alle Blumen jauchzen laut.

In alle Weiten geht ein Singen,
Ein jeder Halm durch Wies' und Hain
Läßt eine süße Stimme klingen,
Und alle Engel stimmen ein;

Und alle frommen Männer, Frauen,
Ein jedes froh den Jubel mehrt;
Die Drei erfaßt ein seligs Grauen:
Wie Christus die Natur verklärt.

Je näher sie sich nahn der Mitte,
Wo Gottes Thron erhaben steht,
Je schöner blüht's mit jedem Schritte,
Die ganze Luft wird ein Gebet.

Nun weckt von Paradieseswegen
Den träumenden Girolamo
Sein Herz mit lauten Wonneschlägen,
Nun wacht er auf am Kerkerstroh.

Ceccone.

Schon wird die Kunde laut im Volke:
„Girolamo bekannte nichts!"
Schon lagert drohend eine Wolke
Sich ob den Männern des Gerichts.

Die Folterknechte selbst erzählen,
Daß er geduldig Schmerzen trug,
Wie sie noch keinen durften quälen;
Sie meinen selbst: es ist genug!

Und mancher seiner wilden Gegner
Fühlt schon zur Milde sich geneigt;
Und hier und dort ruft ein Verweg'ner,
Wenn sich ein Inquisitor zeigt:

„Habt ihr unschuldig ihn gepeinigt,
So stürmen wir die Signorie!
Dann, Schurken, werdet ihr gesteinigt!
Dann schlachten wir dem Papst sein Vieh!"

Die Richter haben Not und Ängste;
Wer gestern noch der Schärfste war,
Geberdet heut sich als der Bängste;
Ratlos verblüfft die ganze Schar. —

Gott ist am nächsten wohl den Guten,
Wenn ihre Not zum Gipfel wächst;
Doch soll das Laster sich verbluten,
Dann ist der Teufel oft zunächst.

Die Richter sind am frühen Morgen
Versammelt wieder im Palast,
Voll Zornes, Ungeduld und Sorgen;
Da kommt ein unverhoffter Gast.

Da schleichet in den Saal der Richter,
Eh wieder das Verhör begann,
Und mustert lächelnd die Gesichter
Ein kleiner, feiner, alter Mann.

Ceccone ist's, den alle scheuen,
Willkommen doch zu dieser Frist:
Er kann vielleicht den Sturm zerstreuen,
Im Land der schlauste Rabulist.

Die Richter sich um ihn befleißen,
Sie drücken schmeichelnd ihm die Hand:
„Kann uns vielleicht der Not entreißen,
O Freund, dein mächtiger Verstand?"

Und hastig flüstert drauf Ceccone:
„„Von Freundschaft nichts! ich brauche Brot.
Vierhundert Scudi mir zum Lohne,
So helf' ich euch aus dieser Not.

Ihr habt aus eurem schmalen Hirne
Das letzte Tröpflein Witz gepreßt,
Nun sitzt die Angst euch auf der Stirne,
Weil sich der Mönch nicht zwingen läßt.

Schon murrt das Volk, 's giebt harte Schlappen,
Euch treibt die blinde Angst, gewiß,
Ihr werdet nicht hinaus euch tappen
Aus dieser bangen Finsternis.

Nun, wollt ihr zahlen die Laterne?
Bezahlt ihr nicht, so geh' ich fort!" "
Die Richter flüstern: „Gerne! gerne!
Nur sprich geschwind ein rettend Wort!"

Ceccone lächelt mit Behagen,
Genießend seiner Wichtigkeit;
Er spricht: „„Wohlan, hört auf zu zagen,
Zu Hilfe bin ich euch bereit.

Dort hinter jenem Pfeilerstocke
Pflanzt mir ein Tischlein, einen Stuhl,
Das Übre führ' ich selbst im Rocke:
Papier und Tint' und Gänsespul'.

In jenen Winkel laßt mich kauern;
Unsichtbar, still auf meinem Platz,
Will das Verhör ich scharf belauern,
Nachschreiben schleunig Satz für Satz.

Behalten will ich seine Worte,
Nur wird die Feder sacht und fein
Verschieben sie von ihrem Orte,
Aus Nein wird Ja, aus Ja wird Nein.

Die Sätze will ich schlau verwickeln,
Hier schneiden ab zu falschem Schluß,
Dort weiterspinnen mit Partikeln;
So daß dies Pfäfflein sterben muß.'"

Schon hat Ceccone sich gelagert.
Nun tritt Girolamo herein,
Bleich, wund, zum Leichenbild verhagert:
Der alte blieb sein Gast allein.

Und man verhört den Gottesstreiter,
Getreulich schreibt es der Notar;
Doch schreibt im Winkel dort ein zweiter
Und fälscht die Reden unsichtbar.

Der weiß die Worte umzustellen,
Der stutzt und streckt sie so gewandt,
Daß hier zum Ketzer und Rebellen
Girolamo sich klar bekannt.

Und als sie das Verhör geendigt,
Worin der Held getreu sich blieb,
Von Schmerz und Schlauheit ungebändigt,
Als der Notar das letzte schrieb:

Da schleicht hervor, Unheil zu stiften,
Aus dem geheimen Hinterhalt,
Verbergend im Gewand die Schriften,
Ceccone's lauernde Gestalt.

Und einer naht ihm des Gerichtes
Und reicht die Akten ihm zur Hand:
„Sieh den Prozeß hier dieses Wichtes,
Was er von Frevеln eingestand.“

Ceccone wünscht, den Fall beklagend,
Den Richtern und der Kirche Glück,
Die echten Schriften unterschlagend,
Giebt er die falschen ihm zurück.

Girolamo muß eilig wandern
Zum Kerker; und begierig rafft
Ein Richter aus der Hand dem andern
Ceccone's Meisterstück und gafft.

Sie sind entzückt, die teuren Zeilen
Nachdoppelt flink ein Schreiber schon,
Und scharfberittne Boten eilen
Damit nach Rom zum heil'gen Thron. —

Nun lauscht das Volk, zu jedem Schwunge
Der leichtbewegte, schwache Thor:
Ceccone liest mit lauter Zunge
Und frecher Stirn sein Blendwerk vor.

„Wo ist er? daß wir ihn zerstücken!“
So brüllt des Pöbels wilder Schwarm.
Des Dulders Freunde unterdrücken
Den Argwohn mit verschwiegnem Harm.

„Er wagt es nicht, vor euch zu treten,““
— Bescheidet sie Ceccone dreist —
„„Denn kundig ward es dem Propheten
Daß ihr ihn steinigt und zerreißt!

Doch mögt ihr euch zufrieden stellen,
Das unerbittliche Gericht
Bestraft den Ketzer und Rebellen
Bald, bald in eurem Angesicht!““

Der Schwarm hat murmelnd sich zerschlagen
Die Richter atmen frei und froh;
Und hoffnungslosen Kummer tragen
Die Freunde des Girolamo.

Sein Tod.

Als kaum der frühste Morgen dämmert,
Wird auf dem Marktesplatze laut
Gesägt, gezimmert und gehämmert
Von tausend Händen, und gebaut.

Doch heute gilt es keine Buden,
Die lockend sonst an diesem Platz
Das heitre Volk zum Kaufe luden
Mit all des Lebens buntem Schatz.

Die Sonne mit dem Frühlingsstrahle
Bauwerk des Todes heut begrüßt:
Sie schlagen auf drei Tribunale,
Sie richten ein Schaffotgerüst.

Savonarola's Freunde müssen,
Geneckt von Scherz und scharfem Spott,
Der Feinde Rachelust versüßen
Und mitarbeiten am Schaffot.

Der Bischof von Vasona schreitet
Jetzt auf das erste Tribunal,
Von seinen Mönchen hinbegleitet,
Zu thun, was ihm der Papst befahl.

Der Bischof soll, bevor die Beiden
Empfängt das weltliche Gericht,
Der Kleruswürde sie entkleiden;
Mit feierlichem Zorn er spricht:

„Im Namen Gott des Vaters, Sohnes
Und heil'gen Geistes, und in Kraft
Des römischen Apostelthrones,
Girolamo, wirst du bestraft:

Wirst du des geistlichen Gewandes,
Und aller Weihen, jeder Macht
Und jeder Gunst des Priesterstandes,
Dem du nur Schand' und Schimpf gebracht:

Entsetzt, beraubt und ausgezogen,
Dich stoßt die Kirch' aus ihrem Kreis,
Die du gelästert und betrogen;
Hier giebt sie dich den Henkern preis!" —

Jetzt nimmt, in umgekehrter Reihe,
Die Kirche, was sie gab, zurück,
Von Grad zu Grad Gewand und Weihe
Wird ihm entzogen, Stück für Stück.

Da ruft ein Mönch: „heu! heu! propheta!"
Reißt aus der Hand ihm das Brevier,
Reißt ihm vom Leibe die Planeta,
Dann Stola, Alba, Skapulier.

Gelassen trägt der Gottesstreiter
Der Schande förmlichen Verlauf;
Es blickt sein Auge himmlisch heiter
Nach seinem Gott zum Himmel auf.

Zuletzt, was er zuerst empfangen,
Wird ihm entzogen sein Habit,
Und seine leidensblassen Wangen
Verschämte Röte überzieht.

Der Bischof ruft: „Bist ausgeschieden;
Die Kirche Christi stoßt dich fort!
Die Kirche, streitend noch hienieden!
Die Kirche, triumphierend dort!"

Er spricht: „„Die Kirche muß ich meiden,
Die diesseits noch im Streite bebt;
Von jener kannst du mich nicht scheiden,
Die triumphierend ewig lebt!""

Und wie Girolamo getragen
Getrost der Schande bittern Schmerz,
So trägt ihn schweigend, ohne Zagen,
Domenico, das treue Herz.

Auch er steht da im Unterkleide,
Entweiht, beraubt, verhöhnt zumal;
Und jetzo werden eilig beide
Geführt an's zweite Tribunal.

Des Papstes Commissarien künden
Den beiden Brüdern hier zusamt,
Daß wegen ihrer schwarzen Sünden
Der Papst als Ketzer sie verdammt.

Doch mildernd wird hinzugesprochen,
Daß sie des Papstes Heiligkeit
Nicht läßt im Fegefeuer kochen,
Daß sie der Tod von Schuld befreit:

„Der Papst, versöhnend beide Welten,
Läßt gnädig euch den Feuerbrand
Vorweg als Fegefeuer gelten,
Giebt euch der Unschuld frühern Stand!'

Die Ceremonie nimmt ihr Endnis
Am dritten Stand; hier hören sie,
Gefällt, so heißt's, auf ihr Geständnis,
Den Todesspruch der Signorie.

Domenico nimmt mit Ergebung
Nun auch dahin sein Todeslos,
Er findet Stärkung und Erhebung
Im Angesicht Girolamo's.

Dies Antlitz auf dem Sterbensgange
Ist nicht des Sünders Angesicht,
Der an dem steilen Todeshange
Voll Schwindelangst zusammenbricht;

Auch ist es nicht das eh'rne Trotzen
Fanatikers, voll Glut und Kraft,
Dem noch die Todesblicke strotzen
Von Flüchen wilder Leidenschaft.

Sein Antlitz ist ein hoher Friede,
Sein Schweigen seliges Gebet,
Ein Lauschen nach dem Heimatliede,
Das tröstend ihm herüberweht.

Nun ist sein Auge hell erglommen,
Und blühend sich die Wange malt:
Das ist der himmlische Willkommen,
Der auf den Dulder niederstrahlt.

Und als er zum Schaffote schreitet,
Und mancher seiner Freunde jetzt
Nach ihm die Arme weinend breitet,
Spricht er den Trauernden zuletzt:

„Verbrennt man mich, seid unerschrocken,
Wenn meine Asche treibt der Wind,
So denkt, daß dies nur Blütenflocken
Vom schönen Frühling Gottes sind!“ —

Wer drängt so heftig durch die Scharen?
Wer ist der alte, graue Mann?
Der von der hohen, wunderklaren
Gestalt den Blick nicht wenden kann?

Es ist der wilde Christenhasser,
Tubal des Ausgangs zitternd harrt.
Aus seinen Augen stürzt das Wasser,
Indem er auf den Helden starrt.

Und als an ihm der kühne Streiter
So todesfroh vorüberzieht,
Als ihm sein Auge mild und heiter
Ins gramverstörte Auge sieht:

Da fühlt der Jude sich bezwungen,
Ihm ist der Blick mit Zaubermacht
Ins haßverstockte Herz gedrungen,
Die Liebe ist in ihm erwacht.

Dem Judengreis, voll heißer Wunden,
Ward nun der kranke Geist erquickt,
Girolamo macht ihn gesunden,
Hat Christus ihm in's Herz geblickt.

Der Alte ruft: „Laß dich umfassen!
Ich glaube dir! mit dir ist Gott!
Man geht so selig und gelassen
Nur für Messias in den Tod!“

Er will ihm nach, doch hemmt die Menge
Unwillig den entflammten Greis;
Durchdringend schreit er im Gedränge:
„Girolamo! Heil dir und Preis!

O laßt mich los! o laßt mich laufen
Und ihm zu Füßen stürzen mich!
Er soll, bevor er stirbt, mich taufen!
Jesus Messias! lasset mich!

Wollt ihr das Wasser ihm verwehren,
Wehrt ihm zu sprechen sein Geschick,
So tauf' er mich in meinen Zähren,
Er segne mich mit seinem Blick!"

Girolamo hört' sein Begehren,
Er spricht zum Juden feierlich:
„Ich taufe dich in deinen Zähren,
Und segne mit dem Kreuze dich!" —

Nun steigen an's Schaffot die Streiter,
Domenico entschlossen stumm,
Girolamo spricht auf der Leiter
Noch laut das Glaubenssymbolum.

Und als sie an den Gipfel kamen,
Da spricht Girolamo den Schluß:
„Et in vitam aeternam. Amen!"
Und nickt dem Freund den letzten Gruß.

Nun stehn, umringt von Henkersknechten,
Die Brüder auf dem Brandgerüst,
Savonarola mit der Rechten
Das Volk noch einmal segnend grüßt.

Die Schergen sich geschäftig rühren
Und rüsten flink die Todesqual;
Die einen hier mit Ketten schnüren
Die Brüder je an einen Pfahl,

Ein andrer regt die Hände fleißig
Am Scheiterhaufen, streut geschwind
Schießpulver auf das dürre Reisig
Und prüft, von wannen streicht der Wind.

Die Knechte zünden auf ein Zeichen
Die Scheiterhaufen mit dem Spahn,
Die Winde durch's Gerüste streichen
Und eifern frisch das Feuer an.

Niemand wird mehr auf Erden schauen,
Girolamo, dein Angesicht!
Die Liebe und das Gottvertrauen
In deinem klaren Augenlicht;

Den Schmerzenszug an deinem Munde,
Den auch dein Lächeln nie vertrieb,
Den deine heil'ge Lebenswunde
Um die beredten Lippen schrieb;

Die Heldenstirn, Freiheit begehrend,
Die Furche drauf, den tiefen Pfad,
Den, rastlos immer wiederkehrend,
Dein mächtiger Gedanke trat!

Die himmlische Gedankeneinheit,
Die strahlend aus dem Schmerze schien,
Die blumenhafte Sittenreinheit
Auf deinem Antlitz — ist dahin!

Das gottestrunkene Entzücken,
Das dieses Antlitz oft verklärt;
Die Sehnsucht, alle zu beglücken,
Die seine Blüte still verheert:

Das ist verloren und vergangen,
Das alles wird gebrannt zu Staub!
Die Flammen züngeln auf wie Schlangen,
Verzehrend hastig ihren Raub.

Doch plötzlich hat, die Flammen trennend,
Der Wind den Rauch zurückgerollt,
Die rechte Hand erhebt sich brennend,
Ob sie das Volk noch segnen wollt'. —

O Menschen, Menschen, arge Thoren!
Weh euch! was habt ihr hier gethan!
Wer giebt zurück, was ihr verloren,
Was ihr zerstört in eurem Wahn?!

Ihr habt den freundlichen Genossen,
Der eures Jammers sich erbarmt,
Das treuste Herz habt ihr verstoßen,
Und wisset nicht, wie ihr verarmt!

Was hilft es, daß die Sonne scheinet,
Und daß die Erde lustig blüht;
Der es so gut mit euch gemeinet,
Wenn er zu Asche hier verglüht?

Ja! wenn ein Herz der Frühling hätte,
Er finge laut zu klagen an
Vor seinem heißen Todesbette,
Den er euch nicht ersetzen kann.

Nun mögen euch die Wälder rauschen,
Die Frucht ist süß, und kühl ihr Dach,
Dem Sang der Vögel mögt ihr lauschen,
Mögt laben euch am frischen Bach;

Den grünsten Wald habt ihr zerrüttet,
Der Schatten euch und Frucht gereicht;
Den reinsten Quell habt ihr verschüttet;
Den hellsten Vogel fortgescheucht! —

Allmählich löschen jetzt die Flammen;
Verglommen ist der letzte Brand,
Der Scherge fegt den Rest zusammen
Und eilt damit zum Arnostrand.

Was nicht der Wind, den Feuerstellen
Entführt, der Erde wiedergab,
Die Asche streu'n sie in die Wellen,
Mißgönnend ihr ein stilles Grab. —

Doch kann der Feuertod nicht bannen
Das Wort Girolamo's, es fliegt
Aus Flamm' und Rauch gestärkt von dannen,
Tönt mächtig fort und fort — und siegt.

Vergebens hat er nicht gestritten
Den harten, ruhelosen Streit,
Und nicht umsonst hat er gelitten,
Und sich dem Martyrtod geweiht.

Nicht also treulos wird erfunden
Die Menschheit je, so kümmerlich,
Daß allen Herzen unempfunden
Ein Gotteshauch vorüberstrich.

Die Wahrheit siegt, die Feinde wanken,
Herein der Frühling Gottes bricht,
Der Kirche weht, der müden, kranken,
Genesungsluft in's Angesicht.

Die Schneelawinen alter Lügen,
In langer, banger Winterzeit
Von all den trüben Wolkenzügen
Auf unsre Alp herabgeschneit,

Sie trifft des Frühlings Macht und Leben
Sie trifft der Sonnenblick des Herrn,
Daß sie nur leicht und lose schweben
Um des Gebirges festen Kern;

Und es bedarf nur einer Stimme,
Die, rings die Luft erschütternd, ruft,
So stürzen sich mit lautem Grimme
Die Frostlawinen in die Gruft. —

Der alte Tubal folgt den Leuten
Zum Strande, traurig, ohne Wort,
Als sie die Asche niederstreuten,
Er zieht am Fluß hinunter fort.

Er folgt dem Strom, dem sonnenhellen,
Gedankenvoll, und weint, und lauscht
Dem langen Leichenzug der Wellen,
Der mit dem Staub von hinnen rauscht.

So zieht er fort am Arnofluſſe
Vom Morgen bis zum Abendlicht,
Bis seinem alten, lahmen Fuße
Zur Wanderung die Kraft gebricht.

Da steht einsam am Wiesenraine
Ein Kreuz; er wirft die Krücke hin
Und sinkt und läßt im Abendscheine
Den Strom an sich vorüberziehn.

Und starrend in die roten Fluten,
Gedenkt er wieder kummervoll
Der Kinder, sieht, wie sie verbluten;
Doch schweigt in seiner Brust der Groll.

Sein Herz empfing von ihm die Milde,
Zu dem er sich hinübersehnt;
Er blickt hinauf zum Christusbilde
Und stirbt, das Haupt an's Kreuz gelehnt.

Die Albigenser.

Freie Dichtungen.

Daß alles Schöne muß vergehen,
Und auch das Herrlichste verwehen,
Die Klage stets auf Erden klingt;
Doch Totes noch lebendig wähnen,
Verwirrt das Weltgeschick und bringt
Das tiefste Leid, die herbsten Thränen.

Nachtgesang.

I.

O gläub'ger Hohn! o bitterste Satire
Auf diese Welt voll Haß und Feindeswut,
Wenn der Chinese sich dem grimmsten Tiere
Vertraut und sich begiebt in seine Hut,
Wenn er für sich, die Seinen, Haus und Feld
Zum Schutzgeist den verstorbnen Tiger wählt.

Er schläft getrost, wenn still der Tigergeist
Als Hüter Haus und Feld bei Nacht umkreist:
Und wohl mag ihm sein Wahn zum Schutze taugen;
Denn wenn ein Feind sich schleicht in seine Nähen,
Der sieht im Glühwurm roll'n des Tigers Augen,
Der spürt im Nachtwind seinen Rachen wehen. —

O wäre solch ein Tiger mir Genosse,
Mit Geisterkrallen, unsichtbarem Rachen
Mir den Gedankenherd treu zu bewachen,
Den Einbruch wehrend meinem Feindestrosse!
Wenn mein einsames Herz Gedanken hämmert,
Daß ich die Welt und ihren Gram vergesse,
Wenn mir an seiner hellen Feueresse
Die Morgenglut des heil'gen Sabbaths dämmert,
Ha! Tiger! dann bewache meine Schranken,
Und kommen Störer, schlag in ihre Seelen

Als scharfe Schauer deine luft'gen Pranken,
Daß sie sich scheu verzagt von dannen stehlen! —

Wenn Erdenwünsche kommen, mich zu locken,
So spring' sie an, daß sie entfliehn erschrocken!
Und kommen klagende Erinnerungen,
Ermorde sie, bevor sie eingedrungen!
Auf eine aber stürze dich vor allen,
Zerreiße schnell mit deinen scharfen Krallen,
Verschling' auf immer du in deinem Rachen
Ein Frauenbild, das mich will weinen machen! —
Send' ich ein Lied auf die Tyrannenfratzen,
So hilf ihm, Tiger, nach mit deinen Tatzen!
Schlag ihnen breite Wunden ins Gewissen,
Und Höllenträume hauche auf ihr Kissen!
Und wenn sie, aufgeschreckt, die Augen reiben,
Die Kerze zünden, zitternd auf sich setzen,
Blas aus das Licht, daß sie im Finstern bleiben,
Mach' vor der Thür Geräusch wie Dolchewetzen!
Und will der Feige dann mit seinem Schrecken
Verkriechen sich, entreiß ihm seine Decken
Und wickle ihn in alle Flüche fest,
Die er getretnen Herzen ausgepreßt!
Sein Eingeweide schlag mit Schmerzensbissen,
Die wie Vergiftung durch den Leib sich ringeln,
Daß er auffährt, nach seinem Arzt zu klingeln,
Du aber hast die Glockenschnur zerrissen.

O Tiger! den Tyrannen quäle! quäle!
Bis er sich bessert, schüttre seine Seele!

Millionen wunde Herzen seh' ich bluten,
So viele Thränenströme seh' ich fluten,
Von frecher Willkür weit die Welt zerrüttet,
Der Menschheit Freudenschlösser rings verschüttet.
Ich seh' gepeitscht von hochgestellten Zwergen
Gefangne Riesen, knirschend ihren Schergen.

O Welt! aus allen Wüsten möcht' ich holen
Die Tigergeister dir zu Apostolen! — —
Wohin ließ ich von meinem Haß mich führen!
Ich wünschte mir den Tiger zum Genossen,
Schon ist in meinem Geist sein Hauch zu spüren,
Und durch mein Herz sein wildes Blut ergossen!

II.

Also schweiften mir die Nachtgedanken,
Bis die Sinne mir in Schlummer sanken,
Und dem Geist des Hasses Dolch entfiel.
Da begann ein Traum sein ernstes Spiel.

Einsam wandernd, mit dem Abendstrahle,
Fand ich mich in einem fremden Thale.
Stumm, nach einem Laute bange schmachtend,
War die Wildnis, stumm der Himmel, nachtend.

In der Wildnis irrt' ich trüb alleine,
Und ich stieß auf einen Haufen Steine;
Aus den Steinen, stumm ein Los beklagend,
Ragt' ein Bambusrohr, ein Fähnlein tragend.

Schlaffes Fähnlein, nicht so stille zaudre!
Schwarz und weißes Fähnlein, flattre, plaudre;
Daß ein Wandrer, den die Seinen missen,
Hier von einem Tiger ward zerrissen;
Daß er vor den schnellen Todesstreichen
Kaum die Zeit gefunden zu erbleichen. —

Und ich sah das Felsenthal sich dehnen,
Still und weit, wie satten Tigers Gähnen.
O wie war die Erde mir so traurig!
O wie war mir die Natur so schaurig!
Furchtbar schweigend stand mir gegenüber
Die Natur, stets wilder, fremder, trüber.

Horch! da rief so liebevoll, so traut,
Wie noch nie mir klang ein Erdenlaut,
Tröstend rief mir eine Stimme leise:
„Guten Abend, Freund, und gute Reise!
Wolle nicht den wilden Geist beschwören,
Dem die Wüstentiere angehören!
Wähle nicht zu deiner Herzensbraut
Die Natur, wenn sie dir winkt vertraut.

Hold und reizend kommt sie dir entgegen,
Liebesgluten ihre Rosen scheinen,
Ihr Gesang, ihr sanfter Frühlingsregen
Scheinen sehnsuchtsvoll nach dir zu weinen.

Wenn du bist an ihre Brust gesunken,
Siehst du sie verwandelt, mit Entsetzen:
Ihre Nachtigallen werden Unken,
Ihrer Rosen Dornen dich verletzen,
Ihre Thränen sind zu Eis geronnen
Und verhageln alle deine Wonnen,
Todeshauche ihre Liebesreden,
Denn verloren ist auch ihr das Eden.
Nicht dem Tiger in den Rachen fluchen
Sollst du jene Unheilvollen, Bösen,
Denn es kann die Welt nur Gott erlösen,
Den ja brüllend selbst die Tiger suchen.
Wenn der Tiger schlau im Dickicht lauscht,
Vorspringt und ein Menschenbild zerreißt,
Blut trinkt, hat er sich in Gottes Geist,
Den er spüret, ahnungsvoll berauscht.
Flieh mit deinem Kummer nicht zu denen,
Die aus tiefrer Haft so wild sich sehnen.

Weltbefreien kann die Liebe nur,
Nicht der Haß, der Sklave der Natur,
Dem Dämonen in den finstern Stätten
Mit den Waffen schmieden seine Ketten.
Dort! sieh Golgatha! — Jehovahs Stunden,
Heil'gen Königstigers, sind verwunden.
— Also sprach der Unsichtbare leise —
Guten Abend, Freund, und gute Reise!"

Wieder stille war es in der Wüste,
Bis mich eine zweite Stimme grüßte,
Stark und voll und dringend klang die zweite:
„Hasse herzhaft! rüste dich zum Streite!
Liebe die Natur, die, treu und wahr,
Ringt nach Licht und Freiheit immerdar,
Wenn auch unter ihren heil'gen Füßen
Graun und Schmerz und Tod aufwirbeln müssen.

Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln,
Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
Auf dem Kreuze zu Jerusalem.
Jener Tod hat nicht verfangen wollen,
Gott soll wieder in Gewittern grollen,
Blitze müssen in die Dächer fahren,
Schlachtgetümmel muß ihn offenbaren.

Wie die Faust einst Brand und Eisenruten,
Muß der Geist sein Schwert, sein Feuer brauchen,
Bis die Herzen der Despoten bluten,
Und zerfallend ihre Burgen rauchen.

Menschheit will in Lüften feig versiechen,
Die entnervend durch die Herzen kriechen;
Soll sie heilen schleichend faule Sünden,
Muß die alte Wunde sich entzünden.

Elend giebt's, wovon die Welt zu reinen,
Mehr als Thränen, um es zu beweinen.
Schiebe nicht den Trost in's Nebelweite!
Hasse herzhaft! rüste dich zum Streite!
Eh die Kräfte dir im Tode schlaffen;
Guten Morgen, Freund, und gute Waffen!"

Sturmwind rauschte jetzt wie Freiheitspsalm,
Trug von hinnen mir den Bambushalm,
Blies den Steinehaufen fort wie Flaum,
Weckte mich zurück aus meinem Traum.
Und zu singen in der stillen Nacht
Hob ich an die Albigenserschlacht.

Frühling.

Es läßt der Frühling über seine Welt
Ein stilles Meer von Blütendüften wallen;
Ist's auch ein Lenzhauch, was sich dreingesellt,
Der Moderduft von jenen, die gefallen?

O Menschengeist, wie bist du zu beweinen!
Hättst du nicht so unselig und entschieden
Natur, dein Lieb, verlassen und gemieden,
So würde auch dein Lenz so hold erscheinen.
Wie würden deine Lieder wonnig rauschen,
Und Rosen aus geweihten Herzen sprießen;
Erwachen würde, wo sie sich erschließen,
Ein tiefes Atmen und ein selig Lauschen.
Nun aber ist dein Lenz ein tödlich Pochen,
Verheerend ist dein Eisgang aufgebrochen.

Dem Einzlen ist was er versäumt, verloren;
Der Menschheit auch, was einmal sie verscherzt;

Kein Augenblick wird zweimal ihr geboren,
So herb es auch die Weltgeschichte schmerzt.
O Geist, ist deinem Lenz die Luft genommen,
Sei du der Welt in Schrecken auch willkommen!

Pierre von Castelnau.

Ist der krystallne Becher ausgeschwenket,
Wer sieht's ihm an, ob er mit süßem Wein
Ein Herz entflammt zu süßen Raserei'n,
Und mit Vergessen einen Schmerz getränket?
Ob er mit Gift den Zecher kalt gemacht,
Und tieferes Vergessen ihm gebracht?

Die helle Silberwolke wird nicht sagen:
Die Blüten hat mein milder Tau besprengt,
Des Friedens Hütte hat mein Blitz versengt,
Mein Hagel hat im Wald den Lenz erschlagen:

So sieht am Rhonestrom der Wandrer nicht
Aus Peters klarem, heitern Angesicht,
Ob er den Segen in Toulouf' gesprochen,
Ob er mit Fluch die Herzen dort gebrochen.

Doch, ist es auch im Antlitz nicht zu schauen,
Der Wandrer kennt des Papstes strengen Boten,
Und als er ihm den Abendgruß geboten,
Eilt er vorbei mit ahnungsvollem Grauen.

Pierr' zieht fort, das Unglück weiter tragend,
Die Ketzer mit dem Banne zu ereilen,
Sein Aug' und Ohr ringsum nach Ketzern fragend,
Sein Hals ein Köcher, voll von Fluchespfeilen.
Er ist ein Mann von den Unwandelbaren,
Rastlos, verachtend Freuden und Beschwerden,
Rasch, ohne Mitleid, trotzig in Gefahren,
Recht wie sie das Verhängnis braucht auf Erden.

Er wandert rüstig fort am Rhonestrand.
Daß er mit seinem Fluch das Glück zertrümmert
Der Stadt Toulouf', den Frommen nicht bekümmert.
Er glaubt sich nur Werkzeug in Gottes Hand.
Kein Zweifel seinen Felsenglauben stört,
Ob Innocenz nicht selbst vielleicht bethört,

Der Kirche grimmes Haupt und strenger Rächer
Die Welt verheert, ein heiliger Verbrecher?

„Wohin? wohin? Pierr' von Castelnau!"
Ruft ihm ein Mann, des Weges hergeschritten,
Ein Troubadour, des Lieds und Schwertes froh,
Beim Grafen von Toulouse wohlgelitten.
„Pierr'! ich bin ein Ketzer!" ruft der Wandrer,
„Heraus mit Fluch und Bann! hei! donnre zu!
Doch sind wir nur selbander, ich und du,
Und deiner Sprüchlein achtet hier kein andrer.
Nur die Natur ist Zeuge deiner Schrecken;
Den Bäumen aber und den frischen Quellen
Wirst du das alte Gastrecht nicht vergällen,
Daß sie die Frucht, den Trunk vor mir verstecken.

O zaubre hier voraus mich in die Tage,
Die jenseits nach jahrhundertbreiter Kluft,
Wo Pfaffenworte eine eitle Sage,
Und niemand mehr erschüttern als die Luft.
Versuch's, mit deinem Sturm den Baum zu zwingen,
Daß seine Früchte meiner Hand entspringen
Und von den Zweigen in die Rhone tanzen!
Laß sich vor mir den Quell mit Eis verschanzen!
Versuch' es, ob, gehorchend deinem Zorne,
Das Moos mein Haupt zersticht mit scharfem Dorne?

Umsonst! hier steht der alte gute Brauch,
Mehr als dein Wort gilt jeder Windeshauch.
Pierr' von Castelnau, die Vöglein lachen,
Befiehlt dein Bann, daß sie dem Ketzer grollen,
Und wenn mit ihm zu Wald sie Herberg machen,
Daß sie nicht singen und nicht beten sollen!"

So spottend folgt dem Mönche nach der Sänger;
Die Sonne tief im Westen sich verneigt,
Und, unbewegt von seinem kecken Dränger,
Blickt ihn der Mönch verachtend an und schweigt.

Unwert der Antwort dünkt ihm all die Rede,
Hohl wie das murmelnde Gebraus der Rhone;
Der Spötter harrt, daß ihn der Mönch befehde,
Bis wieder er beginnt mit keckem Hohne:
„O Pfäfflein, hüte dich auf diesen Pfaden!
In dein Verderben jagte dich der Papst,

Mit dessen Bann- und Fluchgerät beladen,
Ein Saumtier du durch die Provence trabst.

Ich könnte wohl auf dich den Degen schwingen,
Und ein Stück Leid vielleicht der Welt ersparen,
Vielleicht jedoch ihr größres Unheil bringen,
Auch scheut mein Schwert vor deinen grauen Haaren.

Ich warne dich, kehr' um, kehr' um zur Stelle
Und flieh zurück in deine Klosterzelle,
Statt in der Herberg dort zu übernachten,
Wo sie dir möchten nach dem Leben trachten!"

Da spricht der Mönch gelassen ihm entgegen:
„Nie kehr' ich um auf gottgebotnen Wegen.

Und fall' ich heute noch in Mörderhände,
Der Tod für Gott ist mein ersehntes Ende.

Du aber kehre um auf deinen Pfaden,
Und fleh zu Gott, daß er dich mag begnaden.

Du warnst den Leib, ich warne deine Seele,
Horch auf, daß ich ein Märlein dir erzähle.

Nicht poche drauf, daß die Natur nicht höre,
Wenn ich den Kirchenbann auf's Haupt dir schwöre.

Auf die Natur darf Sünde nicht vertrauen;
Mein Märlein läßt dich in die Zukunft schauen:

Ein Jäger kam vom Wald herausgeschritten,
Da hält ihn ein Zigeuner an mit Bitten:

„Geh, lieber Jäger, schieß uns ein paar Raben,
Weil heute wir noch nichts gegessen haben.

Am Straßenkreuze drüben, in der Gruben,
Da liegt mein Weib und hungert mit den Buben."

Dort läßt der Jägersmann drei Pfeile fliegen
Und unterm Eichenbaum drei Raben liegen.

Und der Zigeuner ist zum Baum gesprungen
Und holt das Wild für's Weib und für die Jungen.

Er wünscht im Lauf dem Waidmann Glück und Segen,
Und pflückt die schwarzen Vögel unterwegen.

Um's Feuer jubeln jetzt die braunen Knaben,
Am Eisendrahte braten die drei Raben.

Der sammelt dürre Reiser für die Flamme,
Der bricht ein Stück vom morschen Kreuzesstamme.

Der Alte sieht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter schlägt den Schurz, das Feuer fachend.

„Es dämmert schon, mein Junge, heize! heize!
Sieht niemand dich, brich noch ein Stück vom Kreuze."

Der Alte spricht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter schlägt den Schurz, das Feuer fachend.

Der Knabe bricht vom Kreuze wo es modert
Und wirft das Holz in's Feuer, daß es lodert.

„Brich noch ein Stück, denn köstlich muß geraten
Am Galgenholz der Galgenvogelbraten."

Der Alte spricht's und dreht die Raben lachend,
Die Mutter schlägt den Schurz, das Feuer fachend.

Der Rauch steigt auf am Heiland, wie zum Hohne
Und wirbelt ihm um seine Dornenkrone.

Der Schein des Feuers zittert, wie erschrocken,
Um's bleiche Antlitz, um die blut'gen Locken.

Die Raben sind gebraten und verschlungen,
Jetzt wird das Kreuz vom Grunde losgerungen.

Jetzt hat die Nacht geworfen schwarze Schleier,
Der Alte wirft das Crucifix in's Feuer.

Die Jungen schüren mit geschäft'ger Hand,
Der Alte spricht hohnlachend in den Brand:

„Die Juden haben dich an's Kreuz geschlagen,
Und die Zigeuner dich in's Feuer tragen.

Wir haben nichts von allen deinen Wunden,
Als daß dein Bild uns wärmet ein paar Stunden.

Nur unser Landsmann lindert unsre Not,
Der älteste Zigeuner nur: der Tod,

Der heimatlos umzieht durch alle Lande,
Und spielt sein traurig Lied mit seiner Bande."

Jetzt lauscht der Alt' und fragt: „hört ihr nicht ächzen
Den Sturm im Wald? — hört ihr nicht Raben krächzen?"

Ja! Raben, Raben sind's, die also lärmen,
Sie brausen krächzend rings heran in Schwärmen;

Es rauscht wie Sturm von ihren Flügelstreichen,
Sie hacken die Zigeuner schnell zu Leichen.

Und als vorbei die Leut' am Morgen kommen,
So finden sie das Kreuz hinweggenommen.

Die Asche hat der Wind davongetragen,
Vom Sündertrupp weiß ihr Gebein zu sagen.

Doch in den Lüften seht ihr Raben schweifen
Zu Tausenden in zwei gekreuzten Streifen.

Das Kreuz, das frevle Menschenhand vernichtet,
Hat die Natur schwarz in der Luft errichtet.

Daß Christus hat, und auch für sie gelitten,
Hat sie sich eingedenk in's Herz geschnitten.

Hast du den Witz, mein Märlein zu verstehen?
Wie den Zigeunern wird es euch ergehen.

Die Rabendrei, womit sich nährten jene,
Ist euch die Lehre Almerichs von Bene,

Was euch der Meister heillos und verkehrt
Für göttliche Dreifaltigkeit gelehrt.

Ihr wollt mit frecher Lust das Kreuz gefährden,
Das Kreuz wird gegen euch gepredigt werden.

Da werden auf das Wehgeschrei der Frommen
Zu Tausenden die wilden Raben kommen,

Ein brausendes Gesindel wird sich scharen
Und mordend wird es auf euch niederfahren.

Raubgier und Rache, Lust zu Abenteuern
Wird gegen euch ein grimmes Heer befeuern.

Der Glaube, daß hier jede Schuld sich sühne,
Bevölkert rasch des Mordens weite Bühne.

Dann wird zerfallen manches Menschenreich,
Dann wird dies Land von Blut und Thränen weich;

Dann wird dies Land von Gottes Strafgewittern
Ns wie ein rotes Blatt im Herbste zittern.

Du eile, deinen Frevelwahn zu büßen,
Wirf weinend dich dem nächsten Kreuz zu Füßen,

Und bete, leide, ringe deine Hände,
Daß Christus seinen Trost in's Herz dir sende.

Dann wird der Fluch von deinem Haupt gewandt,
Durch den du bist verworfen und gebannt!" —

Der Troubadour antwortet dem Legaten:
„Dein Märlein, Freund, ist schier zu lang geraten;
Wohl ist was Schauerliches drin zu spüren,
So weit es mein zerstreuter Sinn verstanden;
Doch wird's mich nicht auf andre Wege führen,
Und nicht verstricken mich in euren Banden.

Die Sonn' ist ab, es dunkelt schon die Nacht,
Und noch ein volles Stündlein bring' ich zu,
Bis meinem Lied die frohe Runde lacht
Beim süßen Becher Weines von Limoux,
Bis mich noch süßre Frauenblicke laben,
Und ich vergesse dich und deine Raben;
Indes vielleicht das Leben dir entfloh.
Fahr' wohl! fahr wohl! Pierr' von Castelnau!" —

Wie jetzt der Sänger sich gewendet schnell,
Ertönt die kleine Harfe lieblich hell,
Die hangend er an seiner Schulter trägt
Und heimlich fühlt der Mönch sein Herz bewegt.
War's noch ein Hauch der süßen Lebenslust,
Den dieser Klang geweckt in seiner Brust?
War's dunkle Wehmut? — selber weiß er's nicht,
Der rauh sein Herz gemahnt an strenge Pflicht.
Schon ist, erschrocken, wieder todesstill,
Was sich im Herzen irdisch regen will.
Er blickt seitab und spricht kein Scheidewort,
Und finster zieht er seines Weges fort.

Er überdenkt getreu in seiner Seele
Des Papstes Vollmacht, Lehren und Befehle,
Zu lösen überall im ganzen Lande
In Papstes Namen die Vasallenbande,
Die an den Grafen von Toulouse heften,
Und alle Lehenseide zu entkräften.
Wer Harnisch trägt, und wer den Bürgerrock,
Burgherrn und Grafen, Ritter und Barone,
Herab bis auf den letzten Mann der Frone,
Und wer noch sonst im Lande Languedok
Dem Grafen von Toulouse zahlt und ficht —:
Sind los des Eides, ledig ihrer Pflicht.

Des Papstes jede Miene, jedes Wort
Hat Petrus in's Gedächtnis sich gebohrt.
Als Innocenz geboten ihm zu scheiden,
Sprach er: „Sei fest bei Raimunds Angst und Leiden,
Sei unerschütterlich bei seinem Weh.
Brand wird mit Glut geheilt, der Frost mit Schnee,
So trinke denn Raimund, der Eidebrecher,
Zu seinem Heil des Treubruchs bittern Becher.
Er hat der Kirche Treue zugeschworen,
Und ist das Haupt der Sünder und der Thoren;
Er soll, wie er der Kirche abgefallen,
Verlassen sein von Freunden und Vasallen."

Und eisern stand der Mönch und sah erbleichen,
Dem bleichsten Toten gleich, den stolzen Grafen,
Als ihn der Kirche Donnerworte trafen
Und er gezittert unter ihren Streichen.

Schon sieht Raimund mit kummervollem Blicke,
Wie zagend rings ihn Freunde selbst verlassen,
Preisgebend ihn furchtbarem Kampfgeschicke,
Das ihn umzieht in schwarzen Wettermassen.
Schon sieht er fliehend flattern ihre Fahnen
Vor Kirchenbanns gewaltigen Orkanen;
Sie fliehn, gleich sturmverschlagnen Schmetterlingen,
Dahin, kein Ruf kann sie zurück mehr bringen.

Bei Mondschein ist der päpstliche Legat
Der Herberg an der Rhonefurt genaht.
Er pocht um Einlaß an das stille Haus,
Und öffnend tritt der scheue Wirt heraus.

Der sieht, beleuchtet von des Mondes Strahlen,
Den rauhen Mönch, barfüßig in Sandalen,
Und im Habit des Ordens von Cisterz;
Da wird dem Mann beklommen um das Herz.
Er hat den Gast, so herb und unwillkommen,
Aus Furcht nur vor der Kirche aufgenommen.

Der Wirt, ein Ketzer, grüßt ehrfürchtig zagend,
Und führt den Gast in seine beste Stube,
Nur nötige und kurze Rede wagend,
Wo ihn ein Wort kann stürzen in die Grube.
Er eilt, dem Mönch die Mahlzeit aufzutischen,
Und wünscht ihm „gute Nacht" in schweren Sorgen,
Entschuldigend, er habe Gäste morgen,
Und müsse nachts noch in der Rhone fischen.

Der Fischer warf die Netze in die Flut;
Doch wenig denkt er an beglückten Fang,
Der Zukunft nur gedenkt er schwer und bang,
Die ob dem Lande schwebt in schwüler Brut.
Er starrt hinaus, vergessend seiner Netze,
Und bei der Büsche sausendem Geschwätze,
Und bei der Wellen dumpfem Murmelschlage
Wird noch unruhiger des Herzens Frage;
Denn ein bekümmert Herz wird es noch mehr,
Wenn viele Stimmen plaudern rings umher,
Doch teilnahmlos und nur von andern Dingen,
Als die das Herz um seine Ruhe bringen.

Nun aber hört er hinter sich im Hause
Den alten Mönch mit lauter Stimme beten,
Und was dem Ohr die Winde nicht verwehten,
Erfüllt das Herz mit ahnungsvollem Grause.
Und jetzt der Mönch am offnen Fenster singt,
In Liedern kühlt er seiner Seele Brand,
Der Bußgesang in düstern Weisen klingt
Hinaus in's mondbeglänzte schöne Land.
Provence! hörst du deine Nachtigall? —
Bald wird dich solch Gevögel überschwärmen,
Bald werden sie zu Tausenden hier lärmen,
Und viele Thränen locken wird ihr Schall;
Dann werden auch die Rosen aus nicht bleiben,
Sie werden überall hier blutig treiben.

Ein karges Mahl, ein feuriges Gebet,
Und kurzen Schlummer hielt der Kirche Streiter;
Und als der Hahn die Morgenstunde kräht,
Erhebt der Mönch sich rasch und wandert weiter.

Der Regen strömt vom Himmel, rings umzogen,
Und wandernd spricht der Priester seine Messe;
Die Rhone rauscht in hochgeschwellten Wogen,
Die Schwalbe fliegt und zwitschert durch die Nässe.

Pierr' das Pferdgetrappel nicht beachtet,
Das hinter ihm erschallt und näher trachtet.
Da ruft ein Mann „Toulouf'!" und in die Seite
Stößt er dem Mönch den Speer und sucht das Weite.
Hinstürzt Pierr' und stirbt; sein heißes Blut
Strömt fort, gewässert von der Regenflut;
Doch wird dies Blutmal in ein Herz sich prägen,
Wo es verwaschen kann kein Regen.

Fulco.

„Wie kam es, daß der frohe Troubadour
Fulco sich hat gesellt dem Priesterorden,
Der Kirche Spür- und Hetzhund ist geworden,
Nachwitternd ohne Rast der Ketzerspur?
Ein Zauber mußte schlagen seinen Mund,
Die Nachtigall verwandeln in den Hund.

Im tiefsten Forste jagt die Pfaffenmeute,
Und Fulco's Lauf und hitziges Gebell
Verrät den grimmen Jägern ihre Beute,
Und ihre Todespfeile folgen schnell.

Mir thut es um den wackern Sänger leid,
Dem edle Frau'n, wenn seine Lieder rauschten,
Wie keinem sonst in der Provence lauschten;
Gieb mir, wie er verwandelt ward, Bescheid."

So stellt Roger von Beziers die Frage
Dem Freund, und dieser spricht im Ton der Klage:
Auch mir ist leid. Noch klingt mir's in den Ohren,
Und Fulco's Lied ist das Geringste nicht,
Was uns in diesem Sturme geht verloren;
Es ist verweht, wie manches Freudenlicht.

Denkst du des Abends noch in Carcassonne?
Als Fulco sang in kühler Linden Kreise,
Als edle Damen seine süße Weise
Gerührt zu stillem Schmerze, lauter Wonne?
Bei seinem sehnsuchtsvollen Minneliede
Entfloh aus mancher schönen Brust der Friede,
Der solchen Klang nicht kann ertragen,
Und wich der Sehnsucht schlummerlosen Klagen.

Er sang ein Lied voll tiefem Liebesgrame,
Er pries die Rosenwangen seiner Dame
Und jeden Reiz, der ihn entzückend quäle,
Der Augen Glut, in welcher seine Seele
Sich bang verzehrt und hoffnungslos versiegt,
Dem Bächlein gleich, wenn es vom Schattenthale
Hinaus sich wagt zum heißen Sonnenstrahle
Und in der Luft als irrer Dunst versliegt.
Doch Bächlein muß den Strahl der Sonne loben,
Weil sterbend es zum Himmel wird gehoben.

So sang er dort im Hauch der Lindenbäume,
Und auf die Wangenrosen holder Frauen
Sah man die Thränen leise niedertauen
Vom dunkeln Himmel ihrer Liebesträume.
Und wer im Herzen fühlte Liebeswunden,
War süß erleichtert, wenn auch nicht genesen;
Denn auch sein Leiden hatte Wort gefunden
In Fulco's wonnereichen Sirventesen.
Beglückt die Frau, der solche Feier gilt!
Der Sänger, dem sie von den Lippen quillt!
Ein schöner Abend war's an jenen Linden,
Wie wir vielleicht ihn niemals wiederfinden.

Nun aber will ich dir von Fulco sagen,
Wie's kam, daß er sein Saitenspiel zerschlagen,
Das Haupt sich schor, die Kutte nahm, und wild
Die Hölle malt, mit gleicher Leidenschaft,
Wie er gepriesen einst ein Frauenbild
Und jedes Herz in Sehnsucht hingerafft.
Nun schwelgt er in geschreckter Herzen Qualen,
In Bannesblitzen, so die Welt verheeren,
Wie einst in schöner Augen milden Strahlen
Und in des Beifalls schmeichlerischen Zähren.
Das eben war's, ein schöner Frauenblick,
Und seiner Liebe trauriges Geschick.

Warum ein Sänger zarte Frauen
Mit schönem Lied so mächtig rührt,
Daß er sie von der Freude grünen Auen
Zur Schwermut, die dem Tode hold, entführt? —
Hört ihre Seele, wenn sie lauschen,
Im schönen Liede schon auf Erden
Die himmlischen Gewande rauschen,
Die sie, verklärt, umkleiden werden?
Spürt in des Liedes trunknen Reden
Ihr Herz die Hauche süß erschrocken,
Die schmeichelnd einst gespielt im Eden
Mit ihrer Ahnfrau goldnen Locken?
So daß ihr Herz hienieden bangt,
Und sich die Seele fortverlangt?
O Frauenherz! o zarte Seele!
Wer mag ergründen, was dich quäle? —

Hat sie dein Auge nie geschaut
Die schöne Gräfin Adelheid,
Dem Grafen Barral angetraut,
So sei es deinem Auge leid.

Wohl hast du ihrem Ruhm gelauscht,
Der weit durch die Provence wehte,
Als wie von einem Rosenbeete
Die Lüfte taumeln süß berauscht.
Doch Namen können dir's nicht sagen,
Wie sie gestrahlt im Tugendglanz,
Und in der Schönheit vollem Kranz;
Das kühnste Wort muß bleich verzagen,
Wie dir der Duft kann schildern nicht
Der Rose holdes Blütenlicht.

Verwirrend war es, sie zu schauen,
Die schönste, sittigste der Frauen,
Ein Blick, dem Herzen selig bitter,
In's Paradies durch Eisengitter.

Auch Fulco sah sie und sie ihn,
Und ihre Ruhe war dahin.
Ein Augenblick, so schnell er flieht,
Ist g'nug, daß sich zwei Herzen nie vergessen;
Ein Blitz genug, die Zukunft zu ermessen,
Von Gram und Leid ein weites Nachtgebiet.

Die Gräfin von Marseille war
Von Fulco's Liedern tief bewegt;
Doch was ihr Herz für Leid gehegt,
Gab nie ein Wort ihm offenbar;
In ihrem Blick nur konnt' er lesen,
Wenn ihr ertönte sein Gesang,
Daß sie mit einer Liebe rang,
Von der noch nie ein Herz genesen.

Und Fulco rang mit heißen Schmerzen,
Zugleich mit Wonnen, schwer zu tragen;
Weh dir, wenn sich in deinem Herzen
Der Himmel und die Hölle schlagen!
Er hat in ihrem Blick erkannt,
Daß ihm ihr Herz sich zugewandt,
Doch auch, daß jede Hoffnung schwinde,
Und nie sein Herz Erhörung finde.

Da wurden seine Lieder dringend,
Der Dame bittern Vorwurf bringend.
In schmerzlich grollenden Canzonen
Bewahrt' er stets doch zartes Schonen,
Denn nie erklang darin der Name
Der wunderholden spröden Dame.
Sie hieß in seinem Lied „Magnet",
Auch „Allezeit" in seinen Grüßen;
Weil ihn hinzog zu ihren Füßen
Die Macht der Liebe früh und spät.

Einst sang er kühn: „Zerbrich das Joch
Der strengen Pflicht! mich dünkt ja doch,
Daß du nach mir geheim dich kränkest
Und mein in süßer Huld gedenkest.
O könnt' ich mich durch Zauberei'n
Verwandeln in mein glücklich Bild,
Das oft vielleicht bei dir darf sein,
Und still bei Nacht dir Küsse stiehlt!"
So klang das Lied des Allzukecken,
Vom Schlaf das Unheil aufzuwecken.

Ein Wandrer saß bei goldner Abendröte
Im stillen Wald und blies die Flöte.
Da hört' er's leis' im Dickicht rauschen,
Und inne hielt sein Hauch erschrocken,
Denn auf der Flöte helles Locken
Kroch eine Schlange vor, zu lauschen.

So kam aus ihrer finstern Schlucht,
Gelockt von Fulco's Minnesange,
Plötzlich hervor die gift'ge Schlange,
Des Grafen Barral Eifersucht.
Sie flocht in wechselvoller Windung
Und immer neuer Qualerfindung
Sich um den Gatten fest und stach
Ihn mit dem Gift vermeinter Schmach.
Die Hölle klang in Fulco's Lied
Dem Grafen Barral, und nicht länger
Am Hof geduldet blieb der Sänger,
Und der Verwiesne trauernd schied.

Als Fulco stumm verließ das Zimmer,
Da rief ihm Barral nach: „Auf immer!"
Die schöne Gräfin blickte schweigend
Ihm nach, das Haupt in Trauer neigend,
Und ihr entfallen heiße Zähren,
Die sich ihr Recht nicht lassen wehren.
Barral gewahrt der Thränen Lauf
Und tritt mit einem Fluche drauf;
Am Estrich rauh verwischt sein Fuß
Der Liebe letzten stummen Gruß.

Fulco zieht stumm; er hat kein Recht,
Barral zu fordern in's Gefecht;
Ihn bat der Dame Scheideblick,
Zu tragen still sein Mißgeschick.

Er trug es still; — doch oft bei Nacht,
Wenn Mond und Stern am Himmel lacht,
Wenn süßen Duft die Blumen senden,
Als ob sie Liebe auch empfänden,
Wenn im Gebüsch der Vogel ruft
Den Sehnsuchtslaut in weiche Luft —
Da steht der Troubadour gebannt
Und blickt zum Schlosse unverwandt,
Wo Adelheidens Lichter brennen,
Und Qualen fühlt er, nicht zu nennen.

Da reißt ihn fort die Eifersucht
Von Bild zu Bild in heißer Flucht;
Sie lüftet ihm des Schlosses Mauern,
In's Innre ist sein Blick gedrungen,
Er sieht, wie Barral sie umschlungen:

Da faßt sein Herz ein wildes Trauern,
Abscheu und grimmiges Beneiden.
Und mit den Augen möcht' er schütteln
Das Schloß und es zusammenrütteln,
Begraben in den Schutt die Beiden.

Und wieder stimmt zu sanften Klagen
Erinnrung aus beglückten Tagen
Den Sänger; seine Blicke legen
Sich mit der Liebe heißem Segen
Wehmütig an des Schlosses Zinnen,
Bis ihn der Morgen weckt aus tiefem Sinnen.

Die Zeiten schlichen seinem Grame
Freudlos vorbei; die teure Dame
Sah er nicht mehr seit jenem Tag,
Als bis sie auf der Bahre lag. —

Verworrnes Klaggeläute schallt,
Die Menge wandelt ernst und still
Zum Schloß, wo sie noch schauen will
Der Erde lieblichste Gestalt,
Bevor ihr letzter, bleicher Schimmer
Verschwunden ist auf immer.
Nur manche fragen trauernd sich,
Warum sie denn so früh verblich?

Der eine meint: „Sie war zu gut
Für diese Welt, drum hat sie Gott entrückt
Und hat mit ihr sein Haus geschmückt;
Nun ist ihr wohl in seiner Hut."
Ein andrer meint: „Der Liebe Schmerz,
Den sie verbarg, brach ihr das Herz,
Es ist die schöne Frau des Grafen
Bei Fulco's Minneliedern eingeschlafen."

Der dies gesprochen, ahnte nicht,
Wie scharfes Wort ihm da entfuhr,
Denn seinen Schritten folgte dicht
Und unerkannt der Troubadour;
Der trug die Brust so schwer, so voll
Von ungeheurem Schmerz und Groll.

Der weite Saal ist schwarz verhangen,
Am Sarkophag die Wappen prangen.

Solch Prunken taugt, den Tod zu ehren,
Sein hohes Ansehn noch zu mehren,
Weil für das Aug' so höhnisch bitter
An einer Bahre Erdenflitter.

Viel Kerzen um die Leiche brennen
Und lassen jeden Zug erkennen
Von hoher Schönheit, stillem Harme.
Und ernste Mönche murmelnd beten,
Daß Gott der Toten sich erbarme,
Als plötzlich Fulco eingetreten;
Fulco, der sie noch schauen will,
So bleich wie sie, nur nicht so still.

Er sieht sie tot! — da bricht entzwei
Sein Herz mit einem wilden Schrei;
So schmerzlich seine Stimme gellt,
Daß banger Schreck die Mönche bleicht,
Der Rosenkranz der Hand entweicht
Und rasselnd auf den Boden fällt.

Wenn jene Stimm' auf Ceylon ruft,
Tiefklagend plötzlich durch die Luft,
Wenn dort der Geistereremit
Aufschreit, den nie ein Wandrer sieht,
Doch keiner ohne Weinen hört,
So ist's ein Ruf, dem Schrei verwandt,
Der hier die Mönche aufgestört
Und sie zu Thränen übermannt;
Und jeder wünscht im Herzensgrund:
O Tote! könnt' ich dich beseelen
Und dem Unglücklichen vermählen!
Wie gerne wollt' ich segnen euren Bund!

Und Fulco starrt sie an — und weint.
Der Rosenschein auf ihren Wangen
Ist hingeloschen und vergangen;
Doch um die bleichen Lippen scheint
Für ihn ein süßes Wort zu schweben,
Ein Wort, das sie nicht sprach im Leben;
Die Augen, die allein gesprochen
Von seinem Himmel, sind gebrochen.

Das Leben schwand, die Schönheit nicht
Von diesem stillen Angesicht,

Als ob vor ihr der Tod sich scheue,
Als müßte der, vor so viel Reiz erschrocken,
In seiner grausen Eile stocken,
Zu spät erfaßt von bitt'rer Reue.

Vor Fulco's Leid den Mönchen graut,
Wie seine Augen auf der Leiche brennen,
In wilder Angst die Zähren rennen;
Der Schrei war seiner Liebe letzter Laut.
Geschieht's, damit der Tod noch herber quäle
Wenn scheidend eine schöne Seele
So festen Schatten wirft auf Erden,
Daß ihre Züge und Geberden
Noch sichtbar sind, wenn sie entschwunden?
Damit noch heißer bluten unsre Wunden?

Wenn unglückliche Liebe, ganz umnachtet,
Am letzten Ziele, angesichts
Der Leiche steht, sie stumm betrachtet,
Das schöne, starre, kalte Nichts,
Das graufe Nichts, das, taub und still,
Noch immer das Verlorne scheinen will:
Wer kann den dunkeln Weg wohl wissen,
Wer kann erraten wohl den Ort,
Wohin, von ihrer Leiche fort,
Die Liebe wird von ihrem Schmerz gerissen?

Und Fulco tritt zur Toten dicht
Mit heft'gem Schritt; die Mönche bangen,
Daß er sie küssend werd' umfangen,
Doch nein, o nein, er küßt sie nicht.
Was lebend sie so streng versagt,
Fulco noch minder jetzo wagt,
Wo duldsam sie es ihm vergönnte,
Und nicht mehr hold erröten könnte.

Aus ihren Händen löst er sacht
Das Crucifix, das küßt er wild,
Und preßt an's Herz das Christusbild,
Und atmet tief, wie traumerwacht.
Doch scheinbar nur ist sein Besinnen,
Ein andrer Traum zieht ihn von hinnen.

Sein Glück ist hin, damit ist's aus;
Doch eh' des Schmerzes wilder Graus

Ihn wirbelnd ganz hinabgedreht,
Hat ihn der Sturm noch angeweht,
Der jetzt die Völker treibt auf Erden:
Er will ein Streiter Christi werden.
Er schwingt empor das Crucifix,
Entschlossnen Muts, entflammten Blicks,
Und flieht vom traurigen Gemach,
Und jeder starrt ihm staunend nach.
Von Adelheidens Totenbahr
Riß ihn der Wahnsinn zum Altar.
Wenn all sein Glück ein starkes Herz verloren,
Wenn seine Wund' am tiefsten klafft,
Dann wird es vom Verhängnis gern erkoren
Und in den großen Sturm hinausgerafft.

Als Fulco stand am Sarg der Lieben,
War ihm ein Hoffen nicht geblieben,
Es finden sich jenseits der Thränen,
Die hier umsonst an's volle Herz sich sehnen?

Vielleicht hat ihn die Kirch' erworben,
Weil Adelheid in ihr gestorben,
Die fromme Frau, die, schon vergangen,
Das Bild des Heilands hielt umfangen.

Er haßt uns Andern, weil wir meinen,
Wer einen Toten liebt, soll weinen,
Denn sterben ist: im Geist verschwinden,
Wir glauben an kein Wiederfinden.

Er hält am Wahn der frommen Thoren,
Daß uns die Toten unverloren,
Und grollt der Wahrheit kühnen Freiern,
Die sich das Menschenlos entschleiern,
Und keck den Blick durch heilige Nebel tauchen,
Die hüllend über'm Abgrund rauchen.
Ein heimlich vor der Wahrheit Zittern
Mag gegen uns sein Herz so wild erbittern.

Der Traum.

Schlaf', Innocenz, schlaf' wohl, und flöße
Ein sanfter Traum ins Herz dir Frieden.
Doch nein, der Schmerz, der dir beschieden
Wächst fort im Schlaf zu wilder Größe.
Du bist tief krank; sollst du genesen,
Muß erst dein Leib im Sarg verwesen;
Nicht heilt der Brand, der dich verzehrt,
Weil er am Ewigen sich nährt.

Furchtbar zuweilen ist des Traumes Macht;
Er ängstigt, schmerzt, erschüttert, droht,
Und wenn der Schläfer nicht erwacht'
Im Augenblick, im nächsten wär' er tot.
Hat man nicht oft den abends noch Gesunden
Des Morgens auf dem Lager tot gefunden?
Sein stilles Antlitz kann es euch nicht sagen,
Ob ihn ein böser Traum erschlagen?

Ein Traum kann Übermaß von Freude geben,
Daran das Herz nicht ward gewöhnt im Leben.
Und eilte nicht das Herz, sich selbst zu wecken,
Es stünde still in seinem Himmelsschrecken.

Solch banges oder frohes Traumgesicht
Ergreife dich mit zaubrischer Gewalt,
Und wenn dein Herz im höchsten Sturme wallt,
Dann, Innocenz, erwache nicht!

Noch wacht der Papst in späten Nachtgedanken:
Dem Gifthauch der Irrlehre preisgegeben
Seh' ich das Christentum auf Erden schwanken,
Das Grundgestein der Kirche fühl' ich beben.

Die Seele und der Mittelpuls, das Herz,
Der Christenwelt durchwärmend alle Adern,
Bin ich durch Gott; drum quält mich tiefster Schmerz,
Daß krank die Glieder mit dem Herzen hadern.

Wenn Lucifer sein Schwert stets wilder schwingt,
Und wenn es dem Verderber wo gelingt,
Ein Glied vom Leib der Kirche abzuschneiden,
Durchzuckt es mich, o Gott, mit welchen Leiden!

Mein Wachen, Sorgen, ruheloses Ringen,
Das Christentum zu halten und zu mehren,
Das Band des Glaubens um die Welt zu schlingen,
Die Welt im Strahl der Liebe zu verklären:
Dagegen stürmen rastlos böse Horden,
Sie wollen frech die Gotteseintracht morden.

Einsam hab' ich in mancher dunklen Nacht
Der Kirche kranken Atemzug bewacht,
Und ihren Fieberträumen muß ich lauschen;
Und näher hör' ich ein Verhängnis rauschen.

Aus fernen Landen mir herübertönen
Die Ketzerstimmen — wie sie lachen, höhnen!
O wie sie manches arme Herz verheeren!
Wie sie mit Wutgeschrei die Tempel stürmen!
Die Bilder fallen schmetternd von Altären,
Die Glocken stürzen schreiend von den Türmen.

O dunkle Nacht, vor Gott klag ich dich an,
Wenn du dich hüllend legst um ihre Bahn.
Ich liege hier, und die verderblich Schnellen
Sind auf, das Unheil durch die Welt zu tragen;
In's weite Land hör' ich den Reiter jagen,
Den Schwimmer hör' ich rauschen durch die Wellen.
Allnächtlich stürzt er in den Strom und schwimmt,
Bis heimlich er den dunkeln Strand erklimmt;
Da harrt des Lehrers die bethörte Schule,
Und öffnet ihrem Liebling Schoß und Herz,
Wie einst am Hellespont des Griechen Buhle,
Bis ihn die Götter rissen abgrundwärts.

Wie ein gezücktes Schwert von ferne blitzt,
Ein Wetterstrahl die schwarze Wolke ritzt,
Hat ein Gedanke plötzlich mich erhellt:
Ich soll die Ketzer tilgen aus der Welt!
Wie manches blutverströmende Gefecht
Ward rühmlich für gekrönten Staub geschlagen,
Und soll mein Herz vor Schwert und Flamme zagen
Für Christi tiefgekränktes ew'ges Recht?!

Zum Kirchenhaupte fühl' ich mich erkoren
Von Gott dem Herrn: soll ich's geduldig leiden,
Wenn überall verbrecherische Thoren
Die Welt von Gott versuchen abzuschneiden?

Wenn jeder lehrt den Glauben, den er dichtet?
Wenn ringsumher, Irrlehren auszuschenken,
Giftmischer ihre Buden aufgerichtet,
Die Welt mit süßem Heidentum zu tränken?

Schon tobt der wilde Rausch von Land zu Land,
Der Taumelbecher kreist von Hand zu Hand,
Ein jeder Wahn hat seinen Predigerorden,
Und jede Mißgeburt verrückter Träume.
Es ist die Welt ein Labyrinth geworden,
Ein Wald verderblicher Erkenntnisbäume. —

So klagt der Papst in nächtlich dunkler Stille.
Der Blutgedanke stürmt an seinem Herzen,
Mit Glut und Schwert die Ketzer auszumerzen;
Noch weigert dem Gedanken sich der Wille.

Er sendet seinen Boten tief bekümmert,
Nach in die Ferne segnend seinen Gruß;
In ihrer Treu' sein letztes Hoffen schimmert,
Im Kampf zu siegen ohne Blutverguß.
Und müd von Arbeit, Seelenstreit und Kummer,
Ist Innocenz gesunken jetzt in Schlummer.

Doch wer da lebt, die Erde zu gestalten,
Kann drauf nicht lang und tiefe Ruhe halten;
Nur wessen Los die Erde zu genießen,
Mag vor dem Tod die Augen fester schließen.
Ein böser Traum ergreift den Kummervollen,
Und läßt von Bild zu Bild die Seele rollen.

Er hört im Traum ein banges Glockensummen,
Die Kirche läßt ihr letzt Geläut verhallen,
Ihm dünkt die Welt von Christus abgefallen,
Er lauscht und weint — die Glocken, ach! verstummen

So wie die Klänge leis' und leiser beben,
Verzittert in den Tod das fromme Leben.
Das heilige Tau des Glaubens ist zerrissen,
Das diese Welt an ihren Gott gebunden,
Vom Nagetier, dem Zweifel, überwunden,
Vom Zahn der Höllenratte abgebissen.

Da liegt das Kreuz zersplittert und zerschlagen,
Und drüber hin sieht er den Satan jagen;

Und Satan überläßt, dem Herrn zum Spotte,
Die Welt, ein Spielzeug, seiner Höllenrotte.

Auf schwarzer Wiese tummeln sich die Schwärme
Mit Lust und Scherz und ungeschlachtem Lärme.
Sie spielen Ball, die Welt im Fluge braust,
Die Teufel schlagen sie von Faust zu Faust,
Und ihr entfährt auf ihren tollen Wegen
Ein Staubgewölke von den harten Schlägen
Und senkt zum schwarzen Grund sich in's Verderben,
Das sind die Seelen derer, die da sterben.

Und weiter treibt sein Traum zu neuer Qual
In ein verdüstert einsam Felsenthal;
Dort hört er plötzlich eine Stimme klingen,
Sie füllt sein Herz mit Leide zum Zerspringen:
„Bei euch verbleib' ich bis an's End' der Tage
Als Trauerblick und als verlorne Klage!"

Und jetzt der Traum mit ihm zum Strande schießt,
Dort an der Rhone liegt ein Mönch getötet,
Das bleiche Angesicht vom Blut gerötet,
Das auf's geneigte Haupt hernieder fließt.
Vom Haupte des Erschlagnen rauscht empor
Ein Geier und umflattert ihn und kreischt:
„Gieb mir zu trinken!" rastlos ihm in's Ohr,
Wie er vom Araber Blutrache heischt,
Dem Haupte des erschlagnen Freunds entstiegen,
Indeß die Rosse mit den Mördern fliegen.

Der Geierschrei hat Innocenz geweckt,
Er richtet sich empor und starrt erschreckt,
Ergossen ist durch seine Schlummerzelle
Wie Mondesdämmern eine sanfte Helle.

Da steht ein Mönch, das Haupt vorunter neigend,
Wie reisemüd, gedankenvoll, und schweigend.
Und Innocenz erkennt Pierr', den Frommen,
Und ruft ihm zu: „O sei gegrüßt, willkommen!
So bist du schon zurück von deiner Sendung?
Und eilst, zu künden mir die frohe Wendung?

O Freund, wie gut, daß du gekommen bist,
Viel Arbeit harret dein zu dieser Frist.
Die Briefe dort und manche ernste Kunde
Vertrau' ich deinen Händen, deinem Munde.

Gott segne dich mit seinem Gnadenlichte!
Wie stehts in der Provence? schnell berichte!"
Doch traurig schweigt der Mönch, als ob er weine,
Und ist verschwunden samt dem hellen Scheine. —

Nach schlimmer Nacht noch schlimmre Morgenstunde;
Fulco's Gesicht im heißen Zorneslicht
Herein wie eine Rachesonne bricht,
Er bringt dem Papst von jenem Mord die Kunde:

„Zur Kreuzfahrt, Vater! sprich dein Machtgebot!
In tausend Bannern laß die Rache flattern!
Schon schlagen sie dir die Legaten tot,
Wie auf dem Waldweg giftgeschwollne Nattern!
Weil sie so gräulich sind zurückgefallen,
Will Christus rettend selbst zurücke wallen,
Er will noch einmal als Jehovah schalten,
Ein zornig Blutgericht auf Erden halten.

Sei du sein Schwert und seine Zunge,
Sein Donner und sein Blitz zugleich,
Und trifft von ihrem letzten Mördersprunge
Die Höllenkatze mit dem Todesstreich.
Die Häresie mit immer kühnern Sätzen
Springt durch die Welt; erwache deinen Pflichten!
Du fängst sie nimmermehr mit Liebesnetzen,
Soll sie zur Ruhe, mußt du sie vernichten!"
So Fulco sprach, des Hasses Feuer schürend,
Der einst von Liebe sang so süß und rührend.

Er schweigt und harrt des Papstes Wort entgegen;
Doch dieser spricht erst seinen Morgensegen;
In seinen Zügen ist es fest und stille,
Wie Steingepräg' in jedem Zuge steht
Entschluß und unerschütterlicher Wille;
Und ausgesprochen hat er sein Gebet.

Von Innocenz wird Fulco angeblickt,
Daß der, so kühn er ist, in's Herz erschrickt.
Bezwungen ist er von der Macht des Bannes
Im Zornblick eines großen Mannes.
Es ist derselbe Blick, der schon so lang
Als Herr die Wirren einer Welt durchdrang,
Der tausend Feinde in den Staub gestochen,
Vor dem sich zitternd Könige verkrochen.

Nun spricht der Papst: „Ha! welcher Wahnsinn lieh
Dir seine Rede, daß du so vermessen
Des Amts mich mahnst, als hätt' ich sein vergessen,
Zu züchtigen mit Macht die Häresie?

Als ich den schlimmen Mord durch dich vernommen,
Stand mein Entschluß geharnischt und in Waffen,
Zur That bereit, ganz fertig und vollkommen:
Die Ketzer von der Erde fortzuschaffen.
Getötet haben sie den Friedensboten,
Und also selbst zerhau'n den finstern Knoten."

Die Höhle.

Im Wald ist eine Höhle, tief und still,
Wohin kein Strahl gelangt, kein Windhauch streicht,
Wohin das matte greise Wild sich schleicht,
Wenn es im Dunkeln heimlich sterben will.

Dort steht ein Mönch, den Blick zum Boden senkend,
Wo Knochen viel zerstreut, und also denkend:
Ist's Reinlichkeit und angeborne Zucht,
Daß sterben geht das Wild in dunkle Schlucht?
Und möchte nicht die Seele, die sich trennt,
Verscharren gern die Leich', ihr Excrement?
Schämt sich das Wild des Tods? ein Ahnungsschein,
Daß Tod nicht war im Paradieseshain,
Als es gewandelt noch in Gottes Huld,
Und dämmert traurig ihm die Erdenschuld? —
Es wäre mehr vielleicht als von den Sternen,
Vom Tier in seiner Todesnot zu lernen.

Dominicus, der strengste Mönch von allen,
Die mit der Welt und ihrer Lust zerfallen,
Von heiliger Askese bleich und hager,
Sucht für die Nacht im Walde sich ein Lager.

Er zog von Ort zu Ort, wo Ketzer weilen,
Bemüht, zu seinem Glauben sie zu heilen,
Viel Tage lang, viel schlummerlose Nächte
Hielt er mit ihnen heiße Wortgefechte;
Bei manchen ist dem Mönch ein Sieg gelungen,
Die meisten blieben starr und unbezwungen.

Nun ziehn den Müden endlich seine Glieder
Erschöpft zum langentbehrten Schlafe nieder.

Doch dünket ihm des Waldes Moos zu weich,
Der Vöglein Schlummerlied zu wonnereich;
Erst in der Höhl', auf harten Tiergebeinen
Streckt er zu kurzer Ruhe hin die seinen.

Er gönnt die Ruhe nur dem armen Leibe,
Daß er ihn bald zu neuen Qualen treibe;
Und darf sein dürrer Mund zum Quell sich senken
So will er nur den Schmerz des Leibes tränken;
Die karge Kost soll die Entsagung stärken,
Und rüsten nur zu neuen Kampfeswerken.
So drückt er seinen Leib als ein Tyrann,
Und nährt ihn doch, daß er nicht sterben kann.

Kaum aber war der finstre Mönch entschlafen,
Als weckend ihn verworrne Töne trafen;
Er fährt empor, es murmeln dumpfe Stimmen,
Er sieht im Grund der Höhle mattes Glimmen,
Und leise schleicht er nach dem Licht, dem Schalle,
Und steht am Eingang einer weiten Halle.

Die Hall' erleuchtet heller Fackelbrand,
Inmitten ist ein hoher Greis zu schauen,
Der hält die Bibel hoch in seiner Hand,
Und ihn umlauschen Männer rings und Frauen.

Er spricht: „In diesen Blättern ist enthalten
Des Heiles viel und manche Gotteskunde.
Nicht am Altar sollt ihr die Hände falten,
Die Predigt höret nicht aus Sünders Munde,
Ihr sollet keine Kirche mehr betreten,
Nicht trinkt das Wort aus schmutzigen Geschirren.
Der helle Glockenschall darf euch nicht kirren,
Die Glocken sind des Teufels Felddrommeten."

So klang die Rede aus des Greises Munde,
Da stürzt der Mönch gewaltig in die Runde,
Er streckt sein Crucifix empor und ruft:
„Der führte mich in eure finstre Schluft,
Wenn ihr ihn ehrt, so folget seinem Licht!"
Und jeder lauscht dem Mönche, wie er spricht:

„Ging ein Mann allein zur Morgenzeit
Tief und tiefer in den Wald; die Glocken
Hört er fernher in die Kirche locken,
Doch er flieht zur tiefsten Dunkelheit.

Sonntag war's, zur Kirche rief das Erz,
Doch er schlug, die Glocken nicht zu hören,
Mit dem Stabe mächtig an die Föhren,
Laute Flüche donnerte sein Herz.

Fromm war sonst des Mannes That und Spruch,
Doch die Priester haßt' er, weil in Sünden
Sie dem Volk das Wort des Herrn verkünden,
Ihrer Predigt sandt' er seinen Fluch.

Als er umirrt in der Waldesnacht,
Als im fernen Dickicht seinen Ohren
Ging der letzte Glockenlaut verloren,
Überfällt ihn heißer Durst mit Macht.
Brennend, glühend ist des Durstes Qual,
Im bekannten Forst nach allen Winden
Ist kein Bächlein nirgendwo zu finden;
Horch! da rauscht es doch mit einemmal!

„Wunderbar!" — so ruft er — „ist's ein Quell?"
„Und er folgt mit sehnsuchtsvollem Lauschen
Eilig nach dem wonniglichen Rauschen;
Sieh! da springt ein Bächlein silberhell.

Seine Seele spricht ein Dankgebet,
Schmachtend ist er an den Quell gesunken,
Und er hat sich freudig satt getrunken,
Als vor ihm ein schöner Jüngling steht.

Himmlisch ist des Jünglings Angesicht,
Und er winkt dem Mann, ihm nachzuschreiten,
Von woher die Wellen niedergleiten;
Endlich hält der Jüngling still und spricht:
„Sieh ein Aas hier liegen in der Flut;
Durch das Aas kam dir der Quell gegangen,
Doch du hast ihn freudevoll empfangen,
Und er kühlte deines Herzens Glut."

Fließt für uns des Heilands Wort zu Thal,
Geht ihm durch die Sünder und die Thoren
Doch die Gottesfrische nicht verloren,
Und die Kühlung heißer Erdenqual.

Staunend blickt der Mann zur Flut hinein,
Dann empor, den Jüngling zu erkunden;

Doch schon ist der Engel ihm entschwunden,
Samt dem Aas und Bächlein, hell und rein!"

Betroffen läßt der Greis die Bibel sinken:
„Weh uns! die letzte Zuflucht ist verraten;
Doch wisse, Mönch, und sag' es den Prälaten:
Wir wollen oberhalb des Aases trinken!
Gerad' in's Herz will unser Gott uns fließen,
Nicht durch den Mund des Lasters sich ergießen."

Da murmelt's in der Menge: „Bindet ihn!
Er liefert uns zum Tod, erschlagt den Pfaffen!"
Gewaltig ruft der Alte: „Laßt ihn ziehn,
Befleckt euch nicht, wir haben andre Waffen!"

Dominicus fanatisch niederkniet,
Zerreißt, die Brust entblößend, sein Habit
Und ruft: „Gebt mir den Tod! o laßt mich sterben!
Hier einsam, nur im Angesicht der Feinde,
Und unbejubelt von des Herrn Gemeinde,
Will ich den höchsten Kranz erwerben!"
Er ruft's und seine Augen schießen Blitze
Und suchen rollend eines Dolches Spitze.

Umsonst! sein heißes Blut bleibt unvergossen,
Nur in den Winkel wird der Mönch gestoßen;
Und wieder schließt der Kreis sich um den Alten,
Und ruhig wird die Feier abgehalten.

Zum Greise jetzo tritt der „ältre Sohn," sich neigend.
Darauf der „jüngre Sohn," gebückt, ehrfürchtig, schweigend.

„Der Helfer" naht zuletzt und führt an seiner Hand
Zur Weih' den Schüler ein, der trägt ein schwarz Gewand.

Dem hält der Greis auf's Haupt das Neue Testament,
Und mahnt ihn feierlich: sprich was dein Herz bekennt!

Wer ist der Grund der Welt? kannst du die Frage lösen?
„Die Geister sind von Gott; die Körper sind vom Bösen."

Glaubst du ein Auferstehn? — „Wenn's Holz geschlagen worden,
So wie es fällt, so liegt's, nach Süden oder Norden."

Was ist der Seelen Los? — „Sie sind von Gott gefallen,
Und müssen ihren Weg durch Not und Sehnsucht wallen,

Bis sie der Heiland läßt die Luft der Heimat trinken,
Und, selbst vergessend sich, in Gottes Herz versinken."

Bekenne noch, eh wir die Weih' an dir vollenden,
Wie du die Kirche siehst und ihre Gnadenspenden?

„Der Kirche sei der Geist entgegen und zuwider,
Sie läutet ihm zu Grab und singt ihm Sterbelieder.

Der Kirche Abendmahl ist nur gebacken Brot,
Die letzte Ölung kann nichts ändern an dem Tod.

Das Sakrament der Eh' ist meist nur Buhlerei,
Wenn sie auch vor der Welt hingeht, der Schande frei;

Denn selten einmal blüht die Liebe den Genossen,
Die Himmelsblüte noch, wenn schon die Früchte sprossen.

Die Taufe netzt das Kind — den Pflanzenkeim der Regen,
Sie mahnt uns, der Natur das Kind an's Herz zu legen.

Ich schwöre keinen Eid, denn nichtig sind die Schwüre,
Im Zeitenwetter bald zermorschen solche Schnüre;

Verachte jeglich Bild, zumeist das Kreuzeszeichen,
Das uns nicht frommt, noch Gott zur Ehre kann gereichen.

Gott gleicht nicht einem Knecht, der, kundig nicht der Schrift,
Statt seines Namens malt ein Kreuzlein mit dem Stift. —

Nach langem Schlafe regt sich forschend der Gedanke,
Doch trübt ihn noch und hemmt die Zeit und ihre Schranke.

Mag, was wir meinen, auch sich spalten noch und trennen,
Die freie Forschung ist's, wozu wir uns bekennen.

Wir lassen uns den Geist nicht hemmen mehr und knechten;
Es gilt, das höchste Recht auf Erden zu verfechten.

Auf! wecken wir vom Tod die heilige Geschichte,
Die erst lebendig wird im Geist und seinem Lichte;

Mit dieser Leuchte soll der Mensch den wunderbaren
Und heilig tiefen Schacht, des Heilands Herz, befahren.

Der volle Christus ist erschienen nicht auf Erden,
Sein göttlich Menschenbild muß noch vollendet werden.

Einst wird das Heil der Welt, Erlösung sich vollbringen.
Wenn Gott und Mensch im Geist lebendig sich durchdringen.

Mag auch das Jesusbild, der Wiederschein der Sinnen,
Im regen Strom der Zeit verzittern und zerrinnen;

Wenn alle Zeugnisse von Jesus auch zerschellten,
Der Gottmensch ist der Kern, das Herzlicht aller Welten.

So nehmet mich nun auf in euren Bund, ihr Freien!
Ich lasse mich von euch, sei's auch zum Tode, weihen!" —

So sprach der Neophyt; der Greis in Freuden stand,
Und gab die „Tröstung" ihm mit aufgehobner Hand;

Und siebenmal er spricht mit feierlichem Sinn
Vom Evangelium Johannis den Beginn;

Und siebenmal der Greis das Vaterunser spricht
Und hauchet ihm dazu den Odem in's Gesicht.

Indes Dominicus im Winkel qualvoll steht
Und auf die Schar von Gott den Blitz herunterfleht.

Wer nahm hier Ketzerweih'? wer sprach der Kirche Hohn?
Es ist ein Troubadour, der Mönch von Montaudon.

Die Harfe jetzo nimmt, die Feier zu beschließen,
Der Sänger, läßt sein Herz in Reimen überfließen:

„Um euch das Pfaffentum, das Höllending, zu schildern,
Muß ich nach Indien ziehn, nach grausen Schreckensbildern.

Mit schwarzem Angesicht, mit Augen aufgerissen,
Die selbst sich leuchten wild in öden Finsternissen,

Bewaffnet mit dem Schwert, Dreizack und Blutgeschirre,
Die Schlangen um den Leib, ein wallendes Gewirre,

So fliegt die Göttin hin mit tödlicher Geberde,
Die Amadurga heißt, auf einem Höllenpferde.

Die große Göttin ist's der mörderischen Zeiten,
Seht ihr sie zornig dort durch's Erdenleben reiten?

Wohin der Göttin Roß mit seinen Hufen haut,
Dort bricht der Boden ein, worauf der Mensch gebaut;

Wohin den Sturmeshauch des Rosses Nüstern wehn,
Da muß die grüne Saat der Hoffnungen vergehn.

Die Menschen sterben rings, die Sünder und die Reinen,
Mit Greisen Kinder früh, noch eh sie konnten weinen;

Eh sie den Tag begrüßt mit freudigen Gesängen,
Eh sie der Sonne zu die Gangesfluten sprengen.

Die Göttin reitet fort; vom scharfen Ritt geschüttelt,
Ward eine Schlange los aus ihrem Gurt gerüttelt;

Die Schlange fiel zur Erd' und kriecht durch weite Strecken,
Als Pest mit leisem Biß zu töten und zu schrecken.

Und eine zweite sank, gelöst vom Gürtelbund,
Die richtet dort ein Volk als Hungersnot zu Grund;

Und eine dritte ward geschleudert, zischt und fährt
Durch Menschenheere fort, die sie als Krieg verzehrt.

Die vierte aber fiel, die allerschlimmste Schlange,
Und zog vom Morgenland nach Sonnenuntergange;

Sie heißet Pfaffentrug und sticht auf ihrer Bahn
Der freien Lust an Gott in's Herz den gift'gen Zahn.'

Dominicus enteilet, wutzerrissen,
Und sinkt zur Erd' in Waldesfinsternissen.
Er klagt dem dunkeln Wald sein Leid mit Macht,
Und klagt nicht irr, sein Leid gehört der Nacht.

Sein Herz erfüllt ein namenloses Grollen,
Und heiße Thränen auf den Boden rollen.
Die Tropfen sind dem Unheil nicht verloren,
Ein schwarzes Untier ward daraus geboren.

Aus seinen Zornesthränen ward ein Molch,
Wogegen hold wie Engel Gift und Dolch,
Wogegen Liebesketten alle Schlangen,
Die aus dem Gurt der Amadurga sprangen.
Gottlob! es lebt nicht mehr, es ward zunichte;
Doch dem Entsetzen zeigt noch die Geschichte
Sein Bild, des Untiers Bau, Gestalt und Glieder;
Die Menschheit schlägt davor die Augen nieder;
Vergessen möchte sie den Schreckenston,
Des Molches Namen: Inquisition.

Das Interdict.

Nach heißem Weg ein Trunk aus frischer Quelle,
Im Schatten Ruh thut jedem wohl zur Stelle;
Der Wiesen Grün ist jedem Wandrer hold,
Und im Gebirg ein sanftes Abendgold;

Wohl jeder spürt die süße Lebensmacht
Des Blütenhauchs in einer Frühlingsnacht;
Selbst Gram gesteht: es ist ein lieblich Klingen,
Wenn ungestört im Wald die Vöglein singen.

Und wenn vor ihm die Donner niederschlagen,
Wer ist so stark, daß er nicht müßte zagen?
Und wer sich hingestellt zu einer Leiche
Und fest ihr schaut in's blasse Angesicht,
Wer ist so elend und betrübt, daß nicht
Ein Schauer vor dem Tod sein Herz beschleiche?

Was uns die Erde beut an Lieblichkeiten,
An Schmerz — darüber mag der Mensch nicht streiten;
Doch wenn von seinem Himmel ist die Rede,
Erwachen Zwietracht, Haß und wilde Fehde.
Wo selig schwelgt ein Herz in Himmelsschätzen,
Dort fühlt ein andres Abscheu und Entsetzen;
Noch fand ein jedes Heiligtum Verächter;
Vor Gottes Strafe zittern hier die einen,
Die andern schlagen höhnisches Gelächter,
Und möchten über solchen Wahnsinn weinen.

Toulouse ist vom Interdict getroffen;
Zum letztenmale stehn die Kirchen offen.
Der Bischof Fulco eilt, dem Volk der Sünden
Den Zorn der Kirche donnernd zu verkünden.
Er wirft hinab zur gläubigen Gemeine
Mit Flammenblicken von der Kanzel Steine
Und ruft: „So hat der Herr im Strafgerichte
Verworfen euch von seinem Angesichte!“

Die Kerzen, die am Hochaltare brannten,
Sie werden ausgelöscht mit Klaggeberden;
Die Bilder, die dem Herzen Tröstung sandten,
Sind schwarzverschleiert hingelegt zur Erden;
Die Trauer teilend, jedem Blick verschlossen
Sind die Reliquien in ihren Särgen,
Als möchten sie sich vor dem Volke bergen,
Das Gott aus seinem Angesicht verstoßen;

Das Bild des Herrn umhüllt der tiefste Schleier;
Erschüttert schaut das Volk des Fluches Feier;
Hinausgetrieben wird's mit grausen Worten,
Und donnernd schließen hinter ihm die Pforten.

Die Pforten bleiben zu. Wer seinen Gram
Sonst am Altare auszuweinen kam,
Wer kam, für einen lieben Wunsch zu flehen,
Mag lauschend an gesperrter Thüre stehen;
Er hört die Orgel nicht, nun ist sie stumm,
Es tönt kein Wort im toten Heiligtum,
Er hört, wo freudig sonst Gesänge schallten,
Einsam den Zugwind wimmern durch die Spalten;
Die Priester, feiernd, lesen keine Messen,
Den Schall der Glocken hat die Luft vergessen.

Nur selten wird ein Ton vom Schlaf geweckt,
Wenn Stürme jagen durch die Glockenstube;
Und wenn ein Klosterbruder stirbt, so schreckt
Die Glocke, langsam mahnend an die Grube;
Doch an ein Grab, nicht im geweihten Grunde,
Wo still die unvergessnen Freunde liegen,
Wo Kinder sich zu ihren Eltern schmiegen;
Nein! wo die Pferde modern und die Hunde.

O trübe Hochzeit ohne Blumenkranz!
In Trauerkleidern ohne Lust und Glanz!
Im Kirchhof werden Liebende getraut,
Auf einem Hügel kniet die bange Braut,
Und senkt das Haupt, des Myrtenschmuckes bar,
In Grabeslüften flattert ihr das Haar,
In Todesschauern ihre Seele zittert,
Erschreckt sieht sie der Bräutigam erbleichen;
Vom Eindruck der Verwesung wird verbittert
Die Stund', in der sie sich die Hände reichen. —
Die Kirche weiß die Schmerzen zu verwalten,
Das Herz bis in die Wurzel aufzuspalten.

Das Vorgemach.

Ein Ritter harrt auf Einlaß vor der Pforte,
Und murmelt, Seufzer gähnend, herbe Worte:
„Unselig Vorgemach der hohen Herren,
Du Folterbank der flüchtigen Minuten,

Wo man sie weiß zu strecken und zu zerren,
Zu quälen, bis sie langsam sich verbluten;
Wem du behagst, der niedrige Geselle
Soll einst dafür im Haus der Hölle büßen:
Ein Kämmerling soll ihn an beiden Füßen
Festnageln dort auf eine Fürstenschwelle!"
Im Vorgemach des Papstes harren Viele,
Prälaten, Königsboten, edle Ritter;
Doch zweien wird zumal das Harren bitter,
Sie scharren ungeduldig an der Diele.
Zwei Mönche sind's; wo mag das Kloster stehen,
Dem sie gehören? fremd sind ihre Launen,
Dies kecke Blinzen und verstohlne Raunen,
Und wie sie lauernd scharf im Kreise spähen.

Der eine Mönch ist hager wie ein Speer,
Und holder auch dem Leben nicht als der;
Ein finsterer Asket, wildfremd auf Erden,
Nur heimisch im Entsagen, in Beschwerden,
Nie trank er Wein, hat nie ein Weib umfangen,
Des Jenseits Bläße ruht auf seinen Wangen.

Und läg' im Wald er unter einem Baume,
Der Welt entrückt in einem frommen Traume,
Still contemplierend mit geschlossnen Blicken,
Bald käm' ein Rab, für tot ihn anzupicken.

Der andre, reich an Leib, stattlich gerundet,
Verschmäht nicht, wie sein heitres Lächeln kündet,
Manchmal mit süßer Erdenlust zu kosen:
Wie glänzen seiner Wangen fette Rosen!

Doch trifft ihr Blick den Heiland an der Wand,
Fährt plötzlich über's Angesicht die Hand,
Als wollten schnell verwischen sie das Bild,
Vielleicht die Miene decken mit dem Schild?

Von Ungeduld mag manchen los hier kaufen
Neugier: woher die Mönche wohl gelaufen?
Der Ritter, der sie mustert, und zum Glücke,
Was Blick und Miene schreiben, meint zu lesen,
Bekämpft die Langeweil' und ihre Tücke
Mit einem Spiel verwegner Hypothesen;
Und flüsternd hebt er an, in tollen Mären
Die Mönche seinem Nachbar zu erklären:

„Jüngst hielt der Böse Rat mit seinen Söhnen
Und also ließ er seine Stimme tönen:
Der Teufel mag sich immer mühn und plagen;
Wenn seine Saaten schon zur Ernte reifen,
Und drüber lustig seine Lerchen pfeifen,
Wird ihm die Sense aus der Hand geschlagen;
Die Garbe fällt in frommer Schnitter Hände,
Des Teufels Thun wird Gottesdienst am Ende.

Ein harter Satz, ein schwerer Satz, Gesellen!
Wir woll'n den Block 'mal drehen und verschieben:
Die Kirche soll mit frommbethörten Trieben
Als wackre Magd des Teufels Haus bestellen.
Im Dienste meiner scharfen Repressalien
Entsend' ich meine Leute nach Italien.

Zwei flinke Bursche aus der Höllenbande
Verkappten sich in braune Mönchsgewande;
Schon sind sie da in Papstes Vorgemach,
Und sinnen jetzt der Langeweile nach,
Um ein paar Studien und Marterskizzen
Beiher sich ins Gedächtnis einzuritzen.

Ich will dich im Vertrauen auch bescheiden,
Was Satan auftrug jedem von den Beiden.
Ihr tretet — so gebot er — vor den Frommen,
Verneigt euch tief und sprecht bewegt, beklommen:

„O heil'ger Vater, spricht der eine, sieh
Den Staub vom Grab des Herrn an unsern Füßen;
Jerusalem erblickten wir zwar nie,
Doch läßt Sein Grab mit diesem Staub dich grüßen.
Gewachsen ist dies Grab, wächst fort und fort,
Bald ist die ganze Erde so zu nennen;
Wir brauchen nicht in's Morgenland zu rennen,
Stehn bald in Jesu Gruft an jedem Ort;
Als hundertblätterige Grabesrose
Blüht frisch und lustig drauf die Heidengnose.

Berauschend zieht die Strömung ihrer Düfte
Durch alle Welt, betäubend alle Lüfte.
Ein wunderlicher Frühling will sich regen;
Ja! Christus, den die Kirche ausgeboten,
Man fand ihn schal und legt' ihn zu den Toten;
Und einem Neuen seufzt die Welt entgegen."

„O heil'ger Vater — spricht der andre — trage,
Daß ich ein Wörtlein Wahres auch dir sage.
Betritt ein Erdenfürst des Bauern Haus,
So treibt der Wirt die lauten Kinder aus,
Daß sie dem hohen Gast nicht lästig werden
Mit Schreien und unziemlichen Geberden;
Wer aber Christum will bei sich empfangen,
Zeigt sich an Art und feiner Sitte minder,
Weil er Gedanken, seine Geisteskinder,
Hinaus nicht wirft, die ungeschlachten Rangen;
Und soll's dem Herrn der Welt im Haus behagen,
So muß er mit den Jungens sich vertragen.
Ach, Pontifex! und darf man so gering
Behandeln deinen einz'gen Herrn und Hort?
Du stehst dabei, sprichst kaum ein strafend Wort,
Sein Feldhauptmann zugleich und Kämmerling! —
Vergieb, daß ich des Worts mich unterstanden,
Allein so zischt der Spott in allen Landen."

So wird der Hauch von diesen Mönchen klingen,
Er wird als Sturm in die Provence dringen,
Und dort die Flammen in die Burgen jagen;
Das Land der Freude wird ein Land der Klagen!"

Der andre spricht: „Wie weit dein Wort ein wahres,
Ich weiß es nicht, die Hölle mag's entscheiden;
Den einen Mönch doch kenn' ich von den beiden,
Dominicus, den Kämpfer des Altares;
Wenn der die Hand vor's Auge sich geschlagen,
Den Blick auf's Kreuz unfähig zu ertragen,
So war's die Scham, für Innocenz empfunden,
Daß er die Ketzer noch nicht überwunden."

Die Führer.

Das sehnlichste, das quälendste Verlangen,
Das schuldbewußte Seelen weichrer Art
Ergreift auf ihrer dunklen Erdenfahrt,
Ist der Gedanke: hätt' ich's nie begangen!

Der Qualgedanke: wär' ich rein geblieben!
Verfinstert ihnen jeden holden Stern,
Vergällt der Freude innerlichsten Kern,
Hat manchen schon in frühen Tod getrieben.

Nur selten mag ein Traum die stillen Wunden
Wie Morgenluft, die einst gefächelt, kühlen,
Daß sie für wenig täuschende Sekunden
Das himmlisch leichte Los der Unschuld fühlen.
Wie eine Mutter, die vom Schlaf erwacht,
Nach ihrem Kind im Dunkeln streckt die Arme,
So greift, geweckt aus Träumen in der Nacht,
Das kranke Herz sogleich nach seinem Harme.

Ein festes Männerherz, das Frevel that,
Will nichts von Reu und trüben Bußgeschäften;
Mit seiner eignen Stärke schafft es Rat,
Vertraut des Willens ewig reinen Kräften,
Woran kein Makel klebt, wenn sie sich regen,
Den Wust vergangner Tage fortzufegen,
Wie von den Bergen bläst die Nebelhauben
Ein frisch lebendiges Gewitterschnauben.

Der trübe Kranke, dessen Leid und Klage
Den Ärzten eine unlösbare Frage,
Mag zauberkundigen Hirten, alten Frauen
Sein Leben abergläubisch anvertrauen.
Dort steht ein ungezähltes Heer in Waffen:
Der römische Hirte läßt den Ablaß glänzen,
Die Altfrau Kirche weiß mit Indulgenzen
Von jeder Schuld Gewissen rein zu schaffen.

Viel Ritterscharen und viel Pilgerhorden
Vereint der abenteuerliche Glauben:
Wenn sie durch vierzig Tage Ketzer morden,
Die Saaten tilgen, sengen rings und rauben,
Daß Gott auf sie die volle Gnadenflut
Ausströme und den gleichen Segensbronnen,
Als hätten sie das heil'ge Grab gewonnen,
Worin der Leib des Heilands hat geruht.

Und andre hören goldne Glocken läuten:
Herbei! herbei! hier fallen gute Beuten!
Noch andre lassen ihre Banner wehen,
Für ihre Macht auf Erden einzustehen.

Wagt über seinen Gott der Mensch zu denken,
So wird er's auch an seinem Fürsten wagen,
Er wird nicht blind sich ihm zu Füßen senken:
Woher dein Recht? und gilt es? wird er fragen.

Das fühlen tief und bang die Krongeschmückten,
Das trieb, daß sie so rasch die Schwerter zückten,
Mehr als der Reue Schmerz und Ungeduld,
Im Ablaß rein zu werden jeder Schuld.

Zwei Männer an der Heeresspitze reiten:
Abt Arnald, den der Papst zum Haupt gesandt,
Graf Simon, den die Ritterschaft ernannt,
Dem Kreuzeszug als Feldherr vorzustreiten.
Ein schrecklich Paar! der eine kalt und klug,
Der andre rasch wie sturmgejagte Flammen,
So reiten Arnald und Simon zusammen,
Gesellig wie Gedanke und Vollzug.

Oft trug das Roß Verderben, oft Beglücken,
Das Schicksal einer Welt auf seinem Rücken;
Wohin die Rosse jener beiden traten,
Gefolgt vom ungestümen Reiterschock,
Vergeht nicht nur das Gras von Languedok,
Vergehen auch der Zukunft Freudensaaten.

Der Rosenkranz.

Im Schlosse Brom verschanzt und fest verhauen
Sind tapfre Ritter, banngetroffne Ketzer,
Und rings die Burg umlagernd ist zu schauen
Das Kreuzesheer, die Schar der grimmen Hetzer.

Die Sonne neigt sich; ihr dort in der Veste,
Freut euch nochmals an ihrem holden Schimmer;
Er schwindet euch vielleicht schon heut' auf immer.
Genießet froh die letzten Strahlenreste!
Doch glänzen sie von Waffen und beleuchten,
Was bald sich soll mit eurem Blute feuchten.

Der Schiffer, rings vom weiten Meer umflossen,
Der Krieger in der Burg, vom Feind umschlossen,
Sie sollen scheiden sehn den Abendstrahl
Nicht ohne Gruß — vielleicht zum letztenmal.

Der Feldherr Simon durch das Lager reitet,
Das weithin seine bunten Zelte breitet;

Er prüft die Schleudertürme und durchspäht
Die Mauerbrecher, jeglich Sturmgerät,
Und er befiehlt zur nächsten Morgenwacht
Den Sturm und mahnt: seid tapfer in der Schlacht!

Jetzt winkt er den Legaten sich heran
Und scherzt: „Wenn wir das Schlößlein abgethan,
Will ich den Grafen Foix, den frevelnd kecken,
Mit einem Rosenkranz zur Kurzweil necken,
Den send' ich ihm, dran soll er Buße beten,
Bis wir ihm auf den stolzen Nacken treten."

Das Lager rauscht von wildverworrnen Tönen:
Hier Äxte zimmernd an Maschinen dröhnen,
Am Schleuderwerk die starken Seile knarren,
Dort zankt ein Trupp sich um den Futterkarren,
Wo jeder nach dem besten Stücke trachtet,
Dort Wehgeschrei, es ist ein Faß zersprungen,
Geblök von Tieren, die das Messer schlachtet,
Geschwätz von heimischen und fremden Zungen,
Den Ketzern Flüche, plötzliches Gelächter,
In schwerer Rüstung rasseln edle Fechter,
Die Rosse wiehern und die Mönche singen,
Bis alles mag die stumme Nacht verschlingen.

Das Schloß verteidigt Hugo von Alfar
Mit seiner tapfern Albigenserschar.
Der Sturm beginnt beim Morgendämmern,
Steinblöcke stürzen donnernd an die Mauern,
Die Pfeile auf die Feinde niederschauern,
Und Schwert und Axt auf Eisenhelme hämmern.
Die Mauer bricht, sie sind hineingedrungen,
Reich strömt das Blut, schon ist die Burg bezwungen.

Die Leichen liegen Freund und Feind beisammen,
Wie sie die Schlacht geworfen hier und dort,
Drauf tritt der Haß und schreitet drüber fort,
Und kühlt an ihrer Kühle nicht die Flammen.

An Zeit gebricht's, zu zählen und zu fragen:
Wie viel der unsern, euren sind erschlagen?
Von Herzen gönnt dem Tode man sein Teil,
Man zählt ihm nicht die Bissen in den Rachen.
Balist und Bogen, Kolben, Schwert und Beil
Arbeiten rastlos, Leichen viel zu machen.

Wohl euch, ihr Freien! daß ihr fielt zur Stunde!
Erstarrt sind eure Augen, wie sie rollten,
Und abgebrochne Flüche noch am Munde,
Als ob sie jenseits noch ausklingen sollten.

Zu sterben rasch im männlichen Gefecht,
Und in des Hasses Flammen zu verbrennen,
Wenn frei das Herz und wenn sein Haß gerecht,
Das ist ein schöner Tod zu nennen!

Die Helden aber sind nicht alle tot.
Gefangen und gefesselt, trotzig stumm,
Erwarten hundert Simons Machtgebot;
Die Priester ordnen sich im Kreis herum,
Und jubelnd singen alle Priester Chor:
„Te Deum laudamus!“ — Schergen winkt hervor
Graf Simon, die mit fluchverfallnen Händen
Sofort die hundert Helden blenden.
Nur einer wird geschont an einem Auge,
Daß er den Übrigen zum Führer tauge.

Und blutend sind die treuen Kampfgenossen
Aus dieser Welt in Nacht hinausgestoßen.
Schwarz ist die Nacht der Blindheit, die sie schreckt,
Die Seele schwärzre Nacht des Hasses deckt.

Simon gebeut in herrischem Belieben:
Man bringt ein Seil, deß Ende reicht man dar
Zu Hand dem Ritter Hugo von Alfar,
Dem seiner Augen eines ist geblieben.
Die Blinden Mann an Mann die Leine fassen,
Daß sie sich dran des Weges führen lassen,
Und Simon ruft: „Nun mögt ihr euch entfernen.
Ihr Ketzer, und katholisch wandeln lernen,
Blind folgsam und gehorsam nur dem Einen,
Dem noch in's Aug' die Himmelslichter scheinen.

Dem Grafen Foix verbringet meinen Gruß,
Sagt ihm, daß sein Verderben mein Beschluß,
Wenn er nicht tief zerknirscht, zermürbet ganz,
Der heiligen Kirche schwört den Treueschwur.

Für ihn zu einem seltnen Rosenkranz
Hab' ich gefädelt euch an diese Schnur,
Dran mag der stolze Ketzer Buße beten,
Bis wir ihm auf den starren Nacken treten.“

Die Blinden ziehn des Wegs durch grüne Felder,
Sie wandeln ihre Bahn durch kühle Wälder;
Doch sind für sie die Felder nicht mehr grün,
Nicht kühlt der frische Wald des Schmerzes Glühn.

Wie sie hinziehn durch einen dichten Wald,
Mahnt Hugo sie zur Rast, sie machen Halt
Und lagern sich an moosbewachsnem Ort,
Und Balduin, ein Greis, erhebt sein Wort:
„Ich höre über mir die Bäume sausen,
Doch meine Kinder werd ich nicht mehr sehen;
Hör' immer noch den Sang der Schergen brausen,
Doch seh' ich keinen Pfaffen mehr vergehen.

Hugo! wo steht die Sonn'? Ein Priester fiel
Von meiner Hand in heller Abendglut,
Der Sonne, wie sie sank, ein Widerspiel
War jener Tolle, sinkend in sein Blut.
Da küßte, als der Pfaffe sterbend sank,
Die Sonne freudig mir das Schwert zum Dank,
Daß ich der Nacht, dem kreuzbesäten Drachen,
Geschlagen einen Zahn aus ihrem Rachen.

Was half's? die Nacht schlug mir nun ins Gesicht,
Nun bin ich tot für's goldne Sonnenlicht.

O daß wir Augen brauchen um zu schauen!
Die ganze Welt zwei Punkten anvertrauen!
Warum ist nicht dem süßen Lichte offen
Der ganze Leib? er atmet noch die Luft,
Und ist doch schon so finster wie die Gruft.
Wär's Innocenz, den dort mein Schwert getroffen!
Wär's Innocenz, den ich dort umgebracht!
Er ist die Seele und das Herz der Nacht.

Was flüstert hier so klug in diesem Strauch?
Bist du ein Dämon, Wind, so komm und höre
Und stärke dich an meinem warmen Hauch
Und richt' es aus, was ich dich heiß beschwöre:
Komm, spinne Zauber dir aus meinem Fluch
Und webe dir daraus ein Schleiertuch,
Das wirf behende um ein jeglich Ding,
Wornach sich dreht des Papstes Augenring!
Ist es ein Priester, so verwisch' die Lüge
Im Angesicht, gieb ihm die wahren Züge,

Entreiß' der Seele ihr verstecktes Zeichen,
Laß ihn dem Fuchs, dem Schwein, dem Tiger gleichen!
Beschaut sein Antlitz Innocenz im Spiegel,
Erschein' ihm drauf das schwarze Mördersiegel!
Blickt er auf's Kreuz, so schau' er wie es wankt,
Zeig' ihm die Schlange du, die es umrankt,
Die sie Hierarchia nennen;
Weh mir, wie meine Wunden brennen!

Hör', Dämon, hör'! die ganze Welt
Sei ihm von deinem Rachedienst entstellt!
Hör', Dämon, hör'! die Rosen tunk' ihm ein
In Ketzerblut, und schmier' ihm Ketzerblut
In's Morgenrot und in den Abendschein,
Und spritz' ihm's in die Träume, wenn er ruht!"

Ein andrer spricht: „Der Papst hat's nicht gethan,
Daß wir geblendet stolpern unsre Bahn;
Dem Simon Fluch! dem ritterlichen Vieh!
Ein schlechtrer Mann trug noch den Harnisch nie.

Er scheint so fromm der Kirche nur zu dienen,
Und läßt mit reichen Landen sich bezahlen,
Und baut sein warmes Nest sich in Ruinen,
Kocht sich sein Süppchen bei den Bannesstrahlen.
Aus Habgier keusch, fromm, tapfer, unbescholten,
Pflegt er die Tugenden als fette Pfründen;
Und würden Laster ihm so reich vergolten,
Er wär' ein Held in jeder Art von Sünden.
Ich fluche nicht dem Papst, dem heiligen Narren,
Dem seine Greuel doch von Herzen kommen;
Dem Simon fluch' ich, der das Kreuz genommen,
Aus Blut und Schutt sich schnödes Gold zu scharren."

Ein dritter spricht: „Ich aber fluche Beiden,
Was jeder denkt, ich mag's nicht unterscheiden,
Es gilt mir gleich; mein Augenlicht verloren
Hab' ich durch Simons schergisches Gelüsten,
Der andre hat das Heer herbeibeschworen,
Die herrliche Provence zu verwüsten.

Doch leichter kann ich jetzt mein Schicksal tragen,
Als ich's genommen hätt' in bessern Tagen,
Da meine Heimat schön und glücklich war.
O blühend Land, voll Freude und Gesang,

Dein Leben ist dahin auf immerdar!
Ich schaue nicht mehr deinen Untergang!"

Drauf Balduin der Alte spricht:
„Die Blindheit schärft mein Unglück, lindert's nicht
Es muß in's Herz mir noch viel tiefer schneiden,
Wenn ich nicht seh', nur höre wie sie leiden.
Wenn mir in's Ohr Verzweiflung gellt,
Ist's wie ein Ruf aus einer andern Welt,
Als ob aus unsichtbaren Höllentiefen
Die Stimmen meiner Brüder riefen."

Und jetzt erhebt sich Hugo von Alfar
Und ruft, zum Aufbruch mahnend seine Schar:
„Dem Papst nicht fluch' ich, der bekreuzte Horden
Getrieben, unser Liebstes hinzumorden;
Er that's im Wahn, zum Heile sei das recht;
Auch Simon fluch' ich nicht, dem Pfaffenknecht,
Der, selbst vor Rache blind, uns hat geblendet;
Doch groll' ich ihm, der auf dem Kreuz geendet.

Inbrünstig küßt ihm Innocenz die Wunden,
Ein zahmer Leu, der seinen Herrn beleckt;
Doch hat die scharfe Zunge Blut geschmeckt,
Und seine Wut ist losgebunden;
Der Leu brüllt auf, und hat mit seinen Krallen
Wutblind den eignen Meister angefallen,
Er hat sein Bild schon halb zerrissen,
Und meint es immer noch zu küssen.

Vom Blute seines Herrn berauscht,
Durchtobt die Welt der grimme Leu;
Wohin das Ohr des Wandrers lauscht,
Hört er der Opfer Wehgeschrei.
Die Klage zieht mit allen Winden
In der Provence fern und nah;
Es ist im Land kein Kind zu finden,
Das nicht schon einen Toten sah."

Weithin verhallt der Ruf der rauhen Kehle
Im Waldgewölb, mit Schrecken drang und Grausen
Der Fluch Alfars den Freunden in die Seele,
Und alle schweigen, nur die Bäume sausen.

Den Wald verlassen haben jetzt die Blinden;
Daß sie den Wald um offnes Feld getauscht,
Gewahren sie nur an den freien Winden,
Und daß kein Laub sie mehr umrauscht.

— —

Ein Schlachtfeld.

Ein weites Feld mit Leichen übersät,
Still — alles tot — verstummt das letzte Ächzen.
Verklungen auch der Priester Dankgebet,
Te Deum laudamus nur die Geier krächzen.

Was einst Hesekiel verhieß den Geiern:
„Der Herr wird lassen euch die Mahlzeit feiern
Auf seinem Tisch und Roß und Reiter fressen!"
Die Geier haben's heut' noch nicht vergessen.

Ein Geier nur den andern Geier hört,
Neidlos, denn reiches Mahl ist hier geboten,
Die Fliegenschwärme summen um die Toten,
Und sonst kein fremder Laut die Gäste stört.

Der Klageruf verlassner Mütter, Bräute,
Ertönt zu ferne vom Gefild der Schlacht;
Das Raubtier kann bei ungestörter Nacht
Einschlafen, wenn es mag, auf seiner Beute.

Im Osten kommt der Mond heraufgezogen,
Und Schatten gaukeln um die Angesichter,
Und um die Toten schleichen irre Lichter.
O Mensch, wie bist du um dein Glück betrogen! —

„Hat Gott der Herr den Körperstoff erschaffen?
Hat ihn hervorgebracht ein böser Geist?"
Darüber stritten sie mit allen Waffen,
Und werden von den Vögeln nun gespeist,
Die, ohne ihrem Ursprung nachzufragen,
Die Körper da sich lassen wohl behagen.

„War Christi Leib echt, menschlich und gediegen?
Für Schmerz und Tod wie unserer empfänglich?
Half ihm ein Scheinleib Schmerz und Tod besiegen
Und steigen aus dem Grabe unvergänglich?"

Die Frage war so heiß und ernst gemeint,
Daß jetzt der Mond auf ihre Leichen scheint:
Die sind gediegen, echt, das ist gewiß,
Wie durch die Welt der tiefe Wundenriß.
O Gott, wie du auch heißen magst, es bleibt
Ein Schmerz, daß Glauben solche Früchte treibt!

Da liegen sie zu Tausenden, kalt, bleich;
Das Blut kann nicht mehr in den Boden sinken,
Der Erde ekelt schon es aufzutrinken,
Dort in der Niedrung steht's, ein roter Teich.

Weil Tausende gethan den letzten Hauch,
Meint Innocenz, der Zweifel that ihn auch?
Nein! durch das Walgefild Alfar dort schreitet,
Und kummervoll sein Blick darüber gleitet,
Und er gelangt dem Blutteich in die Näh';
Da springen die Gedanken ihm hinein,
Wie aufgeschreckte Unken in den See,
Und singen ihm betrübte Melodei'n.
Sie rufen über's weite Schlachtgefild
Das Unkenlied des Zweifels dumpf und wild:

Was soll das ewig antwortlose Fragen,
In dessen Ungeduld sie sich erschlagen?
Warum das Schicksal so viel Schmerz verschwendet?
Zu neuem Schreck an Leichen sich erfrischt
Und, ist ein Bild der Menschheit halb vollendet,
Den blut'gen Schwamm ergreift und es verwischt?

Ob das ein Gott, ein kranker, ist zu nennen,
Der eine Welt in Fieberglut errichtet,
Und bald im Frost des Fiebers sie vernichtet?
Ist Weltgeschick sein Frieren nur und Brennen?

Ist's nur ein Götterkind, dem diese Welt
Als buntes Spielgeräte zugefallen,
Das bald sich dran ergötzt, bald es zerschellt,
Und seine Wünsche nur vermag zu lallen?

Was ist's? — und Christus? — wunderliche Märe!
Daß er für uns sich kümmert, zeigt uns nicht
Dies tote Durcheinander zweier Heere,
Wo jedes fiel im Wahn der Christenpflicht.

Wird er bei uns bis an das Ende bleiben,
So lang die Zeit was findet aufzureiben?
Vielleicht daß Wahnsinn auf der Menschheit lastet,
Daß Christus als ein fixer Irrgedanke
Sie nicht verläßt, die unheilbare Kranke,
Bevor das letzte Herz im Tode rastet?

Da liegen sie; — wann klingen die Posaunen,
Die weckenden? und giebt's ein solches Klingen?
Die Fliegen wissen nichts davon zu raunen,
Und auch die Geier keine Kunde bringen,
Wenn sie dort ungeduldig mit dem Schnabel
Auf Panzer und auf Eisenhelme pochen,
Ob nicht Unsterblichkeit die schlimmste Fabel,
Die je ein Mensch dem andern vorgesprochen?
Ein Wahn, der Herzen plündert, und ein Trug,
Der frech dem Elend sagt: hast Freude g'nug!
Hier ist dein Los zu dulden und zu darben,
In andern Welten reifen deine Garben;
Der Sensenmann wird kommen, sie zu schneiden,
Dir tausendfach vergeltend alle Leiden,
Und Ernte wirst du feiern mit den Engeln;
Sei froh, wenn du ihn hörst sein Eisen dengeln!? — —

Hörst, Innocenz? — in also düstern Weisen
Beginnt das Herz des Zweifels Lied zu singen,
Weil du es willst zu deinem Gotte zwingen,
Ihm seinen Himmel mit dem Schwert beweisen!

Der Morgen graut, die Sonne kommt, doch nicht
Begrüßt die Lerche hier das Morgenlicht.
Zertreten sind die Saaten auf den Fluren,
Die Lerchen flohen mit den Troubadouren.

Die heitern Vögel werden wiederkommen;
Ist aber einem Volk die Freude fort,
Und aus dem Herzen ihm das Lied genommen,
So kehrt ihm nie zurück das schöne Wort.

Das Vogelnest.

An eine Kirche kam ich einst zu wallen,
Mit Klosterzellen, längstverlassnen Hallen;
Ich trat hinein, und fühlte schier Bedauern,
Und wie geheime Scheu vor den Erbauern,

Daß mir in ihrem Haus der Glaube fehlte,
Der sie so fromm zum schönen Werk beseelte.

Wo waren sie? — ich trat auf ihre Grüfte;
Gemähtes Gras auf allen Hügeln lag,
Zum Abend neigte sich der Sommertag,
Die Luft war lieblich von dem Heugedüfte.
Ein zitternd Spiel ergriff das Laub der Linde,
Ganz ruhig lag das Heu im Abendwinde,
Da war kein leichtes Schwanken mehr und Beben,
Still drunter das gemähte Menschenleben.

Der Kirchhof ist vom Kreuzgang eingeschlossen;
Wo Epheuranken an den Fenstern sprossen;
Die schlanken Pfeiler sind so fest gestellt,
Die Bögen leicht und kühn emporgeschnellt,
Hoch, lustig ragt der fromme Bau noch spät,
Die Mönche einst in keuscher Himmelskühle
Bewahrend vor der dumpfen Erdenschwüle:
Der Geist, der so gebaut, ist längst verweht.

An spitzgebognen Fenstern ist zu schauen
Laubwerk und manche Blum' in Stein gehauen;
Vor allen Bildern zierlich, wahr und lebend
Ein steinern Vogelnest, am Aste schwebend.
Der Jungen Schnäblein heischend aufgerissen,
Die Mutter sie zu atzen hold beflissen,
Sie wärmend mit den aufgespreizten Schwingen;
Die Kleinen werden fliegen bald und singen.

Ich stand gefesselt von des Meisters Macht,
Und sann gerührt, was er sich wohl gedacht.
Hat er im Bild die Kirche still verehrt,
Wie sie getreu die Kinder schützt und nährt?
Wollt' er vielleicht die Mönche traulich necken
Mit einem Bild der Liebe, Sehnsucht wecken? —
Da kam ein Hauch vom Bildner mir gesendet:
Sein klagendes Gewissen hat's vollendet.

Es hat ein Mönch gelebt in jenen Tagen,
Wo glauben hieß: den Zweifelnden erschlagen;
Er aber war noch einer von den alten,
Von jenen frommen rührenden Gestalten.
Rein, wie die Luft nach letztem Wetterstreiche,
Keusch, wie das Auge ruht auf einer Leiche,

Und Alle segnend, Allen mild und gut,
Wie Frühlingswärme auf den Saaten ruht,
So war sein Herz, so lebten seine Sitten,
Er kränkte niemand und verletzte keinen,
Und flossen Thränen ihm, so sind's die seinen,
Die nächtlich von der bleichen Wange glitten.

In Schreck und Mitleid zitterte sein Herz,
Frohlockten die Kreuzpilger mit der Kunde,
Wie überall die Ketzer gehn zu Grunde,
Wie jetzt die Welt so voll von Haß und Schmerz.

Ein Ungeist kam, daß er die Welt verderbe,
Die Menschheit tränkend mit dem Kelch der Leiden,
Den er gefüllt so kraftgedrang und herbe,
So rasend in den tiefsten Eingeweiden,
So reich an Qual, eh' eine Stund' entrückt,
Als hätt' er ein Jahrhundert ausgedrückt,
Und alle Bitterkeiten ohne Rest
Auf seiner blut'gen Kelter ausgepreßt.

Die Kreuzgeschmückten brachen und zerstörten
So manche Burg; der Freiheit kühne Fechter
Zu tausenden verbrannten und sie hörten
Im Tode noch der Feinde Lustgelächter.

Den Mönch erfaßt ein schauderndes Erstaunen
Bei solchen Thaten, mörderischen Launen.
Ein banges Grübeln quält ihn zu ergründen:
„Ist, was ich seh', des Frevels ganze Völle?
O Mensch, wo steht die Grenze deiner Sünden?
Kommt, wer sie sucht, bis in das Herz der Hölle?"

Die Sünde tobt in jauchzenden Gewittern,
Und vor sich selbst muß dieser Fromme zittern;
Der Name Mensch, aus welchem kein Erlösen,
Scheint ihm ein tiefer Abgrund alles Bösen,
Er lauscht in seine Brust, ob nicht verstohlen
Hier gleiche Ungeheuer Atem holen?

Mit alten Tagen geht er zu Gerichte,
Und vorwurfsvoll erschreckt ihn die Geschichte,
Wie er ein Knabe einst den Wald durchzogen,
Und sah ein Vöglein heim in's Nest geflogen.

An hohen Zweigen hing die Frühlingsbrut,
Das grüne Laub hielt sie in dunkler Hut;
Doch strich der Wind, den grünen Schleier hebend,
Der Knabe sah das Nest, am Wipfel schwebend.

Da hob er einen Stein und warf empor,
Zerstört hinfiel die Brut, und ihn ergriff,
Daß er es heut noch hört, der Klagepfiff,
Womit im Wald die Mutter sich verlor.

War's nicht derselbe Drang, nur noch im Kleinen,
Der dort ein Nest, hier Burgen wirft mit Steinen?
Der düstre Groll, der gern den Bau vernichtet,
Wo sich ein Glück auf Erden eingerichtet?
So klagt der Mönch, und kann sich's nicht vergeben,
Daß er den Vöglein brach ihr junges Leben.

Und das Zerstörte wieder aufzubauen,
Hat er das Nest im Felsen ausgehauen.
Oft sah man ihn zu seinem Bilde kehren,
Um seine stille Wehmut dran zu nähren.

Jacques.

Wer weilt auf stiller Walstatt noch allein
Und lugt herum bei hellem Mondenschein,
Und bückt zu diesem sich, zu jenem nieder,
Seltsam hantierend um die toten Glieder,
Und zwischendurch sich wischend eine Zähre?
Ein Schneider ist's mit Ellenstab und Scheere.

Der arme Jacques! ein Wahnwitz ist sein Leiden,
Nie toller war ein Schneiderhirn verdreht,
Er meint: der Antichrist kann nicht verscheiden,
Bis er den Sterbekittel ihm genäht.

Er sucht nach Stoff und schneidet dort und hier
Vom Körper eines Ritters, eines Pfaffen
Ein Stück Gewands mit emsiger Begier,
Um für den Riesenkittel Zeug zu schaffen.

Beladen trollt er heim dann manche Stunde,
Anspringen bellend ihn des Dorfes Hunde;
Doch wend't er sich, so weichen sie, geschreckt
Vom Fetzenturm, der ihm das Haupt bedeckt.

Im Stüblein sitzt nun Jacques beim Lampenlicht
Und sichtet seine Lappen, fügt und sticht;
In bunter Eintracht binden sich zum Kleide
Des Antichrist Tuch, Sammt und Pelz und Seide,
Was über's Meer an Pracht der Osten sandte,
Und was im fernen Wald des Nordens rannte.

Stoff und Gewebe vielfach und verschieden,
Wie Herz und Glaube derer, die sie trugen,
Und die darum sich haßten und sich schlugen,
Bis alle hüllt der gleiche Todesfrieden.

In Müh' und Hast ist schon sein Leib geschwunden,
Doch kleckt die Arbeit nimmer für den Kunden;
Ein Teil nur ist vom Ärmel seiner Rechten.
Was Meister Jacques genäht in hundert Nächten.

Er sieht manchmal die Riesenhand des Recken
Weit über's ganze Land hinaus sich strecken,
Und auf dem weiten Feld der Hand umfahren
Wie Mücken, ohne Zahl, bekreuzte Scharen.

Wie zittert Jacques, wenn Sturmwind heult und kreischt,
Und wenn die sommerlichen Donner rollen;
Dann hört er seinen Kunden seufzen, grollen,
Der dringend seinen Sterbemantel heischt.
Wenn ihm an's Fensterlein die Schloßen klopfen,
So ist's der Todesschweiß in kalten Tropfen,
Den ihm der Antichrist an's Fenster schleudert,
Und Jacques fährt auf und schneidert fort, und schneidert,
Daß glühend seine Nadel sich erhitzt,
Und Schweiß und Blut aus Stirn und Fingern spritzt.

Umsonst! er kann den Riesenwuchs nicht kleiden,
Der arme Antichrist kann nicht verscheiden;
Doch kann's ein Schneiderlein behend und frisch,
Des Morgens lag er tot auf seinem Tisch.

Zur rechten Stund nahm Jacques die stille Flucht,
Denn Simon zieht durch's Dorf mit seinem Heere,
Er hört vom Jacques die wunderliche Märe,
Und tritt ins Haus und forscht umher und sucht.

Der Ärmel, drauf der Meister lag, der bleiche,
Wird ausgebreitet und genau durchspäht!
Da sind viel rote Kreuze drein genäht,
„Jacques war ein Ketzer, auf! verbrennt die Leiche!"

Man wirft ihn auf die angesteckte Scheuer,
Nachfliegen seine Lappen ihm in's Feuer;
Von dannen zieht das Heer, rückblickend sehen
Sie schon das Dorf in hellen Flammen stehen.

Zwei Troubadours.

„Wir ziehn zu Fuß in freudenloser Irre;
Die schönen Zelter sind entschwundne Träume,
Die weichen Sättel und die Prachtgeschirre,
Die Silberschellen und vergoldten Zäume.

Die frohen Tage sind für uns verloren.
Im freien Feld, in kühler Waldesnacht,
Wenn reitend wir ein neues Lied erdacht,
Wie gaben wir vergnügt dem Roß die Sporen!
Wenn sonst nach einer Burg die Sänger zogen,
Wie gastlich war und jubelnd der Empfang!
Wie rasch die Pforte aus dem Riegel sprang!
Den Sängern war ein jedes Herz gewogen!
Wie dort die edlen Ritter, holde Damen
Jed' Wörtlein lauschend in die Seele nahmen!
Willkommner ist der Frühling nicht im Thale,
Als einst der Sänger im geschmückten Saale.

Das ist vorbei und wird nicht wiederkehren.
Nun rauscht die bange Welt von Kriegesheeren;
Die Pfeile finden jetzt den Weg zum Herzen,
Die Lieder nicht, mit Lust und süßen Schmerzen.
O schöne Zeit, die wir verloren haben!
O trübe Zeit, die den Gesang begraben!

Wenn sonst auch war ein wilder Streit entzündet,
War doch dem Leid die Freude stets verbündet;
Da tobte minder grimmig das Gefecht
Um ein Stück Land, um ein gekränktes Recht.
Da mochte noch in seinem Lagerzelte,
Als Not ihn und die Kampfgenossen quälte,
Der Troubadour von seiner Dame singen;
Vergessen ward der Hunger wie der Zorn,
Denn also lieblich ließ Bertrand de Born
Im Lied die Reize seiner Dame klingen,

Daß Sehnsucht süß in aller Brust erwachte,
Und jeder träumerisch der Fernen dachte.

Nun aber ist's ein Krieg um Himmel, Hölle;
Den ewigen Mächten ist sein Dienst geweiht,
Und fühllos tritt er, wie die Ewigkeit,
Der Leichen starres, blutiges Gerölle.

Der Krieg wird nicht beruhigt und versöhnt,
Wenn er das Land ersiegt, die Burgen bricht;
Und wenn der letzte Feind im Tode stöhnt,
Und stille senkt das bleiche Angesicht,
So ist kein Friedensschimmer sein Erbleichen,
Wie Mondenlicht nach Sturm und Wetterstreichen.
Mag jeder Stein vom Tritt des Krieges beben,
Noch immer ist es nicht das rechte Land,
Die rechte Burg nicht, die er überwand,
Und nicht der rechte Tod, den er gegeben.

Was soll ein Minnelied bei Rachechören?
Wer mag in solchem Sturm den Sänger hören?
Die Vögel schweigen, wenn die Bäume krachen,
Die Nachtigall ist fremd im Lenz der Drachen.

Sie frevеln hart; ich soll es weich beweinen?
Vielleicht mit einem Streitgedicht erscheinen?
Ha! lieber soll mein Schwert in Schlachten singen,
Als je mein Lied mit rohen Knechten ringen.

Ich lasse ruhen hier an diesem Ast
Mein Saitenspiel, den sonst so werten Gast;
Und wird fortan der Wind die Saiten rühren,
Wird niemand doch den neuen Meister spüren,
Wenn eilig Wandrer ziehn vorüber hier,
Das Herz voll Unglück oder Kampfbegier.

In's Lager fort des Grafen von Toulouse!
Nicht taug' ich zum Gemahl in diesen Tagen
Für eine königliche Frau, die Muse;
Sie soll mir nicht den Bettlerbündel tragen.

Komm, folge mir und sei mein Kampfgefährte!
Wir wollen dort den Feinden unsrer Lieder
Eindringlich in's Gesicht und in die Glieder
Gewalt'ge Reime schlagen mit dem Schwerte."

Doch andern Sinns antwortet der Genosse:
„Ich sehne mich nach keinem Edelrosse,
Nach Prachtgeschirren nicht, noch Prunkgewanden,
Was ich bedarf, ist wenig und zu Handen.

Ich schände nicht mein Herz mit wildem Hasse;
Dem Unglück bringt, wenn nur für Augenblicke,
Ein Lied des Friedens Traum; und ich verlasse
Die Muse nicht in ihrem Mißgeschicke.

Ich will den armen Menschen Lieder singen
Und Wohlklang in gestörte Seelen bringen:
Von tapfern Thaten sing' ich dem Bedrohten,
Und dem Betrübten lob' ich seine Toten.
Ziehst du dein Schwert zum unheilvollen Streite,
War dies mein letzter Schritt an deiner Seite."

Und wieder spricht der kriegerisch Entbrannte:
„Die Zeit ist hin, die Harf' und Herz bespannte;
Wo willst du singen, Ruhm und Lieb erwerben?
Nur einen Schluck vom Trank der edlen Trauben?
Die einen morden und die andern sterben,
Die einen betteln und die andern rauben;
So singe denn, dir ist die Wahl geboten,
Vor Bettlern, Mördern, Räubern oder Toten.
Sie haben Ruh' zu wenig und zu viel,
Um aufzuhorchen deinem Saitenspiel.

Von Burg und Hütte wird man fort dich fluchen,
Und Herberg wirst du in den Wäldern suchen.
So hungre denn im Grünen und beneide
Singvögelein, die reichversorgten Gäste,
Und hol' dir ihre Eier aus dem Neste,
Schling' künft'gen Waldgesang in's Eingeweide!

Nebst Hunger wird dich dann noch Zweifel plagen
Wer wohl von beiden mehr beneidenswert:
Der Sänger, der am Ast den Wurm verzehrt?
Der Sänger, den im Grab die Würmer nagen?

Fahr wohl! Wenn doch einmal in frohem Zelt
Die alte Lust zu singen mich befällt,
Wenn ich nach guter Schlacht, beim Becherklang,
Zur Kurzweil schallen lasse Spottgesang,
Und einen feigen Burschen Glied für Glied
Zusammenblas' in meinem scharfen Lied,

Und durch ihn geißle mit belachten Schwänken:
Dann will ich deiner Zug für Zug gedenken!

Mehr schallt kein Wort; doch klirren ihre Degen
Fern tönt der Wald von ihren harten Schlägen.
Die Sänger reimen gut mit ihren Klingen.
Für jede Wunde, die den einen traf,
Muß neu hervor das Blut des andern springen,
Und beide sinken in den gleichen Schlaf,
Beim sanften Rieseln ihrer Purpurquellen,
Wo, weiches Moos, die Sterbekissen schwellen.
Sie liegen tot in tiefen Waldesgründen;
So leicht kann Unmut wilden Streit entzünden

Wie manches Lied in ihrem Herzen ruhte,
Ob sich's verliert im Moos mit ihrem Blute,
Ob es verklang' an sturmbetäubten Ohren,
Gleichviel, es wäre immerhin verloren.

Am Baume liegen ihre Harfen beide,
Bis sie vermorschen einsam und verwittern:
Im Windeshauch die Saiten leise zittern,
Und flatternd spielt das Band von bunter Seide

Der Büßer.

Wer ist ein wahrhaft armer Mann?
Ist's der in hoffnungsloser Kerkernacht?
Wer bei der sterbenden Geliebten wacht?
Wer auf dem Balken treibt im Ozean?
Ist's wer von Zweifeln ewig wird zerrissen?
Wer eine Schuld beherbergt im Gewissen?
Wem seine Tochter rohe Krieger schänden?
Wer auf dem Hochgericht den Sohn sieht enden?

Nein! wer den Jammer trinkt bis auf die Neige
Und wahrhaft elend ist allein der Feige;
Ein Feiger, hoch vom Schicksal hingestellt
Und ausgesetzt den Blicken einer Welt,
Die alle fragen, ob er kühn sich stemme
Anstürmenden Gefahren oder nicht?
Ob er ein Mann soll heißen oder Memme?
Wenn bleich und zitternd er zusammenbricht.

Wie schmeckt die Rute, Herzog von Narbonne,
Graf von Toulouse' und Markgraf von Provence?
Da stehst du, nackt von deinem Fürstenglanze,
Im Büßerhemd ein Fürst, o Priesterwonne!

Rings in unübersehlichen Geschwadern
Gafft Volk! thut nichts! der Abt weiß bleiche Linnen
Zum roten Fürstenmantel umzuspinnen,
Er haut den Purpur dir aus deinen Adern.

Die Stola ist dir um den Hals gebunden,
Dran zieht der Abt den stolzen Fürsten jetzt,
So geht am Strick der Farre, mud' gehetzt,
Mit Lustgebell umtanzt von Metzgerhunden,
Wie du dem Priester folgst in's Gotteshaus,
Indes die Mönche jauchzend dich umschwärmen
Und, dankend für das Fest, Gebete lärmen,
Und Glocken schallen in des Volks Gebraus.
Des Abtes Linke hält der Stola Enden,
Die Rechte peitscht dem Fürsten in die Lenden.

Das Volk erschien zum unerhörten Fest,
Die Schmach Raimunds der Nachwelt zu verbürgen;
Es murrt, daß er vom Mönch sich schlagen läßt,
Daß er den Mut nicht hat, ihn zu erwürgen.
Hin ist sein Mut, den manche Schlacht erprobte,
Der Trotz, der gegen Rom so feurig tobte,
Seit er, um Frieden flehend für sein Land,
Vor Innocenz und seinem Zorne stand.

Der Büßer wird gestellt zum Hochaltar:
Man reicht ihm Hostie und Reliquien dar,
Drauf muß er schwören nach des Mönchs Befehle,
Mit bleichen Lippen und gebrochner Seele,
Daß er gehorsam, treu und heiß ergeben
Der Kirche dienen wolle all sein Leben,
Nach ihrem Wink zu leben und zu sterben,
Und bald sein Schwert mit Ketzerblut zu färben.

O Fürst, an Leib und Seele wund geschlagen,
Was freut auf Erden dich so unermeßlich?
Daß du nicht lieber stirbst wie Schande tragen,
Was lockt hienieden dich so unvergeßlich?
Die Erde ist und was sie hat nicht wert,
Daß sich ein Mann, um drauf zu sein, entehrt.

Viel hundert Knecht' und lumpichte Gesellen
Stehn da und bohren dir Verachtungsblicke
In deines Leibes rutenwunde Stellen;
Sie schauen ihre niedrigen Geschicke
Mit deinem Lose prachtvoll ausgeglichen,
Da also schnöd der Mut von dir gewichen.

Wohl brennen dich die Blicke deiner Knechte;
Die Blicke auch der Treuen, die dich lieben,
Denn jeder wünscht: o wär' er tot geblieben
Im mattesten, unrühmlichsten Gefechte!
O hätt' er Gift geschluckt in seinem Schrecken,
Das Zittern seiner Glieder zu verstecken!

Sie staunen schmerzlich, daß du sie verlassen,
Und schwörst, bis zur Vertilgung sie zu hassen —
Wer untergehn im Strome den Genossen
Unrettbar sah und schaudernd auf die Stelle
Vom Ufer hingestarrt, wo ihn die Welle
Verschlungen und sich über ihm geschlossen,
Der hat gefühlt verwandten Schmerz des Leides,
Das Raimunds Freunden in die Herzen stach,
Als über ihm zusammenschlug die Schmach,
Als sie die Worte hörten seines Eides. —

Drauf schwört Graf Raimund: daß er nie und nimmer
Den Mord Pierre's von Castelnau geboten;
Er schwört's bei Gottes letztem Gnadenschimmer
Und betet knieend für den frommen Toten.

Wie wahren Eid Graf Raimund hier geschworen,
Weiß jener Mann, der dort am Rhonestrand
Dem Mönch den Tod, dem Rosse gab die Sporen,
Und ohne Spur verschwunden aus dem Land.

Der Abbas spricht: „Des Bannes schwere Bürde
Heb' ich von deinem Haupt und jede Schuld;
Die Kirche nimmt dich auf in ihre Huld,
Sie schenkt zurück dir jede Macht und Würde.
Nimm hin das Kreuz, ihr heiliges Geschenk,
Trag's auf der Brust und rüste Tag und Nacht,
Brich auf zu Christi Heer mit ganzer Macht,
Sei deines Eids, der Rute sei gedenk!"

Vorüber ist die qualenvolle Stunde;
Schamflüchtig vor des Volkes dichtem Schwalle,

Mit wundem Leib und tiefrer Seelenwunde,
Enteilt Raimund durch eine Seitenhalle;
Und muß, ob's Zufall, ob Vergeltung sei,
Am Grab Pierre's von Castelnau vorbei.
Er hätte gern sein Los zum Tausch geboten
Dem ruhigen und hochgeehrten Toten.

Und traun! er läge besser auf der Bahre,
Als noch die bangen, ruhmenterbten Jahre,
Die Kraft in Scherben, und den Mut in Splittern,
Umherzuschwanken in den Kampfgewittern,
Bald diesem Heer, bald jenem zugesellt,
Bis er versiechend auf das Lager fällt,
Und, da ihn lange Niemand will bestatten,
Sein Leib zuletzt zur Speise wird den Ratten.

Der Besuch.

Einsam in weithin unwirtbaren Gauen
Im Wald wird eine Herberg' angetroffen,
Des müden Wandrers stundenlanges Hoffen,
Wie freut er sich, wenn endlich sie zu schauen!

Schon ist es Nacht, das Haus umsaust der Wind,
Drin sitzen Vater, Mutter, Ahn und Kind,
Und Knecht und Dirne am Kamin beisammen,
Und werfen derbe Scheiter in die Flammen,
In kalter Winternacht geborgen heiter
Denn willig brennen fort die harzigen Scheiter.

Die Mutter bringt manch Märlein auf die Bahn,
Von Fee und Ritter, Glück und Abenteuer,
Die andern horchen auf, nur nicht der Ahn,
Der kauert dicht und sinnet still am Feuer,
Umstörend in Erinnerungen, alten,
Ob er schon einen Winter solcher Art
Erlebt, wie dieser jetzt auf Frankreich starrt;
Doch keinen denkt er je so grimmig kalten.

Horch! noch so spät, bei solchem Frost, Besuch?
Es pocht an unsre Thür, was mag es geben?
Verrat und Häscher um uns aufzuheben?
Ist's Theodor der Meister, mit dem Buch?

Er ist's, er tritt herein in's warme Zimmer,
Doch grüßt er nicht, verstört, so scheint's, von Leid;
Er setzet sich, da taut des Reifes Schimmer
Und fließt herab von seinem Winterkleid.
Das Eis von Bart und Wangen niederfeuchtet,
In's Antlitz scheint das Feuer und beleuchtet
Abscheu und Zorn, entsetzenvolle Trauer;
Und alle faßt um ihn ein banger Schauer,
Wie er in's Feuer starrt, vom Frost gerüttelt,
Vom Aufruhr in der Seele wild geschüttelt.

Lang saß er schweigend so, in sich versunken;
Da plötzlich greift er in die Brust und nimmt
Das Buch und wirft es in die Glut ergrimmt,
Daß in die Stube spritzen helle Funken,
Und ruft: „Unselig Buch! du magst verbrennen!
Aus dir die Menschen eine Bosheit holen,
Wie nicht die Tiger in der Wüste kennen;
Samt meinem Glauben magst du hier verkohlen!
's ist aus! nie ist ein Gott gewallt auf Erden,
Der Mensch im Zorn muß selbst Messias werden!"

Er schweigt und starrt; der Ahn, der greise, frägt:
„Was wirfst du, Thor, die Bibel in die Glut,
Die du so oft, so gern uns ausgelegt?
Was hat so schlimm verwandelt deinen Mut?"

Und Theodor entgegnet: „Alter, höre!
Vergieb, wenn ich den letzten Traum dir störe.
Es ist so furchtbar kalt seit dreien Tagen,
Daß tot die Vögel fallen aus den Lüften
Und auf den Schnee wie Steine niederschlagen.
Es frieren schier die Toten in den Grüften,
Was noch lebendig ist, das flieht und hastet
Und keinen Augenblick im Freien rastet;
In's Herz hinunter stockt der Brunnenquell,
Die Wölfe heulen um ein zweites Fell,
Aufberstend kracht die eisgesprengte Kiefer;
Hart hat der Tod die Erde angepackt;
Zu zittern schien mir Christ am Kreuz, so nackt.
Zur Hölle kriecht hinein der Teufel tiefer.
Er mag's; hat er doch manchen Pfaffenmann,
Auf den er sich indes verlassen kann.

Bei solchem Frost hat man — wem sei's geklagt? —
Verbannt die Unsern und hinausgejagt.

Der Bischof ließ sie spüren, ließ sie greifen,
Die Häuser, drin sie übernachtet, schleifen.
Der edle Meister Gerhard sprach in Mitte
Der Priester laut: schuldlos ist unsre Sitte!
Er sprach im Richtersaal, nein, Tigerstalle:
Ich bin Apostel, Christen sind wir Alle!
Das frommte nichts; hinaus in Sturm und Schnee!
Und schweigend trugen sie das bittre Weh.

Hülflose Nacht, es drückt das bange Weib
Umsonst ihr Kindlein an den armen Leib:
Nicht kleckt der Mutterhauch, es warm zu halten,
Verzweifelnd fühlt sie's an der Brust erkalten.

Sie irren in der Schneenacht hin und wieder,
Und sinken endlich müde, schläfrig nieder!
Sie schlafen ein, und stille wird ihr Schmerz,
Erbarmend legt die Nacht sich an ihr Herz,
Und saugt ihm leis unspürbar aus der Wunde
Das Leben aus, wie Gift, mit kaltem Munde.
Ich habe schaudernd im Vorübergehen
Sie dort beisammen liegen sehen."

Foix.

Wo der Held die Bande des Geistes bricht,
Fehlt auch der Thor, der frevelnde, nicht,
Der von der Fessel zwar los sich reißt,
Doch mit der Fessel zugleich vom Geist;
Wie der Fuchs in der Eisenfalle verzagt,
Und weil er sie nicht kann brechen entzwei,
Das gefesselte Glied vom Leibe sich nagt,
Um zu verbluten im Walde frei.

Der Graf von Foix will nur genießen
Die Freuden, die irdisch auf Erden sprießen;
Ungläubig verhöhnt er und verachtet,
Was über die Erde hinübertrachtet.

Ihm ist das Grab wahrhaftiges Grab,
Der Tod ein hoffnungsloses Hinab.
Er lacht der Einen, die für die Lehren
Der Kirche sich rotten zu grimmigen Heeren.
Er lacht der Andern, die frommen Witzen
Zu lieb ihr köstliches Blut verspritzen.

Das Alles nennt er ein strittiges Meinen,
Indes man über des Weibes Küsse,
Des Weines Freudengewittergüsse
Schon seit Jahrtausenden ist im Reinen.

Mit Rossen, Gauklern, Dirnen und Jägern,
Stoßvögeln, Hunden und Lautenschlägern,
Mit vollem Rüstzeug der Lust umgeben,
Zu genießen rasch ein verfehmtes Leben,
Braust Graf von Foix durch die Felder hin
Zum Kloster des heiligen Antonin.

Ein Mönch, die Lämmer des Klosters weidend,
Und eben ein Rohr zur Flöte sich schneidend,
Sieht's, taucht in's Gebüsch vor solchem Zug
Und schlägt erschrockne Kreuze g'nug.
Er hört Geplauder, Wiehern, Gelächter,
Gebell und Vogelkreischen dazwischen,
Drein klägliches Blöken die Lämmer mischen;
Ach, in die Herde stürzen die Schlächter.

Sie kommen den Hügel heraufgezogen,
Gleich steigenden Überschwemmungswogen,
Sie stoßen in's Horn, Einlaß verlangend,
Der Pförtner gehorcht, dem Rufe bangend,
Der Schlüssel irrt in zitternder Hast,
Bis drehend im Schloß den Riegel er faßt,
Auf geht die Pforte zur schlimmen Stunde,
Des friedlichen Klosters klaffende Wunde.

Foix führt in die Kirche, die Mönche zu necken,
Sein Roß und tränkt es im Weihebecken;
Der eisenbeschlagne Gaul betrat
Die Marmorglätte mit zögernder Scheu,
Gleich weiß der frevelnde Reiter Rat,
Wirft Meßgewänder ihm vor zur Streu.

Er schüttet seinem geliebten Traber
In's Tabernakel den Zehenthaber,
Und spricht mit spöttisch verzog'ner Lippe:
„Das heilige Kindlein von Bethlehem,
Lag dort so ärmlich und unbequem,
Hier schläft es nun wieder in einer Krippe;
Doch Gold nicht und Myrrhen, noch Weihrauch läßt
Mein Hengst ihm fallen zum Wiegenfest."

Er scherzt, indem er den Falken wiegt:
„Sieh, sieh! dort über dem Altar fliegt
Der weißgefiederte Köhlerglaube,
Der heilige Geist im Flaumenkleide;
Auf, auf, mein Falke, du lustiger Heide,
Und beize herab mir die zierliche Taube!“

Die Gnadenmutter der gläubigen Seelen
Steht zierlich geschnitzt und strahlt in Juwelen;
Die losen Dirnen, zum Tanz sich schmückend,
Umringen die Jungfrau Maria pflückend;
Sie rauben der Stirne den Blumenkranz,
Vom Hals das goldgestickte Gekröse,
Die Perlen, der funkelnden Steine Glanz,
Und streicheln das Kinn ihr: „o sei nicht böse!“

Indessen die Köche was nötig fodern,
Am Herde gewaltige Scheiter lodern,
Und im Takte provençalischer Weisen
Am Spieße, sich bräunend, die Lämmer kreisen.

Die Knechte bringen den Wein in Mulden,
Rasch wandeln die Becher im lustigen Kreise,
Zum Prior der Graf spricht, schelmisch leise:
„Ei! gebt mir Bescheid und sagt mir in Hulden,
Braucht ihr das alles zum Opfer der Messe?
Ist alle der Wein nur Blut des Herrn?
An seine Größe glaub' ich wohl gern,
Verträgt er so reichliche Aderlässe.“

Der Graf ermuntert das wüste Toben;
Ein Schalksnarr steht auf der Kanzel oben,
Mit tollen Geberden, mit scharfem Gekreisch,
Er predigt: „Im Anfang war das Fleisch;
Und Gott war das Fleisch, und dieses war
Bei ihm beständig und immerdar;
Und das Fleisch ist Wort geworden und Licht;
Johannes schrieb verkehrten Bericht.
Drum sollen das Fleisch wir halten in Ehren,
Seid lustig, ihr Kinder, und laßt es gewähren.“

Er springt von der Kanzel und sinkt auf's Knie
Vor einer Dirne mit Courtoisie:
„Komm, schönste der Damen, die Geigen locken,
O tanze mit mir! die Stunden rennen,

Wer weiß, wie bald wir beide verbrennen
Und tanzen im Wind als graue Flocken.
Ach, Aschenflocken dein blühender Leib!
Komm, hänge dich fest, du süßes Weib,
An mich, und liebe mich wild und zart,
Eh' du hangen bleibst an des Pfaffen Bart!"

Und Foix lacht auf und schmettert in's Horn,
Die Mönche zittern vor Angst und Zorn.
Der Reigen ist los, ein brausendes Jagen,
Die Tänzer fliegen in grimmiger Lust,
Als fühlten sie alle doch in der Brust
Das unbetäubte Verhängnis schlagen.

Carcassonne.

Simon mit seiner ganzen Heeresmacht
Belagert Carcassonne Tag und Nacht.
Drin schützt Roger sein Volk und lenkt den Streit;
Die Männer sind zu jedem Tod bereit.
Der Frauen manche schnitt ihr schönes Haar,
Und gerne bringt sie es zum Opfer dar,
Froh, daß sie kann mit ihrer Zierde nützen,
Flicht sie die Bogensehne draus dem Schützen;
Die Kinder zitternd ihre Hände falten
Und beten zu den Mauern, daß sie halten.

O daß sie hielten! draußen aber stürmen
Beschwingte Felsen von den Schleudertürmen;
Schon brechen hier und dort die Quaderstücke,
Den Feinden lacht die offne Mauerlücke.
Ingrimmig in die Mauern schlägt „die Katze"
Mit Eisenkrallen ihre Eichentatze;
Sie schlägt die Takte zu den frommen Sängen,
Womit die Priester helfen ihren Streitern,
Die sie wie weiches Öl in's Feuer sprengen;
Simon gebeut den Sturm, man stellt die Leitern.

Hinan! sie klettern hastig und verwegen,
Und andre stürzen von den höchsten Sprossen
Den Klimmenden entgegen schon, erschossen,
Es fällt ohn' Unterlaß ein Leichenregen.
Die Krieger mengen sich im Steigen, Fallen,
Wie eines Springquells Auf- und Niederwallen.

Graf Simon lenkt mit donnernden Geboten
Den Sturm: „Hinan! erschreckt nicht vor den Toten;
Sie fraßen viel vorweg euch von den Pfeilen,
Mit ihnen müßt ihr nicht die Beute teilen,
Im Namen Jesu Christi, drauf und drein!“
Die Schwärme stürmen durch das Mauerloch,
Das von der Katze schütterndem Gepoch
Aufklafft, die Stücke brechen Stein auf Stein.

Doch bricht kein Stück von jenem Heldenherzen,
Das, groß genährt von seines Volkes Schmerzen,
Das Leid und Schicksal all der Seinen trägt;
Seht ihr Roger den Helden, wie er schlägt!
Dort an dem Turm, drauf seine Fahne weht,
Vicomte Roger mit breitem Schwerte mäht
Wie Halme die bekreuzten Männer nieder;
Nie grüßt, wer ihn nicht flieht, die Heimat wieder.

An seiner Seite ficht Graf Foix, der kecke,
Und ihm zu Füßen wächst die Leichenstrecke;
Und die von ihren scharfen Klingen starben,
Läßt Foix mit Schnüren binden jetzt in Garben;
Dem Grafen Simon stürzen sie zu Füßen,
Für jenen Rosenkranz ein Gegengrüßen.

Nachdem er hundert Herzen Halt geboten,
Ist nun auch Foix gesunken zu den Toten.

Im Sturm hat Simon jetzt den Wall erklettert,
Und manchen Feind sich aus der Bahn geschmettert,
Indem er durch zu jener Stelle bricht,
Wo Held Roger die hellen Wunder ficht.
Die Besten sind zu jenem Ort gedrungen,
Und heißer ward auf Erden nie gerungen.

Die Sage spricht: dort ballte das Verderben
Im Kampfe sich, dort war so dichtes Sterben,
Daß irr die Seelen, die von dannen wallten,
Im wilden Kampfgewühl zusammenprallten,
Und dann, noch krank von ihres Hasses Toben,
Mit Grauen weithin auseinander stoben.

Wie Liebeslust, wenn schon ihr Drang gebüßt,
Nachschwelgend noch mit trunknen Lippen küßt,
So zückt, nicht satt von ihrem Todesstreiche,
Die Hasseslust den Stahl noch auf die Leiche.

„Hinab!“ so schallt nun Simons mächt'ge Stimme,
Er weicht dem Schwert Rogers mit Scham und Grimme;
Die überwundnen Kreuzeskrieger jagen
Hinab, zurück, der Sturm ist abgeschlagen.

Beziers.

Es läßt die Sanduhr Korn an Korn verrinnen,
Und fällt das letzte, ist die Stund' von hinnen;
Also mit jedem Augenblicke fällt
Ein Toter in Beziers zum blut'gen Grunde;
Ein Dämon hat die Leichenuhr bestellt,
Daran zu messen eine Menschenstunde.
Das wilde Kreuzesheer ist eingedrungen,
Und alles Leben wird hinabgerungen.

Simon voran, der harte Todesdegen,
Und fallen muß, wer sich ihm wagt entgegen.
Nicht rühmt das Lied den Tapfern nach Gebühren,
Weil es vom Wirbel bis zur Ferse nieder
Ihn haßt und jedes Zucken seiner Glieder,
Und Schild und Speer und alles, was sie führen.

Abt Arnald ruft in's Fechten, wo es stockt:
„Haut ein! der Ablaß und die Beute lockt!“
Den Priester reitet Simon an, zu fragen:
„Herr, sollen wir auch Katholiken schlagen?
Der Unsern viele sind in diesen Mauern,
Ist hier gestattet Mitleid und Bedauern?“

Der Abt entgegnet: „Dessen ist nicht Not,
Schlagt Ketzer, Katholiken, alle tot!
Wenn sie gemengt auch durch einander liegen,
Gott weiß die Seinen schon herauszukriegen.“

Wenn still und lautlos ginge dies Zerstören,
Man müßte aus den Wunden hier das Blut
Gleich einem Bach im Walde rauschen hören,
Doch wie ein Meer im Sturme schreit die Wut;
Es brennt die Stadt, die Flamme hilft den Waffen;
Wenn Tiger nach Beziers herzögen lüstern,
Den Rauch des Blutes in den heißen Nüstern,
Sie würden müßig hier, bewundernd gaffen.

Dort flüchten Tausende zur Kathedrale,
Nachjauchzt der Mord mit hochgeschwungnem Stahle;
In allen Gassen, Häusern und Gemächern,
In jedem Sparrenwinkel unter Dächern,
In jedem tiefen, dunklen Kellerbogen
Wird nachgesucht und wilden Mords gepflogen.

Vom Giebel wird ein Ketzer dort geschleift,
Wie sonst in's Taubennest der Marder greift;
Hier pocht der Scherge an des Fasses Dauben,
Und tönt es dumpf, so wird es aufgebrochen,
Ob nicht ein Ketzer sich hineinverkrochen,
Sein Blut gilt werter als das Blut der Trauben.

„Komm, heil'ger Geist!" die Priester alle singen.
Kein Greuel kann wie der das Herz empören;
Der Opfer viele in die Flamme springen,
Um nur die Mörder singen nicht zu hören.
Doch Tausende sind jener auch gefallen,
Für welche süß der Lobsang würde schallen.
Die Stund' ist aus, nichts giebt es mehr zu morden,
Hoch brennt die Stadt, und weiter ziehn die Horden.

Roger, Vicomte von Beziers.

Roger, der junge Held, im Kerkerturm;
Kein Blitz so scharf, daß er die Nacht durchdränge,
So heftig tobt auf Erden nie ein Sturm,
Daß nur ein Laut davon hinunter klänge.
Verlöre jetzt die Sonne ihren Schimmer,
Dem Glühwurm gleich, der sterbend sich verdunkelt,
Wie von Beziers die letzte Kohle funkelt
Und Asche wird beim letzten Sterbgewimmer,
Roger erführe das in seiner Gruft
Nur am Erkalten seiner Kerkerluft;
Die Nacht in diesen festen Quaderschichten
Kann sich zu tiefrer Schwärze nicht verdichten.

Fiel je auf diesen Fleck der Sonne Schein?
Der moderfeuchte hat es längst vergessen;
Hier mag Roger, wie viel an Land noch sein,
Im steten Hin- und Wiedergange messen.

Sein Lebensglück ist ihm verweht zur Sage,
Die er sich selbst erzählt; sie klingt so traurig!
Ihm ist der helle Strom der Jugendtage
Gestockt zu einem Sumpfe, schwarz und schaurig.
O Fürstenglanz! wie bald bist du verblichen!
O Waffenglück! wie treulos du gewichen!

Verraten und gefangen mußt' er werden
Von Simon, den Verhaßtesten auf Erden.
Mit Ritterwort ward Freigeleit gelobet,
Dem Ketzer wird die Treue nicht erprobet. —
Um Frieden wollt' er dingen für die Seinen,
Die nun verwaist um ihren Retter weinen;
Sie flohn aus Carcassonne still und sacht
Durch ein geheimes Pförtlein in der Nacht.

Auf's Halmenlager wirft Roger sich hin,
Und läßt Vergangenheit vorüberziehn.
Vorüberträumt an seinem Gram und Zorne
Sein Jugendglück: wie er zur Morgenstunde
Die Sonne aufgeweckt mit seinem Horne,
Den Jägertroß und die erfreuten Hunde.
Wie sie lustlärmend durch die Wälder eilten
Und wacker Hirsch' und Rehlein niederpfeilten;
Frisch auf! Ha! Ho! die starken Keuler brechen;
Er schwingt den breiten Spieß zum Bärenstechen;
Wie dann beim frohen Mahl die Becher klangen,
Und Troubadours das Lied der Liebe sangen.

Wohl bitter ist's, in Kerkerfinsternissen
Den Sonnenschein, den Strahl der Sterne missen,
Gebirg und Wald und hellen Vogelsang,
Der Wasser Rauschen und der Donner Klang;
Doch bittrer ist's, den Blick des Freundes meiden,
In dessen Strahl entschlummern unsre Leiden,
Gleichwie im warmen Frühlingssonnenschein
Die Nattern süß ermüdet schlafen ein;
Doch bittrer ist's, des Freundes Wort entbehren,
Dem selbst das Elend glaubt die holden Mären,
Daß alles noch sich werde fröhlich wenden,
Und jeder Gram in Ruh' und Freuden enden.

Kein Frühling weiß so traut und wohl zu klingen,
Als wenn zum Herzen Freundesworte dringen;
So tönt kein Lied in kummervollen Stunden,
Wie wenn der Freund das rechte Wort gefunden.

Roger gedenkt an seinen Freund Alfar,
Den liebsten aus der kühnen Männerschar. —

Dann fährt er auf im schmerzlichsten Ergrimmen,
Wenn er zu hören meint die fernen Stimmen
Der Seinigen, die unter Rosseshufen
Und auf den Scheitern ihn um Hilfe rufen.

Wohl ihm, wenn ihn ergreift Erinnerung,
Wenn ihm ertönt das Feldgeschrei: „zu Waffen!“
Die Rosse wiehern im beherzten Sprung,
Die Schwerter schallen und die Wunden klaffen,
Die Kolben krachen und die Lanzen splittern,
Die Rosse stürzen samt den Kreuzesrittern;
Die Pfeile schwirren, tausend Wunden stechend,
Als Mücken dieser heißen Abendzeit,
Und Held Alfar, den Feindesschwarm durchbrechend,
Erglänzt, ein Stern im Strahl der Tapferkeit,
Ein Nachtgestirn, das in dem Kampfgewühle
Ringsum den Feinden sendet Todeskühle.

Abrede hat mit ihm Roger genommen:
Von Osten ist der Eine zugefahren,
Der Andre haut von Westen in die Scharen,
Und mittens wollen sie zusammenkommen.
Und jeder führt sein Häuflein Kampfgenossen,
Sie stürmen auf den schlachtberauschten Rossen
Einander zu, zur Rechten und zur Linken
Im Lückenbruch erschlagne Feinde sinken.
Und jeder freut sich, trifft er im Gefecht
Den Gegner kriegserfahren, kampfgerecht,
Wenn seine Kunst, das Roß im Kreis zu schwenken,
Die Art, im Anlauf seinen Speer zu senken,
Von ferne schon den edlen Helden loben,
Was Stich und Hieb in harter Näh' erproben.
An seinem Harnisch ist der Speer zersprungen,
Doch hat Roger, Alfar sein Schwert geschwungen,
Dann muß der Held des Siegens sich entwöhnen,
Und, hingestreckt, Lebwohl der Erde stöhnen;
Die matte Hand greift irr und ungewiß
Umher schon in der Todesfinsternis.

Nun sieht der Freund des Freundes Helmbusch wallen,
Er kennt ihn an des Schwertes lautem Schallen;

Der rot' und schwarze Busch begegnen sich,
Wie Blut und Tod, wo dies Gefieder strich. —
Schon sind sie durch — es fiel der letzte Schlag —
Sie wünschen sich gar fröhlich: „guten Tag."

Roger ist aus dem schönen Traum erwacht,
Still wünscht sein Feind dafür ihm „gute Nacht,"
Denn durstend greift er nach dem Krug
Und trinkt den herben Tod mit einem Zug.

Das Mädchen von Lavaur.

Nach langem Kampfe ist die Burg genommen;
Wie schwelgt das Kreuzesheer in Rachewonnen!
„Komm', heil'ger Geist!" so singt der Priester Chor,
Und was da lebt muß sterben in Lavor.
Nur eine Jungfrau überlebt den Tag,
Die scheintot still in ihrem Sarge lag.
Sie hörte nichts vom Lärm des letzten Sturmes,
Und nichts vom Niederkrach des festen Turmes;
Wie alles fiel, was sie geliebt hinieden,
Verhüllte ihr ein falscher Todesfrieden.

Nun wacht sie auf; wie stille! nicht ein Laut!
Der Jungfrau, daß sie taub geworden, graut;
Sie prüft mit einem Schrei ihr Ohr,
Sie hört — erschreckt von ihrem eignen Schalle,
Denn sich nur hört sie; — bin ich in Lavor?
Herbei! weh mir! o Gott, wo seid ihr alle?"

Sie stürzt hinaus und sieht entsetzt, warum
Rings alles in der Burg so grabesstumm.
Da liegen sie umher,
Das Mädchen ruft: weh mir! lebt Keines mehr?
Doch niemand hört sie, niemand wird gewahr
Und freut sich, daß entstiegen sie der Bahr?

Sie sucht am Grund die Eltern, find't sie nicht,
Und jedem Toten schaut sie in's Gesicht.
Sie sucht den höchsten Schreck an jeder Stelle
Und findet ihn zuletzt in der Kapelle,
Als hätte, wählend, jegliche Prachtblume
Den Tod gespart zum Schmuck dem Heiligtume.

Dem Greise, der an Krücken sich geschleift,
Ist schnell das Kind zum Sterben nachgereift;
Dort ist die Brust der Jungfrau unverwehrt
Vom Haupt des rohen Waffenknechts beschwert;
Ein Reiter dort, im Antlitz bleichen Zorn,
In's Auge eines Mönchs gedrückt den Sporn

Wie sind die teuren Züge, ach! entstellt,
Auf welche jetzt der Blick des Mädchens fällt;
Doch kennt das Herz die ihm die Nächsten waren,
Am Kleid, am Wuchs, am Finger, an den Haaren

Die Jungfrau weint, nicht jene milden Zähren,
Die uns ein Unglück lindern und verklären,
Dem Mädchen, wie's die Elternleichen schaut,
Des Irrsinns Nebel von den Wimpern taut.

Sie springt an's Christusbild dort am Altar
Und ruft: „Du armer! möchtest fort, nicht wahr?
Wie quälst du dich, hinaufzuziehn die Füße,
Daß sie das Blut, das steigende, nicht küsse!
Sie sind genagelt; — reut es dich? dich reut's,
Daß du gekommen bist an's Kreuz!
Das alles, alles ist um dich geschehen!
Wie bang sich deine Augen drehen!
Hoch steigt das Blut, das bald der Fuß dir näßt,
Ich zerr' umsonst, der Nagel steckt zu fest,
Er haftet immer noch;
Maria! hilf! Johannes, helft mir doch!
Du armer Menschensohn,
Wie sträuben sich die Dornen deiner Kron'!
Wie wild die Angst um deine Lippen zückt!
Ich fürchte mich vor dir, du wirst verrückt!

Sie flieht hinaus, da schrei'n die Raben
Sie an: willst du, was uns gehört, begraben?
Sie flieht und weint, und jedem nah und fern
Klagt sie das traurige Geschick des Herrn.
So klagend irrt durch Dörfer, Wald und Moor,
Und weckt Mitleid das Mädchen von Lavor.

Des Wandrers Gruß.

Sein Feld besät mit Körnern dort ein Bauer,
Verdrossen thut er's, in verzagter Trauer.

Wird seiner Sense sprießen einst die Ähre,
Und nicht des Rosseshufen wilder Heere?

Wer mag getrost die Zukunft noch beschicken,
Sieht er den Sturm schon kommen, sie zu knicken?

Mit lässiger Hand den Samen wirft der Alte
Und wenig hoffend in die Furchenspalte,

Sein Söhnlein aber streut mit hellem Singen,
Weil Jugend freudig hofft: es wird gelingen!

Dort flattert wieder eine Taubenschar,
Und pickend schmälert sie das künft'ge Jahr.

Die Diebe sieht der Landmann sonder Grollen
Mit schwanken Köpflein schreiten durch die Schollen

„Ei! Tauben, laßt gefallen euch die Kerne;
Der Feind ist nah, die Ernte noch so ferne!

Du weiße dort! hat dich ein Pfeil geschreckt,
Daß also rot die Brust dir ist gefleckt?

Doch nein! wer hat Geschosse zu verschwenden?
Wer möchte jetzt den Pfeil nach Tauben senden?

Täublein, bist von Lavor? und traf dich Blut,
Als du in's Nest hineinflogst zu deiner Brut?

Barg ein Verfolgter sich am Tag der Rache,
Und ward ergriffen unter deinem Dache?

O trübe Zeit, wann Tauben am Gefieder
Das Blut des Menschen tragen hin und wieder!"

Der Alte hat der Taube Los erraten,
Und trauernd streut er wieder seine Saaten.

Ein Wandrer, einsam wallend durch das Land,
Des Bauern Wort belauschend, stille stand;

Und freundlich spricht er, eh er weiter zieht:
„Hörst du der Lerche helles Morgenlied?

Vom Liede einer Lerche ist umher
Der ganze Himmel voll, nicht klage mehr!

So tönt fernhin der Freiheit Morgenruf,
Zerstampft dir auch die Saaten Rosseshuf.

Es klingt ihr Ruf je heller in die Weiten,
Je mehr die Feinde stillen Tod verbreiten."

Alfar.

Alfar der Held in seinem Leben
Hat Priestern nie Gehör gegeben;
Und was die Albigenser sprechen,
Ist ihm nicht minder fremd geworden
Seit jenem unvergessnen Morden
Zu Brom, seit jenem Augenstechen.

Gern mag er die Erinnrung fragen
Nach seinen goldnen Jugendtagen;
Und was ihm ohne Spur entschwunden,
Sucht er bei Kindern zu erkunden.
Auch dem von Schuld und Schicksal Kranken
Gewährt oft flüchtiges Genesen
Bei frohen Kindern der Gedanken:
So bin ich einmal auch gewesen.

Wer seine Jugend überlebt,
Wen unvergeßlich Leid getroffen;
Wem schal geworden jedes Hoffen,
Für das er sehnlich einst gestrebt,
Und wenn er kalt für Ruhm und Ehren,
Kein Kuß ihm zündet mehr am Munde;
O könnt' ein Zauber ihm gewähren,
Ein Kind zu sein nur eine Stunde,
Könnt' er die Welt mit frischen Blicken
Nur einmal noch und freudig sehen,
Es würd' ihn stärken und erquicken,
Bis das Geschick ihn heißt vergehen.

Der Trübe spricht: „Wohl euch, ihr Kleinen,
Daß ihr, vom Glauben unvergällt,
Noch treulich spüren könnt die Welt,
Und mit euch selbst es redlich meinen!"

Der Trübe spricht: „Doch währt's nicht lange,
So seid auch ihr ein Raub der Schlange;
Denn wem in dieser Zeit die Kunde
Des Glaubens naht, der geht zu Grunde.

Glaubt er, so ist's um die Natur gethan,
Die er hinopfert seinem Wahn;
Und siegt Vernunft, so muß der sterben,
Und dem wird Haß die Welt verderben.
Der Mensch mag glauben, zweifeln, wissen,
Sein Leben ist vergällt, zerrissen." —

Ein Schreck ergreift die Leichenwacht,
Wenn auf der Bahr' in stiller Nacht
Vom Scheintod wach, ein Mensch sich regt,
Den sie zu früh dahin gelegt;
Und faßt euch nicht ein tiefres Grauen,
Läßt sich vor euch ein Toter schauen
Mit scheinlebendiger Geberde,
Der besser läg' im Schoß der Erde,
Weil jede Glut in ihm verlodert,
Und längst sein bestes Leben modert?
Der Todeskenner nur erschrickt,
Wenn er ein solch Gespenst erblickt.

So haust Alfar auf seinem Schlosse,
Nichts kann ihm Leid noch Freude schaffen,
Im Stalle feiern seine Rosse,
Und Rost verdunkeln seine Waffen:
Das Wild im Forst mag ruhig schreiten,
Er jagt nicht mehr in diesen Zeiten,
Seit auf sein Kind geschah ein Jagen,
Und Priester ihm den Sohn erschlagen.

Der Schmerz, die Wut, die Rache tobten
In seiner Brust und in der Schlacht,
Und Feinde starben, Freunde lobten,
So flog ein Jahr wie eine Sturmesnacht.
Dann war es still und ausgestorben
In seiner Brust und jedes Glück verdorben.
Wie nach Gewittern wilde Bäche
Auf grün lebend'ger Wiesenfläche
Nur Steingeröll zurücke lassen,
Ließ ihm den Tod zurück sein wildes Hassen.

Er wandelt einsam, kalt und wüst;
Wenn freundlich ihn die Sonne grüßt,
Er dankt ihr nicht; er wünscht im Hain,
Wenn alles grünt und schallt von Liedern,
Es möchte dürr und stille sein;
Er fühlt nur noch ein kühles Widern.

Zur Abendzeit der Ritter stand
An seines Schlosses Felsenrand.
Die Sonne leuchtet in das Thal,
Und lächelnd schaut er ihren Strahl,
Indem er ihr die Worte spricht:
„Es ist umsonst, bemüh' dich nicht,
Die Flur zu schmücken und zu nähren,
Die sie vielleicht noch heut' verheeren!

Und doch warum? — weil die verneinen,
Was die vielleicht zu glauben meinen.
Auf seines Herzens tiefstem Grund
Sitzt auch dem gläubigsten Gesellen
Der Zweifel als ein wacher Hund,
Den Nazarener anzubellen.

Ja! Innocenz Ischariot
Hat auch verraten seinen Gott
An seine Furcht und banges Zagen,
Daß Ketzer Christum noch verjagen;
Er traut nicht seinem Machtbestand,
Drum dient er ihm mit Schwert und Brand;
Schon sieht er ihn hinausgestoßen,
Der Götterwandrung angeschlossen.

Was selbst er nur mit halben Kräften
Vermag zu glauben und zu halten,
Sucht er mit herrisch frechem Schalten
Der Welt gewaltsam anzuheften.

Wenn ich es höre, wie sie reden
Von Gott und ihren Glaubensfehden,
Wie Haß und Wahn die Welt entzweiten,
Wie Fabeln gegen Märchen streiten;
O grauser Abscheu, tödlich kalt,
Der mir die Brust zusammenkrallt!"

So sprach der Wilde vor sich hin,
Und sieht im Thal zwei Wandrer ziehn,

Und jetzt den Pfad der Burg erklimmen,
Laut streitend mit erhitzten Stimmen.
Sie fegen rüstig mit den Händen,
Um ihren Worten Kraft zu spenden,
Und auf dem Steilpfad mit den Füßen
Das Gleichgewicht nicht einzubüßen.
Der eine — Mönch, der andre — Krieger,
Will jeder sein im Streite Sieger;
Was Christus mit dem Felsgesteine,
Worauf sein Bau gegründet, meine? —

Alfar aus kalter Seele lacht
Und ruft hinunter: „Habet Acht!
Dies ist der einzige Felsen, traun!
Worauf sich läßt auf Erden baun!"
Mit leichtem Tritte stoßt der Heide,
Zu schlichten ihren lauten Hader,
Hinunter einen losen Quader,
Und in den Abgrund stürzen Beide.

Das Gelage.

In einer Laube an der Seine trinken
Drei Freunde ihren Becher aus Burgund;
In warmer Freude überströmt der Mund,
Die Hecken blühn, die goldnen Sterne blinken.

Nicht sicher ist es heutzutag auf Erden,
Schwer im Verhängnis atmen diese Zeiten,
Im Garten hier auch leise Horcher schreiten,
Die frohen Zecher lauernd zu gefährden.

Die Freunde aber trinken froh und sprechen,
Wie die Gedanken auf im Herzen brechen,
Sie lassen frei die Herzensblume düften,
Kein Rückhalt sei in solchen Frühlingslüften.

Sie sprechen von den höchsten, letzten Dingen,
Und ihre Becher hell zusammenklingen.
Zum Sternenhimmel weist empor der eine
Und redet laut bei hochgeschwungnem Weine;
„Seht, Brüder, seht, wie uns die Sterne strahlen!
Als böten Herberg sie zu tausendmalen,

Wenn man von dieser Erde uns vertriebe.
Doch höher ist die Heimat, die uns bliebe.
Laßt uns das Herz mit Mut und Freude tränken:
Zu Almerichs von Bene Angedenken!
Ein freier Mann! ein Forscher ohne Zagen!"
Und ihre Becher hell zusammenschlagen.

„Seht, wie der Frühling uns den Trunk gesegnet
Und in den Becher seine Blüten regnet!
O spielten doch in den Pokal die Weste
Uns Flocken von des Freundes Aschenreste,
Daß wir sie an die Lippen heben dürften,
Und liebend mit dem Wein hinunterschlürften!"

Zerstreut an hundert Tischen in dem Garten,
Bei Wein und leckern Speisen aller Arten
Studenten sitzen aus der hohen Schule
Paris, genannt die Leuchte dieser Welt,
Und, allzufreien Künsten zugesellt,
Bewirtet mancher neben sich die Buhle.
Von Schweden, Deutschen, Polen und Franzosen,
Von Italienern, Ungarn, Engelländern,
Vielfach an Sprache, Sitten und Gewändern,
Die lauten Stimmen durcheinandertosen.

Hier halten Theologen Wortgefechte,
Spitzfindig dialektisch; blanke Waffen
Muß Aristoteles, der Heide, schaffen;
Juristen zanken dort um Römerrechte.
Die Ärzte lachen ob den Wortverdrehern,
Und lehren, wie sich Elixiere brauen;
Sprachwurzeln werden lärmend ausgehauen
Von Philologen, Griechen und Hebräern.

Die Astronomen schelten sich um Zahlen;
Dort singt ein Trupp vergnügter Provençalen
Den tapfern Troubadour Bertrand de Born,
Sein Minneleid und seinen Heldenzorn.
Goldstücke rollen dort, die Würfel dröhnen;
Gelächter schallt zu jugendlichen Possen,
Und jedes wird mit edlem Wein begossen;
So lustig werd' es allen Musensöhnen!

Und wieder spricht ein andrer in der Laube,
Indem er schwingt den roten Saft der Traube:

„Von Almerichs von Bene teuren Lehren
Blieb eine unvergeßlich mir vor allen;
Sie wird noch spät auf Erden wiederhallen,
Wenn wir schon längst sind fort und nimmer kehren.
In dieser sternenhellen Frühlingsstunde
Sei sie uns wiederholt aus meinem Munde:

„Was wir mit dunklem Worte nennen
Die göttliche Dreifaltigkeit,
Das sind drei Stufen in der Zeit!
Wie wir den einen Gott erkennen.

Den Vater glaubte den Gewittern
Der Mensch und dem Prophetenmund,
Vor Gottes Willen mocht' er zittern;
Und solches hieß der alte Bund.

Jehovahs Tage mußten schwinden,
Der dunkle Donnernebel floh;
Wir lernten Gott als Sohn empfinden,
Und wurden seiner Liebe froh.

Auch Christi Zeit, die Gott verschleiert,
Vergeht, der neue Bund zerreißt,
Dann denken Gott wir als den Geist,
Dann wird der ewige Bund gefeiert.

So wird in Dreien Eins genommen,
Und Gott von uns in seiner Macht
Geglaubt, empfunden und gedacht;
Es will die Zeit des Geistes kommen.

Die Zeit, in der mit seinen Strahlen
Der Menschengeist zusammentrifft
In Eines, ohne Kreuz und Schrift,
Und selig ruht nach langen Qualen." —

Auf Almerichs von Bene Angedenken!" —
Das ist zum Theologentisch gedrungen,
Sie horchen auf von ihren Schulgezänken,
Und ein Lombard' ist auf den Tisch gesprungen;
„Die neue Lehre soll die Welt besiegen!
Der Geist ist Gott!" so ruft er in die Scharen,
Und alle auf von ihren Bänken fahren
Und nach den Sternen ihre Mützen fliegen.

Von Tisch zu Tisch hineilt das große Wort
Und reißt die jungen Herzen mit sich fort;
„Der Geist ist Gott!“ so schallt es hin mit Macht,
Ein Freudendonner durch die Frühlingsnacht.

Der Brunnen.

Das Gras im Burghof zu Lavor
Wuchs einsam, ungestört empor,
Schon überhüllt es und umschattet
Gebein, zerstreut und unbestattet;
Raubvögel, die an's Licht es zogen,
Umfliegen hoch im stillen Bogen
Die brandgeschwärzten alten Mauern
Der dunkle Himmel scheint zu trauern.

Am Brunnen steht sie noch, die Linde,
Die Zeugin einst so schöner Zeiten,
Sie läßt, bewegt vom Herbsteswinde,
Die Blätter leis hinuntergleiten;
Die Sträucher drängen mit Verlangen
Zum Brunnen, Disteln selbst, die rauhen,
Den Rand von Marmor überhangen,
Als möchten sie hinunterschauen,
Ein Sänger steht am tiefen Bronnen,
Sein letztes Lied hinabzuweinen,
Ach, wo versenkt mit allen Wonnen,
Giralda ruht, bedeckt von Steinen.

„Der Himmel hat kein Wort geboren,
Wie hold du warst, wie schön, zu sagen;
Die Hölle hat nicht herbe Klagen
Als meine, daß ich dich verloren!

Kein Trost kann mit dem Schmerze ringen;
Du wirst nicht wieder auferstehen,
Wenn Gott dich einmal ließ vergehen,
Kann er dich so nicht wiederbringen.

Da unten mein' ich dich zu hören,
Wie deine Lippen traulich flüstern,
Hinabzustürzen werd' ich lüstern;
Doch soll ich auch dein Bild zerstören?

Es taucht mir auf mit allen Zügen,
Mit jeder Schönheit unvergessen;
Wie deine Reize unermessen,
Kann auch mein Schmerz sich nie genügen.

Sie senkten in den Schacht dich nieder,
Und eine Welt von Freudenschimmer,
Was einmal tot, ist tot für immer,
Die Schönheit, Liebe, und die Lieder!"

Entgeltung.

Vorüber sind die schönen Frühlingsnächte;
Der Sommer hat geglüht und Saat gereift,
Der Herbst die Blätter von den Bäumen streift,
O daß er auch den Haß zur Ruhe brächte!
Der überwintert grüner als Cypressen,
Und jene Nacht, er hat sie nie vergessen;
Was dort von Freiheit in der Gartenlaube
Erscholl, es ward den Winden nicht zum Raube.

Gegraben wird nach Almerichs Gebeinen,
Im Feuer sie den Schülern zu vereinen.
Die Feinde, könnten sie in ihren Hassen
Den Hingeschiednen selbst, ihn selbst ergreifen,
Sie würden ihn herab vom Himmel schleifen;
Und ist er dort, auch nicht der Hölle lassen.

Dem Tode zürnen sie, daß er so frühe
Den Feind entführte und auf eigne Hand
Ihn sanft entrückte jeder Erdenmühe,
Und nur die Knochen ließ dem Rachebrand.
Sie möchten schier vor Wut sich selber äffen,
Mit Bann den Tod, den alten Ketzer treffen,
Des Riesenhand, trotz allen Widerschlägen,
Die Macht des Wahnes wird zur Ruhe legen.

Doch ihre Zeit ist noch nicht abgeflossen;
Indessen wird ein Feuer angezündet,
Und jetzo haben Almerichs Genossen
Sein kühnes Wort zum letztenmal verkündet.

Der eine von den Priestern am Schaffot
Hat Haß genug zu einem letzten Spott:

„Nun mögt ihr euren Herzenswunsch erreichen,
Den ihr verlauten ließt so unerschrocken,
Nach eures teuren Meisters Aschenflocken;
Ihr dürft mit ihnen sein als ihresgleichen.
Nehmt jetzt die Sterne, die so freundlich lachten,
Beim Wort; sie haben Herberg' angetragen;
Die Erde muß sie euch fortan versagen,
So mögt ihr heut auf Sternen übernachten!"

Umsonst!

„Mein guter Degen, wie du voll Verdruß
Im Winkel ruhst, schier wie der Hecht im Dürren;
Du Eisenfisch, sollst bald vor Freude schwirren
Und lustig tanzen mir im roten Fluß.

Ei! Rößlein feurig, tummelnd auf der Weide,
Sollst glänzen bald im blanken Harnischkleide,
Zum Sporenhieb und Klange der Dronmeten
Den schönen Kampfritt über Leichen treten."

Schon reitet er bewaffnet, kreuzgeschmückt,
Der Fahne nach, die dort zu Felde rückt.
Wie Otto von Burgund und all' die Edeln
Der Kirche schmeichelnd mit dem Banner wedeln!
Wie rasch doch Fürsten ihre Fahnen schwingen,
Wenn es der Freiheit gilt den Tod zu bringen!

Es gilt den auferstehenden Gedanken,
Von dessen Tritt die sieben Hügel schwanken,
Den Starken gilt's zum Tod zu ringen nieder,
Den Riesen mit den rauschenden Gewändern,
Der seines Leibes unermess'ne Glieder
Zugleich erhebt in weitentlegnen Ländern. —
Was soll der Rößlein Wiehern hier und Springen?
Was wollen hier die ausgereckten Klingen?

O Fürsten übermütig, wahnverloren,
Blickt auf zur Nacht, wenn ihre Sterne flammen,
Und schaut den Feind, dem ihr den Tod geschworen,
Und zittert schaudernd in euch selbst zusammen;

Gedanke heißt der Heilige, der Held,
Der im Urkampf ersiegt dies weite Feld;
Er hat getaucht die Sterne in sein Licht,
Er gab den Stand den Sternen und die Flucht,

Hält ewig fest die strenge Sternenzucht;
Sein ist die ganze Welt und ihr Gericht.

Ihn wollt ihr hemmen, wenn er sichtbar werden
In menschlicher Gestaltung will auf Erden?
Haut alle grünen Sprossen ab zur Stunde,
Reißt alle Wurzeln aus dem Muttergrunde,
Und schießt die Vögel aus den Lüften nieder,
Wenn ihr das Grünen hasset und die Lieder,
Ihr könnt den Drang nicht hemmen und nicht stillen
Den unaufhaltsam starken Frühlingswillen.
O glaubet, Fürsten, minder noch zu zwingen
Ist der Gedanke je mit Euren Waffen,
Wenn er der Menschheit will die Freiheit schaffen,
Und will durch die Geschichte blühn und singen.

Simon Montfort.

Die Burgen und die Dörfer brennen,
So helle Flamm' ist angefacht:
Man kann in mondverlassner Nacht
Die Toten auf dem Feld erkennen.
Der Krieg, der wilde, rennt und schnaubt
Durch's Land, die blutig rote Pfütze,
Er hat den Himmel sich auf's Haupt
Gesetzt als eine Scharlachmütze.

Graf Montfort nach Toulouse reitet
Mit seinen kreuzgeschmückten Scharen,
Von seiner holden Frau begleitet
Durch rauhe Mühsal' und Gefahren.

Er spricht zu ihr, wie reich mit Segen
Die Kirche seine Fahrt belohne,
Es blinke strahlend schon entgegen
Ihm von Toulouf' die Fürstenkrone,
Wie Beziers ihm zugefallen
Mit Burgen, Städten und Vasallen,
Wie Carcassonne, Conserans,
Albi und Foix ihm unterthan.

Doch schweigend reitet sein Gemahl,
Weil Atem ihr und Sprechen schwer
Im Wind, der von den Feuern her
Rauchwolken jagt ins enge Thal.

„Wenn auch die Äuglein überfließen,
Laß, Kind, den Rauch dich nicht verdrießen;
Bald folgt den Zeiten rauher Kämpfe
Ein glanz- und ehrenreicher Friede;
Bedenk', es kommen diese Dämpfe
Aus unsres Glückes Flammenschmiede.

Bald steht, mein letztes, schönstes Hoffen,
Mir huldigend Tolosa offen!"

Sie schweigt, nicht bloß der scharfe Rauch
Hat Stimm' und Rede ihr benommen;
Ein schweres, banges Ahnden auch
Hält traurig ihr das Herz beklommen.

Auch Montfort schweigt, und die Gedanken
Beginnen zweifelnd ihm zu schwanken.

Der Tritt von zwanzig tausend Pferden
Erdröhnt, und durch des Rauches Flor
Bricht dunkelrot der Mond hervor,
Wie Wiederschein des Bluts auf Erde

Sie ziehn hintan die ganze Nacht,
Und als der Morgenschein erwacht,
Umlagern sie zu Roß zu Fuß,
Ein breites Heer, die Stadt Toulouse.

Graf Montfort kniet in seinem Zelt
Anbetend vor dem Herrn der Welt,
Er beichtet Fulco und bekennt
Die Sünden, die sein Herz beschweren,
Er hört' die Meß' in Reuezähren,
Und nimmt das heil'ge Sakrament,
Daß Christi Leib und Blut ihm stärke
Mit Mut den Leib zum blut'gen Werke.

Die Mönch' im Chore singen wieder
Weithin erschallend fromme Lieder,
Harmonisch durch die Lüfte ziehen
Der wilden Zwietracht Melodieen.

Wie Montfort jetzt, der kühne Fechter,
Sein Roß besteigt, da bäumt und prallt
Der Gaul, und von den Mauern schallt
Tolosa's jauchzendes Gelächter.

Doch Montfort schwingt sich auf im Zorn,
Haut tief in's Roß den scharfen Sporn;
Hinsprengt er an des Walles Rand,
Und droht mit Schwert und Blick, da fällt
Ein Stein, der ihm das Haupt zerschellt,
Und sterbend sinkt er in den Sand.
Fahr wohl! o Glück und Fürstenmacht!
Noch treffen Simon im Verscheiden
Fünf Pfeile, die den Stein beneiden,
Er hört noch, wie Tolosa lacht.

Nun schallt das Feld von Schmerz und Klage,
Die weit das Lied von hinnen stören,
Weil es, gedenkend früh'rer Tage,
Um Simon nicht will weinen hören.

Ritter und Mönch.

Die Schlacht verrauscht, die Sieger ziehn von hinnen,
Ein Ritter bleibt zurück bei seinem Roß,
Das ihm durchstach ein irrer Lanzenstoß;
Ihm galt's, er sieht des Rosses Blut verrinnen.

Des treuen Tiers kann er sich schwer entwöhnen;
Er schaut es an mit einem Blick voll Leid,
Schnallt ihm den Sattel ab, das Panzerkleid,
Erleichtern will er ihm das letzte Stöhnen.

Zum Abzug wird das Schlachthorn dort geblasen,
Da zuckt dem Gaul die Seele noch hervor,
Da spitzt er müd' und langsam noch das Ohr,
Nun streckt er tot die Glieder auf den Rasen.

„Wo ist dein tapfrer Sprung, o mein Geselle?
Und wo dein feurig Wiehern, edles Tier?
So herrlich klang's, das liebste Schlachthorn mir;
Wohin dein Mut, die Kraft, die Windesschnelle?

Sei nun ein Mahl, mein Roß, den Geierscharen!
Sie haben nie geschmeckt so edles Blut!
Zu kostbar ist dein Fleisch für Würmerbrut,
In Geiern soll es gegen Himmel fahren.

Den Aaren soll dein Blut im Herzen kochen,
Daß sie betrunken taumeln in der Luft,
Dann singen sie dein Lob durch Berg und Kluft:
Das beste Roß ward bei Montjoyr' erstochen."

Er lagert sich am Waldsaum hoher Eichen,
Die Walstadt ruht im Abendlichte klar,
Und vor dem Anblick dieser Leichenschar
Muß seinem Schmerz des Rosses Bild entweichen.

Die bleichen, wildentstellten Angesichter
Ergrimmter Feinde liegen hier vereint,
Gleichmäßig auf die Toten alle scheint
Der Friedensgruß der sanften Abendlichter.

O hätte so gestrahlt in die Gemüter,
Klar und versöhnend, ein Gedankenstrahl,
Ein himmlisch Licht in dunkler Seelenqual,
Sie lebten — froh der holden Erdengüter.

Was raschelt in des Eichwalds dürrem Laube?
Ihm naht ein Mönch und spricht: „Gott tröste dich!"
Und blickt so frei und fest, als ob er sich
Im Schutze dieser Toten sicher glaube.

Ihm schmückt die Brust ein Kreuz von roter Seide,
Die Waffen warf er weg; daß er sie trug
An diesem Tag des Kampfs und Wunden schlug,
Zeigt manche Spur des Bluts an seinem Kleide.

Der Klosterbruder lagert sich zum Reiter,
Der einen Gruß dem Waffenlosen nickt,
Dann wieder auf das Feld hinüberblickt;
Sie starren Beide auf die toten Streiter.

Der Herbstwind jagt die Blätter von den Bäumen
Hin über's Feld, sie wirbeln und sie fliehn
Den Toten um die stillen Häupter hin,
Wie Schatten von verlornen Lebensträumen.

Das sieht sich traurig an; das Abendscheinen
Floh mit dem dürren Laub den bangen Ort,
Der Herbstwind führt allein das ernste Wort,
Die Beiden still — der Mönch beginnt zu weinen.

Doch plötzlich fährt er auf, sich zu ermannen,
Das rote Kreuz, der Kirche Angebind,
Er reißt es von der Brust und giebt's dem Wind,
Es flattert wie das dürre Laub von dannen.

Befremdet schaut der Ritter den Genossen
Und fragt: „Was willst? was soll dein seltsam Thun?"
Doch näher rückt der Mönch dem Ketzer nun,
Hat liebvoll in die Arme ihn geschlossen.

„Nicht folg' ich mehr der Kirche blut'gen Fahnen,
Im Hinblick auf das stumme Leichenfeld
Hat Friede wunderbar mein Herz erhellt,
Des tiefen Sinns ward mir ein freudig Ahnen.

Gottmensch, Erlöser, Christus ist die Seele
Der Welt, der Menschheit innerstes Geschick;
Doch Dunkel hüllt es noch vor unserm Blick!
Kein Buch erklärt's; es klang aus keiner Kehle.

Das Leben bricht der Kirche düstre Schranke;
Die heilige Geschichte ist geschehn,
Doch war auch sie nur Abglanz und Vergehn;
Vollenden wird Erlösung der Gedanke."

Der Ritter reicht zum Bund ihm seine Rechte
Und spricht: „O Mönch, geehret sei dein Mund!
Komm auf mein Schloß, und geh mit mir zu Grund!
Die Nachwelt blüht, wir fallen im Gefechte.

Doch eh' die Welt gelangt zu ihrem Heile,
Erhebt der Kampf sich erst mit neuem Mut,
Wenn er auf unsern Gräbern ausgeruht,
Und still gesonnen eine trübe Weile.

Die Schar der kühnen Streiter schwand zusammen,
Schon wird es still; der Geist, der sie gelenkt,
Er liebt, zu sinnen bald, in sich versenkt,
Und bald in Kämpfen herrlich aufzuflammen."

Es dämmert schon das Thal in Nebelschleiern,
Die beiden wandeln fort, der Ritter kehrt
Noch einmal scheidend sich nach seinem Pferd,
Und in den Lüften schallt der Ruf von Geiern.

Ein Greis.

„Sturm der Urwelt, habe Dank,
Daß du, schleudernd Felsenklötze,
Bautest die granitne Bank,
Drauf ich lagernd mich ergötze!

Unter mir in wilder Flucht
Braust der Strom und stürzt von hinnen;
Starrend in die rege Schlucht,
Seh' ich 's Leben mitverrinnen.

Rasch hinab und nie zurück!
Selbst die Sehnsucht nach dem Alten;
Teure Leiden, schönes Glück,
Leicht zerstiebende Gestalten!

Käm' ein Gott und schöpfte mir
Einen Becher aus dem Quelle,
Spräche: „Trink! ich reiche dir
Noch einmal die beste Welle!"

Spräch' ich: „Nein, ich trinke nicht;
Was vorüber, sei verloren!
Was die Stunde bringt und bricht,
Werde nicht zurück beschworen!"

Von dem Sturzbach, windverstreut,
Tropfen mir ins Antlitz dringen;
Will mir die Vergangenheit
Meine Thränen wiederbringen?

Rausche, Zeit, vorbei, vorbei!
Deine Opfer hab' sie alle!
Auch dein eigner Sterbeschrei
Tönt mir zu im Wasserfalle.

Ewiger Geist! auf flücht'gen Tand
Schau' ich fest vom Felsenblocke,
Den ich meistre im Bestand,
Wie Granit die Aschenflocke.

Drüben dort ein Geier streicht,
Hoch und still mit wildem Lauern;
O wie diesem Vogel gleicht
Um der Menschheit Los mein Trauern

Rane Krallen führt mein Schmerz,
Scharfe Augen, rasch Gefieder,
Heißes Blut wie Geiers Herz,
Plötzlich stoßt er auf mich nieder.

Ringsum ist die Welt verheert,
Alles öd und still geworden,
Düster schweigt, in sich gekehrt,
Wer entronnen diesem Morden.

Hundert Burgen sanken hin,
Ungezählter Leichen Grüfte,
Mit der Menschenasche ziehn
Über's wüste Feld die Lüfte. — —

Noch die Freiheit war es nicht;
Dunklen Gruß, verworrne Kunde
Beachte nur von ihrem Licht
Die vorausgeeilte Stunde.

Wie ein Bote liebend eilt,
Mit der Freudenpost zu kommen,
Und vor Ungeduld nicht weilt,
Bis ihr Wort er ganz vernommen.

Ach! es war ein schöner Klang,
Dem die Welt so sehnend lauschte;
Wie ein himmlischer Gesang,
Der im Schlachtgefild verrauschte.

Manche, krank ins tiefste Mark,
Selbst am ewigen Geist verzagen,
Andre haben, still und stark,
Ihren Gott hindurchgetragen.

Tiefer schmerzt, als das Geroll
Zeit und Tod zu meinen Füßen,
Daß ich nicht erleben soll,
Wie sich Welt und Freiheit grüßen.

Doch der Geist, der bald den Riß
Enden wird durch diese Hülle,
Lebt in andern einst gewiß
Seine Freiheit, Macht und Fülle.

Das Gesicht.

Am Crucifix das Lampenlicht
Bescheint sein sterbend Angesicht;
Durchs Fenster weht die Luft herein
Und stört die Ruh' dem Ampelschein,
Daß um die heilige Gestalt
Unsteter Schein und Schatten wallt.

Und wie die Lichter sich bewegen,
Scheint leise sich das Bild zu regen:
Des Dulders letzte Miene bebt,
Mit einem Lächeln sich zu schließen,
Das Auge bricht, die Thräne schwebt,
Des Blutes heil'ge Tropfen fließen.
Noch einmal hebt wie Atemzug
Die Brust, die so viel Liebe trug.

Am Christusbild in stiller Nacht
Kniet Innocenz und betet laut;
Vielleicht ihm vor der Stille graut,
Seit er die Welt so still gemacht?

Er blickt empor zum Gottesbilde,
Ihn schreckt die Liebe und die Milde,
Indem er *seiner* That gedenkt,
Wie blutig er die Welt gelenkt.

Er ragt so hoch und fest am Tage,
Sein Wille starrt, ein Wall von Erz;
Nun wecken Nacht und Bild sein Herz,
Er ruft an seinen Gott die Frage:
„Herr! sieh mich hold und gnädig an,
Laß meiner Brust den Mut nicht weichen,
Gieb deines Beifalls mir ein Zeichen,
Daß ich der Welt so weh gethan!
O, nicke, daß du mir's geboten,
Daß dir willkommen meine Toten!

Im Thale von Gethsemane
Ergriff dein Herz ein banges Weh;
Hoch schlug es auf in Kampf und Qual,
Die Wasser rauschten durch das Thal:
Und Bäche Blutes ließ ich fließen,
Die Todeswellen brausend schießen
Durch jene unheilvollen Gründe,
Durch manche finstre Schlucht der Sünde,
Wo du mit Feinden heiß gerungen;
Sie hätten sonst dein Reich bezwungen.
Mein Heiland! sieh mich gnädig an!
Und winke: hab' ich recht gethan?"

Er starrt dem Bild ins Angesicht,
Da löscht ein Falter ihm das Licht,
Und finster ist es um ihn her,
Und still; er fragt das Bild nicht mehr.

Bald sieht er andre Lichter steigen,
Und andre Kreuze sich nicht bergen,
Die Flammen der Provence zeigen
Die Kreuze auf der Brust der Schergen.
Die Trümmer stürzen; Waffen rasseln,
Und aus dem wilden Feuerprasseln
Hört er verfluchen *seinen* Namen: —
Als ihn das Schreckgesicht umbraust,
Nimmt er 's Gewissen in die Faust
Und spricht gelassen: „Amen! Amen!"

Schlußgesang.

Wofür sie mutig alle Waffen schwangen,
Und singend in die Todesfeuer sprangen,
Was war es? trotzte hier ein klarer Blick
Ins Herz der Freiheit jedem Mißgeschick?
War's Liebe für die heilige, *erkannte*,
Die heißer als die Scheiterhaufen brannte?
War's von der Freiheit nur ein dunkles Ahnen,
Dem sie gefolgt auf allen Schreckensbahnen?
Mehr nicht! — doch soll die Edlen darum eben
Bewunderung und Wehmut überleben.
O ernste Lieb' zur Freiheit, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben! —

Und bringt die Frage weiter in mein Lied,
Warum es nicht so wilden Graus vermied,
Warum es ruft nach jenes Greuels Schatten,
Den die Geschichte froh war zu bestatten?
Wozu begrabnes Leid lebendig singen,
Und gegen Tote Haß dem Herzen bringen?
Hat unsre Zeit nicht Leids genug für Klagen?
Hat Haß nicht manchen, der da lebt, zu schlagen?

Doch weile auf der Vorwelt unser Blick,
Die Vorwelt soll uns tief im Herzen wühlen,
Daß wir uns recht mit ihr zusammenfühlen
In ein Geschlecht, ein Leben, ein Geschick.
Der Wandrer giebt dem Freund, der nach ihm schreitet,
Wo sich der Scheideweg im Walde spreitet,
Den Weg, den er gewandelt, treulich kund,
Er streut ihm grüne Reiser auf den Grund;
So ließen uns die alten Kämpfer Zeichen:
Die Trümmer ihres Glücks und ihre Leichen.

Geteiltes Los mit längstentschwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unsre Brust erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetisch freuen,
Und Kampf und Schmerz, sieglosen Tod nicht scheuen.
So wird dereinst in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unserm Leide fragen.

Woher der düstre Unmut unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld;
Herb' ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.
Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,
Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Thräne blinken.

Nicht meint das Lied auf Tote abzulenken,
Den Haß von solchen, die uns heute kränken;
Doch vor den schwächern, spätgezeugten Kindern
Des Nachtgeists wird die scheue Furcht sich mindern,
Wenn ihr die Schrumpfgestalten der Despoten
Vergleicht mit Innocenz, dem großen Toten,
Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen,
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Das Licht vom Himmel lößt sich nicht verſprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang ſich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten;
Den Albigenſern folgen die Huſſiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenſtreiter,
Die Stürmer der Baſtille, und ſo weiter.

Dichterischer Nachlaß.

Don Juan.

Ein dramatisches Gedicht.

Don Juan und Don Diego, sein Bruder.

Don Juan. Willkommen, Bruder, in der Königsstadt!
So willst du auch, der Studien endlich satt,
Freilassend dein verhaltnes Jugendfeuer,
Hier suchen heitre Liebesabenteuer?
Diego. Der Vater sandte mich, daß ich dich frage,
Wie du hier lebest deine Jugendtage,
Die flüchtigen, die nie zurück dir kehren,
Ob du sie nützest dir zu Ruhm und Ehren?
Don Juan (lachend). Spion und Prediger?! Ich will mich fügen;
Daß du die Reise nicht umsonst gethan,
Magst du mir folgen als mein Feldkaplan
Auf meinen lustigen Eroberungszügen.
Diego. Laß, Bruder, uns das erste Wiedersehen
In eitlen Possen nicht vorübergehen.
O Liebling meines Vaters, sei kein Thor!
Sprich ein erfreulich Wort, was hast du vor?
Don Juan. Den Zauberkreis, den unermeßlich weiten,
Von vielfach reizend schönen Weiblichkeiten
Möcht' ich durchziehn im Sturme des Genusses,
Am Mund der letzten sterben eines Kusses.
O Freund, durch alle Räume möcht' ich fliegen,
Wo eine Schönheit blüht, hinknie'n vor jede,
Und wär's auch nur für Augenblicke, siegen.
Ja, mit den Zeiten selbst leb' ich in Fehde.

Wenn ich ein schönes Mädchenkind erblicke,
So muß ich grollen dem Geschicke,
Daß ich und sie nicht wurden Zeitgenossen;
Ich bin ein Greis, bis ihre Blüt' erschlossen.
Und schau' ich eine stattliche Matrone,
Von der noch jetzt entzückte Alte sagen:
„Einst war sie reizend, aller Schönheit Krone!"
So möcht' ich wandeln in vergangnen Tagen.
Zusammenwerfen möcht' ich Raum und Zeit,
Die Leidenschaft ist wild und überschwenglich;
Weil sie der Durst verzehrt nach Ewigkeit,
Drum seht ihr sie so flüchtig und vergänglich.
Zuweilen auch ist seltsam mir zu Mut,
Als wäre, was mir durch die Adern zieht,
Entfremdet einem höheren Gebiet,
Ein Geist, verirrt, verschlagen in mein Blut;
Ein Ferge, der im Strom des Blutes treibt,
Und nirgendwo an einer Stelle bleibt,
Der nie gewinnt den Frieden fester Landung,
Weil ihm entsank sein Ruder in die Brandung.
Hinwiederum verzaubert er mein Blut,
Daß jeder Tropfen pocht in trunkner Wut;
Es fühlt der Geist, der alles will umfassen,
Im einzlen sich verkerkert und verlassen; —
Er ist es, der mich ewig dürsten heißt,
Und mich von Weib zu Weib verderblich reißt.
Die schönste Frau entzückt mich ohne Dauer,
Der Reize tiefster, bald erschöpfter Bronnen
Verweist den Durst hinweg nach neuen Wonnen,
Besitz erzeugt mir Leere, öde Trauer.

Diego. Wohin verirrt der Flug sich deiner Sünden!
Kannst du auch nur ein edles Weib ergründen?
Ein ewiges Gesetz, den Frevel richtend,
Gebeut: willst du dein Erdenlos bestehen,
Mußt du geschlossnen Auges und verzichtend
An manchem Paradies vorübergehen.

Don Juan. Ein anderes Gesetz mein' ich zu spüren,
Es heißt mich meiner Manneskraft vertrauen,
Und sprengen kühn des Edens feste Thüren,
Den Cherub an der Pforte niederhauen.

Diego. O Thor! dir droht die bitterste Verarmung;
Ein Bettler wirst du in den Abgrund schwanken;
Der Gott der Freuden ist ein Gott der Schranken,
Dies lehrt dich ja die Fessel der Umarmung.

Don Juan. Das war ad hominem, doch schief geboten;

Es trifft den Leib, die Seele trifft es nicht;
Auch Reinlichkeit ist eines Weisen Pflicht,
Du aber, Freund, philosophierst in Zoten.

Diego. Das eben ist das Falsche und das Scheele.
Daß sich in einer lüderlichen Seele
Ihr höchstes Gut entadelt und entweiht,
Denn all ihr Thun ist schnöder Widerstreit.

Don Juan. Schont' ich in dir den Bruder nicht, den treuen,
Die herbe Rede sollte dich gereuen.

Diego. Wärst du vom Vater mir nicht anbefohlen,
Spräch' ich vielleicht: mag ihn der Teufel holen!

Don Juan. Du mußt an meine Weise dich gewöhnen.
Ich fliehe Überdruß und Lustermattung,
Erhalte frisch im Dienste mich des Schönen,
Die Einzle kränkend, schwärm' ich für die Gattung.
Der Odem einer Frau, heut Frühlingsduft,
Drückt morgen mich vielleicht wie Kerkerluft.
Wenn wechselnd ich mit meiner Liebe wandre
Im weiten Kreis der schönen Frauen,
Ist meine Lieb' an jeder eine andre;
Nicht aus Ruinen will ich Tempel bauen.
Ja, Leidenschaft ist immer nur die neue;
Sie läßt sich nicht von der zu jener bringen,
Sie kann nur sterben hier, dort neu entspringen,
Und kennt sie sich, so weiß sie nichts von Reue.
Wie jede Schönheit einzig in der Welt,
So ist es auch die Lieb', der sie gefällt.
Hinaus und fort nach immer neuen Siegen,
So lang der Jugend Feuerpulse fliegen!

Diego. So lang sie fliegen! — wenn sie schleichen werden?
Hast du denn eine Jugend nur auf Erden?
Wenn du es noch ein Weilchen so getrieben,
Glaubst du, die Zeche ward nicht aufgeschrieben?
Wie wird am Zahlungstag zu Mut dir sein?
Meinst du, man zahlt nach lustigen Gelagen
Die Gläser nur, die man dem Wirt zerschlagen,
Und die gebrochnen Herzen gehen drein?

Don Juan. Die Gläser und die Herzen, alle Zechen
Hab' ich bezahlt, wenn meine Augen brechen;
Mein letzter Hauch ist Sühnung und Entgelt,
Denn er verweht mich selbst, und mir die Welt.

Don Juan und Marcello reiten durch einen Wald, hinter ihnen zwölf Mädchen als Pagen verkleidet.

Marcello. Wie reitet sich's durch einen Wald so traut,
Wenn nur die Wipfel noch von Sonne wissen,
Nur noch zuweilen eines Vogels Laut
Verhallt in ahnungslosen Finsternissen.
Das Auge kann kein Tier des Walds erkunden,
Ein Eichhorn nur erblickt' ich in den Zweigen,
Es kam behend und still und ist verschwunden,
Die Einsamkeit des Waldes uns zu zeigen.
Und doch, hier lebt des Lebens welche Fülle!
Ein stummes Rätsel, das sich nie verraten,
Die Pflanze ist sein Bild und seine Hülle,
Und allwärts grünen seine stillen Thaten.
Die Wurzel holt aus selbstgegrabnen Schachten,
Das Mark des Stamms und treibt es himmelwärts,
Ein rastlos Drängen, Schaffen, Schwellen, Trachten
In allen Adern; doch wo ist das Herz?

Don Juan. Das Herz, in dem die Wesen alle gründen,
Der Born, worein sie sterbend alle münden,
Der Gott der Zeugung ist's, der Herr der Welt,
Die er, nie satt, in seinen Armen hält.
Nie wird in langer Brautnacht: Weltgeschichte,
Des Gottes Kraft, des Weibes Reiz zu nichte;
Des Lebens Jubeln — ist sein Wonnestöhnen,
Wenn seine Küsse brennen auf der Schönen
Und ihre Blicke heiß die Nacht durchschimmern;
Des Todes Schmerz — Der Braut jungfräulich Wimmern. —
Wenn ich des Weibes Blume mir gebrochen,
War ich sein Hauch und seines Herzens Pochen. —
Sieh hier das Kloster, rings vom Wald umschlossen,
Dies Glöcklein ruft zur Hora die Genossen.
Schon ist der Psalmen düstrer Klang zu hören;
Hörst du den wilden Hirsch im Walde röhren?
Wie mag den armen Mönchen sein zu Mut,
Wenn der Naturschrei weckt verhaltne Glut?
O finstrer Wahnsinn! blutendes Entsagen,
Wo rings des Gottes warme Pulse schlagen!

(Zu den Mädchen.)

Ihr Dirnen, seid des Schwankes nun gewärtig.
Ihr folgt in's Kloster mir als mein Geleite,
In Pagenkleidern, knapp geschnürt und bärtig,
Das Haar im Wulst, den Degen an der Seite.

Laßt eurem Aufzug gleichen Blick' und Worte,
Und reitet männlich sittig durch die Pforte.
Erst wenn wir mit den Mönchen Tafel halten,
Und ich zum Zeichen in die Laute greife,
Dann hat der Schwank zum Ausbruch seine Reife,
Ihr mögt allmählich, was ihr seid, entfalten.
Wie will ich mich gaudieren an den Pfaffen,
Wenn sie erliegen euren süßen Waffen,
Wenn scherzend ihr Gelübde treibt zu paaren,
Daß helle Flammen aus den Kutten fahren,
Und in des Klosters Taumeln zum Ergötzen
Streng tobt des Abts ohnmächtiges Entsetzen.

Im Refectorium des Klosters sitzen an der Tafel Don Juan, Marcello und die Mönche, je neben einer Dirne; der Prior ist noch abwesend.

Ein Mönch. Miserere Domine!
Mich verwirrt des Mägdleins Näh'.
Zweiter Mönch. Satan in Gestalt des Weibes,
Apage! und heb' von hinnen
Mir den Irrwisch deines Leibes!
Wehe, wehe, meinen Sinnen!
(Er betet.)
Don Juan. Mönch, du betest, willst du scheinen,
Doch die Blicke, zuchtvergessen,
Irren seitwärts unterdessen
Nach dem Busen dieser Kleinen.
Dritter Mönch. Ich entspringe dem Verliese,
Fahret wohl, ihr dürren Schemen,
Nebelhafte Paradiese!
Will das holde Weib mir nehmen.
(Er küßt sie.)
Eine Dirne. Traun! mit nichten zu verachten
Dünkt mir so ein Klosterjunge!
Lustberedt ist seine Zunge,
Innig feurig ist sein Schmachten.
Don Juan. Ja! geübt sind diese Helden
In Entzückung und Ekstasen,
Weil sie oft andächtig rasen
Vor den heiligen Gemälden.
Doppelt feurig brennt die Glut,
Wenn sie wird in frohen Tagen
Auf ein Bildnis übertragen,
Das da lebt in Fleisch und Blut.

Vierter Mönch. O was war der Papst Gregor
Für ein grausamlicher Thor!
Fünfter Mönch. O was war Gregor der siebte
Für ein Narr, daß er nicht liebte!
(Küßt die Dirne.)
Sechster Mönch. Cölibat, das Ungeheuer,
Liegt bei uns in düstrer Zelle;
Weib, ich freie dich zur Stelle,
Auf geht mein Gelübd' in Feuer.
(Küßt sie.)
Der Prior (in der Thür stehend). Sündenpest, Gestank der Hölle!
O daß Gottes Zorn in Wettern
Stromweis auf euch niederquölle,
Euch Verruchte zu zerschmettern!
Hündisch geile Sinnenknechte!
Gott, bewaffne meine Rechte!
Laß vom Baum mich deiner Ehren
Diese Brut herunterkehren,
Böse Würmer, ekle Raupen;
Gieb mir deine Flammenstaupen!
Don Juan (lachend). Herr, dein Aufruf wird zu Schanden;
Dein Flagellum nimm zu Handen!
Sieh, schon leer ist manche Stelle,
Der und Jener ist entwichen,
Hat sich still davongeschlichen
Mit der Dirne in die Zelle,
Der Prior (hinausstürzend). Waffen hol' ich meinem Zorne;
Seliger Stier, mit deinem Horne!
Don Juan (zu Marcello). Geraten ist der Schwank, er möge reifen,
Die Nacht ist hell, komm, laß uns weiter streifen.
(Sie treten ab).
Der Prior (zurückkehrend). Leer das Refectorium,
Alle Zellen festverschlossen,
Über Gottes Heiligtum
Ist die Schande ausgegossen.
Weh! gebrandmarkt ewiglich
Ist mein Kloster, bin auch ich.
Während ich hier klagend steh',
Buhlt es rings in meiner Näh,
Greift der Greuel immer weiter. —
Horch, die Angeln hör' ich krachen,
Durch die Pforte jagen Reiter —
Hu! die Dirnen hör' ich lachen!
Rüttle, Wut, an meinen Sinnen,
Daß ich tot hinstürzen muß,

Oder gieb mir den Entschluß,
Gleich mein Strafamt zu beginnen!
Nun wohlan! wohlan, Gesellen!
Habt verriegelt ihr die Zellen
Drinnen mir, will ich dafür
Draußen sperren euch die Thür.
Ha! verriegelt nur die Zelle!
Bald sollt ihr noch anders brennen!
Feuer leg ich in die Tennen
Und an jede Zunderstelle.
Fortgetilgt von Gottes Erden
Sollen seine Schänder werden.
Ich, zum Prior auserkoren,
Will mit ihnen sein verloren.
Ich vollbring's zu deiner Ehre,
Jesu Christe, miserere!

(Er zündet das Kloster an.)

Der Wald, wo das Kloster gestanden.

Don Juan (zu Marcello). Das Horaglöcklein hat nun ausgegreint —
Das Kloster liegt in Asche, alles still;
Das ging zu weit, so hab' ich's nicht gemeint.
Wer Böses thut, thut mehr stets als er will,
Weil eine Schar von boshaft dunkeln Mächten
Schon lauert, ihre Hände drein zu flechten.
Wie mag der Brand im Kloster sein entstanden?
Ob rettungslos den Tod sie alle fanden?

Marcello. Die Mönche mit den Dirnen sind entsprungen,
Den Abt zu finden ist noch nicht gelungen.

Don Juan. Unheimlich schier ist mir des Waldes Schweigen;
Sein Rauschen auch, es ruft schier aus den Zweigen:
„Ein böser Streich!" Ich eilte gern von hinnen,
Doch fesselt mich's, der Unthat nachzusinnen.

Marcello. Wie traurig liegt der schwarze Trümmerhaufen!
Hier sahn wir jüngst ein muntres Bächlein laufen,
Nun aber schleicht das sonst so helle, rasche,
Sich trüb und traurig sickernd durch die Asche.

Don Juan. Das Glöcklein schweigt; doch mächtig tönt das Röhren
Des Hirsches, nun fast schauerlich zu hören.

(Sie reiten fort.)

Garten des Grafen Prospero.

Don Juan und Gräfin Maria.

Don Juan. Mich wundert's, wunderschönste aller Frauen,
In einem schönen Garten Euch zu schauen.
Maria (scherzend). Mich wundert's, Herr, lehrt Euch nicht meine Stelle,
Wie gerne Gleiches Gleichem sich geselle.
Don Juan. Die Rosen müßten schaudern und erbleichen,
Und welk von jedem Strauch die Blätter weichen,
Sobald Ihr, schönste Dame, naht heran,
Verstünde die Natur, was sie gethan.
Nachdem ihr dieses Götterbild entstand,
Wie mag sie noch mit Niedrem sich befassen,
Wie mag sie nicht die schöpferische Hand
Von Blum' und Blatt verdrossen sinken lassen?
Maria (ungläubig lächelnd). Bin ich die schönste wirklich aller Damen,
Sei der Natur gedankt für schönen Rahmen.
Mich freut es, wenn inmitten all des Schönen
Der hohe Preis der Schönheit mich soll krönen.
Don Juan. Natur ist blöd und stumpf, sonst könnte nicht
Der Abendwind an Eurem Angesicht
So unbezaubert schnell vorüberstreifen;
Euch würden diese Zweige sonst ergreifen,
Wie mich hinzieht ein namenlos Entzücken,
Euch Kuß und Seele auf die Hand zu drücken.
Maria (zurücktretend). Ihr fandet mich in dieser Blumen Mitte
Einsam; so mögen Euch die Blumen lehren
Und mahnen Euch der ritterlichen Sitte,
Mit mir nur wie mit Blumen zu verkehren.
Don Juan. Ihr habt an diese Blumen mich verwiesen,
So wähl' ich meinen Anwalt unter diesen:
Ei! Rose, sprich: beherrschest du dein Drängen,
Den Duft des Herzens in die Luft zu sprengen? —
O Dame, neigt zur Ros' Euch, atmet ein
In Eure Brust der Blume süßes „Nein"!
Wie wär' es wohl, wenn dort die Frühlingssonne,
Die jedes Leben zwingt zu Lust und Wonne,
Wenn sie zugleich dem trunknen Frühlingsreigen
Geböte streng, zu starren und zu schweigen?
Maria. Don Juan, mein Vater naht mit schnellem Schritt
Vom Schlosse her; nehmt dies zur Antwort mit:
In Eurer Rede, die so schmeichelnd flutet,
Hat mich's wie Frühlingsfächeln angemutet.

(Don Juan entfernt sich.)

Prospero und Maria.

Prospero. Die anberaumten Tage sind verflossen,
Du hattest Zeit, daß Glück zu überlegen,
Und Muße, zu beherzigen den Segen,
Den dir der Himmel beut; bist du entschlossen?
Maria. Ach, Vater, alles hab' ich ernst bedacht
Zu jeder Stund' des Tages und der Nacht,
Doch unbesiegbar ist des Herzens Bangen
Vor diesem Bündnis, reich an Glanz und Ehren;
Was frommt es, wenn die ungestillten Zähren
In goldnen Schalen werden aufgefangen?
Prospero. Es ist der Mann, für den ich dich bestimmt,
Zu gut, als daß er Thränen dir entpresse;
Und trocknen wird die Zeit die eitle Nässe
Des Auges, das in Schwärmereien schwimmt.
Maria. Er wandelt schon im Niedergang des Lebens
Und schaut der Abendsonne kühle Neige,
Ich wandle noch die hellen Morgensteige,
Den gleichen Schritt versuchten wir vergebens.
Wie Morgenröte mit dem Abendrote
Am Himmel nicht zusammen will erscheinen,
So soll auf Erden nach Naturgebote
Die Jugend nicht dem Alter sich vereinen.
So sprach die Aya mir, sie ruh' in Frieden,
Die Freundin, die zu früh von mir geschieden.
Der Herzog strahlt im Ruhme großer Thaten,
Die auf dem Weg ihm Lust und Lieb' zertraten;
Er hat ein reiches Leben durchgerungen,
Und ist verdüstert von Erinnerungen.
Worauf ich sehnend hoff', er kann es missen,
Er hat es längst von seiner Brust gerissen.
Noch klingt ein Sprüchlein mahnend mir in's Ohr,
Das mir die Aya gerne sagte vor:
„Wenn Hoffnung und Gedächtnis sich umfangen,
So welken bald der Hoffnung rote Wangen."
Zu wenig ist für meinen Jugendtraum,
Zu wenig ist für meiner Seele Glut,
Was er vertrauen will in meine Hut,
Es ist nur seines Lebens goldner Saum.
Prospero. O thöricht Kind! dein Irrsinn muß sich wenden;
Ja, Träume sind's — du hast es selbst gesprochen,
Wie Schaumesperlen leicht und bald zerbrochen,
An welche du die Zukunft willst verpfänden.

Der Herzog ist wohl ernst, doch milder Sitten,
Hat Ruhm und Glanz im Leben sich erstritten,
Für reiche Habe sorgten seine Ahnen, —
Denn Sieg und Segen stand zu ihren Fahnen.
Mein Kind! die Erdengüter achten lerne,
Nicht glaube, daß dem Geist sie fremd und ferne;
Die höchste Sehnsucht sollen sie nicht stillen,
Doch dienen unsrer Seele als Organ,
Ein andrer Leib, womit sie angethan,
Belebt, beseelt, beherrscht von ihrem Willen.
Wie Göttliches dem Menschen sich gesellt,
So soll durch uns Mensch werden diese Welt.
Die edelste, die reinste auch der Seelen
Wird freudiger und freier sich entfalten,
Wenn Raum ihr ward, zu wirken und zu walten;
Mein Kind, du wirst dem Herzog dich vermählen!

Maskenball.

Don Juan. Komm, teure Maske, niemand stört uns hier,
Enthülle deinen Anblick mir;
Die Larve fort! sie hat genug gesündigt,
Verhüllend mir dein schönes Angesicht,
Das jedes deiner Glieder süß verspricht,
Und jegliche Bewegung hold verkündigt.
Ich sah entzückt hingleiten deinen Gang,
Der Arme Spiel, ich sah dein leichtes Nicken,
Geberden, dich zu allen Augenblicken
Umschwebend, wie ein stiller Lobgesang.
So kann nur volle Schönheit sich bewegen,
Enthüll' dem Auge seinen ganzen Segen.

Die Dame (sich enthüllend).
Und kann mein Antlitz nicht dein Auge segnen,
Dann sah ich dein's zum Unheil mir begegnen.

Don Juan. O himmlische Gestalt! dich muß ich lieben.

Dame. Du bist Don Juan, der Zauber wird zerstieben.

Don Juan. Du kennst mich? Nun, bist du so groß wie schön,
So folg' mir auf des Glückes Gipfelhöh'n.

Dame. Die Kunde nennt so manche schöne Dame,
Von dir geliebt, und daß sie starb vor Grame.
Daß um dich Schönen weht ein Todesgrauen,
Macht dich vielleicht gefährlicher den Frauen.

Don Juan. O nenne deinen Namen wir geschwind,
So lang wir noch hier ohne Störer sind.

Dame. Des Grafen — — Witwe, eine Villa
Bewohn' ich eine Stunde von Sevilla.
Don Juan. Dem Meer der Liebe ohne Schwur und Brief
Vertrau' dich kühn, frag' nicht, wie groß? wie tief?
Der Liebe frommt ein ahnendes Verzagen,
Ihr frommt ein heimliches Sichselbstbeweinen,
Noch süßer werden Lippen sich vereinen,
Die noch berechtigt sind: Leb' wohl! zu sagen.
Dame. Von welchen Zaubermächten ausgerüstet
Bist du, o wunderbar gewalt'ger Mann,
Daß ich dem Abgrund nicht entrinnen kann,
Den du mir zeigst, daß mich's hinab gelüstet?
(Entfernt sich).
Zweite Maske. Ei, schöner Ritter, gut, daß ich dich fand;
Schon lange wollt' ich dir dies Röslein bringen,
Zu spät nun ist's, es welkt' in meiner Hand;
Du aber bist kein Freund von welken Dingen.
Don Juan. O gieb! sie welkte nicht, ihr frischer Duft
Erquickt die Brust in dieser schwülen Luft;
O sprich! und gieb der stummen Blume auch
Den süßen Schall zu ihrem Frühlingshauch.
Maske. Das Röslein wuchs an einem stillen Orte;
Dort ruht ein Herz, weil's glaubte deinem Worte.
Don Juan. Du sollest Rosenduft in Worte bringen,
Und lässest scherzend mir die Dornen klingen.
Auf zarte Bitte kam ein rauher Stich!
Nun mach' es wieder gut, enthülle dich!
Du kannst mit deinem Angesicht, dem schönen,
Wohl größres Leid, als solchen Scherz versöhnen.
Maske. Kein Scherz, dein Liebchen starb vor wenig Tagen,
Sie bat mich, dir noch einen Gruß zu sagen.
Vergeben hat sie dir den Bruch der Treue,
Der ihr zugleich das weiche Herz gebrochen,
Ihr letztes Wort hat noch den Wunsch gesprochen,
Mit ihr begraben werde deine Reue.
Ich sah sie betend noch die Hände falten,
Vielleicht hat Kummer ihr das Herz erdrückt,
Daß sie nicht war so schön und reich geschmückt,
Um dich in ihren Armen festzuhalten.

Don Juan und Clara.

Don Juan. So lieb' ich dich und deinen Zauberkuß,
Daß sich mein Herz nach Treue sehnen muß;
Es schrickt mein Herz zusammen und erzittert,

Wenn es von ferne seinen Treubruch wittert.
Wahnsinnig sein und träumend immer meinen,
Daß meine Lippen brennen auf den deinen,
Wie möcht' ich das! Wie gerne möcht' ich sein
Die Luft, die deine Brust still atmet ein!
Ach! glichen meine Pulse doch den Wellen,
Die badend um den Götterleib dir quellen,
Die kosend um die schönen Glieder kreisen,
Und süßbetäubt durch sie hinunterreisen!
Wär' ich der Lichtstrahl, der aus Abendglut,
Bis er hinstirbt, auf deinem Antlitz ruht,
Das Mondlicht, das die Frühlingsnacht belehrt,
Wie schön du bist, und sich an dir verklärt!
Wie Abendglut und Mondeshuldigungen
Hielt ich dich gern bis in den Tod umschlungen;
Doch stirbt vor mir an dir mein Wohlgefallen,
Nach andern werden meine Pulse wallen,
Die Lichter werden nicht mehr um dich scheinen,
Du wirst im Dunkeln einsam stehn und weinen.

Clara. Don Juan, fahr' wohl! dies war mein letzter Kuß,
Ich warte nicht auf deinen Überdruß.
Ich will nicht schaudernd dein Erkalten spüren
Und bettelnd aus der Asche Funken schüren.
Don Juan, fahr' wohl! doch werd' ich nimmer weinen,
Wenn du dahin, den ich geliebt wie Keinen.
Ich kannte dich, als mir zum erstenmal
In's Herz gedrungen deiner Augen Strahl!
Nicht in der Liebe höchsten Augenblicken
Gab ich dem süßen Wahne mich gefangen,
Daß meine Arme dauernd dich umstricken,
Durch jede Wonne schlich ein leises Bangen.
Ich hab's gewagt, mein Herz dir aufzuschließen
Und in den schalen, herben Erdentagen
Rasch eine Stunde Himmel zu genießen;
Die Stunde floh und still will ich's ertragen.
Ein Himmel war's, worin ich flüchtig schwebte,
Wenn auch durch meine höchsten Wonnen immer
Die bange Ahnung des Verlustes bebte;
Doch, Juan, fahr' wohl! doch weinen werd' ich nimmer.
Mein Herz wird die Erinnerung behalten,
Bis über ihm sich starr die Hände falten.
O! keinen frohern Himmel kann es geben,
Als dessen ich genoß im Erdenleben,
Denn jeder Himmel weiß, nicht blöd berückt,
Daß unter ihm in Leid die Hölle zückt.

Don Juan. So lebe wohl! es sei auch dies empfunden,
Zu scheiden, eh die Reize noch geschwunden;
Unaufgenüchtert soll mein Herz noch rauchen,
Um in den neuen tiefern Rausch zu tauchen.

Don Juan und Gracioso.

Don Juan. Ich habe manches Weib mit starken Krallen
Auf's Lager des Verlangens hingerissen,
Und fühlte nie was von Gewissensbissen,
Wenn sie aus meinem Bett in's Grab gefallen;
Denn reich vergalt ich ihr in einer Stunde,
Was ich zerschlug, wie Hagel das Getreide
An blödem Glück, an matter Herzensfreude;
Sie ging nicht stumpf und unerquickt zu Grunde.
Ich hatte sie entrückt dem schnöden Gleise,
Worin sonst Frau'n verkommen sacht und leise;
Sie träumen Liebe, lachen, weinen, beten,
Und haben, welkend mit den Werkeljahren,
Die hohe See der Wonne nie befahren,
Das Eiland ihrer Sehnsucht nie betreten.
O Tropenland der heißen Liebeskraft!
O Zauberwildnis tiefer Leidenschaft!
Wo vollen Schlags die trunknen Herzen wallen,
Wo, wie der Leu sich auf die Beute schwingt,
Der Liebestrieb hervor urplötzlich springt
Um das entzückte Opfer anzufallen! —
Nie fühlt' ich Reue, wenn ich die verlassen,
Die mich auf ewig meinte zu umfassen;
Sie träumte süß, ich ließ es gar geschehen,
Wenn sie mir sprach von Jenseitswiedersehen,
Denn was den Reiz der Schönen noch erhebt,
Was sie zu tieferen Genüssen weiht,
Ist solcher Wahn, ein Duft von Ewigkeit,
Der über einem Frauenherzen schwebt.

Gracioso. Nun gut! was aber spracht ihr da von Reue?
Ich kenn' Euch wohl: Ihr sündigt stets auf's neue.

Don Juan. Und doch, seit ich geschaut die fremde Dame,
Vermischt sich meine Lust mit dunklem Grame,
Ein nie gekanntes Sinnen, Selbstverklagen
Beginnt an meinem frohen Mut zu nagen.
Schön ist sie, schön! ihr Reiz so unermessen,
Daß auch die Schönsten, die ich je besessen,

Erinnerungen sonst beglückter Zeiten,
Beschämte Schatten mir vorübergleiten.
Doch ist sie auch so hoch und himmlisch rein,
Daß ich — lach' nicht! — unschuldig möchte sein.

Gracioso. Sie wird an Eurem Rufe sich entsetzen.

Don Juan. O könnt' ich doch mit ungetrübten Sinnen
Die Gunst der wunderbaren Frau gewinnen,
Mit meines Herzens unberührten Schätzen!
Ich möchte, waschend mich von alten Tagen,
Den Ozean durch meine Seele jagen,
Ich würfe gern die Seele in den Schlund
Vesuvs, zu läutern sie im Feuergrund.

Gracioso. Der Sünde süße Wildfrucht ward verzehrt.
Sie schmeckt' an manchem Strauche zum Entzücken,
Nun plötzlich wird nach andrer Frucht begehrt,
Ihr möchtet vom Spalier der Tugend pflücken.

Monolog.

Don Juan. Zum erstenmal bei diesem Weibe
Ist in der Liebe mir zu Mut,
Als sollte meine heiße Glut
Auslöschen nie in ihrem Götterleibe.
Wie sonst an jeder schönen Brust
Der wilde Brand so bald verraucht',
Und schnell verlosch, wenn ich getaucht
Hinunter in das Meer der Lust!
Wenn Anna sinnend mich betrachtet,
Daß rings um sie die Welt mir nachtet,
Wird mir in ihres Auges Grund
Noch eine tiefre Wonne kund,
Als sie erreichen kann ein Kuß,
Und innigster Zusammenschluß,
Geahnte Lust, doch nie umfangen,
Ein ewig Jenseits dem Verlangen.
Und selig scheiternd hängt an Klippen
Der letzte Wunsch an ihren Lippen.
Wenn ich den holden Leib umranke,
Des Himmels Inbegriff und Schranke,
Möcht' ich vergötternd ihn verderben,
Mit ihr in eins zusammensterben.

Maria und Don Juan.

Maria. Erkaltet ist dein wandelbar Gemüt,
Wo ist das Herz, das einst für mich geglüht?
Bin ich dieselbe nicht wie vor dem Jahr,
Und dein noch inniger als ich es war?
Don Juan. Du bist so schön und schöner noch vielleicht,
Als da ich dir geraubt den ersten Kuß,
Du warst mir immer hold, darum beschleicht
Mich Wehmut, daß ich dich verlassen muß.
Doch hin ist hin, der Zauber ist verkommen,
Ich hatte mir die Liebe nicht gegeben,
Und weiß auch nicht, wer sie mir hat genommen,
Sie war ein neues, schönes, kurzes Leben!
Drum besser fort, als hier den Schmerz verschleiern,
Und täglich lächelnd Totenfeste feiern.
So schön und reich, so herrlich war dies Lieben,
Daß ich entschwundnes Glück verriet' und kränkte,
Wenn seinen Namen ich der Neigung schenkte,
Die noch für dich im Herzen mir geblieben.
Maria. Das kannst du mir so kalt in's Antlitz sprechen,
Und ohne Scheu, die Seele mir zu brechen?
Maßlos wie einst das Glück an deinem Herzen,
Doch dauernder, vergiltst du mir's mit Schmerzen.
So sterblich also waren deine Wonnen?
Du hast vergiftet mir das Sonnenlicht,
Die dunkle Nacht, das Menschenangesicht,
Die Luft und jeden Tropfen in den Bronnen,
Den Raum, dem noch die Glieder angehören,
Die Zeit, die doch zu spät mich wird zerstören.
Don Juan. Man mißt die Liebe nicht nach Tagen, Jahren,
Ein Augenblick hat ewigen Gehalt,
Und sein Gedächtnis mögen wir bewahren,
Doch wechseln muß im Leben die Gestalt.
Leb' wohl und denke meiner ohne Groll,
Weil doch auf Erden nichts bestehen soll.
Maria. Du armer Mann, trag' deine Blöße fort!
Als einen Bettler sieht mein Herz dich scheiden,
Das reicher ist in allen seinen Leiden,
Als du mit deinem schlechten, falschen Wort.
Dein Lieben hätte ewigen Gehalt,
Und kann verkümmern doch so schnöd, so bald?
O lüge nicht, in deiner Liebe war
Nichts Ewiges, nichts Menschliches sogar!

Verzweiflungsvolle Scham brennt mir die Wangen,
Daß ich dich Tierischen einst konnt' umfangen!
Don Juan. Seh' ich, daß du beginnst mich herb zu hassen,
So kann ich ohne Bangen dich verlassen.
Den Haß des Weibes trag' ich ohne Not;
Den schlimmsten auch, wenn er auf Rache lauert,
Schon übler ist's, wenn die Verlassne trauert;
Man grämt vielleicht, man haßt sich nicht zu Tod.
Leb' wohl, du wirst von mir noch milder denken,
Wenn sich in deiner Brust die Wünsche senken.
Maria. Fahr' hin! und ein zerrissnes Menschenleben
Soll dich mit Vorwurf quälend stets umschweben,
Und soll dir um die Seel' im Todeszagen
Noch weinend seine blut'gen Fetzen schlagen.

Nacht.

Herzogin Isabella sitzt lesend bei einer Lampe; **Don Juan** tritt leise ein und wirft sein Barett in die Lampe, daß sie erlischt.

Isabella. Ich habe lang Euch nicht gesehen,
Es konnt' in vielen trüben Tagen
Mein leidend Herz sich selbst nur klagen,
Wie Lieb' und Sehnsucht Euch vergehen.
Und nun Ihr endlich seid gekommen,
Habt Ihr den Anblick mir genommen,
Den lang ersehnten, all mein Glück;
Antonio, tretet Ihr zurück?
Don Juan (flüsternd). Wenn brausend stürzt in's Meer der Fluß,
Und wenn der heiße Flammenguß
Dem Herzen des Vulkans entquollen,
Frag' sie, ob sie zurücke wollen,
Nicht mich, der ich von dir nur weiche,
Hinweggetragen eine Leiche.
Isabella. Was flüsterst du? o sprich doch laut
Zu deiner angelobten Braut;
Erst löschtest du der Lampe Licht
Und raubtest mir dein Angesicht,
Und nun auch deiner Stimme Klang,
Was beides ich entbehrt so lang.
Don Juan. O laß, da sie so nah dem Ziel,
Der Lieb' ihr süßes Launenspiel;
Ich will in dieser Nacht einmal
Mit dir mich freuen ganz allein,
Kein Drittes dränge sich herein,
Und wär's auch nur des Lichts ein Strahl.

Nur flüsternd soll das Wort begleiten
Der Liebe süße Heimlichkeiten,
Dies scheue Wild aus Edens Wald,
Sonst schrickt es auf und flieht es bald.

Isabella. Ich will die Lampe wieder zünden,
Dein Antlitz soll die Schrecken bannen,
Die heimlich mir das Herz umspannen,
Als wollten sie mir Unheil künden.

Don Juan. O nein! es bleibe Nacht umher;
Laß deinen Hauch und Kuß mich trinken,
Nur fühlend will ich ganz versinken
Im stillen, dunkeln Wonnemeer.

(Sie fällt in seine Arme.)

(Später.)

Isabella. Antonio, morgen schlägt die teure Stunde,
Die uns vereinen soll zum ew'gen Bunde;
Und wenn die Kirche unsre Zukunft weiht,
So heiligt sie wohl auch Vergangenheit.

Don Juan (laut). Sie heiligt was dir noch begegnet,
Doch wendet ihres Segens Macht
Sich kaum zurück nach dieser Nacht;
Die wonnereiche hat sich selbst gesegnet.

Isabella. Ha! welche Stimme! Gott, erbarme
Dich meiner! hilf und wirf mich Arme
Mit meiner Schmach in's tiefste Grab,
Daß ich dem Fremden hin mich gab!

Don Juan. Ich bin Don Juan, der lang geschmachtet
Nach deiner Gunst, verschmäht, verachtet.
Sei ruhig, Weib, und ohne Reue,
Auf Erden giebt es keine Treue.
Was dir geschah, was dich betrübt,
Das wird an jedem Weib verübt,
Die einem Manne sich ganz vereint;
Sie liebt ein Bild der Traumeswelt,
Und wen sie auch im Arme hält,
Ein andrer ist's als den sie meint.
Dies ist der Sinnenlüge Fluch:
Verwechseln, täuschen und berücken,
Und selbst gesetzliches Entzücken
Der Eh' ist doch ein Ehebruch.

Die Balze.

Wald.

Don Juan und Gracioso reitend.

Don Juan. Wie tief der Wald den frühen Lenz empfindet,
Wie sich um jeden Ast die Freude windet!
Ein süßer Duft durchströmt die laue Nacht,
Mein Herz ist warm und selig angefacht.
Wo lieblich zittert heller Sterne Licht
Durch's zarte junge Laub im Windesbeben,
Doch daß es Welten gäbe, wo das Leben
So wonnig wie auf Erden, glaub' ich nicht.
Von Würzhauch überströmen Berg' und Klüfte,
Tief wird die Welt der Liebe sich bewußt;
Vertausendfachen möcht' ich meine Brust
Für all' die Fülle dieser Frühlingslüfte.
Gracioso. Ein solch Begehren sind' ich überladen;
Verdopplung aber könnte doch nicht schaden,
Durchbohrt man Euch die eine Brust im Streite,
So hättet Ihr zum Atmen doch die zweite.
Ihr wißt es, Herr, daß nah vorbei wir reisen
Dem Schloß Antonio's und seinem Eisen!
Don Juan. Ich wußt' es wohl, drum reiten wir bei Nacht,
Fern sind wir, bis Antonio erwacht.
Gracioso. Er wohnt mit Isabella, dem Gemahl,
In diesem unliebsamen, wilden Thal.
Don Juan. Geloben mußt' er seiner Frau mit Schwüren,
Nicht weiter durch die Welt mir nachzuspüren.
Gracioso. Doch will ein Zufall Euch zusammentragen,
So müßt Ihr sterben oder ihn erschlagen.
Ich weiß nicht, ob es allzuviel Verstand,
Daß Ihr Euch setzt dem Zufall auf die Hand.
Don Juan. Wenn du dich fürchtest, gieb dem Roß die Sporen,
Den Zaum der Zunge, feigster aller Thoren!
Gracioso. Es dämmert schon der Morgen und wir haben
Ein gutes Stück des Waldes noch zu traben;
Daß er so viele Bäume haben muß!
Herr Jesu Christ! habt Ihr gehört den Schuß?
Don Juan. Noch nicht; dort schleicht ein Jäger durch die Föhren,
Wirst bald, doch nicht auf dich, ihn schießen hören.
Ein Jäger — es ist März — wohl Hahnenbalzen;
Ich möchte gern dem Wicht die Jagd versalzen.
Gracioso. Hat nicht Antonio ein kurz Gesicht?
Don Juan. Mein tapfrer Mann, das eben weiß ich nicht.

Gracioso. Mich däucht, ein kurzes; liebt er sonst die Jagd?
Don Juan. Mein Held, darum hab' ich noch nie gefragt.
Gracioso. Warum, o Herr, wollt Ihr die Jagd versalzen?
Auch weiß ich nicht: was ist das für ein Balzen?
Don Juan. Um dir die Angst, mein Junge, zu zerstreuen,
Laß' ich die kleine Müh' mich nicht gereuen.
Auf einer Eiche sitzt der Auerhahn
Und balzt, das heißt, er lockt sein Weib heran.
Er lauscht, ob sie noch nicht erscheinen will,
Da sieht der schlau geduckte Jäger still.
Er lockt und ist geblendet und betäubt
Vom Sturm der Lust, der sein Gefieder sträubt.
So lang der wilde Vogel scharf und dringend
Sein Lieb beschwört, so sieht und hört er nichts
Vom Feind, gespannten Rohres und Gesichts
In Sätzen hurtig an die Eiche springend.
Ein Schuß, da stürzt und rauscht entseelt vom Ast
Des Waldes lenz- und liebestrunkner Gast.
Ein solcher Schuß dünkt Frevel mir, verübt
Am holden Lenz; mich däucht, es muß ihn schmerzen,
Wenn ihm auch nur in eines Vogels Herzen
Sein flüchtiges Beglücken wird getrübt.
Ich will dem Jäger seine Jagd verderben,
Der Auerhahn soll heute noch nicht sterben.
Gracioso. Wie Euch so eines Vogels Sterbetag
Weit mehr als Euer eigner kümmern mag!
Don Juan. Du hältst mein Roß, ich springe an den Ort,
Und scheuche rettend den Verliebten fort.

Andere Gegend des Waldes.

Antonio. Don Juan.

(Antonio winkt dem Herannahenden vergebens, stehen zu bleiben.)

Don Juan (laut rufend).
Es lebe die Wollust! laß den Hahn am Leben!
Antonio. Er lebe! lebe hoch! dem ich's verdanke,
Daß ich den Tod nun dir, Don Juan, kann geben!
(Er schießt auf Don Juan und fehlt.)
Don Juan. Wer treffen will, seh' zu, daß er nicht schwanke.
Der Tod hat diesmal wenig angegriffen;
Als er an meinem Ohr vorüberstrich,
So nah und hörbar sausend, hat er dich,
Dich schlechten Schützen vor mir ausgepfiffen.

Antonio. Wohlan, verruchter Sünder, zieh' die Waffe,
Daß ich nicht wehrlos dich hinunter schaffe;
Don Juan, ich lasse dich zur Hölle wandern,
Wo du nicht gelten kannst für einen Andern,
Wie dies in meinem Himmel dir gelungen,
In den du frech und frevelnd eingedrungen.
Don Juan. Weil einer, scheint es, sterben muß von beiden,
So mag es denn, du Narr, das Schwert entscheiden.
Antonio (fällt). Ich sterbe gern — ich sucht' es zu vergessen,
Doch immer hat der Wurm genagt, gefressen,
Den du, mein Feind, mit unerhörter Tücke
In's Herz gesetzt hast meinem Erdenglücke. (Er stirbt.)

Kirchhof. Mondnacht.

Don Juan und Catalinon wandeln zwischen den Gräbern.

Catalinon. Langweilig schauerlich ist dieser Ort;
Kommt heim! dort ist es lust'ger auf mein Wort!
Dort duften Blumen auf gedecktem Tische,
Verheißungsvoll die Braten und die Fische.
In den verschlossenen Bouteillen wohnen
Die muntern Genien aus fremden Zonen,
Wie schöne Nonnen in kristallnen Zellen,
Voll Sehnsucht nach den durstigen Gesellen.
Der Spielmann stimmt bereits die helle Geige,
Und gehen Schmaus, Musik und Trunk zur Neige,
Dann winken Euch zur süßesten der Freuden
Mit rotgeglühten Reizen schöne Damen.
Kommt heim! laßt uns die Stunde nicht vergeuden;
Was habt Ihr mit den Toten hier zu kramen?
Don Juan. Wenn ich an Lust mich heiß und müd genossen,
Und mich zu schwül das Leben hält umschlossen,
Dann mach' ich gerne Kirchhofpromenade;
Das wirkt wie eine Seelenlimonade.
Ich lese kühle Märchen auf den Steinen,
Vom Marmor rieseln noch die Thränenquellen
Melodisch in der Reime Wasserfällen,
Die längst vom trocknen Auge nicht mehr weinen.
Ich höre längst verhallte Seufzer wehen,
Hier prahlt der Schmerz im Stein, nicht zu vergehen.
Und mit den Rosen um die Urne winden
Die Träume sich von einem Wiederfinden.

So kühlen mit ironischem Geplauder
Die Gräber mir manchmal die heißen Sinne;
Und daß zur Lust ich neue Lust gewinne,
Nehm' ich hier einen Trunk vom Todesschauder.
Doch will's auch damit nicht mehr recht gelingen,
Die Freude kann nicht mehr wie einst hinbrausen;
Sind lahm schon oder mausern ihre Schwingen?
Weiß nicht, doch fühl' ich oft ein stilles Grausen. —
Wie dieser Grabschrift goldne Zeilen sagen,
So liegt allhier ein Mann, den ich erschlagen.
Ei! wie geschwätzig ist das Epitaph!
Es wünscht dem Toten einen süßen Schlaf,
Bis auferstehe seine Erdenhülle,
Auch preist es seine seltne Tugendfülle;
Zum Schlusse prophezeit die letzte Zeile,
Daß Gottes Zorn den Mörder noch ereile.
Nun, wenn die Strafe so gewiß mich trifft,
Als ihn die Auferstehung — lügt die Schrift. —
Hier ist des Mannes Standbild auch zu schauen —
Bald hätt' ich's übersehn — in Stein gehauen.
(Die Statue betrachtend.)
Wie seltsam steht das ernste Mondenlicht
Auf dieses Mannes albernem Gesicht!
Sein Antlitz, das von Grabgewürm zernagte,
Muß lang der Stein noch tragen, der geplagte.
Viel dummes Zeug, anstatt sich zu verstecken,
So bald's verlebt, auf ewig dem Beschauer,
Stiehlt noch vom Stein schmarotzend sich die Dauer,
Die Nase in die Nachwelt frech zu strecken.
Du Steingebild! mir imponierst du nicht!
Du Toter, warst einst Gouverneur und Wicht,
Jetzt bist du nichts, und bist was du gewesen.
Die Drohung deiner Grabschrift wird verlacht,
Kein Hahn kräht, daß ich sonder Federlesen
Dein lautes Nichts zum stillen Nichts gemacht.
Doch bist du was, so zeige mir's, erscheine
Heut' Mitternacht in meinem Haus und heize
Dein kaltes Herz an schöner Dirnen Reize,
Am Glas vom langentbehrten Erdenweine!
Nun, kommst du? — ha! mir war im Augenblicke,
Als ob die steinerne Gestalt mir nicke.
Sahst du's?

Catalinon. Ich nicht; kommt, laßt von dem Getreibe,
Sonst macht noch Langweil', daß ich ganz hier bleibe.

Erleuchteter Saal im Hause Don Juans.

Don Juan, Marcello und mehrere geputzte **Frauenzimmer** sitzen um eine Tafel, auf welcher die Reste eines reichen Mahles sichtbar sind. **Musikanten** spielen.

Don Juan. Laßt ab, ihr Geiger, mich verletzt das Lärmen.
Gut Nacht, ihr Mädchen! aus ist's mit dem Schwärmen.
(Zu Marcello.)
Der Gast vom Kirchhof, scheint es, kennt Manieren;
Wenn ich gewisse Zeichen recht verstehe,
So ist er da, ich spüre seine Nähe
In einem tiefen wunderlichen Frieren.
Marcello. Mein Freund, dich traf zu kühl die Abendluft,
Es weht ja nie gesund um eine Gruft.
Don Juan (zu Catalinon). Gieb Jeder zehn Dublonen zum Entgelt
Daß heute mir die schönste nicht gefällt.
Gold ist noch da; ich hätte nicht gedacht,
Daß unerschöpflicher mein Reichtum wäre,
Als meine Lust, als meiner Sinne Macht,
Nun bin ich doch besiegt vom Weiberheere.
In's Welke hat sich's Leben mir entfärbt,
Ja selbst sein Preis, das Gold scheint abgeblichen,
Der frohe Juan ist aus der Welt entwichen,
Der traurige Juan hat ihn beerbt.
Verrücktres hat die Erde nie getreten,
Als Stoiker und darbende Asketen.
Das beste wäre, kein Bedürfnis fühlen?
Das Beste ist, Verlangens Glut zu kühlen.
O dürsten wie das Windspiel, Meil' auf Meile
Das Wild verfolgend in erhitzter Eile,
O hungern möcht' ich wie der Wolf im Schnee,
Und dann den frischen Bach, das junge Reh!
Ha! wie der Hirsch, wenn Triebe ihn durchfeuern,
Des Schlafs vergißt, nicht hat der Weide Acht,
Nur umschweift nach verliebten Abenteuern,
Des Walds glückselig'ger Lump bei Tag und Nacht!
Ich tauschte lieber mit dem Hirsch die Stelle,
Als mit dem Klosterbruder in der Zelle.
Was aber frommt die beste Wissenschaft?
Verraten hat mich meine eigne Kraft,
Das Feuer meines Blutes ist verlodert,
Ich fühle mich schon gleichsam angemodert.
Marcello. Was liegt daran? ward eine Freude matt,
Blüht eine andre auf an ihrer statt.
Don Juan. Ja! andre Freuden giebt es, kahle, fahle,

Verkrochnes, neckend zwergisches Gelichter,
Im Schacht der Brust beim Schein der Grubenlichter,
Den Schatz aufbeutend statt im Sonnenstrahle.
Mir aber schien die Liebe nur kein Thor;
Die Selbstvertiefung wollte nie behagen,
Statt in mich selbst zu graben, zog ich vor
Keck in die Welt ein derbes Loch zu schlagen.
Ja! andre Götter sind der Welt gewogen,
Als denen ich des heitern Kults gepflogen;
Sie wurden meiner Jugend auch gegeben,
Doch fanden sie bei mir kein rechtes Leben!
Bald sind die Kühlgesinnten siech, beklommen,
In meinem Tropenwetter umgekommen.

Marcello. Im Dienst der Liebe bleibt nur ungeprellt,
Wer noch in ihrem Rausch zur Grube fällt.

Don Juan. Dies Wort hast du aus meiner Brust gesprochen.
In einem rasch entschiednen Zweigefecht
Zu fallen, wäre mir nun eben recht.
O käm' ein Todfeind jetzt hereingebrochen!

Marcello. Wozu der Feind? was mir die Schulter drückt,
Das werf' ich ab und harre nicht des Zweiten,
Der mir die Bürde erst vom Halse rückt;
Wer sterben will, was braucht der noch zu streiten?

Don Juan. Der Todesstoß muß mich von außen treffen,
Krankheit, Gewalt — nur sei's ein Gegenüber;
Ich gebe selbst mir keinen Nasenstüber,
Geschweige daß ich wollt' mein Schicksal äffen.
Wie echte Wollust nur selbander lodert,
So werden zwei zum rechten Tod erfodert.
Die Lust war meine Gottheit und ich werde
An ihr nicht freveln, scheidend von der Erde;
Nicht eigne Hand soll meine Tage kürzen,
Vom Schwerte meines Feindes möcht' ich stürzen.
Und jauchzt der Zorn ob seinem Todesstreiche,
Dann fällt der Lust zum Opfer meine Leiche.

Marcello. Komm, Freund, laß trinken uns noch eine Flasche
Burgunderweins, daß er den Gräberstaub
Aus deiner Kehle dir hinunterwasche.
Tratst du im Frühling nie auf dürres Laub?
Und sahst du nicht frisch angeblüht die Äste,
Indes den Fuß umrauschten Winterreste?
Der Wald war müd' geworden und entschlafen,
Bis weckend ihn des Frühlings Mächte trafen.
Auch du bist müd', nur brauchst du kürzre Nacht,
Und morgen schon bist lustig du erwacht.

Don Juan. Schenk' ein, doch plag' dich nicht, in schlechten Bildern
Den Wandel meines Lebens abzuschildern.
Stoß an! der wiedergrüne Wald soll leben!
Die Vögel, die verliebt im Laube schweben!
Der Bach, aus dem das Wild Erquickung trinkt!
Das Moos, worauf Umarmung heimlich sinkt!
Sie sollen leben, lieben und genießen!
Mir aber wird kein frisches Grün mehr sprießen.

Marcello. Schwermüt'ge Grillen sind's; in wenig Stunden,
Ich bin's gewiß, wird deine Kraft gesunden.

Don Juan. Von Schwermut weiß ich nichts, mein Freund, ich hasse
Am Mann das Klagendweiche, Thränennasse.
Es war ein schöner Sturm, der mich getrieben,
Er hat vertobt, und Stille ist geblieben.
Scheintot ist alles Wünschen, alles Hoffen;
Vielleicht ein Blitz aus Höh'n, die ich verachtet,
Hat tödlich meine Liebeskraft getroffen,
Und plötzlich ward die Welt mir wüst, umnachtet;
Vielleicht auch nicht; — der Brennstoff ist verzehrt,
Und kalt und dunkel ward es auf dem Herd.
Einst über einer Heid' in dunkler Nacht
Sah ich den Himmel glühn in roter Pracht,
Als flammt' in Lüften hoch ein Meteor,
Und als ich näher kam, war's brennend Rohr;
Und als die Binsenglut in Asche fiel,
War schwarz der Himmel, aus das Farbenspiel.
So ist vielleicht der Liebe Zauberei
Nur Himmelswiderschein vom Erdenbrand,
Und wenn der Stoff verzehrt in Asche schwand,
Ist auch das Rosenspiel der Nacht vorbei.

Marcello. Einst hört' ich anders dich die Liebe schildern;
Denkst du des Rittes noch zur Abendstunde,
Wo plötzlich im einsamen Waldesgrunde
Dein Herz ergriff ein seliges Verwildern?
Wie du in schöner Schwärmerei entbrannteſt,
Die Lieb' den Gluthauch eines Gottes nannteſt?

Don Juan. Auch das war nur Aufknistern heller Funken,
Ein hoher Schein des Brands, der nun versunken.

(Es wird an das Thor des Hauses gepocht; von außen Lärmen von Frauen und Kindern).

Eine weibliche Stimme (ruft).
Macht auf! um Einlaß pocht Gerechtigkeit!
Macht auf! geschwind, verwaiste Unschuld schreit;
Verführte Weiber wollen ein zu Hauf!
Laßt ein! sonst brechen wir die Thüre auf!

Don Juan (ruft durchs Fenster hinaus).
Ha! welche ungeschlachte Lumpenhorde!
Sucht ihr in meinem Hause Raub und Morde?
Herein! ich brauch' die Knechte nur zu wecken,
Daß sie euch allesamt gleich tot hinstrecken.
(Er winkt Catalinon zu öffnen.)

Don Pedro
(eintretend mit einer Schar von Weibern und Kindern, spricht zu diesen)
Nicht lärmet, sonst verlaß ich eure Sache,
Und selbst entbiet' ich gegen euch die Wache!
(Zu Don Juan.)
Don Juan, ich bin Don Pedro de Ulloa,
Der Sohn bin ich Gonzalo's de Ulloa,
Des Großkomturs des Calatravaordens,
Und steh' vor Euch in Sachen Eures Mordens,
In Sachen des Verführens und Verlassens;
Ich sühne, hilft mir Gott, in dieser Stunde
Des Vaters Tod und manches Herzens Wunde;
Ihr seid ein Mann des ewigen Erblassens.
Noch Kind, als Ihr den Vater mir erschlagen,
Mußt' ich die Rache schmerzlich lang vertagen,
Doch macht' ich mir in ihrem Dienst zu schaffen,
Bis meine Glieder wuchsen in die Waffen.
Ich säumte nicht, so weit Gerüchte führen,
Den Thaten Eurer Sünde nachzuspüren,
Und manches arme Weib hab' ich gefunden,
Das Gram und Not und Schmach durch Euch empfunden
(Auf die Kinder weisend.)
Die Kinder folgten mir aus fernen Gauen,
Um ihren Vater einmal doch zu schauen;
Sie tragen Eurer edlen Züge Spuren,
Nicht Eurer Liebe, die sie nie erfuhren.
Die einen konnten mit der Mutter wandern,
Und zu den Müttern der verwaisten andern,
Don Juan, wird Euch hinsenden dieses Schwert,
Das lange schon nach Eurem Blut begehrt.
Erst mögen diese Frauen mit Euch rechten,
Dann seid gefordert Ihr, mit mir zu fechten.

Don Juan. Catalinon, wir werden bald getrennt;
Verdiene dir nun meinen letzten Dank,
Nimm diesen Schlüssel, öffne meinen Schrank
Und hole mir daraus mein Testament.
Auch bringe mir die Liste der Verführten,
Die dich zu mitleidvoller Vorsicht rührten,

Daß du genau verzeichnet ihre Namen,
Auch wann und wo sie mir zu Falle kamen.

Constanze. Don Juan, Ihr seid noch jetzt der schönste Mann;
O daß ich Euch noch einmal schauen kann,
Und daß ich kann mein Kind mit Euch vergleichen!
Es trägt der schönsten Stunde schönstes Zeichen.

Blanka. Ja! er ist schön; wohl mir, daß ich ihn sehe!
Es mildert mir der Reue bittres Wehe,
Es kleinert mir die Größe meiner Sünden,
Daß hassend ich ihn noch so schön muß finden.

Theodore. Wie ruhig blickt der Räuber meiner Tugend,
Wie heiter blickt der Mörder meiner Jugend!

Ines. O eile, von Don Pedros Hand zu sterben,
Wenn dich nicht soll dein eignes Kind verderben!
Der Bube da wächst auf und er gedeiht
Von meinen tausend Flüchen über dich,
Womit ich säugend meine Brust bestrich,
Womit ich jeden Bissen ihm bestreut.

Catalinon (mit den Papieren kommend, zu Don Juan).
Hier, die Papiere, Herr, die Ihr geheischt!
(Zu Ines.) Hat diese Hexe immer so gekreischt?
Dämpfst du nicht deine Stimme zum Geflüster,
So streich ich deinen Namen vom Register.

Don Juan (die Kinder betrachtend).
Ei! tücht'ge Rangen sind es, wackre Sprossen,
Die hinter mir so zahlreich aufgeschossen!
Ihr seid ein heitrer Scheideblick der Welt,
Der mir fast wärmend in die Seele fällt.
Seid lustig, Kinder, wenn ich bin begraben,
Sollt ihr von mir nicht nur die Züge haben.

Marcello. Sie sind ein heller Ruf zurück in's Leben;
Laß dir das Himmelszeichen nicht entschweben!

Don Juan (zu Don Pedro). Ich leg' in Eure ritterlichen Hände
Mein Testament, vollzieht's nach meinem Ende.
So sehr ich auch das Sparen oft vergaß,
Blieb doch von Gütern mir ein Übermaß.
Für jeden Namen, der die Liste nennt,
Steht ein Legat in diesem Testament,
Und jedes von so reichlichem Betrag,
Daß Weib und Kind vollauf es nähren mag.
Damit kein Zweifel dies Verzeichnis trifft,
Gab ich ihm auch Sigill und Unterschrift.
Catalinon versäumt' ich nicht, den Alten,
Er kann fortan sich selbst den Diener halten.
(Betrachtet das Verzeichnis.)

Catalinon (mit unterdrücktem Weinen).
Was treibt mein Herr nur wiederum für Possen!
Er thut, als sollt' er bleiben im Duelle,
Und doch erliegt sein Feind auf alle Fälle,
Seh' seine stolzen Äuglein schon geschlossen.
Wer schlagen will Don Juan, den großen Fechter,
Das muß ein andrer sein als so ein schlechter
Und ungereimter Gegner de Ulloa,
Söhnlein des Don Gonzalo de Ulloa,
Als so ein Unbart mit weißsammtnem Kinne:
Mit Pfaffenwitz und Beinen einer Spinne,
Mit einer Stimm', als ob Cicaden sängen,
So stangendürr gestreckt und galgenschlank,
Daß unsereins, wär's eben leberkrank
Und desperat, sich könnt' an ihm erhängen.
Don Juan (das Verzeichnis lesend, für sich).
Erinnerungen, einst geliebte Damen!
Bis auf die letzte Blüte abgedorrt,
Einst Himmelsklang, was nun ein schales Wort;
Wie schnell die Dinge welken und die Namen!
Erinnerung läßt mich noch einmal wandern
Von einer dieser Holden hin zur andern. —
Sinnvoller Brauch, den Göttern alle Jahre
Die Erstlinge zu opfern am Altare;
Wie lieblich ist das erste Grün der Blätter,
Der erste Duft und Sang im Frühlingswetter!
Wie wonnevoll zur See am fernen Rand
Der erste Blick auf das ersehnte Land!
Am hellsten blühn des Ruhmes erste Kränze,
Am süßesten berauscht der erste Kuß:
Wenn jenseits noch ein Himmel ist, so muß
Auch er am schönsten sein an seiner Grenze.
Drum war der Liebe Süßestes zu nennen
Der erste Anhauch neuer Leidenschaft;
Die Wehmut, daß sich alte Zauber trennen,
Erhöht des neuen Glückes Reiz und Kraft.
O daß versiegen muß der reichste Bronnen!
O könnten sterben wir in jeder Lust,
Und neu geboren, mit verjüngter Brust,
Entgegenstürzen immer neuen Wonnen!
(Zu Don Pedro.) Wollt Ihr die Schrift vertreten und erfüllen?
Don Pedro. Auf Ritterwort! um der Verlassnen willen.
Don Juan (ihm die Schrift überreichend).
Wohlan! nun zeigt, ob Euch die Fechtkunst eigen;
Daß Ihr ein Stümper seid, will ich Euch zeigen. (Sie fechten.)

Don Juan. Fürwahr, Ihr seid, wofür ich Euch gehalten;
Schon dreimal konnt' ich leicht das Herz Euch spalten,
Das rachevolle, doch so schlecht geschützte,
Wenn ich den Degen ernstlicher benützte.
Hier habt Ihr eins — nun wieder eins — hier wieder!
Ihr blutet schön auf meine Diele nieder;
Ich hab' Euch angezapft an manchen Stellen,
Doch bohr' ich spielend Euch nur seichte Quellen.
Don Pedro, traun! nie fühlt ich sichrer mich,
Als gegenüber Eurem Degenstich;
Zweikampf mit Euch nenn' ich ein Sorgenfrei,
Ja! ein Asyl für Eure Fechterei!
Don Pedro. Gieb mir den Tod, nicht dieses Blutgeträufel,
Nicht schmähe mich, du grundverfluchter Mann!
Im Kampf besiegen kann dich nur der Teufel,
Stoß zu, daß ich dich nicht mehr schauen kann!
Don Juan. Mein Todfeind ist in meine Faust gegeben;
Doch dies auch langweilt, wie das ganze Leben.
(Er wirft den Degen weg; Don Pedro ersticht ihn.)

Helena.

Dramatisches Bruchstück.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ausgereuteter Platz vor einer fast vollendeten Burg, tiefst im Böhmerwalde, nebenan ein Blockhaus. — Nacht mit Vollmond.

Ritter Albrecht. Kurt, sein Edelknecht. Zuletzt Werkner.

Albrecht. Laß uns verschwatzen diese lange Stunde;
Die Kerle schlafen alle noch wie Felsen;
Ein störrisch widerwärtig Volk! ich darf
Nicht stören ihren Schlaf, zur Arbeit rufen,
Weil sie mich sonst verlassen, wie sie drohten.
Noch ist nicht fertig meine feste Burg,
Darin ich all mein Glück verschanzen will;
Mit jedem Stein wächst meine Ungeduld.
Der Mond scheint hell — ein ärgerliches Licht
Für einen, der sich nach dem Morgen sehnt.
Giebt's auf der Welt ein Weib wie Helena?

Kurt. Ich kenne keins; der König ist zu schlecht,
Daß er sie Tochter nennt, und Leidenschaft
Ein ganzes Heldenherz voll ist sie wert.
Albrecht. O, mehr als Leidenschaft verdient ihr Liebreiz!
Kurt. Die Jungfrau ist von wunderbarer Schönheit.
Albrecht. Ihr würd'ger Freier wäre nur der Wahnsinn,
Wenn er nicht häßlich wäre anzuschaun.
O Helena! wann werd' ich dich umarmen?
Kurt. In wenig Tagen ist die Burg vollendigt,
Die Zwingeln sind gebaut, die innern Mauern,
Die Letzen und die Türme all gerüstet,
Mit Binsen ist die Diele schon bestreut,
Und eingerichtet sind die Kemenaten.
Mundvorrat ist gesammelt auch für Jahre,
Und gestern abends fällten sie die Eiche,
Ein tüchtig Brautbett euch daraus zu zimmern.
Albrecht. Dann eil' ich, ihrem Vater sie zu rauben,
Der stolz sich unserm Glücke widersetzt.
Daß ich den Vater und den König kränke,
Das gilt mir nichts, der König fraß den Vater;
Sonst würd' er nicht das Herz dem Kind zerreißen
Und mich verwerfen; ich gewann ihr Herz.
Hast du gehört die schmachvoll bittern Worte,
Die er gesprochen mir zu Eresburg,
Als ich die tapfern Ungarn hingestreckt,
Und durch die Wetterschwärme der Kumanen
Mit meinem Schwerte ihn herausgehauen?
Ich trat vor ihn und bat um seine Tochter;
Er sprach: ich lohne reich mit Land und Leuten,
Nur nicht mit meinem Kinde dich, Vasall!
Du hast für mich dein treues Blut verspritzet;
Doch fordre nicht dafür mein Kind, *mein* Blut;
Nicht Blut um Blut verwettet man dem König,
Wenn man nicht selbst von fürstlichem Geschlecht.
Kurt. Ein stolzer König, doch ein guter Vater;
Er hielt sie weich und gütig wie sein Auge.
Albrecht. Hat er sein Auge je von sich gestoßen?
Mich dünkt, dich schläfert, dein Gedächtnis auch,
Das helle Mondlicht bleicht dir die Erinn'rung.
So hast du denn vergessen, wie sie weinend
Zu seinen Füßen sank in jener Stunde?
Wie er sie von sich stieß und wütend rief:
Kein Wort davon! pfui! pfui! du riechst vom Knecht!
Mach deine Mutter nicht im Grab verdächtig.
Wie gerne hätt' ich ihm den Kopf gespalten!

Doch weinend flehte Helena: verzeih!
Dein Zorn vernichtet unser letztes Hoffen. —
Und wenn er auch der beste Vater wäre,
Ich raubte sie, wenn er sie mir nicht gäbe;
Die Liebe ist das ältste Recht auf Erden.

Kurt. Ich aber raubte sie auf alle Fälle.
Wenn Vater, Mutter, Basen auch und Vettern
Die Brautnacht uns zuschanzen, hat es was
Vom ekelig Bequemen einer Treibjagd.
Die Brautnacht mögen andre sich erbeuten
Im Parke als ein müdgehetzt Kaninchen,
Wir jagen sie als Gemse im Gebirg.

Albrecht (an das Blockhaus der Werkleute horchend).
Sie schlafen noch — ihr Klötze! schlafet schneller!
(An die Thür pochend.)
Holla! wacht auf! der Morgen dämmert schon!
(Stimme von innen.)
Gebt Ruh! noch ist es Nacht, es scheint der Mond;
Gebt Ruh! im Mondlicht strecken sich die Bäume,
Da strecke sich der Mensch auf seinem Lager.
Wir sind noch müd und schläfrig; gute Nacht!

Albrecht. Auf! Auf! zur Arbeit! jegliche Minute,
Die bis zur Dämmrung noch verstreichen mag,
Bezahl' ich jeglichem mit einem Goldstück.
(Die Thür öffnet sich, die Werkner treten heraus.)

Maurer. Was drängt Ihr uns so hastig ungestüm?
Baut sich ein Schloß so schnell denn wie ein Grab?
Ihr macht's gerad wie jener Erbe jüngst,
Der mit der Leiche auf den Kirchhof kam,
Und den versoffnen Totengräber schalt,
Daß er das Grab vergessen zu bereiten,
Der unter Flüchen ihn zur Arbeit trieb,
Weil schon dem Erben übel roch die Leiche.

Albrecht. Hier treibt das Leben, nicht der Tod zur Eile;
Mach fort! ein Goldstück hast du schon verplaudert.
(Der Maurer geht zur Arbeit ab.)

Zimmermann. Diesmal will ich verkürzen meinen Schlaf,
Ich denke das Versäumte nachzuholen,
Wenn Euer Geld ich lege unter's Kissen.
(Geht zur Arbeit.)

Albrecht. Seid rasch! auch eine gute Mahlzeit soll
Den Fleiß belohnen und ein Faß vom Rhein.

Schlosser. Wohlan! ich folge; bis der Morgen dämmert,
Hab' ich ein hübsches Geld mir zugehämmert.

Gedichte.

Protest.

Wenn ich verachte heimliches Verschwören,
Und wenn ich hasse Meuchelmörderhand,
Wenn in des Volkserretters Ruhmgewand
Verhüllte Schufte meinen Groll empören,

Reih' ich das Königstum den Himmelsgaben,
Verlass'ner Völker Vaterhaus und Hort.
O glaubet nicht, ich liebe drum sofort,
Was jetzt und hier an Königen wir haben.

O glaubet nicht, ich führe keinen Zunder
Im Herzen für des Zornes edle Glut,
Tritt wo ein Fürst sein Volk im Übermut,
Noch daß ich ehren kann gekrönten Plunder.

Nie wird mein Flügelroß zum Schindergaule
Für meine Ehre, und mich strafe Gott,
Sing' ich ein Fürstenlied, daß mir, zum Spott,
Die Hand vom Saitenspiel herunterfaule.

Des Teufels Lied vom Aristokraten.

Ich lobe den Aristokraten;
Hat er des Adels rechte Völle,
Ist er vorweg schon halb geraten
Und zugerichtet für die Hölle.

Wer besser schon sich dünkt und echter,
Bloß weil er lebt, als ganze Scharen,
Der wird gewiß zur Grube schlechter
Als all die Tausend niederfahren.

Was schützen mag die Niedern, Rohen
Vor meiner Finger scharfen Griffen:
Natur und Liebe — wird dem Hohen
Schon in der Kindheit abgeschliffen.

Geschieden von der schlechten Rotte
Des Volkes sitzt der Edelreine
In seiner lieben Ahnengrotte
So kühl, erhaben und alleine.

Vorüber braust an seinem Saale
Das Volk mit Not- und Dampfgewerben,
Sie schwingen ihm die Festpokale,
Man lebt, und eilt für ihn zu sterben.

Doch Ruh' ist in des Edlen Kammer,
Daß er die Lebensmüh' nicht spüre,
Und jeden Seufzer muß der Jammer
Verschlucken still vor seiner Thüre.

O köstlich ist die stille Schonung,
Denn deutlich hört's der Mann der Gnaden,
Wenn süß ertönt um seine Wohnung
Die Luft von meinen Serenaden.

Er setzt in Noten sich mein Ständchen,
Bewundernd singen es die Schranzen,
Und morgen muß allwärts im Ländchen
Das Volk nach meinem Liede tanzen.

Das Gespenst.

Dies war einmal ein Edelhaus,
Nun ist es trauriglich zerfallen,
Es schneit und regnet in die Hallen,
Nur Räuber gehn dort ein und aus.

Der Sohn einst mit dem Vater stritt,
Wer auf der Jagd die Ent' erschossen;
Da ist des Alten Blut geflossen,
Der wilde Sohn zum Teufel ritt.

Weib, Knecht und Dirne flohn den Ort,
Hat keins das Blut nur aufgescheuert;
Nun heißt's: bei Nacht auf Enten steuert
Des Alten Geist durch's Fenster dort.

Der Hirte sieht im Mondschein hell
Von fern das Hemd des Geistes flattern,
Hört in der Luft die Enten schnattern,
Den Schuß — und kriecht in's Lämmerfell.

Er staunte jüngst in dunkler Nacht,
Wie Lichter im Gemäuer brannten,
Den wirren Lärm von Musikanten
Der Heidewind ihm zugebracht.

Hei! lustig klang's im alten Nest
Von Schmaus und Saus, Zigeunergeigen;
Die Räuber tanzen tollen Reigen,
Der Hauptmann hält sein Hochzeitfest.

Doch leuchtet nicht am Firmament
Dem Räubersmann und seinem Schatze
Der Brautnacht Mond, des Pfaffen Glatze;
Die Lust vereint, der Scherge trennt.

Ein Räuber spukt im Haus umher,
Den toten alten Grafen spielend,
Im weißen Hemd, auf Enten zielend,
Durch's Fenster feuernd sein Gewehr.

Den Hirten lockt es Schritt um Schritt,
Er spürt beherzt in diesen Tönen
Das warme Blut von Erdensöhnen;
Er trinkt und tanzt und jubelt mit.

Des alten Edelmannes Geist
Spielt nun der Hirte gern vor allen,
Er läßt die Entenflinte knallen,
Sein weites Hemd im Monde gleißt.

Der Alte übte Raub und Trutz
Im Dickicht finstrer Adelsbräuche;
Nun dient er als Pandurenscheuche
Den Räubern noch zu gutem Nutz.

Zuruf.

Die Keuschen, Sittigstrengen, Tugendfrommen
Sind lahm und lau, wenn's gilt den Strauß zu fechten.
Wenn ihr Panier in's Blutgedräng' gekommen;
Doch Helden sind die sogenannten Schlechten.

Der Fromme mit dem steifen Gottvertrauen
Verwächst und seine Klinge mit der Scheide:
„Der starke Gott wird selber durch sich hauen,
Er will es, daß sein Knecht hienieden leide."

„Laßt nur die Taumler in's Verderben rennen;
Ihr seht sie heut' frohlocken, morgen modern:
Wie Branntweintrunkne schmählich selbstverbrennen,
Muß jede Schuld in ihrem Rausch verlodern."

Doch solchem Ruf gebührt zur Antwort solches:
O feige Gottesknechtschaft! Kettenhunde!
Ein stumpfes Amen statt des scharfen Dolches?
Spürt euer kalter Brand nicht mehr die Wunde?

Der Römler wird am Sakrament nicht irre,
Wenn sündhaft lebt der Priester der Gemeine,
Weil Gnade nicht gerinnt im Schmutzgeschirre,
Die Hostie schmutzt ja nicht, die ewig reine!

O lernt vom Römler Weisheit, fromme Zager!
Ist mancher Streiter auch nicht rein des Schmutzes,
Ist rein doch das Panier im Freiheitslager,
Und wahr das Herz des ungeschlachten Trutzes.

Im Strauchgewirr von Glauben, Recht und Sitte
Ein Ungeheuer liegt in Schlangenringen;
Trat mancher drauf mit unverseh'nem Tritte,
Und schrie entsetzt, kann das melodisch klingen?

Ein kaltes, plumpes, blödes Ungeheuer,
Das Herzen frißt und saugt Gehirne trocken,
Das ewig wälzt, ein träger Wiederkäuer,
Des Elends mittelalterliche Brocken.

Harpunen in die Schuppen starrer Satzung!
Und Dolche nach, die Menschheit zu erlösen!
Kein blutend Herz dem Untier mehr zur Atzung!
Messias' Zorn! o komm', erschlag' den Bösen!

Dein Tod am Kreuz, o Christus, ist verloren,
Wenn du nicht wieder kommst für unsre Nöten,
Prophet, hat uns das Völkerleid geschworen,
Messias, daß du diesmal kommst zu töten.

Sie fingen auf das Blut von deinen Hüften,
Die Welt zu tränken mit gefälschter Schale,
Die Welt damit zur Feigheit zu vergiften,
Sie krankt vom Opium in deinem Grale.

Darum an's Kreuz dir jetzt die Knaben rücken,
Sie klettern drauf, um deine Dornenkrone
Wie 's Vogelnest im Lenz vom Baum zu pflücken,
Und wer das Kreuz verehrt, verfällt dem Hohne.

Drum Männer scharf dein Kreuz beschossen haben
Mit eisigen Verstandes Hagelwettern
Und Grübler nach des Kreuzes Wurzel graben,
Daß sie es schier umwerfen, schier zerschmettern.

Die Frivolen.

Die Zeit ist hin, wo vor den Banngewittern
Des Glaubens noch ein Bube mußte zittern.

Dahin sind auch die Tage, wo der Flug
Der Meisterkraft die Stümper niederschlug.

Der Geist hat auch sein gutes Recht verloren,
Sein altes Machtwort über's Volk der Thoren.

Wie einen Lappen, aufgehängt im Winde,
Durchbohrt kein Kugelschuß auch dies Gesinde.

Sie flüchten, wenn der Ernst sie je befiel,
In's Fleisch, in ihr verwesliches Asyl.

So durch und durch verdorben ist die Bande,
Daß sich der Blitz befleckt mit ihrer Schande.

Der Bube läßt aufgähren mit Gekreische
Der niedern Leidenschaften trübe Maische;

Was als ihr Heiligstes die Menschheit kennt,
Er wirft's in seinen Kübel als Ferment;

Wenn er die Blase schaut in seinem Schaume,
Scheint sie Weltkugel seinem Dünkeltraume.

Die Kunst ist eine derbe Magd geworden,
Verpöbelt in der Frohne schlechter Horden.

Sie schleppt das Holz, das zündend sie bediene
Der Lüste lustig prasselnde Kamine.

Sie trägt den Eimer der verflachten Lumpen,
Mit Beifallsthränenflut ihn voll zu pumpen.

Im Stalle waltet sie, den Freudenfesten
Der Taumelnden das Vieh heranzumästen.

Sie schreitet ihnen vor, aus ihren Wegen
Wie dürres Laub die Sitte fortzufegen.

Ich las einmal in einem fränk'schen Blatte,
Daß eine Metze einen Liebsten hatte.

Der Liebste war ein armer, armer Ritter!
Dachlos, brotlos, kleidlos, es drückt' ihn bitter.

Denn ach! er hatte nicht um sich geschlagen
Den Bettlermantel, den die Schwaben tragen,

Das Notgewändlein, das im Neckarthal
Die Patria, Religion, Moral,

Drei alte Schneiderjungfern, zubereiten
Und dort den Bettlern um die Hüfte breiten.

Schon war der Arme fast in Not verkommen,
Da hat die Metze sein sich angenommen.

So manchem Jüngling war die Dirne schädlich,
Nur mit dem einen meinte sie es redlich.

Was mit der Sünde sie gewann, der feilen,
Sie bracht' es heim, es treu mit ihm zu teilen

Behaglich nahm es an der faule Schuft,
Wie sie entehrt zueilte ihrer Gruft.

Und als ich von der Dirne las die Kunde,
Dacht' ich der Kunst und wie sie geht zu Grunde.

Kein Bannesblitz kann solche Frevler schrecken,
Kein Geistesdonner sie zum Geiste wecken.

Für solcher Seelen schmähliche Umnachtung
Ist nur der Bann geblieben der Verachtung.

Schade.

Schade, daß des Kreuzes Zeichen,
Das auf Golgatha gestanden
Zur Erlösung aus den Banden,
Nun dem Zensor dient zum Streichen!

Das Symbol ward uns verkehrt,
Höhnend steht es da und lehrt,
Daß wir lange noch vom Bösen
Hoffen dürfen kein Erlösen.

Unberufen.

Nicht ein jeder wagt zu richten
Meister, so in Farben dichten,
Noch des Meisters Flug in Tönen
Schnell zu tadeln, flink zu krönen;
Denn mit Farben und Gestalten
Weiß der Laie nicht zu schalten,
Und im Contrapunkt zu reden
Ist nicht Sache eines jeden.
Doch des Worts ist, so und so,
Wer nicht stumm, ein jeder froh.
Darum wer in Worten dichtet,
Wird vom ganzen Troß gerichtet;
Jeder weiß von ihm zu schwatzen,
Launisch greifen ihm, heut schmückend,
An die Stirne, morgen pflückend,
Alle ungeweihten Tatzen.
Dieser Pöbel faßt es nie,
Daß er über Poesie,
Als die höchste Kunst von allen,
Hat kein Urteil hinzulallen.
Eben weil ihm ihre Zeichen
Altvertraut sind, dünkt ihm alt
Und vertraut auch ihr Gehalt.
Und er wird ihn nie erreichen;
Ewig schließt für ihn die Pforte;
Weil er im bekannten Worte
Nur sein täglich Brot erkennt,
Ist's für ihn kein Sakrament.

Ein offner Wald.

Ein offner Wald am Straßensaume
Ist dein Gedicht, du mußt's ertragen,
Reibt sich an seinem schönsten Baume
Ein Schwein mit grunzendem Behagen.

Trutz euch!

Ihr kriegt mich nicht nieder,
Ohnmächtige Tröpfe!
Ich komme wieder und wieder.
Und meine steigenden Lieder
Wachsen begrabend euch über die Köpfe.

Ein Recensent.

Ich las in seinem Buche viel Frivoles
Scheinbar Verständiges und witzig Hohles,
Ich sah ihn seine Richtermiene schneiden,
Ich sah ihn führen spitzige Lanzetten,
Mit ekler Lust Skandale auszuweiden,
Heliogabaläisch Formen kneten.
Ich sah ihn Unrat sammeln in Retorten,
Er sublimierte ihn zu scharfen Witzen,
Am Boden blieb nach schnellverdampften Worten
Als caput mortuum die Ehre sitzen.

Einem Dichter.

In diesen Herzen wogt die Liebe,
In jenen drüben kocht die Galle,
Dein Feuer brachte sie doch alle
In Wallung; gut, wenn es so bliebe!
Doch gehst entgegen du dem Leide,
Wo alles still wird um dich sein,
Wo du dein Leid für dich allein
Aufspielen wirst auf einer Heide;
Wo du nach einem Wetterschlage
Hinausblickst von der trüben Fläche,
Daß er auf dich herunterbreche,
Damit doch jemand nach dir frage.

Gebildete Sprache.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?
Schiller.

Wie das Schlachtroß proprio Marte
Plötzlich tanzt und feurig springt,
Wenn ihm die Trompete klingt,
Und davoneilt zur Standarte;
Wie sich's stellt in Reih und Glied,
Und das Bäuerlein im Bügel
Fort muß mit verwirktem Zügel,
Gar nicht weiß, wie ihm geschieht:
Also trägt das deutsche Wort,
Das von Meistern ward geritten,
Als sie sich den Kranz erstritten,
Manchen Stümper mit sich fort.

Der Rekrut.

Wehe, wehe dem Rekruten!
Jämmerliche Weltstatuten!
Wenig Schlaf auf hartem Kissen,
Wasser nur auf karge Bissen,
In so schönen Frühlingstagen
Mörderische Waffen tragen,
Ohne Lust und Liebe springen,
Wie des Drillmanns Worte klingen,
Über Hecken, Bach und Graben,
Schreiten, trippeln, schwenken, traben,
Stillstehn plötzlich ohne Ruck;
Und an mir vorbei mit allem Guten
Rauscht das Leben, wie des Stromes Fluten
Dort am Brückennepomuk.

Der Küraß.

„Wollt Ihr nicht einen Küraß kaufen,
Herr Husar! mein Herr Husar?
's ist doch besser im Küraß raufen,
Als im schleißigen Tuch, nicht wahr?"

Lacht der Husar dem Judengauche:
„„Hast du den Hafendeckel gebracht,
Daß die Seele mir nicht ausrauche,
Wenn sie mir kocht im Feuer der Schlacht?““

„Kauft den Küraß! wie wär's doch Schade
Um den schönen gewichsten Bart,
Wenn er um eine schlechte Parade
Noch so schwarz schon würde verscharrt!“

„„Jude, kennst du Husarenhiebe?
Säbel und Schild und Küraß zugleich
Führt meine Faust; Jud, schiebe dich, schiebe,
Sonst verkostest du meinen Streich.““

Und der Husar den blanken Säbel
Kreuzend und kreisend um's Haupt sich schwingt,
Daß es wie ein eiserner Nebel
Vor den Augen des Juden springt.

„Bravo, Husar! Doch besser ist besser;
Kauft den Küraß, helft Euch und mir.
Seht, dort reiten drei Eisenfresser,
Weh, drei Feinde! bald sind sie hier.“

„„Ei, so komm,““ so ruft der Magyare,
„„Will dir helfen, du armer Tropf!““
Und er packt ihn an seinem Talare,
Setzt ihn vor sich auf den Sattelknopf.

„„O du ärmster Jude auf Erden!
Ich bin hinten, und du bist vorn;
Du mußt selber mein Küraß werden!““
Und er giebt dem Rosse die Sporn.

Wild verzweifelnd schreit der Hebräer,
Doch der Husar hält fest; hu! hu!
Reitet näher und näher und näher
Auf die drei feindlichen Reiter zu.

Hält den Juden mit seiner Linken,
Mit der Rechten führt er das Schwert,
Und die drei Reiter vom Rosse sinken,
Und der Jude blieb unversehrt.

Sanft hinab vom schäumenden Hengste
Setzt den Juden jetzt der Husar,
Für die Gefahren und Todesängste
Reicht er den Beutel voll Goldes ihm dar.

„„Keinen Kürraß mehr dem Husaren!““
Ruft der Husar und reitet davon;
Zitternd noch von den Todesgefahren,
Zählt der Jud' die Dukaten schon.

Die Rache.

Der dunklen Wolken letzte schwand
Hinab am glatten Meeresrand,
Um Schatten fernem Land zu schenken
Und mit Gewittern es zu tränken.
Hier regt kein Hauch das dürft'ge Laub,
Und ruhig liegt der feinste Staub;
Die Sommerluft ist schwül und matt,
Und auf der Wasserfläche glatt
Mag sicher hin die Spinne schreiten,
Sie kann in keine Furche gleiten;
Die Möven taumeln träg und schlagen
Die schlaffe Luft mit Unbehagen.

Matrosen baden dort und singen,
Um Leben in die Luft zu bringen,
Denn ist der Seemann müßig auch,
Er liebt des Windes frischen Hauch.
Auf seinen Fahrten lernt' er hassen
Das stille Meer, vom Wind verlassen.
Sie singen froh ein irisch Lied,
Wie dem Matrosen wohlgeschieht,
Wenn er die Fahrt mit Müh vollbracht,
Die Münze rollt, die Dirne lacht,
Die Fiedel ... weh! ein banger Schrei!
Den Einen biß ein Hai entzwei.
Dem Kameraden, der's erblickt,
Hat Schreck und Wut das Herz durchzückt.

Doch hat er schnell sich aufgemannt,
Sein Schreck ist in der Wut verbrannt,
Er springt an's Land und holt sein Messer
Und stürzt zur Rache in's Gewässer:

Die andern starren vom Gestade
Ihm nach, und flehen Gott um Gnade.

Wo bist? komm an! — er taucht und dreht
Die Augen rings und schwimmt und späht
Und sucht den grimmen Feind verwegen.
Da schießt das Untier ihm entgegen,
Weit gähnt ihm zu der Rachenriß
Und fletscht nach ihm das Mordgebiß.
Doch denkt er nicht der eignen Sache,
Nur Rache seinem Toten, Rache.
Tief in des Meeres Einsamkeit
Und Dämmerung beginnt der Streit,
Wild, atemlos, still; wer bezwungen,
Wird stiller nicht, als er gerungen;
Der Dolch, die Zähne sind gezückt,
Das Auge nah dem Auge rückt.

Am Strande stehn die andern harrend,
Bang nach dem Ausgang niederstarrend.
Wohl manchen mahnt's: o spring hinein,
Laß deinen Bruder nicht allein!
Doch Schrecken hemmt die kühne That,
Und raunt ihm zu: es ist zu spat!
Da sehn sie rot das Meer sich färben,
Stets röter quillt's. — Wer mußte sterben?

Der Hai that einen Schuß und Schnapp,
Doch am Gebiß vorüber knapp
Ist ihm der kühne Held geschwommen,
Und sucht bauchunter ihm zu kommen;
Er weicht und schießt und taucht hinab
Dicht unter seines Bruders Grab,
Bohrt ein den Dolch bis an die Haft,
Und zieht den Schnitt mit Lust und Kraft.
Gestachelt von des Schmerzes Feuer,
Wälzt seinen Leib das Ungeheuer,
Und wendet ihn, den wütend jachen,
Dem Tapfern droht der offne Rachen,
Darin vor grimmigem Erbittern
Und Mordbegier die Zähne zittern;
Der Mann entglitt zum zweitenmal
Und mordend wühlt der scharfe Stahl.
Der Hai an ihm vorübersinkt,
Doch aus dem Schlund die Wut noch blinkt;

Wie sterbend ihn das Auge mißt
Des Hais, der Seemann nie vergißt.

Er schwingt sich auf nach Luft und Licht,
Erschöpft sein Leib zusammenbricht;
Das Hurra jauchzt, das Siegsgeschrei:
Der starke Held bezwang den Hai! —
Da wirft sich der verwegne Fechter
Ermüdet in den Ufersand,
Und schlägt ein helles Lustgelächter,
Daß er das Untier überwand.

Der Unhold.

Lächelnd lehnt er am Weidenstumpen,
Zwerghaft, bucklig, uralt, in Lumpen.
Seine abendbesonnte Herde
Freut sich brüllend der üppigen Erde.
Schauen sonst Tiere mit dunklem Leid
Menschengestalt, hier sonder Neid
Blicken die wohlgewachsenen Rinder
Auf das unschönste der Menschenkinder;
Neidlos auch ohne Furcht und Grauen
Mag die Herde den Hirten beschauen;
Haben auch Rinder Phantasie,
Ist sie doch so gewaltig nie,
Nie von also plastischer Schärfe,
Daß in des buckligen Unholds Nähe
Sich die trächtige Kuh versehe,
Kalbend ein Dromedarlein werfe.

Die bezaubernde Stelle.

Liebende, die weinend mußten scheiden, —
Wenn nach heißer Sehnsucht langen Leiden
Sie an's Herz sich endlich dürften pressen,
Würden sich zu küssen hier vergessen.

Der stille See.

Die Felsen rings bewahren den stillen dunkeln See,
Und auf den Gipfeln schimmert der zarte Sommerschnee.
Der stille See getreulich läßt jedes Blatt erscheinen,
Die Treue ist zu schauen im Friedlichen und Reinen.

In einer Schlucht.

1.

Gewaltig tobt der Wind und beugt
Den Wildbusch, sausend in der Schlucht,
Der Bach beschleunigt seine Flucht,
Von Regenwolken großgesäugt.

Nach Süden eilt hinab der Bach,
Nach Norden spritzt ihn das Geschnaub,
Und unstät irrt das dürre Laub
Dem Wasser und dem Winde nach.

Nun gilt des Herbstes Sterbgebot,
Doch unglückselig ist das Thal,
Daß hin der holde Sommerstrahl,
Und alles grollt und schmäht den Tod.

Mit schwerem Kampf das Leben bricht,
Der Baum, der Busch, so todesmatt,
Hält seufzend fest am letzten Blatt;
Wie gut der Tod, sie glaubens nicht.

2.

Was klingelt zum Gebüsch heraus?
Ein Knabe vor das Glöcklein schwingt,
Das Sakrament ein Priester bringt
Wohl dort in jenes Köhlerhaus.

Ei! seltsam ist des Manns Geleit',
Voran ihm schellt der Ministrant.
Die Glock' am Hals, kommt nachgerannt
Ihm eine Geiß, die mäckernd schreit.

Was will die Geiß vom Priester nur?
Sie schreit ihn spöttisch kläglich an,
Als riefe sie: gieb, frommer Mann,
Die letzte Ölung der Natur!

Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht.

Durch einen schmalen Felsenritz
Siehst du am Himmel Nacht und Blitz.

Am Klippenrand der karge Strauch
Ist wildbewegt vom Wetterhauch.

Gebrochen zuckt herein der Strahl,
Ein Feuersplitter, dir in's Thal.

Wie weit Gewitter füllt die Luft,
Kannst du nicht schaun in deiner Kluft;

Doch wechseln hörst du Donnerstimmen,
Bald ferne dort, bald nah ergrimmen.

Nun folgt in langer Pause nach,
Spät eingedenk, dem Blitz der Krach,

Dem Wandrer in der Schlucht zu künden,
Wie weithin Wetter sich verbünden.

Ein Heimatbruder!

Der Wandrer, irrend in der Ferne,
Wo fremd das Tier, der Baum, das Kraut,
Wo fremd die Nacht und ihre Sterne,
Wo fremd und tot der Menschenlaut,
Wie fühlt er sich allein, verstoßen,
Wie jauchzt sein Herz im fremden Land,
Wenn plötzlich er den Sprachgenossen,
Den heimatlichen Bruder fand!

Nie zurück!

Als der Cherub aus dem Paradies
Ihn und seine Klagen streng verwies,
Weinte Adam noch am Gartensaume
Still zurück nach seinem schönen Traume.

Und durch einen weichen Morgenwind
Sandten Rosen ihm erbarmungslind
Duftend ihre süßen Scheideküsse,
Paradiesesvögel letzte Grüße.

Wie er trauernd an der Grenze stand,
Wie er tief das „Nie zurück!“ empfand! —
Mich durchdrangen alle seine Leiden,
Als ich mußt' auf immer von dir scheiden.

Mir auch ward zum milden Scheidegruß
Deiner Lippenrosen noch ein Kuß,
Und wie Edens Vögel ihn umsungen,
Kam dein Lebewohl mir nachgeklungen.

Der Fingerhut.

Hast du noch immer nicht gefunden den unschätzbaren Fingerhut,
Um den du plötzlich aufgesprungen und meinen Armen dich entrungen?
Ich ließ dich fahren mit verbiss'ner, doch wahrlich nicht geringer Wut.
Wär' ich ein Forscher, spräch' ich trocken: indeß du 's Hütlein suchst erschrocken,
Such' ich! worauf das Herz des Weibes, das wandelbare Ding, beruht?
Wär' ich ein Schwärmer, rief ich fluchend: o wär' ich doch, den Rhein besuchend,
Ertrunken in den tiefsten Wirbeln der weitberufnen Bingerflut!
Als Egoist da würd' ich sprechen: das Hütlein schützt sie vor dem Stechen;
Ich will's mit meinem Herzen halten, wie sie mit ihrem Finger thut.
Ich leg' an's Herz, daß sie's nicht raube, mir eine Sturm- und Pickelhaube,
Das ist für ihre Liebesblicke, die scharfen Herzdurchdringer, gut.
Doch bin ich keins davon und sage: Such' überall herum und frage:
Kannst doch das Meer nicht meiner Liebe ausschöpfen mit dem Fingerhut,
Hat die Romantik deiner Liebe auch Platz in einem Fingerhut.

Einklang.

Um Mitternacht entstand dies Lied,
Zwölfmal erklang das Glockenerz,
Und zwölfmal Antwort gab mein Herz
Im dumpfen Strophensang
Dem dumpfen Glockenklang.

Ein Epigramm.

Das Schwert zu führen, die verschanzten Sitze
Des starken Feinds mit Pfeilen zu beschießen,
An seinem Fluch zu messen seine Wunde,
Ist meine Lust; und heut' in müß'ger Stunde
Freut mich's, an Epigrammes Nadelspitze
Zum Spaß dich Eintagsfliege aufzuspießen.
Dank' mir's, so wirst du doch nicht gleich vergessen,
Nicht von der nächsten Spinne aufgefressen.

In der Neujahrsnacht 1839—1840.

Fahr' wohl, fahr' hin, o Jahr! nimm fort mit dir im Scheiden
All deine Lust, nur laß nicht liegen mir die Leiden!

O könnt' ich hinter dir die Pforte schließen — hören,
Wie deine Tritte sich in stiller Nacht verlören!

Jetzt nah und schon so fern, wie auf der Flucht ein Reiter,
Daß mein Gedächtnis, müd, nicht folgen könnte weiter,

Wie einem Reitersmann des Weges noch ein Stücke
Nachbellend folgt der Hund, und still dann kehrt zurücke!

Doch ist dies eitler Wahn, des Weges nimmer müde,
Folgt deinen Spuren nach, wohl bis er stirbt, mein Rüde.

Fahr' hin, unholdes Jahr! mir warst du von den schlimmen;
Es mögen andre dir ein Liedlein Dankes stimmen.

Die andern?! — strafend will die Scham mich überkommen,
Daß ich, was andern frommt, nicht mir auch ließe frommen.

Was gilt mein Körnlein Schmerz, was gilt mein Lüftchen Klage,
O scheidend Jahr, wenn ich den letzten Gruß dir sage?

Doch läßt mein Herz auch nur vom Weltgeschick sich führen,
Kann mich dein Scheiden nicht zu Dankesthränen rühren.

Zwar hieß dein wahres Wort manch Lügenbild erblassen,
Doch war dein Lieben matt, doch war zu kühl dein Hassen.

Zwar hast du unserm Heil den Weg gebahnt von Eisen;
Doch eisern mochte nicht dein Wille sich erweisen.

Noch fährt der Nachtgeist fort zu siegen und zu schrecken,
Auf neuen Feldern stets sein Lager abzustecken.

Eins sei gebeten, Jahr: was du gethan, gesonnen,
Verlaufe nicht im Sand wie Wein zerschlagner Tonnen.

Wenn die Ablöse kommt, das Neue Jahr von Osten,
Und nimmt an deiner statt den Erdenwacheposten,

So murmle nicht zu dumpf die geltende Parole
In den bereiften Bart, daß sie der Wind nicht hole;

Damit dein Nachmann fein einhellig sich gebare,
In deinem Segensspruch nicht fluchend weiter fahre,

Und nicht, wo du geflucht, in's Knie anbetend sinke,
Und nicht, was du verscheucht, zurück liebkosend winke;

Und wo du Funken warfst, die glücklich schon gezündet,
Wo schon der Rauch für bald den Flammenschlag verkündet

Da soll das neue Jahr nicht schrecken vor dem Rauche,
Nicht löschen feig stupid mit seinem Wasserschlauche!

Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl.

Prolog,

gesprochen in Wien am 17. April 1843.

Schnell ist die That dem Aug' des Tags entschwunden,
Doch ist sie nicht verloren und zunichte,
Sie bleibt, als hätt' ein Zauber sie gebunden,
Gefesselt von dem Auge der Geschichte.
Sein Strahl ruht liebend, lohnend auf dem Guten;
Vor dieses ernsten Auges Zornesgluten

Ist das Gewölk der Lüge bald zerronnen,
Das hüllend um den Frevler ward gesponnen.
Gesegnet und gefeiert sei der Mann,
Der frei in dieses Auge blicken kann!
Und wenn es freudig ihm entgegenglänzet,
Verdient er, daß die Menschheit ihn bekränzet.

Napoleon stand auf den Marchfeldsflächen
Mit seinen Heldenscharen, Heeresmeistern,
Umrauscht, umflammt von allen Siegesgeistern,
Und fest entschlossen, Deutschlands Herz zu brechen!
Wie bebte dieses Herz vor seinem Tritte,
Das Völkerband vor seinem Todesschnitte!
Sein Wort gebot den Mächten dieser Erde,
Mehr als des Rechts altheiliger Bestand
Galt seines Munds ein Hauch, sein Wink, der Hand
Beglückende — vernichtende Geberde.
Vom Königszittern schwankten rings die Thronen,
Und eine Wanderlust ergriff die Kronen,
Wie Vögel im Spätjahr der Reisezug,
Als er die alte Welt in Trümmer schlug.

„Bald stürzt vor mir und meinem starken Heer
Der Leopard Britannia's in's Meer,
Der Briten Stolz verwandle ich in Gram,
Und ihren Taumelkelch zur Thränenurne.
Hispania liegt zu meinen Füßen zahm,
Und wischt den Schlachtenstaub mir vom Kothurne
Mit ihrem weichen aufgelösten Haare.
Auf Lisbons Zinnen setz' ich meine Aare,
Und Deutschland!" — Halt! bei Alpern mußt du fragen,
Wie deutsche Herzen, deutsche Schwerter schlagen,
Dort zeigt sich's bald in blutigen Gewittern,
Ob du ganz ungelehrig für das Zittern!
Dort steht ein Fürst, ein gottgeadelt echter,
Wie selten ihn gezeugt die Hochgeschlechter;
Der Brennpunkt jeder Freude, jedem Schmerz
Des Vaterlands ist sein geweihtes Herz.
Er ist an Heldenkraft selbst dir gemessen,
Doch eins schmückt ihn schön, was dir gebricht:
In seinem Herzen brennt der Liebe Licht,
Und nie hat er der Menschlichkeit vergessen.

Napoleon stand auf dem Marchfeldboden,
Für sich die Welt gewaltig umzuroden.

Schon lag erobert Wien zu seinen Gnaden,
Mit Herzensangst, mit Schmach und Not beladen.
Geharnischt ritten durch die bange Stadt
Napoleons erles'ne Kürassiere,
Die Erde bebte vom Gestampf der Tiere,
Der Schrecken sah an ihnen sich nicht satt.
Sie ritten, stolz auf sich und ihren Herrn,
Und gern beglänzt vom deutschen Sonnenstrahle,
Furchtbar dahin in blanker Eisenschale,
Des Kaiserheeres tödlich bittrer Kern.
Und als sie kamen auf das Feld der Schlacht,
Und bodenschütternd sprengten an mit Macht,
Da stemmten Östreichs tapfre Bataillone
Wie felsgequadert sich dem Reiterheer,
Sie standen still, geschultert das Gewehr
Auf wenig Schritte noch, als wie zum Hohne.
Der Reiterschock auch plötzlich stille stand,
Erstaunt, als zweifelten sie scheu und bange,
Ob nicht in dieser starren Männerwand
Ein furchtlos Geisterheer sie kalt empfange.

Doch sollten sie bald bitterlich erfahren,
Wie kernhaft und lebendig diese Scharen,
Denn Feuer! schallt's und Salvendonner schmettern
Und rasselnd stürzen Roß und Mann zum Grunde,
Der, weithin schütternd von den Todeswettern,
Vor Freude bebt in dieser großen Stunde.
Und Karl erscheint an jedem heißen Ort,
Wo er die Seinen sieht im Streite wanken,
Im wildesten Getümmel hier und dort,
Schnell, feurig, wie von Gott ein Siegsgedanken;
Die Fahne schwankt im dichten Pulverdampfe,
Da faßt er sie und trägt sie selbst zum Kampfe.

Wie hat er stets das rechte Wort gefunden,
Die Herzen seiner Krieger zu entflammen!
Da raffte mancher letzte Kraft zusammen
Und trug zum neuen Sturm die Todeswunden.
Heiß war der Kampf um jenes Dorf entglommen,
Zehnmal gestürmt, verloren und genommen
Ward jedes Haus, der Kirchhof, jede Scheune;
Man focht um einzle Bäume, Mauern, Zäune,
Den besten Helden aller Zeiten gleich,
Als wäre jeder Punkt ein Himmelreich.

In Rauch und Blut schien sich die Welt zu baden,
Die Trommeln wirbeln ohne Rast zum Laden,
Im Qualme blitzt der Schüsse roter Schimmer,
Ein Strom von Donnern rollt das Feuer immer,
Kolonnen stürzen zwischen Bajonette,
Dem Vaterland zu brechen seine Kette.
Wie rang in Wien die Hoffnung mit dem Trauern!
Sie lauschten dem Verhängnis von den Mauern,
Ob ferner die Kanonenschüsse grollen,
Ob tröstend ihre Donner näher rollen. —

Nun ward es still; die Luft muß müde sein
Vom tausendstimmig wilden Todesschrei'n;
Nur manchmal ruft ein Posten, eine Wacht,
Ein Stöhnen, auf der Walstatt ausgestoßen
Von wundgeschlagnen Menschen oder Rossen,
Dann wieder schweigt es, finster ist die Nacht.

Er ist besiegt, der Revolution
Gewalt'ger muttermörderischer Sohn,
Der Riesige, der Frankreichs Freiheitsbäume
Zum Throne sich gezimmert und geschlichtet,
Der Herkules, der wilder Freiheitsträume
Stymphalisches Geflügel hat vernichtet.

Er ist besiegt! ihn trägt in leichtem Kahn
Die Donau rettend nach der Inselbucht,
Und eine Fackel leuchtet seiner Flucht,
Zu Füßen liegt ihm sein zerbrochner Wahn.
Gleichgültig blickt er nieder auf die Leichen,
Die mit den Wellen ihm vorüberstreichen;
Da lischt die Fackel aus im Windeswehen,
Wie seine Herrlichkeit einst wird vergehen.
Noch wollte ihn der dunkle Strom erhalten,
Er trug ihn eigenmächtig an's Gestade,
Denn damals waren die Naturgewalten
Noch nicht verschworen gegen seine Pfade.

Was Karl empfand auf jenem Ehrenfeld,
Weiß nur des Schicksals Liebling, nur ein Held,
Der auch wie er den Degen in der Hand,
Und Gottes Geist im Haupt, für's Vaterland
Mit solchem Helden rang und es gerettet
Aus Schmerz und Schmach, worin es lag gekettet.

Mag immerhin nach Asperns blut'ger Schlacht
Der stolze Feind erheben seine Macht,
Aufwerfen siegreich seine Heldenfahne:
Sie blieb doch krank vom schüttelnden Orkane.
Die Donner Asperns haben's ausgesprochen:
„Er ist besiegbar!" unvergeßlich allen,
Und Leipzig wird die Donner wiederhallen;
Napoleons Waffenzauber war gebrochen.
O Karl, es war dein schönster Heldentag!
O Österreich, dein höchster Herzensschlag!

Der Feldherr gab dem Frieden seine Wehre:
Und weiter schuf an seinem edlen Bilde
Im Stillen das Geschick; der Schreck der Heere
Steht nun vor uns, ein Held an frommer Milde.
Für jeden, den er schlug auf rauher Bahn,
Lebt einer, dem er freundlich wohlgethan.
Er zeichnete, entrückt den Thatenflügen,
Gedächtnisblätter, Kriegern zur Belehrung,
Und schauen wird die Nachwelt mit Verehrung,
Wie er sein Heer geführt in Meisterzügen.

Ihm ward auch Gram zu seinem Teil gegeben
Und Bitterkeit geträufelt in das Leben;
Doch unverkümmert blieb der edle Mann,
Denn seine Seele hielt die Welt umschlossen,
Die bösen Tropfen schwanden und zerflossen,
Wie man das Weltmeer nicht vergiften kann.
Und Freude muß die Seele ihm bewegen,
Erblickt er seines Hauptes reichen Segen,
Und wie sein Volk ihn hoch im Herzen hielt,
Noch eh' sein Sterbliches dahingegangen.
Wir sind beglückt, daß wir sein Heldenbild
Nicht aus der Hand des Todes erst empfangen.

Mit meinen Gedichten.

(Baden-Baden, im Sommer 1844.)

Mich ließ die Gunst des Augenblickes,
Ein flüchtig Lächeln des Geschickes,
Wie bis in's Herz du schön, erkennen;
Leb' wohl! ich muß von dir mich trennen!

Doch mildert's mir dein frühes Scheiden,
Wenn ich vom Glück, das mir entschwunden
— So schnell wie du! — die heitern Kunden,
Und wenn ich darf den Ruf der Leiden,
Die singend mir das Herz zerrissen,
In deinen lieben Händen wissen.

Sonne.

(In Ferdinand Hillers Album. Frankfurt, 20. Juli 1844.)

Wenn seine Sonne hat das Licht,
Aus der ein Meer von Strahlen bricht,
Wo ist die Sonne für den Klang,
Ein Meer ausströmend von Gesang?

Eitel nichts!

(September 1844.)

's ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele.
Doch trägt uns eine Macht von Stund zu Stund',
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer; wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken.

Blick in den Strom.

(September 1844.)

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut in einen Strom zu sehn,
Wo alles wogt und schwindet.

O, starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Lyrische Nachlese.

I.

Jugendgedichte. Polemisches.

Abschied von Galizien.

Lebt wohl, lebt wohl, ihr trauten Lindenbäume,
Die ihr an's stille Vaterhaus euch schmiegt!
Ihr seid die Zeugen meiner Jugendträume,
In die mich euer Flüstern oft gewiegt.

Nahm auch dem Knaben einst auf Augenblicke
Ein eingebildet Unglück seine Ruh',
Und kam er trostlos dann zu euch zurücke,
So rauschtet ihr ihm Trost und Freude zu.

Von meinen frohen Spielen seid ihr Zeugen,
Von meinem raschen, leichten Jugendsinn;
Nun säuselt Wehmut mir aus euren Zweigen,
Die Tage meiner Jugend sind dahin!

Sie sind dahin! — Ein Knabe noch vor Jahren,
Nehm' Abschied heute ich als Mann von euch;
Ich ziehe fort zu Thaten und Gefahren,
Es gilt der Tyrannei den Todesstreich.

So lebet wohl! — Du Werkzeug meiner Spiele,
Das einst ich trug, du kleines Schwert von Holz!
Sei nun ein Blitz in der Gewitterschwüle,
Du Ritterschwert, sei des Sarmaten Stolz!

Lebt wohl, Geschwister! mög' euch Gott bewahren!
Ich bin ein Pole bis zum letzten Hauch!
Hurra! ihr vaterländ'schen Heldenscharen!
Leb' wohl, du mein geliebtes Mädchen auch! —

Schmach, Jüngling, dir! hält dich der Glanz von Thränen
Zurück vom ewig hellen Waffenglanz!
Dir, Jungfrau, Schmach! die du, bei Polens Sehnen
Nach Freiheit, nun empfängst den Myrtenkranz!

Schmach, Mutter, dir! den du zur Schmach geboren,
Umklammre deinen Sohn! entlaß ihn nicht!
Der Freiheit Ruf schlug nicht an seine Ohren,
Er fühlt für Polen keine Kindespflicht!

Dem Vater Schmach! — — doch dort mit Silberhaaren,
Wer ist der schwache Greis in Kriegertracht?
Du Alter, läßt du Weib und Kinder fahren?
Kehrst du vom Grabe um und wankst zur Schlacht?

„Ich habe Weib und Kinder Gott befohlen!
„Mein Haupt ist weiß, es zittert meine Hand;
„Doch kämpf' ich mit den heil'gen Kampf der Polen:
„Wohl mir! ich folge meinem Vaterland!

„Und möge nicht mein Vaterland verschmähen
„Des schwachen Greises ärmlichen Tribut:
„Dies treue Herz, das bald wird stille stehen,
„Und, der es noch erwärmt, den Tropfen Blut."

So opfre ihn! komm, komm zu jenem Hügel,
Den unsre Scharen decken, eilen wir!
Der weiße Adler lüftet seine Flügel,
Bald wird sein Auge flammen für und für!

Lebt wohl, Geschwister! mög' euch Gott bewahren!
Mir nach! wer Pole bis zum letzten Hauch!
Hurra! ihr vaterländ'schen Heldenscharen!
Leb' wohl du mein geliebtes Mädchen auch!

O weine nicht, bin ich dir nun entschwunden,
Und teile mit der Freiheit du mein Herz;
Sie sei Gespielin dir in bangen Stunden,
Und sterb' ich, mag sie trösten deinen Schmerz!

Mein Liebchen, ich empfehle dich dem Himmel!
Hurra! Sieg oder Tod im heil'gen Streit!
Kanonendonner pocht im Schlachtgetümmel
Wild an die Pforten schon der Ewigkeit! —

Abendbild.

Schon zerfließt das ferne Gebirg mit Wolken
In ein Meer; den Wogen entsteigt der Mond, er
Grüßt die Flur, entgegen ihm grüßt das schönste
Lied Philomenens.

Aus dem Blütenstrauche, der um das Plätzchen
Zarter Liebe heimlichend sich verschlinget:
Mirzi horcht am Busen des Jünglings ihrem
Zaubergeflöte.

Dort am Hügel weiden die Schafe beider
Traulichen Gemenges in einer Herde,
Ihre Glöcklein stimmen so lieblich ein zu
Frohen Accorden.

König und Dichter.

Stolz flammt ein König dort auf erhab'nem Thron,
Befehl den Völkern winkt in die Fernen er,
Denn scheu vor ihm zurück stets weiter
Weichen die Grenzen des Reichs, und weiter.

Zum nahen Flug jetzt lüftet der schnelle Tod
Den Fittig, und — was flammte, das glimmt nur mehr:
Er rauscht heran — sein starker Flügel
Fächelt vom Throne herab die Asche. —

Dort singt ein Sänger hohe Begeisterung:
Die Welle horcht, Wald, Thäler und Berge, selbst
Die Götter horchen, seliger, und
Sehnen vom hohen Olymp herab sich. —

Du winkst, o Tod; er schweigt: der erstarrten Hand
Entsinkt die Leier; doch im Triumphe führt
Die Ewigkeit sein Lied davon, das
Zürnend die Stärkere dir entrissen.

An Seneca.

Durch's enge Thal nachts irret ein Wanderer;
Dumpf braust der Waldstrom, drängt an die Klippenwand
Den Pfad, der mühsam durch Gesträuch und
Bodenentragende Wurzeln fortkriecht.

Der laute Sturmwind kämpft mit dem Föhrenwald;
Der Felsensohn trotzt seiner Gewalt: nun stürzt
Zornschnaubend sich der Rückgeworf'ne
In das Getümmel des Wogenkampfes.

Erstorben sind am Himmel die Lichter rings,
Der Sturm entfacht auf seltne Momente nur
Der Asche des Gewölkes einen
Funken, der spärlich herunterdämmert.

Die Nacht ist wild, mit wachsender Macht empört
Sturm sich und Strom! der Wanderer bebt, und weilt,
Und zaget vorwärts, zu verschlingen
Droht ihn der schwellenden Wogen Andrang.

Wie sehnt in's Heimatland sich die Seele dir!
Wie sucht dein Aug', o Wandrer, den lieben Mond!
Er bricht hervor dort und beleuchtet
Freundlich dir, eile! des Thales Ausgang!

So leuchte mir, wenn Stürme den Lebenspfad
Begraben einst in finstere Nacht, dein Strahl,
O Seneca, geleite freundlich
Mich in's elysische Feld hinüber!

In der Nacht.

Alles schläft, und über's Gefild der Ruhe
Wandelt leisen Schrittes dahin des Lebens
Genius; sanft schimmert vom Weltendom die
Lampe des Mondes.

Sieh! den ernsten Zügen des Gott's entringet
Holdes Lächeln sich, denn er sieht die Lieben
In des Schlafes süßer Umarmung ihrer
Qualen vergessen.

Hüll' in deine Schatten mich tief, geliebte
Linde, daß die kummergebleichte Wange
Und die bange Thräne sein holdes Lächeln
Nimmer verscheuche!

Ach, schon dreimal sank dir die Blüt', o Linde,
Seit der Stunde, wo das Gespräch der Freunde
Von Unsterblichkeit du behorchtest, und ein
Sanftes Gesäusel

Durch dein mondversilbertes Laub uns Hoffnung
In die Seele goß, daß wir einst uns wieder
Finden; -- dreimal welkte der Halm am Grabe
Meines Geliebten!

Trias harmonica.

Drei Seelen hab' ich offenbar,
Denn eine kann drei Dinge nicht
Zugleich vollbringen, wie sogar
Der weise Psychologe spricht.

Die eine hängt voll Liebesglut
An schönen Munds Korallenrand,
Die andre schwimmt auf Weinesflut
Hinüber an den Götterstrand;

Die dritt' in freudigem Tumult
Braust ihre Dithyramben laut,
Und schleudert ihren Katapult
An's kalte Herz, metallverbaut.

So geht's, bis an den Bettelstab
Sie ihren Wirt, den Leib, gezehrt;
Bis jubilierend dann hinab
Die tolle Drei zur Hölle fährt.

An Mathilde.

Schon verrauscht der Tag und des Abends sanftere Seele
Fließt, wie süße Musik, sänftigend uns in die Brust.
Horch, Mathilde, wie leise der West durch Blüten dahinscherzt,
Leiser noch weht sein Hauch, kost er um deine Gestalt.
Sieh die Biene, sie wandelt von Blume zu Blume geschäftig,
Süße Bereicherung lockt weiter die summende stets;
Also wandelt die Seele dereinst von Blume zu Blume,
Welche zum strahlenden Kranz sich der Unendliche wand:
Also wandelt sie einst von Welten weiter zu Welten,
Näher dem liebenden Gott, liebender, göttlicher stets.
Aber die Wechselgestalten des Lebens, sie teilen nicht alle
Gleich der Unsterblichkeit Los, wenn uns der Ewige winkt;
Nur das Schönste des Lebens, worin der Himmel uns kund wird,
Nimmt die Seele mit fort, schwingt sie den Sternen sich zu.

Doch die trüben Gestalten verhüllt Nacht, ewige Nacht dann.
Heil der Stunde, die selbst dann noch uns wonnig umstrahlt!
O Mathilde, dein Auge voll himmlischer, tiefer Bedeutung,
Blickt mir in's Auge so ernst, und so entzückend zugleich,
Daß die Seele mir bebt, o Geliebte! ahnet dir etwa,
Daß auch diesen Moment hüllen nicht werde die Nacht?

An die Hoffnung.

Hoffnung! laß allein mich wallen,
Gaukle nicht um meine Bahn!
Deine Sterne sind gefallen,
Und mich täuscht kein holder Wahn!

Dieser streckt nach einer Krone
Seine Hand verwegen aus;
Doch ihn stoßt der Tod mit Hohne
In sein enges, kühles Haus.

Und ein andrer hat errungen,
Was der erste nur gewollt;
Hat die höchste Höh' erschwungen:
Throne wanken, wenn er grollt.

Hoffnung! o warum entzündest
Du sein Herz zum stolzen Plan,
Da du schmeichelnd ihm verkündest
Einen Weltteil unterthan?!

Über Völkern klirrt die Kette,
Da sein Schritt nach Osten stürmt;
Bang ruft eins dem andern: rette!
Von der Schreckensmacht umtürmt.

Nun ergreift ihn sein Verhängnis,
Reißt ihm Kron' und Purpur ab,
Schleudert ihn in's Meergefängnis;
Bald verschlingt ihn dort sein Grab. —

In der Nächte stiller Feier
Hebt der heiligen Natur
Kühn ein Forscher ihre Schleier,
Und verfolget Gottes Spur.

Denn du lässest schön erglänzen
Ihm ein Mal der Ewigkeit,
Enkel seine Gruft bekränzen; —
Und ihn lohnt — Vergessenheit!

Nach der Liebe treuem Glücke,
Das er nirgends finden soll,
Kehrt ein andrer seine Blicke,
Dir vertrauend, sehnsuchtsvoll.

Ach, sie liebt ihn, der Entglühte
Hält sie wonnevoll umstrickt;
Doch der Liebe zarte Blüte
Wird im Rausche bald zerknickt! —

All dein Wort ist Windesfächeln;
Hoffnung! dann nur trau' ich dir,
Weisest du mit Trostlächeln
Mir des Todes Nachtrevier!

An die medisierenden Damen.

Sproßt ihr wie des Frühlings junge Triebe,
Ahmt die Wange seiner Rosen Glut,
Soll das Herz auch ahmen seine Liebe,
Wie das Herz des Frühlings mild und gut.
Medisiert das Blümlein auf der Wiese,
Seinem unverlornen Paradiese?
Thun's im Wald die jungen, grünen Blätter,
Wenn sie beim Gedröhn der Frühlingswetter
Wonnig rauschen und zusammen schauern?
Geht und lauscht und lernet Euch bedauern!
Liebe singt der Vogel von den Zweigen,
Und im frohen Jugendreigen
Rauben liebestrunken Maienlüfte
Aufgeblühten Blumen ihre Düfte,
Aber keinen guten Namen.
Medisiert nicht, junge Damen!

Saß ich einst in einem Mädchenkreise,
Da begann in ihrem Blütenkranze
Erst geheim zu zischeln, klug und leise,
Doch bald laut die Schlange: Medisance.

Und sie rümpften ihre feine Nase,
Ekel zuckte mancher Rosenmund,
Weil ein Name, wacker und gesund,
Von dem Biß der Schlange ward zum Aase.
Ist der Name krank, so laßt den Kranken
Ungeneckt an euch vorüberschwanken,
Wollt ihr lindern nicht die Namenswunde
Mit des Frauenmitleids weichem Öle;
Laßt ihn ziehn! doch nicht in eure Runde
Reißt ihn, als in eine Räuberhöhle! —

Wandelt ihr im Herbste eurer Tage,
Ist in jedem Mienenzug zu lesen
Des Verwelkens untröstbare Klage,
Daß ihr nimmer seid, was ihr gewesen;
Dann, ihr Damen, lernt vom Herbst die Wehmut,
Lernet die gedankenvolle Demut,
Nehmet mit Bedacht
Euer Grab in Acht,
Statt in andrer Fehlern schnöd zu kramen:
Medisiert nicht, alte Damen!

Fliegt ein schuldlos Vöglein unbewußt
Über Guas-Upa's gift'gen See,
Stürzt es schnell; die liedervolle Brust
Ist verstummt in bittrem Todesweh.
In dem Brodem eurer Kessel, Kannen,
Flutet Guas-Upas: Thee, Kaffee,
Und es zog kein Name heil von dannen,
Dessen Flug verirrt an diesen See.
Klang der arme Flattrer auch
Erst im heimatlichen Strauch,
Wie das Lied des Vogels rein und gut,
Stürzt er tot in eure braune Flut. —
Aber, gilt es auch nicht gleich den Namen,
Noch vor einem hütet euch, ihr Damen:
Flieht auch vor dem spöttischen Belächeln,
Diesem Schleicher, weichbesohlten Diebe,
Diesem Vampyr, der mit leisem Fächeln
Lullt in Schlaf die Achtung und die Liebe;
Wenn sie einnickt, aus den Adern ihr
Saugt das Herzblut mit verstohlner Gier.

In einer Sommernacht gesungen.

Sei mir gegrüßet, o Nacht, du Freundin stiller Betrachtung!
Sei der erwachten Natur erhabnem Genusse geheiligt!
Hoch auf luftigen Pfaden im weiten Himmelsgefilde
Wandelt der Mond, bescheinet die Flur, die vom Walde begrenzt wird,
Der mich schweigend empfängt, und hebet die nächtliche Feier.
Tiefe Stille ringsum — nur einsame Laute vernehm' ich,
Die wie Töne des Traums dem schlummernden Walde entschweben,
Und mit rührender Macht, als wären es Sprecher des Himmels,
In die Seele mir dringen, und wecken die schlummernde Gottheit.
Nacht! du enthebest das Herz der Macht bethörender Lüste,
Und mit Zaubergewalt entstreifst du dem Auge die Binde,
Von der Leidenschaft um ihren Vasallen geschlungen.
Einem entheiligten Tempel gleichet die sündige Seele,
Der den Götzen geweiht, gefüllet mit Bildern des Wahns ist;
Doch dein Ernst, o Nacht! erreget des weiseren Lebens
Kräftigen Keim, das Denken ans letzte Verstummen des Menschen;
Denn vom bewegten Gemüt wird jede Erscheinung gedeutet.
Plötzlich birgt nun der Mond sich hinter die schleierne Wolke,
Dämmerungslicht verbreitend über die waldige Gegend,
Gleich dem Lichte Vernunft; auch dies wird vom Schleier gedunkelt,
Der den himmlischen Gast der irdischen Hülle verwahret.
Weiter verfolg' ich den Weg, den gefallene Blüten bedecken.
Lange nicht währet die Blüte, es sinkt das schöne Gebilde,
Wenn's den ätherischen Duft in die wogende Luft verhaucht hat.
Wie die Blüte des Baums muß sinken die Blüte der Schöpfung,
Sinken der Mensch; — doch gleicht er in allem der Blüte, und wird die
Menschliche Seele dereinst der Blüte verwehetem Hauch gleich?
Oder lebet sie fort, und lebt ohne je zu vergehen,
Immer sich weitend und inniger immer die Gottheit erfassend?
Seligster aller Gedanken! vielleicht gedacht auch vom Ew'gen
Und geweckt in mir durch seinen empfindbaren Abdruck,
Durch die Natur! Doch jetzt hemmt liebliche Störung den Fortgang
Meiner Betrachtung, es ist das schmelzende Lied Philomelens.
Der begeisterte Vogel feiert nun jubelnd sein Dasein.
Wie mich der Strom melodischer Töne süß zwingend dahinreißt,
Wiegend die horchende Seel' im Wechselschwunge des Wohlklangs.
Heil dir, herrlicher Sänger! als Schöpfungsgenosse verwandt mir,
Wie ein jegliches Wesen der großen Verbrüderung Mitglied!
Schöne Ansicht der Dinge, sie knüpfet mit liebendem Bande
Uns an die Welt, und ist die Mutter beständiger Freuden.

Erinnerung.

Selige Stunde! Da mir meine Bertha
Mächtig ergriffen von der Liebe Sehnen
An den bewegten, ihr allein geweihten
Busen gesunken.

Nächtliche Stille lag auf Flur und Hain, es
Ruhten die Weste, um die leisen Seufzer
Nicht zu verwehn, dem Pochen unsrer Herzen
Lauschten die Sterne.

Glühende Küsse bebten durch die Seele,
Innig umschlungen hielt ich dich, Geliebte!
Göttliche Bertha! Zierde meines Lebens!
Selige Stunde!

Das Rosenmädchen.

1.

Ein Mädchen zart und engelrein
Erzog mit liebenden Sorgen
Sich Rosen, doch nur sich allein,
Denn tief im Haine verborgen,
Wo in der Quelle rauschenden Fall
Sich mengen die Lieder der Nachtigall,
Lag sanft erhöht
Das Rosenbeet.

2.

Da stand das Mädchen unschuldsvoll
Und schaut mit Wonne die Blüten;
Und höher ihr der Busen schwoll,
Die Augen heller ihr glühten.
So sah ich das liebliche Mädchen dort,
Doch ewig blühen die Rosen nicht fort.
Des Mädchens Freud
Währt kurze Zeit.

3.

Und als die Rosen nicht mehr blühn,
Und nimmer flötet die Nachtigall,
War auch des Mädchens Lust dahin —
Sie stand am murmelnden Wasserfall,
Sie stand — von säuselnden Lüften umweht,
Und dachte mit Wehmut: daß alles vergeht.
Das Auge naß,
Die Wange blaß.

4.

Da naht' ich freundlich ihr und sprach:
Die Rose sinket wohl nieder,
Doch weine nicht der welken nach,
Es kehrt der Frühling ja wieder;
Und wie im Frühling das Leben erwacht,
So folgt auf des Grames düstere Nacht
Mit Sonnenblick
Das bessre Glück.

Die Mutter am Grabe ihres Kindes.

Husch! husch! wie braust der kalte Wind
Über beschneite Gräber her!
Unter dem Schnee da liegt mein Kind,
In meinen Armen nicht mehr!

Wie seufzt das Totenkreuz so bang
Vom Sturm geschüttelt hin und her!
Ach! als die Totenglocke klang,
Wie ward der Mutter so schwer!

O weh! nun liegt mein armes Kind
In der Erde tief verscharrt!
Über dem Grabe weht der Wind,
Die Thräne zu Eis mir erstarrt!

Der Wangen schöne Röselein
Zerknickte der grause Tod so bald!
Und die holden Augelein
Sind geschlossen und kalt!

O weh! nun liegt mein armes Kind
In der Erde tief verscharrt!
Über dem Grabe weht der Wind,
Die Thräne zu Eis mir erstarrt!

Dahin.

Einst, o nächtlicher Himmel! blickt' ich
Selig empor zu dir, umschlungen
Von der Geliebten, und ich weinte
Dank dem ewigen Gott!

Und sie pflückte mit Küssen mir die
Blüte der Wonne von der Wang', und
Mächtiger zog ich die Geliebte
An die klopfende Brust.

Doch nun sind sie dahin! die Stunden
Seliger Lust; und ach! nun weht der
Brausende Sturm die heiße Thräne
Banger Wehmut dahin!

Einem Theaterdichter.

In der Niedrung schmilzt der Schnee,
Im Gebirge schneit es;
Ob der Schwarm in Thränen steh'
Über all dein Breites,
Uns wird kühl, langweilig, weh,
Bringst du nichts Gescheites.

An einen Tadler.

Wenn gegen falschen Schmerz du dich ereiferst
Und Thränenkünstelei, so hast du recht;
Doch hast du was von einem Henkersknecht,
Wenn du mit Spott den wahren Schmerz begeifterst.

Verfolge rüstig, wo du kannst, die Lügen;
Die Wahrheit ehre; ist dir wohl zu Mut,
So sollst du zügeln dein vergnügtes Blut,
Und zur Gesundheit nicht die Roheit fügen.

Auch Freuden giebt es, die nur Freuden scheinen,
Und mehr vielleicht als Schmerzen, die nicht wahr;
Wem Lust blüht, lache; traure, wem sie gar;
Und ist's ein Dichter, mag sein Lied auch weinen.

Musa teleologica.

Wie das Ding die Flügel tummelt!
Und im Wind gewaltig rummelt,
Ob's zu Himmel wollte fliegen
Und im Flug den Aar besiegen.

Und die träge Rinderherde,
Schauend solche Fluggebärde,
Und die Gänse auf der Wiese
Glauben: 's ist ein Vogelriese.

Wisset, Gäns' und Wiederkäuer,
Euer Vogelungeheuer,
Taumelnd dort am fernen Hügel,
Ist 'ne Windmühl', kein Geflügel.

Seine Schwingen sind nur Speichen,
Schlagend, wenn die Winde streichen,
Wenn sie rasten, stille passend,
Doch das Niedre nie verlassend.

Und das Herz dem Vogelwunder
Ist ein Stein, ein glatter, runder;
Grobes Korn ist seine Seele,
Das er mahlt zu seinem Mehle.

Kompetenz.

Männer, welche eine Höh' erklommen,
Sind als Richter wert uns und willkommen;
Ist es nicht die Höhe des Gesanges,
Sei's die Höhe doch des Forscherganges.
Solchen steht es an, ein Wort zu reden
Von des kühnen Wandrers Müh'n und Fehden
Mit Abgründen, Klippen, Eisesflächen,
Wo die Jäger sich die Hälse brechen.
Solche mögen auch mit Recht verspotten
In der niedern Marsch die Pöbelrotten.
Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Atmet nicht behaglich bei den Unken.
Wer zum Abgrund schwindellos gesehen,
Wird des Bruders kühnen Tritt verstehen;
Wer den Fels der Meisterschaft erklettert,
Ehrt den Mann, der hier nicht sank zerschmettert.

Aber alle andern sollen schweigen,
Wenn sich Männer ihrem Volke zeigen;
Schweigen sollen sie und sollen lernen,
Wie man näher wandeln mag den Sternen.
Scheu mit seinem Urteil sich verschliese,
Wer herum noch stümpert in der Tiefe.
Glaubt ihr denn, ihr lahmen Krüppelwichte,
Daß die Welt nach eurer Weisheit richte?
Ha! ihr wollt als Ellen eure Krücken
Kindisch messend an die Geister drücken!
Und indem ihr mit der Krücke schaltet
Und den Stecken in die Lüfte haltet,
Raubt ihr eurer lahmen Wucht die Stütze,
Und ihr stürzt erbärmlich in die Pfütze,
Denn der Windhauch, den ihr wollet messen,
Hat euch umgeblasen unterdessen.
Und es hinken weiter unsre Richter,
Vorwärts tragend schmutzige Gesichter,
Während hier und dort aus lyrischen Lacken
Ihre Lieder ihnen Märsche quacken.

Einem Forcierten.

Zu besiegen deine schwere
Ungelenkigkeit,
Bist du tanzen in die Lehre
Gangen zu Sanct Veit.

Und der wackre Meister bläute
In den Leib dir ganz
Seinen Rhythmus, und die Leute
Lobten deinen Tanz.

Schief ist all dein Hirn gebeutelt,
Jedes Glied verdreht;
Drum wer tanzend nicht sanctveitelt,
Dünkt dir kein Poet.

Einem kritischen Nachtarbeiter.

Weil ein Wort der Diätetik
Besser noch mir mag gelingen,
Als ein Wort dir der Ästhetik,
Will ich einen Rat dir bringen.

Hast du auf des Tages Bahnen
Müd gelaufen deine Glieder,
Zupft mit wohlgemeintem Mahnen
Dir der Schlaf die Augenlider:

Wolle nicht, hinüberduselnd,
Für die Welt geschwind noch richten,
Hegelisch-ästhetisch nuselnd,
Was du nicht verstehst, mein Dichten;

Schlagen nicht das Haupt vom Rumpfe
Meinem Werk mit plumpen Scherzen,
Schnell, beim letzten Flackerstumpfe
Deiner abgebrannten Kerzen.

Denn dir leuchten zum Erkennen
Keine hellen Kunstgestirne;
Armer Kauz, du scheinst zu brennen
Talg im Leuchter und Gehirne.

Darum halte dich geschieden
Von den kritischen Bezirken,
Leg' aufs Ohr dich, gönn' dir Frieden,
Dein Beruf ist Werkelwirken.

Einem unberufenen Lober.

Ich trink' ihn schon, den Becher der Begeist'rung,
Ich brauche nicht, daß du mich invitierest,
Daß du mit ekelnd süßer Lobeskleist'rung
Als Mundschenk mir den reinen Rand beschmierest.

Guter Rat.

Willst du richten
Unser Dichten,
Ob's geflattert
Und geschnattert,
Ob's geschwungen
Und gesungen,
Birg doch klüglich
Unverzüglich
Deinen Ungeschmack,
Und verscharre
Das Geschnarre:
Deinen Dudelsack.

Der Reiter von W.

Auf dem krit'schen Schusterbänklein
Nahmst du dich noch aus erträglich,
Hattest manchmal ein Gedänklein;
Doch als Dichter bist du kläglich!

Recensenten sind fast alle
Obenleichthindrüberhuscher,
Und die dümmsten mit Gelalle
Auch versifikante Pfuscher.

Kommt der Bursch in seinem Streitwahn,
Unter tausend Stümperängsten,
Tief zu Esel auf die Reitbahn,
Dröhnend von arab'schen Hengsten.

Hei! hei! hei! du krit'scher Brummler,
Zeige dich nun selbst als Reiter!
Zeige dich als kecker Tummler!
Sporne! peitsche! vorwärts!! weiter!!!

Hörst du's wiehern? hörst du's rufen?
Doch dein Graugaul sträubt die Ohren,
Stampfend möcht' er mit den Hufen
In die Erde sich verbohren.

Und die Reiter nehmen 's Kränzlein,
Das du ihnen gabst zur Ehre,
Und sie binden's an das Schwänzlein
Lachend deiner grauen Mähre.

Raschelnd mit dem Lorbeerbauschen
Peitscht der Esel sich die Flanken,
Unter Spottgelächters Rauschen
Bricht er scheu aus unsern Schranken.

Die zerzauste Panegyrik
Hat der Wind davongetragen,
Lachend denkt man nur der Lyrik,
Die dein Esel aufgeschlagen.

Reiter, die dir nicht gefallen,
Die du jüngst so scharf gescholten,
Haben spottend jetzt vor allen
Schadenfreudig dir's vergolten.

Willst du richten unser Dichten,
Laß die Vers' im Halse stecken;
Sie zernichten dir dein Richten!
Laß den Grauen bei den Säcken!

Laß als Müller du dein Fohlen
Immerhin zur Mühle gehen;
Und als Schuster flick' die Sohlen
Schlechtbeschlagnen Renommeen!

An einen Dichter.

Dir gab ein Gott die Dichtergabe,
Als Nachen ist der Ruhm bereit,
Mit dir zum Strand Unsterblichkeit
Zu tanzen überm Wellengrabe;

Doch mußt du einsam ihn beschreiten,
Der Mut allein sei dein Gespann!
Die Fähre trägt nur einen Mann,
Soll sie mit dir totüber gleiten.

Du siehst das Ufer lockend winken;
Nimmst du, zu trotzen der Gefahr,
Von Ruderknechten eine Schar,
So müßt ihr allesamt versinken.

Poetisches Votum

an die verehrte Frau Hofräthin v. Kleyle über den herzkläglichen Unfall, welcher sich in deroselben berühmten Speisekammer ereignet hat in der Nacht vom 10ten auf 11ten Oktober, im Jahre diesmal des Unheils 1837, zu Penzing in der Schmiedgasse.

Es füllt die Speisekammer
Ein bitterlicher Jammer,
Und wohl mit Fug und wohl mit Recht,
Denn wie die Welt geworden schlecht,
Zeigt sich ein schnöd Exempel
In diesem Magentempel.
Die Mutter steht betroffen
An den beraubten Brettern
Und ruft in Zorneswettern:
»Wer ließ das Fenster offen?«

Wenn sie nicht Christin wäre
Und eingedenk der Lehre:
»Du sollst dem Feind vergeben,«
Der Eingriff in ihr Leben,
In ihren Speisestänber,
Er könnte sie versuchen,
Den Räuber zu verfluchen,
Den Magentempelschänder.
Sie blickt nach ihren Schätzen,
Und ach! erblickt sie nicht,
Da bleicht ihr Angesicht
Hausfrauliches Entsetzen.
Sie forscht in ihrem Schrecke
Vergebens nach dem Specke,
Er ist bei Nacht verschwunden,
Trotz unseren drei Hunden.
Sie sucht in ihrem Gram
Das Leibgericht der Wiener,
Das auch abhanden kam,
Die braungebacknen Hühner.
Hühnlein sind abgezogen,
Dem Specke nachgeflogen,
Sie sind vorbeigeschwunden
An drei verschlafnen Hunden.
Jetzt faßt ein tödlich Grauen
Die häuslichste der Frauen.
Sie ist ins Herz verletzt,
Der Jammer packt sie jetzt
Mit seiner ganzen Stärke,
Es ist ein Streich zum Weinen:
Geraubt sind auch die feinen
Geburtstagszuckerwerke!
Nun steht sie da ergrimmt,
Ihr Auge glüht und schwimmt
In wirtschaftlichen Thränen,
Unchristlich, doch von Herzen
Wünscht sie drei Tage Schmerzen,
Den frechen Diebeszähnen.
Jetzt sammeln sich die Kinder
Und klagen nicht gelinder,
Und aus der bittern Klage
Entspringt die große Frage:
»Hat sich ein Mensch vergessen?
Hat dies ein Tier gefressen?«

Als eurer Zweifel Richter
Laßt gelten einen Dichter:
»Was hier dem Dieb gefiel,
Zu vielerlei und viel
Will's meinem Sinne scheinen,
Für eines Tieres Fraß,
Drum soll ich lieber meinen,
Daß sich ein Mensch vergaß.
Doch muß ich wieder glauben
Trotz viel und vielerlei,
Bei solchem frechen Rauben
War auch ein Tier dabei.
Wie auch der Fall sich wende,
's ist alles eins am Ende:
In diesem Duftrevier
Hat beides: Mensch und Tier
Zu eurem Herzeleide
Heut Nacht sich's lassen schmecken,
Ob in zwei Leibern beide,
Ob sie in einem stecken.«

II.

Jugendgedichte. Gelegenheitliches.

Die Göttin des Glücks.

(Bei Gelegenheit einer ländlichen Unterhaltung 1822.)

Was rauscht durch diese Pappeln? — Horchet, Brüder!
Als naht' ein Genius aus Himmelshöhn
Und senkte sich auf ihre Wipfel nieder,
So rauscht es durch den Hain mit leisem Wehn.

Welch Schimmer! Ha! mich faßt ein süßes Bangen!
Ein Mädchen seh' ich dort am Schattenrand
Mit güldnem Fittich, rosenroten Wangen,
Ihr Antlitz ist uns lächelnd zugewandt.

Die Göttin ist's des Glücks! O Brüder, eilet
Und rafft ihn auf, den frohen Augenblick,
So lange noch ihr rascher Flügel weilet;
Denn die verlorne kehret nicht zurück!

Es kommt ein Tag, die frohe Lust verklinget,
Es zieht die Göttin fort im schnellen Flug;
Und diese Hand, die jetzt den Becher schwinget,
Hält bebend den bethränten Aschenkrug.

Drum soll, solang das Mädchen dort uns lächelt
Und manches andre noch, solang der Wein
Noch schmeckt, die Wange Frühlingsluft umfächelt,
Der eitle Gram von uns geächtet sein!

Das Glas gefüllt! Es lebe hoch die Freude
In euren Herzen! und die Priesterin
Der Freude lebe hoch, die hier uns heute
An ihren Altar rief mit frommem Sinn!

Was ihr auf Erden Liebes habt, es lebe!
Die Maid, die euch mit Küssen labt, sie lebe!
Der Freund, der mit euch lacht und weint, er lebe!
Der Tag, der wieder uns vereint, er lebe!

An einen Tyrannen.

Tyrann! des Blutes, welches in Schlachten du
Vergossen kalt, das rauchte vom Henkerbeil,
Das, deinen Qualen zu entrinnen,
Strömte dein Sklave mit eigner Hand hin:

Des Blutes soll ein jeglicher Tropfen einst
Vor deinem Aug' in strafender Ewigkeit
Aufschäumen, schwellen zum Vulkane,
Der von den Seligen streng dich scheidet!

Erwacht dann Sehnsucht heiß in der Seele dir
Hinüber in die Thäler Elysiums,
Willst überklimmen du die Höhn, dann
Schleudern sie dich in die Tiefe donnernd!

Entgegen gleiße deinem entsetzten Blick
Ein Schneegebirg von Menschengebeinen, hoch
Darüber bleich und unbeweglich
Starre des Mondes bekümmert Antlitz.

Dann stocke, schweige jenes Gebirg des Bluts,
Herüberklinge deinem verlaßnen Ohr
Das Wonnelied der Auserwählten
Säuselnd, unendliche Sehnsucht weckend.

Doch plötzlich störe Kettengerassel dich
Und Sterbgewinsel, das durch die Lüfte klagt,
Und heulend rolle dir die Windsbraut
Schädellawinen vor deine Füße!

Der geldgierige Pfaffe.

Der Pfaffe weiß mit Dampf, Gesang und Glocken,
Mit Mummerei, Gebärd' und schlauem Segen
Den Pöbel zum Guckkasten hinzulocken,
Worin sich Höll' und Himmel bunt bewegen.
Derweil, entzückt, der Pöbel und erschrocken
Ans Wunderloch nun thut das Auge legen,
Umschleichet ihn der Pfaffe, aus den Taschen
Die schweißgetränkten Kreuzer ihm zu haschen.

Erinnerung.

Erinnrungsvoller Baum, du stehst in Trauer;
Dein Laub ist welk, mein Leben ist es auch.
Mein Herz durchziehen bange Wehmutschauer,
Wie dein Gezweig des Herbstes kühler Hauch.

Hier saßen wir in abendlicher Stille,
Sanft bebte über uns dein flüsternd Grün,
Auf jenen Höhn, die nun in Nebelhülle,
Verweilte noch der Sonne letztes Glühn.

Wie selig hielt das Mädchen ich umfangen
Und horchte ihrem leisen Liebesschwur;
Und holder lachten uns die Blütenwangen
Der auferwachten göttlichen Natur.

Doch hatte kaum der Lenz die sanfte Seele
Verhaucht und seine Blüten hingestreut,
Kaum war verhaucht im Hain die süße Kehle:
War auch dahin der Liebe Seligkeit.

O traure, Herz, vorüber sind die Tage,
Da liebend dir ein Herz entgegenschlug,
Die andern schleichen hin, in stiller Klage,
Der toten Liebe finst'rer Leichenzug.

Verlornes Glück.

Die Bäume rauschen hier noch immer,
Doch sind's dieselben Blätter nimmer,
Wie einst in jener Sommernacht.
Wohin, du rauhes Erdenwetter,
Hast du die damals grünen Blätter,
Wohin hast du mein Glück gebracht?

Sie schritt mit mir durch diese Bäume,
Ihr gleicht kein Bild beglückter Träume,
So schön und doch so treu und klar;
Das Mondlicht ruht' auf ihren Wangen,
Und ihre süßen Worte klangen:
„Dich werd' ich lieben immerdar."

Je tiefer mit den Räuberkrallen
Der Tod ins Leben mir gefallen,
Je tiefer schloß ins Herz ich ein
Den Schatz der Lieb', dem Tode wehrend;
Doch bricht der Räuber, allbegehrend,
Zuletzt nicht auch den letzten Schrein?

Der Vogel auf dem Kreuz.

Dort auf dem Kirchhofkreuze sang
Ein Vogel einsam; aber bald
Erhob er sich und schwang
Zurück sich in den grünen Wald.

Wie früher aus dem Frühlingschor,
Schallt nun sein Lied so frei und wild;
Kein Vöglein noch verlor
Die Stimm' am lieben Kreuzesbild.

Während eines Gewitterregens.

Der Himmel badet voll Erbarmen
Die Wurzel jedem Baum und Busch,
Wie Jesus einst den Müden, Armen
Herabgebeugt die Füße wusch.

Auf eine Quelle, genannt Rothschildsbrunnen.

Nicht der Quell allein, der klare,
Der vom Berge kommt geronnen,
Auch der Zeitenstrom, der trübe,
Nenne sich den Rothschildsbrunnen.

An Fräulein Maria von Hennersdorf.

Gleich wie Nachtlüfte wehn in Blütenhagen,
Wehmütig säuseln, doch kein Blatt entführen;
Die Nachtigallen in den Büschen klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren,
So soll, Verehrte, meiner Lieder Trauern
Durch deine reichen Freudenblüten schauern.

In das Album einer Dame,

nach Durchwanderung des Schloßkellers und Gartens.

Auf solchem Gang durch einen reichen Keller,
Da schlägt der Puls des Herzens tiefer, schneller.
Auf solchem Gang durch einen grünen Garten,
Da wetzt das Leben aus die alten Scharten.

An Wilhelmine Dilg.

Meine Lieder kommen alle,
Dich mit ihrem schönsten Schalle
Innig dankend zu begrüßen,
Auf die Stirne dich zu küssen.

Gruß und Kuß von allen Musen,
Die beglückend mir den Busen
Je gerührt zum Freudenschauer,
Zum Gesange dunkler Trauer.

O kein Ringlein ist so golden,
Wie der Ring von meiner holden
Treuen Mutter, längst im Grabe! —
Gruß und Kuß für deine Gabe.

Traum.

(Ein Fragment.)

Neulich hatt' ich einen Traum,
Liebe Mutter, einen guten,
Ob wir unter einem Baum
Wand'rungsmüde beide ruhten.

In den Schoß zu süßer Ruh'
Legt' ich dir mein Haupt, das schwüle,
Und du säuseltest mir zu
Eine heimlich süße Kühle.

Ahnung faßte mir das Herz,
Daß es würde besser werden,
Und ich fühlte himmelwärts
Mich gehoben von der Erden.

Charade.

Die ersten Silben nennen dir den Fluß,
Nach dessen schönem Strande
Aus fernem, fernem Lande
Ertönen wird mein sehnsuchtsvoller Gruß.

Die dritte bildet dir dein Haus im Leben,
Und wird, bist du geschieden
Zum ewig stillen Frieden,
Auf deinem Hügel ehrend sich erheben.

Der Hauch der letzten ist dem Herzen eigen,
Wenn ihm das Wort gebricht,
Doch tief die Liebe spricht
In ihrer Sehnsucht selig bangem Schweigen.

Das Ganze zeigt ehrwürdiges Gemäuer
Vier alternder Ruinen
Mit schwesterlichen Mienen,
Die meiner Seele als Erinn'rung teuer.

An Fräulein Julie zu ihrem Geburtstage.

(Salzburg, 14. August 1834.)

Als du gingst auf eine Reise,
Tratst du noch in deinen Garten,
Jeder Blume deiner Pflege
Noch ein Lebewohl zu sagen.

Als du warst davongezogen,
Tränkte sie der frische Quell auch,
Neigten trauernd sich die Blumen,
Und sie waren nicht zu trösten.

Wie du pflegst des Frühlings Kinder,
Pflegtest du das Kind der Schwester
Und das edle Reis des Herbstes:
Deinen lieben alten Vater.

Sei gesegnet, meine Freundin!
Froher blühn die Blumen, schöner,
Die du pflegst mit treuen Händen,
Und die Menschen leben lieber.

In Emma Niendorfs Stammbuch.

Justinus Kerner
Und Alexander
Lieben dich ferner
Mit einander
Und meine Lieb' als dritte
Geht mit gleichem Schritte.

An Karl Mayer.

Thust du nur einen Saitengriff,
So fängt der Hund zu heulen an;
Daß sie sein Ohr nicht feiner schliff,
Hat ihm die Schöpfung angethan;
Drum, wenn dein Lied die Schöpfung preist,
Gieb acht, daß dich der Hund nicht beißt.

Reiseunbehagen.

Teufel hinein! Daß gerade
Zu meinen Füßen
Die schnarchende Ambassade
Hat sausen müssen.

Einsamkeit.

O Einsamkeit, wie trink' ich gerne
Aus deiner frischen Waldcisterne!

Alphabetisches Verzeichnis

der Anfangsworte sämtlicher Lenauscher Gedichte in beiden Bänden.

(Der erste Band trägt keine besondere Bezifferung, der zweite ist mit 2 bezeichnet.)

	Seite
Abend ist's, die Wipfel wallen	269
Ach, Freundin, ich habe dich gestört	225
Ach, wärst du mein	179
Ach, wer möchte einsam	236
Alfar der Held	2, 271
Alles schläft, und übers Gefild	2, 348
Alpen! Alpen! unvergeßlich seid	239
Als der Cherub	2, 336
Als du gingst auf eine Reise	2, 369
Als du warst	76
Als ein strenger Richter	257
Als ein unergründlich Wonnemeer	140
Als kaum der frühste Morgen	2, 190
Also schweiften mir	2, 200
Als sie vom Paradiese	198
Als treulos ich das teure Land	80
Am Boden auf dem Rohrgeflecht	105
Am Cruzifix	2, 287
Am Himmelsantlitz wandelt	47
Am Himmel schwere dunkle Wolken	2, 43
Am Kirchhof dort	262
Am Menschen ist's	2, 22
Am Strand des Lebens	17
An der duftverlornen Grenze	10
An eine Kirche kam ich	2, 246
An ihren bunten Liedern	28
An Klostermauern, alten	2, 45
Anna liegt im Wald	309
Anna steht in sich versunken	303
Armer Jude	248
Armes Wild im Waldesgrunde	199
Auf dem krit'schen Schusterbänklein	2, 360
Auf dem Teich	13
Auf einen Wink	2, 34
Auf einer grünen Halde	2, 151
Auf geheimem Waldespfade	12
Auf schwingt der Aar sich	66
Auf solchem Gang	2, 367
Aus des Frühlings	102
Aus Perlen mischt	2, 120
Beschritten schon von seinem Retter	120
Betäubendes Erzgerassel	147
Bevor mein Blick	125
Bin mit dir im Wald	180
Bist du noch nie beim Morgenschein	188
Bist fremd du eingedrungen	264
Blaß und auf immer stumm	67
Blumen, Vögel	32
Brach ein Leben	228
Da drinnen geht es lustig zu	2, 23
Dahin sind Blüten	37
Da kommt der Lenz	27
Da liegt der Feinde	231
Das Aug' der Liebe weiß	259
Das Bild ist fertig	2, 50
Das edle Wild der Freiheit	134
Das Gras im Burghof	2, 277
Das Haar schneeweiß	196
Das Horaglöcklein hat nun	2, 297
Das Käuzlein traurig ruft	202
Das Schiff ist hin	2, 76
Das Schwert zu führen	2, 337
Das sehnlichste, das quälendste	2, 236
Das wilde schäumende Roß	101
Daß alles Schöne muß vergehen	2, 198
Daß ich dies und das beginne	130
Dein gedenkend irr' ich	6
Dem holden Lenzgeschmeide	186
Den glatten See	192
Den grünen Zeigern	230
Den Streiter Gottes	2, 177
Der alte Müller Jakob	112
Der auserkorne Gottesbote	2, 92

	Seite
Der Buchenwald ist herbstlich	95
Der dunkle Wald	110
Der dunklen Wolken letzte	2, 331
Der Eichenwald im Winde	145
Der Finkler ist ein Schlauer	215
Der Frühling ist zu Berg	28
Der Himmel badet	2, 366
Der Husar	229
Der Jüngling stoßt	133
Der Jüngling weilt	22
Der Klausner trug	298
Der leidige Frieden	229
Der Mensch auf halbem Wege	142
Der Morgen frisch	99
Der Morgen kommt	2, 178
Der Nachtwind hat	267
Der Pfaffe weiß mit Dampf	2, 365
Der scharfe Geist	243
Der Seerab' hat	246
Der starke Görg	2, 83
Der Sturm verstummte	295
Der Traum war so wild	196
Der Wandrer, irrend	2, 335
Der Weinberg reifet	2, 146
Der Wind ist fremd	194
Der Winter stand	221
Des Berges Gipfel	71
Des Domes Thor ist aufgegangen	2, 99
Des Himmels frohes Antlitz	69
Des Lebens holder Zauber	25
Des Menschengeschlechts uralter	159
Dichterherzen können segnen	223
Die anberaumten Tage sind	2, 299
Die Bäche rauschen	182
Die Bäume blühn	143
Die Bäume rauschen hier	2, 366
Die Burgen und die Dörfer	2, 280
Die dunklen Wolken	179
Die ersten Silben nennen	2, 368
Die Felsen rings bewahren	2, 334
Die Felsen, schroff	94
Die frische Quelle rinnt	227
Die Hoffnung, eine arge Dirne	18
Die Jugend folgt	189
Die Keuschen, Sittigstrengen	2, 323
Die Lüfte rasten	191
Die Menschheit ist dahinter kommen	246
Die Muse muß zur Metze	134
Die Nacht ist finster	7
Die Nacht vorüber	2, 89
Die Schlacht verrauscht	2, 282
Die schöne Mutterliebe hat	258
Diese Blumen ohne Duft	137
Diese Rose pflück' ich hier	185
Die Sonne sinkt	5
Die Stadt ruht schweigend	2, 131
Dies war einmal	2, 322
Die Tannenberge rings	226
Die Vögel fliehn	262
Die Wahrheit hat die Kunde	197
Die warme Luft	239
Die Wolken waren	73
Die Zeit ist hin	2, 325
Dir gab ein Gott	2, 361
Dort am steilen Klippenhange	22
Dort auf dem Kirchhofkreuze	2, 366
Dort heult im tiefen Waldesraum	14
Dort nach Süden zieht	3
Drei Reiter nach verlorner Schlacht	256
Drei Seelen hab' ich	2, 349
Drei Zigeuner fand ich	172
Drüben geht die Sonne	12
Du Alpenkind, wie mild	76
Du Baum, so morsch	87
Du fuhrst in goldnen	123
Du geleitest mich durchs Leben	119
Du heimatliches Thal	93
Du klagst, daß bange	209
Dunkle Wolken niederdrohten	258
Durch Blüten winket	129
Durch den Hain	263
Durch den Wald, den dunkeln	32
Durch einen schmalen Felsenritz	2, 335
Durchs enge Thal nachts	2, 347
Durchs Fenster kommt	233
Durstig zieht die Karawane	336
Du schöne Stunde, warst	6
Du stehst so still	156
Du, toter Geier	158
Du trüber Nebel	24
Du warst mir ein gar trauter	69
Eh' das ersehnte Meer	2, 59
Ein Bund, im Rosenzelt geflochten	2, 94
Ein Greis trat lächelnd	72
Ein hoher Berg	2, 5
Ein Mädchen, zart und engelrein	2, 354
Ein offner Wald	2, 327
Ein Ritter harrt	2, 283

	Seite
Einsam die hohe Königsvilla	2, 47
Einsam in weithin unwirtbaren Gauen	2, 257
Einsamkeit! mein stilles Weinen	119
Ein schlafend Kind!	192
Ein schwüler Sommerabend	167
Einst gingen wir	234
Einst o nächtlicher Himmel	2, 356
Ein Stück des Lebens	251
Ein Wäldchen rauscht	55
Ein Wandrer läßt	190
Ein weites Feld mit Leichen	2, 244
Eitles Trachten, eitles Ringen	132
Er hat geliebt!	111
Erinnrungsvoller Baum	2, 365
Er ist von uns gewichen	254
Erkaltet ist dein wandelbar Gemüt	2, 305
Ermüdet von verlornen Wegen	2, 90
Er streckt dir sein Dilemma	146
Es füllt die Speisekammer	2, 361
Es irrt durch schwanke	155
Es ist ein Land	85
Es läßt der Frühling	2, 202
Es läßt die Sanduhr	2, 264
Es lebe die Wollust	2, 309
Es weht der Wind	95
Es zwittert schon	209
Fährtenkundig kennt der schlaue	145
Fahr' wohl, fahr' hin	2, 337
Faust rettet hin	2, 35
Fein Rößlein, ich	210
Finster sitzt abseit vom Heere	340
Fort möcht' ich reisen	183
Freund, du sitzest hier	242
Freundlich grünen	73
Freundlich wehn	96
Friedlicher Abend	65
Frohlocke, schöne junge Rose	1
Froh summte	70
Frühling, schönster Held	328
Frühlingskinder im bunten	33
Geehrte Herrn, ich bin entzückt	2, 29
Gerne sehn wir	334
Gewaltig tobt der Wind	2, 334
Giorgio liegt in seinem Nachen	2, 151
Girolamo und den Genossen	2, 175
Girolamo war euch	2, 137
Gleich wie Nachtlüfte	2, 367
Gottes Milde mocht' es fügen	208
Grau düstre Felsen	293
Guitarre, wie du hängst	24
Haben wir auch schön geträumet	289
Hält der Mensch die Blicke	198
Hast du noch immer nicht	2, 336
Hast du schon je	193
Herbstwind, o sei	92
Hesperus, der blasse	19
Himmel! seit vierzehn Tagen	231
Hoffnung! laß allein	2, 350
Hohe Klippen, rings geschlossen	31
Holder Lenz, du bist	36
Hölty! dein Freund	67
Hörst du im Wald	2, 61
Horch! plötzlich stört	110
Horch, wie still es wird	139
Husch! husch! wie braust der kalte Wind	2, 355
Ich bin kein Freund	141
Ich ging an deiner Seite	139
Ich habe lang Euch nicht gesehen	2, 306
Ich habe manches Weib	2, 303
Ich hab' kein Weib	212
Ich höre nicht den Sarg	200
Ich irrt' allein	149
Ich las in seinem Buche	2, 328
Ich lobe den Aristokraten	2, 321
Ich sah den Lenz	187
Ich sah in bleicher Silbertracht	2
Ich seh' ein Kreuz dort	144
Ich stand, der höchste	77
Ich trag' im Herzen	190
Ich trat in einen heilig düstern Eichwald	70
Ich trinke hier allein	236
Ich trink' ihn schon	2, 359
Ich wandre fort	185
Ich zog durchs weite Ungarland	51
Ihr kriegt mich nicht	2, 328
Ihr rettet recht behaglich	2, 49
Ihr stoßet an	247
Ihr werdet nimmer ihn	2, 18
Im Abendschein am Fenster	106
Im Grund begraben wird	144
Im Klostergarten steht	154
Im quellenarmen Wüstensand	62
Im Schlosse Brom	2, 238
Im tiefen Walde ging	241
Im Walde schleicht	136

	Seite
Im Wald ist eine Höhle . .	2, 225
In dem Lande der Magyaren .	315
In den trüben, in den kalten .	235
In der Niederung schmilzt . .	2, 356
In des Donners Klängen . . .	333
In diesen Herzen wogt . . .	2, 328
In einem Buche blätternd . . .	256
In einer Laube an der Seine	2, 274
In eines Urwalds nie durchdrungner	2, 10
In Florenz kann nur Einer .	2, 161
In jener Nacht	2, 64
In Schlummer ist	191
In Schweden steht	165
In üppig lauter Residenz . . .	114
Ist der krystallne Becher . . .	2, 203
Ist die Form auch	243
Ist Gras gewachsen	194
Ist's nicht eitel und vergebens .	11
Ja, du bist es	35
Ja, ja, ihr lauten Raben . . .	208
Ja, mich rührt dein Angesicht .	211
Jener Abend war entschwunden .	278
Jubelnd ist der Tag erschienen .	292
Jud' ist an ein Kreuz gekommen .	249
Kennt ihr sie nicht	207
Klara, lebst du	283
Klar und wie die Jugend . . .	88
Kommt, teure Maske, niemand	2, 300
Könnt' ich tausendfach mich teilen	136
Kühl herbstlicher Abend	245
Lächelnd lehnt er am . . .	2, 333
Langweilig schauerlich ist . .	2, 310
Laß das Ringen	125
Laß dich von dem bunten . . .	137
Laß, Freund, uns übernachten .	168
Laßt ab, ihr Geiger	2, 312
Laßt ab, laßt ab	135
Laß uns verschwatzen	2, 318
Lebe nicht so schnell	135
Lebewohl! ach jene Abendstunde .	140
Lebt wohl, lebt wohl, ihr trauten	2, 345
Leis umrauscht	16
Lethe! brich die Fesseln . . .	67
Liebende, die weinend . . .	2, 333
Lieber Frühling, sage mir . . .	214
Liebliche Blume, bist du . . .	68
Liebliche Blume, Primula . . .	68
Lieblich war die Maiennacht . .	78
Ließe doch ein hold Geschick .	14

	Seite
Luftig wie ein leichter Kahn . .	38
Mächtig zürnt der Himmel . . .	84
Mädchen, sieh, am Wiesenhange .	39
Männer, welche eine Höh' . .	2, 357
Mariano hört in seiner Zelle .	2, 111
Matrosen singen hell	2, 68
Meine Lieder kommen alle . .	2, 367
Meiner Schwester liebe Sprossen .	199
Mein guter Degen	2, 279
Mein liebes Mütterlein war . .	220
Mein Pfeifchen traut, mir ist . .	211
Mich ließ die Gunst des Augenblickes	2, 342
Mich wundert's, wunderschönste	2, 298
Mira wird mit jedem Tage . .	324
Mir hat noch deine Stimme nicht	4
Mischka spielt	321
Miserere domine	2, 295
Mit dem Grafen	277
Möchte wieder in die Gegend . .	21
Müde schleichen hier die Bäche .	147
Müdgeritten auf langer Tagesreise	89
Mürrisch braust der Eichenwald .	36
Nach einem heftigen Gewitter . .	206
Nach heißem Weg ein Trunk .	2, 232
Nach langem Frost wie weht . .	200
Nach langem Kampfe	2, 268
Nach langem Wege	124
Nach Saint Germain zum Verkaufe	285
Nacht umschweigt mein Krankenlager	118
Neulich hatt' ich einen Traum	2, 368
Nicht der Quell allein . . .	2, 367
Nicht ein jeder wagt	2, 327
Niemand kann verlornen Harrens	323
Nimm du mein Ringlein . .	2, 155
Noch eine Nachtigall	252
Noch immer, Frühling	225
Noch immer lag ein tiefes . . .	72
Nun ist es Herbst	39
Nun schleicht mit Zittern . .	2, 156
Nur wer sich mit eignen Kräften	244
Ob du, ein Sokrates	124
Ob jeder Freude seh' ich . . .	141
O Einsamkeit	2, 370
O gläub'ger Hohn	2, 198
O Menschenherz, was ist . . .	126
O säume nicht	128
O schöner Ort, den Toten . . .	169
O sei mein Freund	133
O spottet nicht der traurigen . .	190

	Seite
O stürzt ihr Wolkenbrüche . . .	183
O wag es nicht mit mir zu scherzen	187
O wie ward der Tod ein andrer .	338
Ragend steht der blinde Führer .	335
Rastlos, unhemmbar 2,	143
Redlich, Schatten, kannst du . .	238
Rings ein Verstummen	269
Rings im Kreise lauscht . . .	103
Rings trauern die Entlaubten .	205
Ringsum sind die Berge . . .	235
Roger, der junge Held . . . 2,	265
Rosen stehen nicht allein . . .	186
Rüstig wandelst du fort . . .	119
Ruhig ist der Wald	327
Sahst du ein Glück 2,	343
Savonarola ist als Ketzer . . 2,	163
Savonarola ist gefährlich . . 2,	106
Schade, daß des Kreuzes Zeichen 2,	326
Schatten, du mein Sohn . . .	237
Schautet ihr das Bräutchen . .	308
Schettert unsre Brust an Klippen	127
Schlaf', Innocenz 2,	220
Schlaflose Nacht, der Regen rauscht	143
Schlaflose Nacht, du bist allein .	205
Schläfrig hangen	267
Schnell ist die That 2,	338
Schnell versammelt um die Felsen	275
Schöner Jüngling bist als Held .	140
Schöne Sennin, noch einmal . .	94
Schon hat der Lenz	18
Schon hat die Priesterweih' . 2,	96
Schon ist das Abendrot . . . 2,	153
Schon ist der Berge Purpurglut .	43
Schon seh' ich Hirt' und Herde .	71
Schon sieben Jahre treibst du . .	162
Schon verrauscht der Tag . . 2,	349
Schon weht es kühler auf Erden	234
Schon wird die Kunde laut . 2,	186
Schon zerfließt das ferne Gebirg 2,	347
Schon zog vom Wald ich . . .	70
Seht ihr den Mann	184
Sei mir gegrüßet, o Nacht . . 2,	353
Sei mir zum letztenmal	122
Sein Bündel Holz am Rücken .	131
Sein Feld besät 2,	270
Seitdem du mit den höchsten Mächten	245
Selige Stunde, da mir meine Bertha 2,	354
Selig wandelt dort ein Ritter .	257
Sieben Jahre sind verflossen . .	309
Sieh dort den Berg	34
Sieh hier den Bach	34
Siehst unser Hüttlein du . . .	48
Sieh, wie des Niagara Wellen .	87
Sie ließ sich überraschen	213
Simon mit seiner ganzen Heeresmacht 2,	262
Singt ihr in eurem Freudenliede	217
's ist eitel nichts 2,	343
So lieb' ich dich 2,	301
Sonnenuntergang	13
So oft sie kam	187
Spät hab' ich dich gefunden . .	146
Spritze Funken, Säbel klinge . .	250
Sprosse ihr wie des Frühlings 2,	351
Stille! jedes Lüftchen	98
Stille wird's im Walde	65
Still ist schon das ganze Dorf .	8
Stolz flammt ein König . . 2,	347
Stoppelfeld, die Wälder leer . .	232
Strichvogel Reflexion	244
Stumm und regungslos	91
Sturm der Urwelt . . . 2,	285
Sturm mit seinen Donnerschlägen	91
Teufel hinein, daß gerade . . 2,	370
Thorenangst und Narrenzittern .	204
Thörichte Freunde des toten Alten	259
Thränen euch, ihr trauten, lieben	117
Thust du nur einen Saitengriff 2,	369
Thut man Kindern was zu leide .	129
Tiefe Nacht; — der stille Vollmond	273
Tiefschweigend ruhn die Alpenwiesenhänge 2,	54
Traurig kehrt' ich eines Abends .	252
Trübe wird's, die Wolken jagen .	12
Trübe Wolken, Herbstesluft . .	40
Trüb' farblos waren diese Fluten	88
Tyrann! des Blutes 2,	364
Um meine wunde Brust geschlagen	126
Um Mitternacht entstand . . 2,	337
Umsonst! du bist auf immer . .	10
Und meine Lieb' 2,	369
Unglück hat sein Herz gespalten .	198
Unnahbar sind die Mächte . . .	138
Unsre Gläser klingen hell . . .	59
Urwald, in deinem Brausen . .	181
Vergieb, vergieb, Geliebter . . .	19
Verstummt ist heut der Papst . 2,	168

	Seite
Viel Meilen schon	82
Vier Männer dort	109
Vom Berge schaut	120
Vom Grabe deines treuen Mannes	121
Vom Himmel strahlt der Mond	176
Vom Saatenfeld die Lerche	134
Von allen, die den Sänger lieben	195
Von der Theiß der klaren	319
Vor dem Fenster	305
Vor Kälte ist die Luft erstarrt	14
Vorüber sind die schönen	2, 278
Während Mischka geigt	321
Warum hat sich gen ihn verschworen	2, 171
Warum, o Lüfte	35
Was ihr Bild nennt	243
Was klingelt zum Gebüsch	2, 334
Was rauscht durch diese Pappeln	2, 363
Was trauerst du	121
Wehe, wehe dem Rekruten	2, 329
Wehklage hallt	81
Weil' auf mir, du dunkles Auge	9
Weil ein Wort der Diätetik	2, 358
Welche Freude fühlt der Wandrer	271
Wenn diese Leiche	2, 7
Wenn gegen falschen Schmerz	2, 356
Wenn ich verachte	2, 321
Wenn seine Sonne hat das Licht	2, 343
Wenn's mir einst im Herzen	208
Wenn Worte dir vom Rosenmunde	259
Wer ist ein wahrhaft armer Mann	2, 254
Wer weilt auf stiller Walstatt	2, 249
Wer zum heil'gen Kampf	331
Wie das Ding die Flügel	2, 357
Wie das Schlachtroß	2, 329
Wieder soll zu einem Hochzeitsreigen	325
Wie die Ros' in deinem Haare	226
Wie doch dünkte mir die Fahrt	15
Wie fern, wie fern	100
Wiege sie sanft, o Schlaf	66
Wie kam es, daß	2, 211
Wie Merlin möcht' ich	265
Wie reitet sich's	2, 294
Wie sehr ich dein	189
Wie Silberglocken	2, 46
Wie's Völklein in der Stube	2, 26
Wie tief der Wald den frühen Lenz	2, 308
Wildverwachsne dunkle Fichten	180
Willkommen, Bruder	2, 291
Willst du richten	2, 359
Wir hatten im Sacke	247
Wir reisten zusammen	177
Wirres Durcheinanderwallen	60
Wir streifen durchs Leben	128
Wir wandeln auf dem Schifflein	2, 73
Wir ziehn zu Fuß	2, 251
Wo der Held	2, 259
Wofür sie mutig	2, 288
Woher dies plötzliche Verstummen	15
Wo kein Strahl des Lichtes	235
Wollt Ihr nicht einen Küraß	2, 329
Wo sich Girolamo verspätet	2, 87
Zieh nicht so schnell vorüber	50
Zu besiegen deine schwere	2, 358
Zum erstenmal bei diesem Weibe	2, 304
Zu öd' und traurig selbst	173
Zu Paris am Königsschlosse	287
Zwei Freunde traten schweigend	41
Zwei Künstler wollen	2, 158
Zwiefaches Heimweh hält das Herz	193

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Max Hesses

Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben

sind nach den Urteilen der Fachkritik die **brauchbarsten und besten Volks-Ausgaben der Klassiker.** Die Ergebnisse der literarischen Forschung werden stets auf das eingehendste berücksichtigt.

Vorzüge: Bearbeitung durch hervorragende Literarhistoriker. — Reicher Inhalt. — Zuverlässige Texte. — Wertvolle Biographien. — Beigabe von Briefen usw. in Faksimile. — Ausführliche Einleitungen. — Beigabe guter Bildnisse. — Sorgfältiger Druck. — Deutliche, gut lesbare Schrift. — Holzfreies, nicht vergilbendes Papier. — Haltbare und geschmackvolle Einbände. — Mäßige Preise.

Die Klassiker sind meist in fünf Ausgaben zu beziehen: 1. Broschiert. 2. In Leinenband. 3. Feine Ausgabe in Halblederband. 4. Luxus-Ausgabe in eleg. Halbfranzband. 5. Salon-Ausgabe in Liebh.-Leinenband mit Kopf-Goldschnitt. (Preise hierüber lt. besonderem Verzeichnis.)

Mit * versehene sind vollständige Gesamt-Ausgaben.

Arndt, E. M. Herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Meisner u. Dr. Robert Geerds. Brosch. M. 6.—. In 4 Lnbdn. M. 8.—. Feine Ausgabe M. 12.—. Luxus-Ausgabe M. 16.—.

Arndt, Kleine Ausgabe, In 2 Leinenbänden M. 3.—.

Arnim, Achim v. Herausg. von Dr. Max Morris. Brosch. M. 1.50. In 1 Lnbd. M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe 4.—.

***Arnim u. Brentano, Des Knaben Wunderhorn.** Herausg. von E. Grisebach. Brosch. M. 1.50. In Lnbd. M. 2.—. In Geschenkband M. 3.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Bauernfeld, Ed. v. Herausgegeben v. Dr. Emil Horner. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenb. M 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Beethoven, L. v., Sämtliche Briefe. Herausgegeben von E. Kastner. In 1 Orig.-Leinenbd. M. 4.—. In Geschenkband M. 5.—.

***Börne, L.** Mit Einleitung von Prof. Dr. Alfred Klaar. Brosch. M. 4.50. In 3 Lnbdn. M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausg. M. 12.50.

Max Hesses Volksbücherei siehe . . . . . Seite 9—14.
Die Meisterwerke der deutschen Bühne siehe . . . . . Seite 15.
Hesses kleine Haus-Bibliothek deutscher Klassiker siehe . . Seite 16.

Brentano, Cl. Herausgegeben v. Dr. Max Morris. Brosch. M. 1.50. In 1 Lnbd. M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausg. M. 4.—.

***Brinckman, John.** Herausg. von Otto Weltzien. Brosch. M. 1.50. In 1 Lnbd. M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

***Bürger, G. A.** Herausg. von Dr. W. von Wurzbach. Brosch. M. 1.50. In Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

***Byron.** Übersetzt von Ad. Böttger. Herausg. von Prof. Dr. W. Wetz. 3 Bde. Brosch. M. 4.50. In Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Calderon. Herausg. von Dr. W. v. Wurzbach. Brosch. M. 6.—. In 4 Leinenbdn. M. 8.—. Feine Ausgabe M. 12.—. Luxus-Ausg. M. 16.—.

Cervantes, Don Quixote. Übersetzt von L. Tieck, herausg. von Dr. W. v. Wurzbach. Brosch. M. 2.50. In 2 Lnbdn. M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

***Chamisso.** Mit Biographie von Prof. Ad. Bartels. Brosch. M. 1.25. In Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Claudius, Matthias. Herausgegeben von Senior Dr. G. Behrmann. Brosch. M. 1.50. In 1 Lnbd. M. 2.—. Feine Ausg. M. 3.—. Luxus-Ausg. M. 4.—.

Cooper, J. F. Lederstrumpf-Erzählungen. 5 Bde. (Ausgewählte Romane I-V). Übersetzt und herausgegeben von R. Zoozmann. In 5 Orig.-Leinenbänden M. 10.—. (Jeder Band apart M. 2.—.)

Inhalt: 1. Der Wildtöter. 2. Der letzte der Mohikaner. 3. Der Pfadfinder. 4. Die Ansiedler. 5. Die Prärie.

Dante, Werke. Neu übertragen und erläutert von R. Zoozmann. (16.—20. Tausend!) Brosch. M. 1.50. In 1 Leinbd. M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—. Ausgabe auf Dünndruckpapier in echt Pergament M. 6.—.

— Die göttliche Komödie. In deutschen Terzinen übertragen von R. Zoozmann. In biegs. Lnbd. M. 1.50.

Dickens. Übersetzt und herausg. von Richard Zoozmann. 16 Bde. In 8 Leinenbdn. M. 22.50. In 16 Bände gebdn.: Leinen M. 30.—. Feine Ausgabe M. 42.—. Luxus-Ausgabe M. 54.—. Ausgabe in 16 biegsamen Orig.-Leinenbdn. M. 30.—; jeder Band einzeln M. 2.—.

***Droste-Hülshoff, Annette v.** Herausg. von Dr. Eduard Arens. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänden M. 3.—. Feine Ausg. M. 4.50. In 2 Geschenkbänden M. 5.—. Luxus-Ausg. M. 6.—

***Eckermann, Gespräche mit Goethe.** Mit Einleitungen, Anmerkungen und Register herausg. v. Prof. Dr. Ludw. Geiger. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. In Geschenkbd. M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Eichendorff. Mit Einleitung von Rud. von Gottschall. Neue vermehrte Ausgabe. Brosch. M. 2.50. In 2 Leinenbänden M. 3.50. In 2 Geschenkbdn. in Karton M. 5.—. Feine Ausg. M. 5.25. Luxus-Ausg M. 7.—.

Feuchtersleben. Herausg. von R. Guttmann. Brosch. M. 1.50. In 1 Lnbd. M. 2.—. Feine Ausg. M. 3.—. Luxus-Ausg. M. 4.—.

***Freiligrath.** Herausg. von Ludwig Schröder. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbdn. M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausg. M. 8.—.

Gaudy. Mit Einleitung von Prof. Dr. K. Siegen. Brosch. M. 1.—. In 1 Leinenband M. 1.50. Feine Ausg. M. 2.—. Luxus-Ausg. M. 3.—.

Gerstäcker, Friedr. Ausgewählte Erzählungen und Humoresken. Mit Einleitung von Kurt Holm. Brosch. M. 2.40. In 2 Leinenbdn. M. 3.60. Feine Ausgabe M. 5.25.

***Goethe.** Vollständige Ausgabe. Mit Einleitung von Prof. Dr. Ludwig Geiger, sowie einem Registerband. Brosch. M. 14.—. In 12 Leinenbänden. M. 20.—. Feine Ausgabe M. 30.—. Luxus-Ausgabe M. 38.—. In 10 Leinenbänden M. 18.—.

Goethe (Auswahl). Mit Einleitung von Prof. Dr. S. M. Prem. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 5.—. Feine Ausg. M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Goethe (Erweiterte Auswahl). Mit Einleitung von Prof. Dr. S. M. Prem. Brosch. M. 7.—. In 6 Leinenbdn. M. 10.—. Feine Ausgabe M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

Goethe. Ergänzungs-Ausgabe. Mit Einleitung von Prof. Dr. L. Geiger. In 6 Leinenbdn. M. 10.—. Feine Ausg. M. 15.—. Luxus-Ausg. M. 20.—.
Diese Ausgabe ergänzt die erweiterte Auswahl zur Gesamt-Ausgabe.

Goethe, Meisterdramen. In 1 Leinenband M. 2.—.

Goethe, Faust. Mit Kommentar herausgegeben von Prof. Dr. Georg Witkowski. In Leinenbd. M. 3.—.

Gotthelf, Jeremias. Herausg. v. Prof. Adolf Bartels. Brosch. M. 7.50. In 5 Lnbdn. M. 10.—. Feine Ausg. M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

Gotthelf. Ausgewählte Erzählungen. Herausg. v. Prof. Adolf Bartels. In 2 Original-Leinenbänden M. 4.50.

***Grabbe, Chr. D.** (Mit den Briefen von und an Grabbe.) Mit Einleitungen herausg. von Dr. Otto Nieten. Brosch. M. 3.—. In 2 Lnbdn. M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

***Grillparzer.** Herausg. von Dr. M. Necker. Brosch. M. 4.50. In 4 Bände gebdn.: Leinen M. 6.—. Feine Ausg. M. 9.50, Luxus-Ausgabe M. 12.50. In 6 Bände gebd.: Leinen M. 6.—. Feine Ausgabe M. 12.—.

Grillparzer. Auswahl. Herausg. von Dr. M. Necker. In 2 Leinenbänden M. 3.50. Feine Ausg. M. 5.25. Luxus-Ausg. M. 7.—

Grillparzer, Meisterdramen. (v. Necker). In 1 Lnbd. M. 2.—.

***Grimm, Brüder,** Kinder- u. Hausmärchen. Mit Einleitung von H. Wolgast. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

— Dasf. Illustriert v. H. Vogeler-Worpswede. Fein gbd. M. 3.—.

***Grün, Anastasius.** Herausg. von Dr. Anton Schlossar. Brosch. M. 3.—. In 2 Lnbdn. M. 4.—. Feine Ausg. M. 6.—. Luxus-Ausg. M. 8.—.

Gutzkow, Karl. Herausg. von Dr. H. H. Houben. Brosch. M. 6.—. In 4 Lnbdn. M. 8.—. Feine Ausg. M. 12.—. Luxus-Ausg. M. 16.—.

Gutzkow, Meisterdramen. In 1 Leinenband M. 2.—.

Halm, Fr. Herausg. von Dr. Anton Schlossar. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Hamerling, Robert. Herausg. von Prof. Dr. Michael M. Rabenlechner. In 4 Leinenbänden M. 20.—.

Einzel-Ausgaben: Ahasver in Rom M. 2.—. Aspasia M. 3.—. König von Sion M. 2.—. Homunkulus M. 3.—. Lehrjahre der Liebe M. 3.—.

***Hauff.** Mit Biographie von Prof. Dr. Ad. Stern. Brosch. M. 2.50. In 2 Leinenbdn. M. 3.50. In 2 Geschenkbdn. in Karton M. 5.—. Feine Ausg. M. 5.25. Luxus-Ausg. M. 7.—.

***Hebbel.** Mit Einleitungen und Anmerkg. von Emil Kuh, neu herausg. von Prof. Herm. Krumm. Brosch. M. 4.—. In 4 Lnbdn. M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Hebbels Tagebücher. Herausg. von Prof. Hermann Krumm. Mit ausführlichem Register. Brosch. M. 2.50. In 2 Leinenbänden M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

— **Meisterdramen.** Von R. M. Werner u. M. Koch. In 1 Lbd. M. 2.—.

***Hebel, Joh. Pet., Poetische Werke** nebst einer Auswahl seiner Predigten, Aufsätze und Briefe. Herausg. von Prof. Ernst Keller. Brosch. M. 2.50. In 2 Lnbdn. M. 3.50. Feine Ausg. M. 5.25. Luxus-Ausg M. 7.—.

***Heine.** Mit einer Biographie von Dr. Gustav Karpeles. Brosch. M. 4.—. In 4 Lnbdn. M. 6.—. In 3 einfachen Lnbdn. M. 4.50. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Herder. Herausg. von Prof. Dr. Eugen Kühnemann. (In Vorb.!)

Herwegh, Gedichte eines Lebendigen. Mit Einleitung von Prof. B. Fleury. In 1 Leinenband M. 1.—. Geschenkband M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.—. Luxus-Ausgabe M. 3.—.

***Hoffmann, E. T. A.** Herausgegeben von Eduard Grisebach. Neue vermehrte Ausgabe. Brosch. M. 6.—. In 4 Leinenbdn. M. 8.—. Feine Ausg. M. 12.—. Luxus-Ausg. M. 15.—.

— Auswahl. Mit Einleitung von Dr. Richard Schaukal. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbdn. M. 4.—. In 2 Geschenkbänden in Karton M. 5.—. Feine Ausg. M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Hoffmann von Fallersleben. Herausg. von Hans Benzmann. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

***Homer, Werke (Ilias u. Odyssee).** Übersetzt von J. H. Voß. Mit Einleitung von Prof. Dr. G. Klee. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

***Immermann, Der Oberhof.** Mit Einleitung von Prof. Dr. K. Siegen. Brosch. 60 Pf. In 1 Lnbd. M. 1.—. Geschkbd. M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.—. Luxus-Ausgabe M. 3.—.

***Kerner, Justinus, Poetische Werke.** Herausg. von Prof. Dr. J. Gaismaier. Mit Bildnissen, 41 Kleckfographien usw. Brosch. M. 2.50. In 2 Lnbd. M. 3.50. Feine Ausg. M. 5.25. Luxus-Ausg. M. 7.—.

***Kleist, H. von.** Herausg. von Prof. Dr. Karl Siegen. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Kleist, Lessing, Uhland, Meisterdramen. In 1 Leinenband M. 2.—.

***Kompert, Leopold.** Mit biographischer Einleitung von Dr. Stefan Hock. Brosch. M. 9.—. In 5 Leinenbänden M. 12.—. Feine Ausgabe M. 15.—. Geschenkausgabe in Karton M. 15.—.

Kompert, Auswahl. In 2 Geschenkbänden in Karton M. 5.—.

***Körner.** Neue vervollständigte u. kritisch durchgesehene Ausgabe. Herausg. von Prof. Dr. E. Wildenow. Brosch. M. 1.20. In 1 Leinenband M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. Luxus-Ausgabe M. 3.20.

***Kurz, Hermann.** Herausg. von Prof. Dr. Hermann Fischer. Brosch. M. 4.50. In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50 Luxus-Ausgabe M. 12.50.

***Laube, Heinrich.** Unter Mitwirkung von Geh. Rat Prof. Dr. Albert Hänel herausg. von Dr. H. H. Houben. 20 Bde. Brosch. M. 50.—. In Lnbdn. M. 60.—. In Halbfranzbdn. M. 80.—.

Laube, Auswahl. Herausgeg. von Dr. H. H. Houben. Brosch. M. 7.50. In 5 Leinenbn. M. 10.—. Feine Ausg. M. 15.—. Luxus-Ausg. M. 20.—.

Laube, Dramatische Werke. In 3 Leinenbdn. M. 6.—.

Laube, Meisterdramen. In 1 Leinenband M. 2.—.

***Lenau.** Herausg. v. Prof. Dr. Eduard Castle. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Lessing. Mit Einleitung von Prof. Dr. Th. Matthias. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.50. In 3 Leinenbänden M. 5.—. Feine Ausgabe M. 7.50. Luxus-Ausgabe M. 9.50.

Lessing. Auswahl. (Einl. von Th. Matthias). Brosch. M. 1.—. In 1 Lnbd. M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. Luxus-Ausgabe M. 3.20.

Lessing, Meisterdramen, siehe unter Kleist, Seite 5.

Ludwig, Otto. Herausg. von Prof. Adolf Bartels. Neue vermehrte Ausgabe. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbn. M. 4.—. In 2 Geschenkbdn. in Karton M. 5.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Ludwig. Auswahl. Herausg. von Fr. Bernt. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—.

***Meyr, Melchior, Erzählungen aus dem Ries.** Herausg. von O. Welzien. In 2 Lnbdn. M. 3.60. In 2 Geschenkbänden M. 5.—.

***Milton, Poetische Werke.** Herausg. mit biographisch-literarischen Einleitungen und vollständigem Kommentar von Prof. Dr. Hermann Ullrich. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenbd. M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

***Molière.** Übersetzt von Wolf Grafen Baudissin und anderen. Herausg. von Prof. Dr. Ph. A. Becker. (In Vorbereitung.)

***Mörike.** Herausg. von Dr. Rud. Krauß. Neue, verm. Ausgabe. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbdn. M. 4.—. In 2 Geschenkbdn. in Karton M. 5 —. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Mörike. Gesammelte Schriften. Herausg. von Dr. Rud. Krauß. In 1 Leinenbd. M. 2.—.

Nibelungenlied und Gudrun, Zwei deutsche Heldenlieder. Übersetzt von K. Simrock. Mit Einleitungen von Prof. Dr. G. Klee, sowie Proben des Urtextes. In 1 Leinenband M. 1.75.

Nieritz, Ausgewählte Volkserzählungen. Herausg. von Prof. Dr. Adolf Stern. Brosch. M. 1.50. In Lnbd. M. 2.—.

Novalis (Friedrich v. Hardenberg). Herausgegeben von Wilhelm Bölsche. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Petőfi, Gedichte. Aus dem Ungarischen von L. von Neugebauer. (Ausgabe der Petőfi-Gesellschaft.) In 1 Leinenband M. 2.—.

***Platen.** Historisch-kritische Ausgabe. Herausg. von Prof. Dr. Max Koch und Dr. Erich Petzet. Brosch. M. 6.—. In 4 Leinenbdn. M. 8.—. Feine Ausgabe M. 12.—. Luxus-Ausgabe M. 16.—.

***Raimund, Ferd.** Herausg. von Prof. Dr. E. Castle. Brosch. M. 1.—. In 1 Lnbd. M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. Luxus-Ausg. M. 3.20.

***Reuter.** Vollständige, kritisch durchgesehene Ausgabe. Mit Biographie und einem vollst. Reuter-Lexikon herausg. v. Prof. Dr. Carl Friedr. Müller. Brosch. M. 4.50. In 3 einf. Lnbdn. M. 5.—. In 4 Bände gebunden: Leinenband M. 6.—. Feine Ausg. M. 9.50. Luxus-Ausg. M. 12.50. In 7 Bände gebdn. (das Lexikon als 7. Bd.!): Lnbd. M. 8.—. Feine Ausg. M. 12.—. Luxus-Ausg. M. 16.—.

Reuter. Auswahl. Herausg. von Prof. Dr. Carl Friedr. Müller. In 2 Leinenbänden M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausg. M. 7.—.

Rückert, Fr. Herausg. von Prof. Dr. C. Beyer. Brosch. M. 4.50. In 3 Leinenbdn. M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

***Saar, Ferd. von.** Herausg. von Dr. A. Bettelheim und Prof. Dr. J. Minor. Brosch. M. 8.—. In 4 Leinenbdn. M. 10.—. Feine Ausgabe M. 14.—. Luxus-Ausgabe M. 18.—. Auf imit. Büttenpapier in 8 Leinenbdn. M. 15.—, in 8 Halbfranzbdn. M. 20.—.

***Scherr, Joh., Novellenbuch.** Mit einer Einleitung von Prof. Otto Haggenmacher. Broschiert M. 7.50. In 5 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausgabe M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

***Schiller.** Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter herausgegeben von Geh. Rat Prof. Dr. Otto Günther und Prof. Dr. Georg Witkowski. Brosch. M. 15.—. In 10 Leinenbdn. M. 20.—. Feine Ausgabe M. 28.—. Luxus-Ausgabe M. 36.—.

***Schiller.** Mit Biographie und Charakteristik von Dr. Gustav Karpeles. Brosch. M. 3.60. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 4.50. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Schiller, Meisterdramen. In 2 Leinenbänden je M. 2.—.

Seidl, Joh. Gabriel. Herausg. von Dr. W. v. Wurzbach. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

***Shakespeare.** Übersetzt von Schlegel und Tieck. Mit Einleitung von Dr. Max Mendheim. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbdn. M. 5.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Simrock, Karl. Herausg. von Prof. Dr. G. Klee. Brosch. M. 6.—. In 4 Leinenbdn. M. 8.—. Feine Ausg. M. 12.—. Luxus-Ausg. M. 16.—.

Simrock. Kleine Ausgabe. Herausg. von Prof. Dr. G. Klee. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbdn. M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

***Sophokles' Tragödien** (von J. J. C. Donner). Herausgegeben von Prof. Dr. Gotthold Klee. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenbd. M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Stifter. Herausg. von Dr. Rudolf Fürst. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.—. In 2 Geschenkbänden in Karton M. 5.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Tieck, Ludwig. Herausgegeben v. Prof. Dr. G. Witkowski. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Uhland. Mit Einleitung von Rud. v. Gottschall. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenbd. M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Uhland, Meisterdramen, siehe unter Kleist, Seite 5.

Wieland. Herausg. von W. Bölsche. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

***Zschokke, Sämtliche Novellen.** Mit einer biograph. Einleitung von Dr. Adolf Vögtlin. In 4 Leinenbdn. M. 8.—.

Zschokke, Ausgewählte Novellen. In 2 Leinenbdn. M. 4.—.

Zschokke, Humoristische Novellen. In 1 Leinenband M. 2.25.

---

* bedeutet vollständige Gesamt-Ausgaben.

Ausführliche illustrierte Kataloge kostenfrei.

Max Hesses Volksbücherei

und Geschenk-Ausgaben

Jede Nummer broschiert 20 Pf. = 24 h öst. W.

Max Hesses Volksbücherei hat es sich seit Beginn ihres Erscheinens zur Aufgabe gemacht, nur das Beste und Volkstümlichste der belletristischen Literatur in wohlfeilen Bändchen zu bieten. Neben den älteren, bewährten Dichtern sind in der Sammlung anerkannte dichterische Größen der Gegenwart vertreten. Die Bändchen haben ein handliches Format, und es ist auf die Ausstattung, namentlich auf große, deutliche Schrift, besondere Sorgfalt verwendet. — Die Ziffer hinter dem Titel gibt die Nummer an, die das Werk in „Max Hesses Volksbücherei" trägt. Die meisten Hefte sind auch in geschmackvollen Leinenbänden zu beziehen, eine Reihe von ihnen außerdem in vornehm und künstlerisch ausgestatteten „Geschenkbänden". Wegen des beschränkten Raumes kann hier nur eine Auswahl der Sammlung aufgeführt werden.

Ausführliche Kataloge kostenfrei!

Achleitner, A., Angela. Tirol. Nov. 321.
— Der Finanzer. Erz. v. Bodensee. 333.
— Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf.
Anzengruber, Hartingers alte Sixtin und and. Erzähl. 151—152. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
Arndt, E. M., Gedichte. gbd. M. 1.80, Geschenkbd. M. 2.50.
— Geist der Zeit. 2 Bde. gbd. M. 3.—.
— Erinnerungen aus dem äußeren Leben. gbd. M. 1.20.
— Wanderungen und Wandelungen. gbd. M. 1.—.
— Rügen-Märchen. gbd. M. 1.20.
Benzmann, H., Meine Heide. Gedichte. 60. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.
Bernhard, Marie, Heimatluft. 127. gbd. 60 Pf., Geschenkband M. 1.20.
Bethge, H., Deutsche Lyrik seit Liliencron. 26.—30. Tausend. 280—286. Kart. M. 1.80, Leinbd. M. 2.—, Geschenkbd. M. 3.—. Feiner Ganzlederbd. M. 5.—.
— Die Lyrik des Auslandes in neuerer Zeit. Kart. M. 1.80. Lnbd. M. 2.—. Geschenkbd. M. 3.—. Feiner Ganzlederband M. 5.—.
— Deutsche Oden. 171. gbd. 60 Pf.
Bethusy-Huc, Valeska (M. v. Reichenbach), Die Czaroiskys. Eine Erzählung aus Polen. 508—509. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
— Die Freier der Witwe. Erzählg. 542.
Bienenstein, Karl, Drei heitere Erzählungen. 563.
Blüthgen, Victor, Mama kommt! Humoreske. 311. gbd. 60 Pf., Geschenkband M. 1.20.
Böhlau, Helene, Sommerseele. Muttersehnsucht. Zwei Novellen. 161-162. gbd. 80 Pf., Geschkbd. M. 1.50.
— Herzenswahn. Roman. 561—562. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
Böttticher, Georg, Heitere Stunden. Aus den Papieren des Leutnants von Versewitz. 531—532. gbd. 80 Pf.
Brachvogel, A. E., Friedemann Bach. Roman. 501—507. gebd. M. 2.—, Geschenkband M. 3.—.
Brentano, Clemens, Aus der Chronika e. fahr. Schülers. 176. gbd. 60 Pf.
— Romanzen vom Rosenkranz. 228—231. gbd. M. 1.20.
— Ausgewählte Märchen. 258—260. gbd. M. 1.—.

Bret Harte siehe Harte.
Brinckman, John, Vagel Grip. 'n Dönkenbok. 71—72. gbd. 80 Pf.
— Kasper-Ohm un ick. 86—87. gbd. 80 Pf.
— Voß un Swinegel und andere Erzählungen. 96—97. gbd. 80 Pf.
Bürger, G. A., Sämtliche Gedichte. Lnbd. M. 1.—. Geschenkbd. M. 1.50.
— Münchhausens Reisen u. Abenteuer. 53. gbd. 60 Pf.
Coopers Lederstrumpf-Erzählungen.
— 1. Der Wildtöter. Gbd. M. 2.—.
— 2. Der letzte der Mohikaner. Gebd. M. 2.—.
— 3. Der Pfadfinder. Gbd. M. 2.—.
— 4. Die Ansiedler. Gbd. M. 2.—.
— 5. Die Prärie. Gbd. M. 2.—.
David, J. J., Stimmen der Dämmerung u. and. Erzähl. 483—484. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
Dichter u. Denker I: Goethe von L. Geiger. 156—157. gbd. 80 Pf.
— **II:** Shakespeare von Edward Dowden. Deutsch von Paul Tausig. 245—247. gbd. M. 1.—.
— **III:** E. M. Arndt von H. Meisner. 513. gbd. 60 Pf.
— **IV:** Anastasius Grün von A. Schlossar. 514—515. gbd. 80 Pf.
— **V:** Fritz Reuter von C. Fr. Müller. 518-519. gbd. 80 Pf.
— **VI:** Eduard Mörike von Rud. Krauß. 551—553. gbd. M. 1.—.
Dickens, Charles, David Copperfield. Roman. gbd. M. 3.—. In 2 Lnbdn. M. 4.—. In 2 Geschkbdn. M. 5.—.
— Die Pickwickier. Roman. gbd. M. 3.—. In 2 Leinenbdn. M. 4.—.
— Oliver Twist. Roman. gbd. M. 2.—.
— Londoner Skizzen. gbd. M. 2.—.
— Fünf Weihnachtsgeschichten. gbd. M. 2.—. Geschenkbd. M. 3.—.
— Harte Zeiten. Roman. gbd. M. 2.—.
— Nikolaus Nickleby. Roman. 2 Bde. Gbd. M. 4.—.
— Dombey u. Sohn. 2 Bde. Gbd. M. 4.—.
— Bleakhaus. 2 Bde. Gbd. M. 4.—.
— Zwei Städte. Gbd. M. 2.—.
— Große Erwartungen. Gbd. M. 2.—.
Dincklage, Fr. Frhr. v., Anker geschlippt. 408.
— Unter dem Schutze der Lanzen — Trotzdem. Zwei Erzählungen. 485.
— Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
Droste-Hülshoff, Gedichte. 221—224. gbd. M. 1.20. Geschenkband M. 1.80.
— Die Judenbuche. Ein Sittengemälde. 243. gbd. 60 Pf.
Dürow, J. v., Die Glückskatze. Humoristische Erzählg. 537.
Eckstein, Ernst, Vielliebchen. — Fürst Arno. — Preisgekrönt. Drei heitere Geschichten. 413—414. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
Eichendorff, Gedichte. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.50.
— Aus dem Leben eines Taugenichts. 132. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.
Etzel, Th., Fabeln und Parabeln der Weltliteratur. Kart. M. 1.80. gbd. M. 2.—. Geschenkband M. 3.—.
Eysell-Kilburger, C., Spätsommer. — Stiefmama. Zwei Novellen. 520.
Falke, Gustav, Dörten u. and. Erzählungen. 526—527. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
Fließ, E., Der Proboszcz. Eine Geschichte aus dem Osten des Deutschen Reichs. 411.
Frehse, Ernst, Lustige Fahlensprüng'. Nige Läuschen un Rimels. 486—488. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.60.
Freiligrath, Ferd., Gedichte. 384—378. gbd. M. 1.20, Geschenkband M. 1.80.
Friedrich, Fr., Die Frau des Arbeiters. Sozialer Roman. 543-548. gbd. M. 1.80.
Gaudy, Aus d. Tagebuch e. wandernden Schneidergesellen. 69. gbd. 60 Pf.
Gerstäcker, Friedr., Ausgewählte Erzählungen und Humoresken. I. Verhängnisse. Die Flucht über die Kordilleren. Die Backwoodsmen Nordamerikas. 6—7. gbd. 80 Pf. — II. Das sonderbare Duell. Ein berühmter Name. 12. gbd. 60 Pf. — III. Irrfahrten. Der tote Zimmermann. 35—36. gbd. 80 Pf. — IV. Herr Hobelmann. Humoristische Erzählung. 54. gbd. 60 Pf. — V. Der Wilddieb. Der erkaufte Henker. Pech! 55—56. gbd. 80 Pfg. — VI. John Wells. Die Stiefmutter. Der Bekehrte. 57. gbd. 60 Pf. — VII. Die Moderatoren. Erzähl. aus Texas. 63. gbd. 60 Pf. — VIII. Herrn Mahlhubers Reise-Abenteuer. Hasenmeiers Abenteuer. 78—79. gbd. 80 Pf. — IX. Aus dem Matrosenleben. 568—569. gbd. 80 Pf. —

Gerstäcker, Friedr., X. Der Schiffszimmermann. Die Nacht auf dem Walfisch. 570. gbd. 60 Pf. — XI. Die versunkene Stadt. Germelshausen. Der Kladautermann. 577—578. gbd. 80 Pf. — XII. Das Wrack. Der Schiffs-Kapitän. 579. gbd. 60 Pf.

Glümer, C. v., Gesühnt. Nov. 257.

Goedicke, Elisabeth, Jens Larsen. Roman. 405—407. gbd. M. 1.—. Geschenkband M. 1.60.

Goethe, Gedichte. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.25, Halbleinenband 85 Pf.

— West-östlicher Diwan. gbd. 75 Pf.

— Faust. Erster u. zweit. Teil. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.25.

— Italienische Reise. gbd. M. 1.—.

— Die Wahlverwandtschaften. gbd. 80 Pf.

— Wilh. Meisters Lehrjahre. gbd. M. 1.20.

— — Wanderjahre. gbd. M. 1.—.

— Aus meinem Leben. gbd. M. 1.20.

— Hermann und Dorothea. 39. kart. 40 Pf., gbd. 60 Pf.

— Werthers Leiden. 70. gbd. 60 Pf.

Gotthelf, Jeremias, Der Bauernspiegel. 451—455. gbd. M. 1.50.

— Uli der Knecht. 456—460. gbd. M. 1.50. Bibliotheksbd. M. 1.25.

— Uli der Pächter. 461—465. gbd. M. 1.50. Bibliotheksbd. M. 1.25.

— Uli I/II in 1 Lnbd. M. 2.50.

— Geld und Geist. 466—470. gbd. M. 1.50.

— Käthi die Großmutter. 471—475. gbd. M. 1.50.

— Die Käserei in der Vehfreude. 476—480. gbd. M. 1.50.

Grasberger, Hans, Die schöne Kastellanin. Maria-Buch. Zwei Novellen. 248-249. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Gregori, Ferdinand, Lyrische Andachten. Natur- u. Liebesstimmungen deutscher Dichter. Mit Buchschmuck von Fidus. 273—279. kart. M. 1.80, Lnbd. M. 2.—, Geschenkbd. M. 3.—. In Ganzlederband M. 5.—.

Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Illustr. von H. Vogeler-Worpswede. Geschenkband M. 3.—.

— Auswahl. (50 der schönsten Märchen für die Jugend.) Kart. M. 1.20.

Groller, B., Lori Bergmann. Vor der Ruhe. Seitensprünge. Nov. 138.

Gubalke, Lotte, Reinhold Stades Liebe und andere Erzählungen. 448—449. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Gubalke, Lotte, Das steinerne Haus. Erz. 571.

— Gottfried Damm. Der Schweinehirt und der Ritter. Zwei Nov. 572.

— Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf.

Gudrun, Deutsches Heldenlied. Übers. v. K. Simrock. Mit Einl. v. Gotth. Klee. 350—352. gbd. M. 1.—.

Gutzkow, Lebenserinnerungen. Lnbd. M. 2.—.

— Kleine Romane und Erzählungen. Lnbd. M. 2.—.

Halm, Ausgewählte Gedichte. 163. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Hamerling, Ralph und Blanka u. a. Erzähl. 529—530. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Harte, Bret, Ausgewählte Erzählung. I. 558. II. 559. III. 573. IV. 574.

— Alle vier Nrn. in 1 Bd. gbd. M. 1.20.

Hartmann, Der Krieg um den Wald. 174—175. gbd. 80 Pf.

Hauff, Lichtenstein. 41—43. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.50.

Hebbel, Sämtl. Gedichte. gbd. M. 1.50.

— Die Nibelungen. gbd. M. 1.—.

Hebel, Alemannische Gedichte. 324-326. gbd. M. 1.—.

Heigel, Karl v., Im Isartal. Eine Erzählung. 252. gbd. 60 Pf.

Heine, Buch der Lieder. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.50.

Hoffmann, Phantasiestücke. gbd. 1.20.

— Elixiere des Teufels. gbd. M. 1.—.

— Kater Murr. gbd. M. 1.20.

— Letzte Erzählungen. — Meister Floh. Gbdn. M. 1.50.

Holzamer, Wilhelm, Am Fenster. Der arme Lukas u. a. Erz. 308-310. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.60.

Huch, Ricarda, Der Mondreigen von Schlaraffis. 409—410. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Ibsen, Gedichte. Übers. u. eingel. von H. Neumann. 220. gbd. 60 Pf.

Jensen, Wilhelm, Der Tag v. Stralsund. Erzählung aus der Hansezeit. 3—4. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

— Westwardhome. Novelle. 442—443. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Kehren, Berta, Der Wahrheit die Ehre. Erzählg. 556—557. gbd. 80 Pf.

Kompert, Leop., Aus d. Ghetto. 6 Erz. 395—398. gbd. M. 1.20.

— Böhmische Juden. 3 Erz. 401—404. gbd. M. 1.20.

Kompert, Leop., Neue Geschichten aus dem Ghetto. 494—498. gbd. M. 1.50.
— Am Pflug. gbd. M. 1.50.
— Zwischen Ruinen. Roman. gbd. 1.80.
— Franzi und Heini. gbd. M. 1.20.

Krobath, Karl, Michels Brautwerbung u. and. Kärntner Dorfgeschichten. 533—534. gbd. 80 Pf.

Kügelgen, W. v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Mit Nachwort v. Anna v. Kügelgen und Auszügen aus W. v. K.s Briefen. Herausg. v. Ad. Stern. 101—107. gbd. M. 1.60 und M. 2.—, Geschenkbd. M. 3.—. Feiner Ganzlederband M. 5.—.

Kurz, Herm., Schillers Heimatjahre. Roman. 115—120. gbd. M. 1.80.
— Der Sonnenwirt. Roman. 121—126. gbd. 1.80.

Laube, H., Der deutsche Krieg. Historischer Roman. 4 Lnbde. M. 12.—.
— Das erste deutsche Parlament. In 1 Leinenbd. M. 4.—.
— Dramaturgische Schriften. In 1 Leinenbd. M. 4.—.

Liliencron, Detlev v., Zehn ausgew. Novellen. 149—150. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
— Novellen und Gedichte. In eleg. Pappband M. 1.50.

Ludwig, Otto, Zwischen Himmel und Erde. 13—14. gbd. 80 Pf. Geschenkband M. 1.50. — Die Heiteretei und ihr Widerspiel. 82-84. gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.60.
(Weiteres im ausführl. Katalog.)

Lyriker, Deutsche I: Detlev von Liliencron, von H. Benzmann. 148. gbd. 60 Pf.
(Mit etwa 40 Gedichten Liliencrons.)
— **II:** Martin Greif, von L. Kiesgen. 237. gbd. 60 Pf.
(Mit etwa 50 Gedichten Greifs.)
— **III:** Richard Dehmel, v. R. Frank, 400. gbd. 60 Pf.
(Mit etwa 35 Gedichten Dehmels.)
— **IV:** Prinz Emil v. Schoenaich-Carolath, v. L. Krapp. 481—482. gbd. 80 Pf.
(Mit etwa 30 Gedichten Carolaths.)
— **V:** Stephan Milow, v. Eduard Engel. 491—492. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
(Mit etwa 80 Gedichten Milows.)

Lyriker, Deutsche VI: Gustav Falke, v. Fr. Castelle. 538—539. gbd. 80 Pf.
(Mit etwa 50 Gedichten Falkes.)
— **VII:** Ferd. von Saar, v. M. Morold. 540—541. gbd. 80 Pf.
(Mit etwa 75 Gedichten Saars.)

Meinhardt, Ad., Auf dem Heilwigshof. Erzählung. 261. gbd. 60 Pf.

Meister-Novellen neuer Erzähler. Bd. I—VI. In Bibliotheksband je M. 2.50. In Geschenkbd. je M. 3.—. Jeder Band in sich abgeschlossen, ohne Banddbezeichnung! (Ausführliche Verzeichnisse kostenfrei!)

Meyr, Melchior, Erzählungen aus d. Ries. (I): Ludwig u. Annemarie. Ende gut, alles gut. 66-68. gbd. M. 1.—.
— dasf. (II): Die Lehrersbraut. Der Sieg d. Schwachen. 91-93. gbd. M. 1.—.
— dasf. (III): Regine. Gleich und gleich. 142—144. gbd. M. 1.—
— dasf. (IV): Der schwarze Hans. Georg. 177—179. gbd. M. 1.—.

Milow, Stephan, Arnold Frank u. and. Erz. 423—424. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
— Gedichte. 491—492. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Mörike, Eduard, Gedichte. Idylle v. Bodensee. 287—290. gbd. M. 1.20, Geschenkband M. 1.80.
— Maler Nolten. Roman. 291—295. gbd. M. 1.50, Geschenkband M. 2.40.
— Novellen u. Märchen. 296—297. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
— Das Stuttgarter Hutzelmännlein. 298-299. gbd. 80 Pf., Geschkbd. M. 1.50.
— Mozart auf der Reise nach Prag. Nov. 300. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Multatuli, Minnebriefe u. Millionenstudien in Auswahl. 81.
— Insam kassiert. Erzählung 253.

Niemann, Aug., Frauenliebe. Novelle. 322. gbd. 60 Pf.

Nieritz, Der Pauken-Doktor. Der Bettelvetter. 566-567. gbd. 80 Pf.

Niese, Charl., Fünf ausgewählte Erz. 432-433. gbd. 80 Pf., Geschkbd. M. 1.50.

Nordhausen, R., Das Gespenst. 412.
— Trumpf! 5 heitere Geschichten. 493.

Perfall, Frhr. v., Die Landstreicherin. Oberbayr. Erzählung. 328.
— Ein Akkord. — Die Libelle. Zwei Novellen. Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Petersen, Marie, Die Irrlichter. 77. gbd. 60 Pf., Geschenkband M. 1.20.
— Prinzessin Ilse. 88. gbd. 60 Pf. Geschenkband M. 1.20.
Pichler, Adolf, Der Flüchtling. Ein Brautpaar. Tiroler Geschichten. 267—268. gbd. 80. Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
Raabe, Wilhelm, Eulenpfingsten. Hum. Erzählung. 499—500. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
— Frau Salome. Novelle. 535—536. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
Reuter, F., Polterabendgedichte (Kuklapp). Lustsp. 185—187. gbd. M. 1.—. — Läuschen un Rimels. 188—190. gbd. M. 1.—. — De Reis' nah Belligen. 191—192. gbd. 80 Pf. — Kein Hilfung. 193—194. gbd. 80 Pf. — Hanne Nüte. 195—196. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50. — Ut de Franzosentid. Woans ick tau' ne Fru kamm. 197—198. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50. — Ut mine Festungstid. 199—201. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.60. — Schurr-Murr. 202—204. gbd. M. 1.—. — Ut mine Stromtid. 205 — 211. gbd. M. 2.—, Geschenkbd. M. 3.—. — Dörchläuchting. 212-214. gbd. M. 1.—. — Montecchi un Capuletti (Reis' nah Konstantinopel). 215-217. gbd. M. 1.-.
Richter, Ludw., Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Mit Einleitung von Ferd. Avenarius. (Volksausgabe des Dürerbundes.) Brosch. M. 2.50, Lnbd. M. 3.—, Geschkbd. M. 4.—, Ganzleddb. M. 5.—.
Rietschel, Ernst, Jugenderinnerungen. 147. gbd. 60 Pf.
Roquette, Otto, Das Eulenzeichen. Die Tage d. Waldlebens. Zwei Nov. 164-165. gbd. 80 Pf., Geschbd. M. 1.50.
Rosegger, Peter, Der Höllbart. Novelle. 61—62. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
Rückert, Fr., Liebesfrühling. gbd. M. 1.20, Geschenkband M. 1.80.
Saar, Ferdinand von, Novellen aus Österreich. 2 Lnbde. M. 6.—.
— Herbstreigen. 3 Nov. Lnbd. M. 3.—.
— Tragik des Lebens. Lnbd. M. 2.50.
— Innocens. Novelle. Lnbd. M. 1.20.
— Doktor Trojan. Conte Gasparo. Sündenfall. 3 Novellen. 549—550. gbd. 80 Pf. Geschenkbd. M. 1.50.
Schanz, Frida, Die Alte. Erzähl. 315.
— Der Armenarzt u. and. Erzähl. 447.
— Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
— April! April! u. and. Erzählungen. 528. gbd. 60 Pf.
Scherr, Johannes, Die Pilger der Wildnis. Historische Novelle. 301-307. gbd. M. 2.—.
— Nemesis. Nov. 316-320. gbd. M. 1.50.
— Die Tochter der Luft. Novelle. 328—331. gbd. M. 1.20.
— Michel. Gesch. eines Deutschen unsrer Zeit. 434—441. gbd. M. 2.50. In Ganzlederband M. 5.—.
— Schiller. Kulturgesch. Novelle. 415—422. gbd. M. 2.50. In Ganzlederband M. 5.—.
— Größenwahn. 4 Kapitel a. d. Geschichte menschl. Narrheit. 388—393. gbd. M. 1.80.
Schiller, Gedichte. gbd. 75 Pf., Halbleinenbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.—.
— Wallenstein. (I—III.) gbd. M. 1.—.
Schoebel, A., Am Heldengrabe u. and. Erzählungen. 521.
Schoene, Heinr., Der König d. Täufer. Geschichtl. Erzähl. 155. gbd. 60 Pf.
Schrutz, Dem., Deklamatorium für Haus u. Welt. Mit einer Einleitung „Über den Vortrag". Brosch. M. 2.—. Kart. M. 2.40. Geschenkband M. 3.—. (7.—12. Tausend.)
Schücking, Levin, Hart am Rande. Deutsche Eroberungen. Zwei Novellen. 172—173. gbd. 80 Pf.
— Die Turmschwalbe. Roman. 444—446. gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.60.
— Pulver und Gold. Roman aus dem Kriege 1870—1871. 575-576. gbd. 80 Pf.
Seidl, Joh. Gabr., Bifolien (Gedichte). 254—256. gbd. M. 1.—.
— Ausgewählte Novellen. 271—272. gbd. 80 Pf.
Simrock, Karl, Das Amelungenlied. Mit Einleitg. v. G. Klee. Teil I/III. 364—373. gbd. M. 2.50.
— Rheinsagen. Mit 8 Abb. gbd. M. 2.—, Geschenkbd. M. 3.—.
Stave, L., Doktor Blaubart u. and. Humoresken. 560.
Stenglin, F. v., Die letzte Ernte. Roman. 564—565. gbd. 80 Pf.
Stern, Ad., Der Pate d. Todes. Nov. 111.
— Vor Leyden. Heimkehr. 137.
— Beide Nrn. in 1 Band gbd. 80 Pf.

Stifter, Adalbert, Studien. In 1 Lnbd. M. 3.—. — Bunte Steine und Erzähl. in 1 Lnbd. M. 2.—. — Prokopus. Die drei Schmiede ihres Schicksals. 5. gbd. 60 Pf. — Bunte Steine. 15—17. gbd. M. 1.—. — Der Hochwald. 58. gbd. 60 Pf. — (Weiteres im ausführl. Katalog.)

Stillfried, Felix, Wedderfunn'n. De Hex von Moitin. Twei Geschicht. 244.

Strauß-Torney, Lulu von, Hinter Schloß u. Riegel u. a. Erz. 239-240. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Suttner, B. v., Ketten u. Verkettungen. Donna Sol. 133. gbd. 60 Pf.

— Franzl und Mirzl. Langeweile. Ermenegildens Flucht. Humor. Erz. 250-251. gbd. 80 Pf., Geschbd. M. 1.50.

Sydow, M. v., Anna Steinhofer. Erzählung. 145—146. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Tanera, K., Ein ehrenvolles Duell u. a. Erz. 511-512. gbd. 80 Pf., Geschenkband. M. 1.50.

Tegnér, E., Die Frithjofs-Sage. Gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.60.

Telmann, Konrad, Sein Nebenbuhler u. a. Erz. 554-555. gbd. 80 Pf.

Tennyson, Alfr., Enoch Arden. 394. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Tieck, Ludw., Vittoria Accorombona. Roman. 180—182. gbd. M. 1.—.

Trinius, A., Wenn die Sonne sinkt. Thüringer Erz. u. Skizzen. 241—242. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

— Heimatzauber u. and. Erzähl. 327.

— Bachfriedel u. and. Erzähl. 399. 327 u. 399 in 1 Bd. gbd. 80 Pf. Geschenkband M. 1.50.

Twain, Mark, Die 1,000,000 Pfundnote u. and. hum. Erz. u. Skizzen. 226.

— Tot oder lebendig u. and. humorist. Erzählungen und Skizzen. 227.

— Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf.

Viebig, Clara, Simson und Delila. Novelle. 129—30. geb. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Vogt, Carl, Der lange Christian und andere Novellen. 312.

Vögtlin, Ad., Sephora. Eine Novelle. 183—184. gbd. 80 Pf.

Voigt-Diederichs, Hel., Vorfrühling. Fünf ausgew. Novellen. 269—270. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Voß, Luise. 131. kart. 40 Pf. gbd. 60 Pf.

Walther von der Vogelweide. Übersetzt v. K. Simrock. Mit Einleit. v. G. Klee. 361—363. gbd. M. 1.—.

Wasserzieher, E., Deutsche Lyrik seit dem Ausgange der klassischen Zeit bis zur Gegenwart. 5.—8. Tausend. 166—170. gbd. M. 1.50.

— dass., Schulausgabe. gbd. M. 1.25.

Weigand, Wilh., Anselm, der Hartheimer. — Sirene. 337—338. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Westkirch, L., Wenn die Masken fallen u. a. Erzähl. 524—525. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Wichert, E., Schuster Lange. Novelle. 516-517. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Wilde, Oskar, Ballade vom Zuchthause zu Reading. 510. gbd. 60 Pf.

Willomitzer, J., Humoresken in Vers und Prosa. 489—490. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

— Geheimnis des Schutthaufens u. and. Humoresken. 522—523. gbd. 80 Pf.

Wolfram v. Eschenbach, Parzival u. Titurel. Übers. v. K. Simrock. Mit Einl. v. G. Klee. Teil I: 374—378.

— Teil II: 379—383. 1 Lnbd. M. 2.50.

Zapp, Arthur, Soldatenliebe. Roman. 580—582. gbd. M. 1.—.

Zoozmann, Richard, Zitaten- und Sentenzenschatz der Weltliteratur aus alter und neuer Zeit. Eine Sammlung von deutschen und fremden Zitaten, Sentenzen, Denk- und Wahlsprüchen, geflügelten Worten, Sprichwörtern und Redensarten, Bauernregeln usw. nach Schlagworten geordnet. In Leinenband M. 3.—, in Geschenkband M. 4.—.

Etwa 20000 Nachweise sind in dem stattlichen und gediegen gebundenen Bande unter Beifügung der Quellen vereint. Der reichhaltigste und dabei wohlfeilste Zitatenschatz!

Weitere Nummern befinden sich in Vorbereitung!

Ausführliche Kataloge kostenfrei!

Die Meisterwerke der deutschen Bühne

unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter herausgegeben von

Prof. Dr. Georg Witkowski (Leipzig).

Goethe, Clavigo (Prof. Dr. Rich. M. Meyer). Nr. 31.
— Egmont (Dr. Max Morris). Nr. 1.
— Faust, Bd. I.: Der Tragödie 1. u. 2. Teil; Urfaust; Entwürfe und Skizz. (G. Witkowski.) Nr. 45-48.
— dasf., Bd. II.: Kommentar (G. Witkowski). Nr. 49-52.
— dasf., beide Bände in 1 Lnbd. M. 3.—, in 2 Lnbdn. M. 3.60.
— — dasf., Ausg. auf Dünndruckpap. beide Bde. in 1 egs. Lnbd. M. 4.—.
— Götz von Berlichingen (Prof. Dr. Ad. Hauffen). Nr. 13.
— Iphigenie auf Tauris (Prof. Dr. Hans Morsch). Nr. 44.
— Laune des Verliebten. — Die Geschwister (Prof. Dr. J. Minor.) Nr. 27.
— Torquato Tasso (Prof. Dr. Victor Michels). Nr. 28.

Grabbe, Napoleon (Dr. Rob. Hallgarten). Nr. 11.

Grillparzer, Die Ahnfrau (Dr. Moritz Becker). Nr. 9.
— Die Jüdin von Toledo (Dr. Moritz Becker). Nr. 38.
— Des Meeres und der Liebe Wellen (Dr. Moritz Becker). Nr. 37.
— Sappho (Dr. M. Becker). Nr. 10.
— Das goldene Vließ (Dr. Moritz Becker). Nr. 14—15.

Gutzkow, Der Königsleutnant (Prof. Dr. Alfred Klaar). Nr. 58.
— Das Urbild des Tartüffe (Prof. Dr. Alfred Klaar). Nr. 56.
— Uriel Acosta (Prof. Dr. Alfred Klaar). Nr. 57.
— Zopf und Schwert (Prof. Dr. Alfred Klaar). Nr. 55.

Halm, Griseldis (Dr. Anton Schlossar). Nr. 16.
— Der Sohn der Wildnis (Dr. Anton Schlossar). Nr. 39.

Hebbel, Agnes Bernauer (Prof. Dr. R. M. Werner). Nr. 17.
— Gyges und sein Ring (Prof. Dr. R. M. Werner). Nr. 36.
— Herodes und Mariamne (Prof. Dr. Max Koch). Nr. 53.
— Judith (Prof. Dr. R. M. Werner). Nr. 42.
— Maria Magdalena (Prof. Dr. R. M. Werner). Nr. 41.

Hebbel, Die Nibelungen (Prof. Dr. R. M. Werner). Nr. 29—30.

Ibsen, Ein Puppenheim (Nora) neu übers. v. M. Lie. (Prof. Dr. Roman Woerner.) Nr. 18.

Kleist, Prinz Friedrich v. Homburg (Prof. Dr. R. Schlösser). Nr. 7.
— Das Käthchen v. Heilbronn (Frl. Anna Ettlinger). Nr. 19.
— Der zerbrochene Krug (Prof. Dr. Oskar Walzel). Nr. 32.

Körner, Zriny (Dir. Dr. E. Wasserzieher). Nr. 26.

Laube, Graf Essex (Prof. Dr. A. von Weilen). Nr. 61—62.
— Die Karlsschüler (Prof. Dr. A. von Weilen). Nr. 59—60.

Lessing, Emilia Galotti (Prof. Dr. G. Kettner). Nr. 63.
— Minna von Barnhelm (Gymn.-Dir. Dr. A. Behme). Nr. 43.
— Nathan der Weise (Prof. Dr. Rich. M. Meyer). Nr. 35.

Ludwig, Der Erbförster (Prof. Dr. Adolf Stern). Nr. 54.
— Die Makkabäer (Prof. Dr. Adolf Stern). Nr. 12.

Schiller, Braut von Messina (Prof. Dr. A. Leitzmann). Nr. 23.
— Don Karlos (Prof. Dr. Georg Witkowski). Nr. 33—34.
— Fiesko (Prof. Dr. Georg Witkowski). Nr. 21.
— Die Huldigung der Künste. — Demetrius (Prof. Dr. Georg Witkowski). Nr. 40.
— Jungfrau von Orleans (Prof. Dr. Fr. Munker). Nr. 5.
— Kabale und Liebe (Prof. Dr. Georg Witkowski). Nr. 22.
— Maria Stuart (Prof. Dr. A. Leitzmann). Nr. 4.
— Die Räuber (Prof. Dr. Georg Witkowski). Nr. 20.
— Wallenstein (Prof. Dr. Alb. Köster). Nr. 2—3.
— Wilhelm Tell (Prof. Dr. Georg Witkowski). Nr. 6.

Shakespeare, Der Widerspenstigen Zähmung (Dr. Karl Zeiß). Nr. 25.

Uhland, Ernst, Herzog v. Schwaben (Prof. Dr. H. Fischer). Nr. 8.
— Ludwig der Bayer (Prof. Dr. Herm. Fischer). Nr. 24.

Preis jeder Nummer brosch. 30 Pf., gbd. 60 Pf. Doppel-Nr. gbd. M. 1.—.

Hesses kleine Haus-Bibliothek deutscher Klassiker.

I. Sammlung: **9 Klassiker in 16 Leinenbänden M. 25.—.**

Inhalt:

1. **Chamisso** . . 1 Band.	5. **Körner** . . . 1 Band.
2. **Goethe** . . . 4 Bände.	6. **Lenau** . . . . 1 Band.
3. **Hauff** . . . . 2 Bände.	7. **Lessing** . . . . 1 Band.
4. **H. v. Kleist** . 1 Band.	8. **Schiller** . . . 4 Bände.
	9. **Uhland** . . . 1 Band.

Diese Sammlung bildet den Grundstock für jede Bücherei!

II. Sammlung: **9 Klassiker in 15 Leinenbänden M. 25.—.**

Inhalt:

10. **Bürger** . . . . 1 Band.	14. **Heine** . . . . . 4 Bände.
11. **Eichendorff** . . 2 Bände.	15. **Ludwig** . . . . 1 Band.
12. **Grillparzer** . . 2 Bände.	16. **Mörike** . . . . 1 Band.
13. **Hebbel**, Meisterdramen 1 Band.	17. **Reuter** . . . . 2 Bände.
	18. **Wieland** . . . . 1 Band.

Diese II. Sammlung bildet die wichtige Ergänzung der ersten!

Beide Sammlungen zusammen:

18 Klassiker in 31 starken Leinenbänden M. 50.–

ein hübsches Wandregal dazu in imitiert Nußbaum **M. 10.—.**

Es sei noch besonders darauf hingewiesen, daß die Besteller obiger Bibliotheken einen Vorzugspreis genießen, da die darin enthaltenen Klassiker einzeln gekauft einen höheren Preis ergeben.

Für etwa schon vorhandene Klassiker können beliebige andere gewählt werden; die Preise für die Bibliothek ändern sich dann je nach der getroffenen Wahl.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Main
BARD COLLEGE LIBRARY
[redacted]
TEEN DAYS
NTS will be charged for each day

MAR 2 9 '35
DEC 2 1 2001

HOFFMAN MEMORIAL LIBRARY
BARD COLLEGE
ANNANDALE-ON-HUDSON, NEW YORK

Main
PT
2393
.A1
1900

Nikolaus Lenaus
sämtliche werke in zwei
bänden.

(83 L54)

WITHDRAWN